Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

gehalten

von

D. A. Schlatter

Professor und Frühprediger.

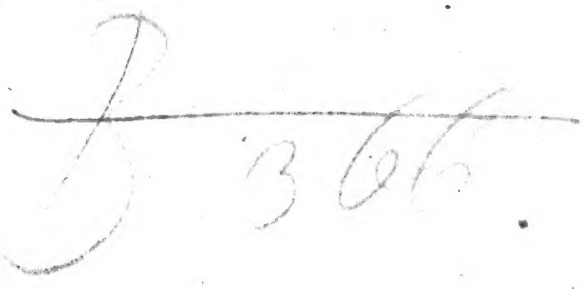
K. EVANG. PREDIGER-ANSTALT TÜBINGEN

Tübingen 1902

Druck und Verlag von Gg. Schnürlen

Nr. 1.

Pb II a 770 a



B 366

II. Advent.

(7. Dez. 1902.)

Matth. 25, 31–46.

Liebe Gemeinde!

Wir werden einst vor Jesus stehen und ihn sehen. Das ist die Bedeutung der Adventsgottesdienste, daß sie uns nicht nur an das Kommen dessen erinnern, der andern Leuten seine Gegenwart geschenkt hat, sondern daß sie uns auf den hinweisen, zu dem auch wir kommen und den wir einst sehn. Wie er uns begegnen wird, wie er sich zu uns stellt, das ist deshalb eine unvergleichlich wichtige Frage, weil er in der Sendung Gottes als der Offenbarer Gottes vor uns stehen wird. So stellt er sich in unserm Text vor uns: „Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters!“ Wen er ruft, dem ist der Segen Gottes geschenkt, jener Segen, der uns Gottes Herz erschließt und damit das ewige Leben spendet. Wem er aber sagt: „Gehet von mir!“ dem ist Gottes Gericht widerfahren; der hat den Zorn Gottes erlebt. Eben darum hat es Wichtigkeit, daß wir wissen, wie wir ihn treffen, wie er sich gegen uns verhalten wird. Wenn uns das Evangelium darüber nicht einen klaren, bestimmten Bescheid gäbe, so wäre es uns keine Hilfe, sondern würde Unsicherheit und bange Sorge auf unser Leben werfen. Dann stände am Ausgang unsres Lebens nur ein Fragezeichen, düster und angstvoll, so daß man es verstehen könnte, wenn es viele vorzögen, sich ohne das Evangelium und ohne Weihnachten im Leben einzurichten. Jesus

hat aber dafür gesorgt, daß jenes Fragezeichen verschwindet und wir einen bestimmten, klaren Bescheid auf die Frage erhalten: „Wie stehn wir einst vor ihm und was wird er uns sagen?“ Mit gutem Grund hat Matthäus gerade dieses unser Textwort an den Schluß des ganzen Unterrichts Jesu gestellt, und all die vielen, herrlichen Reden Jesu, die er uns mitgeteilt hat, mit diesem Wort zum Abschluß gebracht. Was er uns noch weiter zu erzählen hat, ist Jesu Heilandsthat, sein Gang zum Kreuz und ins ewige Leben. Jesu Lehre und Unterricht findet dagegen bei Matthäus ihre Vollendung dadurch, daß uns Christus bezeugt, nach welcher Regel er in der Herrlichkeit Gottes alle richtet, wie er also einst auch uns begegnen und an uns handeln wird.

Wie werden wir ihn finden? Was haben wir von ihm zu erwarten? Jesus sagt uns: Ihr werdet mich bereit finden, euch für jede Liebe zu danken, die ihr mir erwiesen habt.

1.

Als der, der ihnen Dank erstattet, wendet sich Jesus zu denen, die er auf seine rechte Seite stellt. „Ihr habt mich gespeist, besucht, gepflegt, getröstet; kommt deshalb zu mir, ihr Gesegneten meines Vaters.“ Über jedes Maß menschlicher Gerechtigkeit und Güte hinaus dankt er ihnen. Sie spendeten ihm die irdische Gabe, und sein Dank ist das Himmelreich. Sie halfen ihm mit der schwachen Freundlichkeit und Hilfe, die wir Menschen für einander haben; seine Gabe geschieht in der Herrlichkeit ewiger Gnade. Seht: das heißt verzeihn. Das ist gemeint, wenn uns Gottes Vergeben verkündigt wird. Aus allen Völkern stehn sie vor ihm, aus den mannigfachen Religionen und Nationen, Kirchen und Staaten, welche im Laufe der Geschichte gewachsen sind. Sie haben alle Teil am Wahn und an der Sünde der Erde, haben alle ihre Schuld und ihre Schande. Jesus redet aber nicht mit ihnen von

ihren Götzen, vor denen sie einst knieten; er rechnet ihnen nicht vor, was einst ihre Thorheit, ihre Schwachheit, ihr Unglaube, ihre Schuld gewesen ist. Sie hören aus seinem Munde nur das eine: Ihr habt mir Gutes gethan! und dafür giebt er ihnen nun das Himmelreich. Sie wissen selber nicht, wie das auf sie passen soll, wann sie ihm schon begegnet sind. Ihr Blick war beschattet; vielleicht drang das Evangelium niemals auch nur an ihr Ohr. Dennoch steht Jesus vor ihnen als der, der ihnen mit dem Himmelreich die Wohlthat dankt, die er empfieng.

Weil Jesus so an uns handeln wird und ein solches Vergeben an uns übt, deshalb ist jener Psalm auch für uns geschrieben: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden.“ Es will allen schwer glaublich scheinen, daß die Schatten einst alle schwinden, die uns jetzt begleiten, und der Druck sich wirklich löse, unter dem wir jetzt gebunden sind. Aber ihr seht, daß uns Jesus dies verspricht. Denen, die er zu sich ruft, folgt kein düsterer Schatten nach; denn das göttliche Vergeben, wie es Jesus an uns übt, hat ihn verscheucht. Und nun sind sie frei von jedem Druck, denn die zarte Heilandshand nahm jede Last von ihnen weg. Jetzt steht nichts anderes mehr in ihrem Blick, als der Eine, der ihnen den Segen des Vaters bringt. Dann „werden wir sein wie die Träumenden.“

2.

Jesus sagt uns: für die Liebe werde er uns danken, die wir ihm erweisen. Seht den Heiland aller Menschen! Der Menschenfreund steht vor uns, nicht der Freund der Gerechten, nicht der Freund der Theologen, nicht der Freund der Britten oder Deutschen, nicht der Freund der Christenheit — nein! der Menschenfreund. Er redet nicht von etwas, was nur wenige können, wozu eine bestimmte Unterweisung und besondere Ausrüstung oder Begabung erforderlich wäre; das, worauf sein Wohlgefallen

ruht und was er zum Grund macht, um deswillen er uns zu sich in sein Reich versetzt, das, l. Fr., können wir alle. Nur solche Erweisungen der Güte hat er hier aufgezählt, die in jeden Lebenslauf hineinpassen, zu denen das Vermögen und Geschick in jedermanns Händen liegt. So gewiß wir selber zu essen haben, vermögen wir auch die Hungrigen zu speisen. So gewiß wir selber gesund und fröhlich sind, so gewiß können wir Trauernde und Belastete erfreuen. Der Herr meint natürlich nicht, daß es nicht noch höhere, reichere Erweisungen der Liebe gebe, als die, die dieses Wort uns nennt. Wir würden ihn falsch verstehen, wenn wir jeden andern Dienst und Beruf für gleichgiltig erklärten über das hinaus, wodurch nach unserm Text die Liebe ihre Arbeit thut. Das wäre ein gefährlicher Gedanke; wir sollen ja nicht vergnügt zu unserm Textwort sagen: „oh, nur so wenig begehrt der Herr! wie schön ist es, daß er nicht mehr verlangt!“ Das wäre ein liebloses Wort; denn nur die Lieblosigkeit ist darauf bedacht, möglichst wenig zu geben und mit einer geringen Leistung den Dienst Christi von sich abzulösen. Solche lieblose Deutungen des Wortes Jesu könnten uns aber sehr gefährlich werden, weil wir, wenn die Lieblosigkeit sich in das Herz hineinfrißt, ohne es zu merken, auf die linke Seite kommen könnten, zu denen, die gelernt haben, hart und träg zu sein, zu denen, die es verstehen, die Menschen zu zertreten und zu beschmutzen, zu denen, gegen die Jesus mit flammendem Zorn das Wort der Gerechtigkeit sprechen wird: „Ich war hungrig und ihr habt mich nicht gespeist; geht weg!“

Allein so gewiß wir Jesu Wort nicht mißbrauchen dürfen: bedeutsam und wichtig bleibt es, daß er nicht von den großen Leistungen der menschlichen Güte und Kraft geredet hat, nicht von Thaten, die nur auf den Höhen der menschlichen Geschichte, wo die Sonne besonders kräftig scheint, wachsen, sondern von denjenigen Dingen, die jedermann kann. Jenes Wort ist an seinem Ort auch wichtig, welches Jakobus an

den Schluß seines Briefs gesetzt hat: „Wenn ein Bruder abirrt von der Wahrheit, und du bekehrst ihn von seinem Irrweg; wisse, daß du deine Seele gerettet hast! Du hilfst, wenn du dem andern zur Wahrheit hilfst, dir selbst.“ Das bleibt das Größte, was uns widerfahren kann, der höchste, schönste Dienst, den wir einander leisten können. Darüber hinaus giebt es kein lieblicheres und fruchtbareres Geschäft, als wenn wir es vermögen, Gottes Wahrheit in die Herzen der Leute zu legen, und sein Wort einem Menschen so zu sagen, daß er aus seiner Betäubung erwacht, und aus seinem Irrweg umkehrt zu einem tapfern, fröhlichen Leben in Gottes Gegenwart. In unserm Text hat aber Jesus hievon nicht gesprochen; auf die Hungrigen sieht er hier und auf die Elenden aller Art, auf die Not, die jedermann sieht, und die Hilfe, die jedermann zu bringen weiß. Jener Dienst, von dem jenes andere Schriftwort redet, wie groß ist er! Selten kommt uns eine solche Stunde, und wenn sie kommt, wer ist hiezu geschickt? Ebensowenig hören wir hier ein Wort, wie es Jesus an jene Gemeinden richtete, mit denen er in der Offenbarung sprach: „Sei getreu bis in den Tod, dann will ich dir die Krone des Lebens geben!“ O, er hat das Recht, die Treue zu fordern, die bis zum Tod nicht wankt, den Einsatz einer vollen Liebe und unsrer ganzen Kraft. Jesus ist aber nicht nur der Heiland der Starken, die bis zum Opfer ihres Lebens lieben. „Ich bin hungrig gewesen; und ihr habt mich gespeist;“ dies Wort giebt der Gnade ihre ganze Größe, damit reicht er seine Heilandshand allen, die noch irgendwie im Dienste Gottes stehn.

Wir können freilich alle auch das, was sein richtendes Wort mit seinem Haß und Fluch belegt. Wir können alle auch hart sein, einander wehthun und verwunden. Davor schützt uns keine Bildung, kein Unterricht, kein Stand. Wie das gnadenvolle Wort Jesu in jeden Lebenslauf hineinleuchtet, so fährt auch sein ernstes Wort an niemand vorbei, sondern

gilt uns allen, ja gilt gerade uns, die wir durch äußere und innere Vorzüge ausgezeichnet sind, mit besonderem Ernst. Wer hoch steht, steht auch in besonderem Maß in der Versuchung hart zu sein.

3.

„Mir habt ihr solches gethan!“ sagt Jesus; „ich danke euch für die Wohlthat, die ihr mir gewährtet.“ Da steht wieder Jesu klare, ganze Demut vor uns, mitten in der Bezeugung seiner königlichen Majestät. Es giebt wenige Worte im Evangelium, in denen Jesus ebenso hohes und herrliches von sich ausgesagt hat, wie er es in unserm Textwort thut. Er schaut sich auf Gottes Thron; die Engel umgeben ihn als seine Diener; die Menschheit ist vor ihm versammelt; er spricht zu jedem im Namen Gottes und sein Spruch ist Leben und Verderben. Alle kennt er, wie ein Hirte die Böke und die Schafe kennt, und für alle ist er der Wirker der göttlichen Gerechtigkeit. Gewaltig, königlich, unvergänglich offenbart sich in seinem Wort die Gewißheit seiner Sendung und das Geheimnis seines Wesens. Er hat damit ein Wort gesagt, das ihm niemand nachsprechen kann, das nur er zu sagen vermocht hat, das ihn zu unvergleichlicher Hoheit über uns stellt. Und eben jetzt, wo er seine Majestät vor uns enthüllt und als der spricht, der in der Gestalt Gottes steht, thut er es so, daß er sich zugleich zu jedem von uns herniederbeugt und sich uns zum Bruder macht. Und sei es der Geringste: „ihr habt es mir gethan“. Nicht nur die Großen sind seine Brüder. Und sei es ein Einziger: „ihr habt es mir gethan“. Nicht erst die Menge hat für ihn Wichtigkeit. Unser Herr hat sein Richter- und Königsamt so aufgefaßt, daß ihn Gott dadurch zum Bruder eines jeden gemacht habe.

Deshalb glauben wir ihm seine großen Worte. Darum klingen sie nicht hohl, ganz anders als die wüsten Träume derer, die sich überheben. Keiner, der sich selbst nach Größe

ſtreckt, beugt ſich bis zum Geringſten herab, daß er ihm zum Bruder ſei; Jeſus dagegen hat ſeine Majeſtät dazu gebraucht, damit er zu jedem von uns herantrete, jedem verbunden ſei, mit uns lebe, mit uns leide, für uns lebe, für uns leide, und jedem der Beſchirmer und Helfer ſei. Nicht trotzdem, daß er der Herr aller iſt, iſt er aller Bruder geworden; Jeſus hat es anders verſtanden, nämlich ſo: weil er unſer Herr iſt, wird er uns allen zum Bruder; er hat dadurch ſeine Hoheit und Gottheit wirkſam und offenbar gemacht, daß er alle zu ſich zieht. Darum darf er ſagen: thut ihr es einem der Geringſten, auch dann thut ihr es mir.

Damit erweitert und bereichert ſich der Blick auf Jeſus, den uns unſer Text gewährt. Er hieß uns zunächſt über den Bereich unſeres irdiſchen Lebens hinausblicken; wir faßten jene Stunde in's Auge, wo die jetzt noch verſchloſſene Thüre ſich für uns öffnet, der Lichtglanz von oben uns erreicht und wir herbeigeholt werden, damit wir vor Jeſus ſtehen. Der aber, der einſt zu uns kommen wird, iſt ſchon ein bei uns lebender. Indem er von der Zukunft ſpricht, lenkt er zugleich unſern Blick auf unſre Gegenwart. „Jetzt ſchon", ſagt uns Jeſus, „dient ihr mir oder verletzt ihr mich; ihr thut nichts, was nicht mich berührte; euer Wohlthun fließt zu mir hinauf; euer Übelthun berührt mein Herz". Er denkt dabei nicht nur an eine verborgene Gemeinſchaft, die ſich nur als ein unerforſchliches Geheimnis irgendwie an unſern Lebenslauf anheftete. Unſre Gemeinſchaft mit ihm ſtellt ſich vielmehr durch das her, was klar und greifbar den Inhalt unſeres Lebens ausmacht. Von dem, was täglich unſern Verkehr durchzieht, wie wir uns zu den Menſchen ſtellen, mit Wohl- und Übelthun, mit Lieben und Haſſen, davon hat uns Jeſus geſagt: „das berührt mich; damit triffſt du mich; deine Hand, die giebt, giebt mir; deine Hand, die ſchlägt, ſchlägt mich; bedenke, wem dein Lieben und dein Haſſen gilt." Das kann uns Jeſus deshalb ſagen, weil er ſich

ernsthaft eines jeden annimmt, und den Brudernamen nicht zum leeren Wort entweiht, sondern eine ernste, volle Wirklichkeit damit beschreibt. Kein Menschenkind steht auf Gottes Erde, auf das sein Auge nicht schaut, dessen Name nicht in seinem Herzen stände, für dessen Wohl und Heil er nicht die Sorge auf sich nähme. Darum ob wir lieben oder hassen: es trifft ihn.

Die Leute, die er in seiner Erzählung beschreibt, wußten das nicht. Er redet mit Absicht von solchen, die er aus der Ferne holt, die das Wort, das wir besitzen, nicht vernommen haben. Wir dagegen wissen das; uns ist es gesagt, daß unser Werk entweder Christo dient oder ihn betrübt, und unser Lieben nicht nur den Menschen hilft, sondern Jesu Willen thut. Weil wir das wissen, wird unsere Bosheit und unser Hassen, der Schmutz, den wir aufeinander werfen, das Weh, das wir einander anthun, uns zwiefach zur Schuld. Wiederum weil wir das wissen, darf unser Herz doppelt munter, doppelt fröhlich sein zu jeder That der Güte, die den andern dient.

Nun ist es uns doch vielleicht bang geworden, und wir sind schließlich geneigt zu klagen, der Text halte uns nicht, was uns im Eingang versprochen war. Wir stellten an den Eingang das Versprechen: wir würden eine klare Antwort auf die Frage finden, wie sich Jesus zu uns stellen wird. Nun gehn wir vielleicht mit beschwertem Herzen heim. Denn wir alle haben helle und dunkle Tage in unserem Leben, und können beides, segnen und fluchen, wohlthun und wehthun. Wir erinnern uns an den einen, der unsere Härte erfuhr, und denken an den andern, dem wir Liebe erwiesen. Wie nun? An welchen von beiden wird der Herr denken? Wird er uns dann, wenn wir ihn sehn, sagen: „weißt Du noch, wie hart Du damals warst?“ Oder wird er uns sagen: „Du hast mich gespeist?“ Was sollen wir thun, wenn uns im

Blick auf die Gebrechlichkeit und Befleckтheit unſeres Wandels das Herz bang geworden iſt? Jeſu Antwort iſt klar und gewiß. Nie hat er dazu von unſerem Werk und Lieben geredet, damit wir ungläubig würden, ſein Werk vergeſſen, ſein Lieben bezweifeln, von ihm weg uns wenden und unſer Vertrauen wegwerfen. Immer hat Jeſu Wort die Einladung bei ſich: glaube mir! Wenn wir unſere Werke meſſen und unſer Lieben wägen, da giebt es freilich kein ruhiges Gewiſſen und, ſo lange wir ein klares Auge behalten, nur einen ſchwankenden Stand. Darum ſagt uns Jeſus auch nicht, daß wir unſere Liebe wägen und berechnen, unſer Werk preiſen und beſchreiben ſollen. Er ſelbſt iſt der Richter über unſer Werk, nicht wir, und er mißt unſere Arbeit mit jener Gnade, die eins mit der Wahrheit und Gerechtigkeit iſt. Wir dürfen deshalb ihm glauben, dürfen zu ihm aufſehn mit dem Glaubenswort: Du weißt, daß ich nur von Deiner Gnade lebe, daß ich Dein Vergeben bedarf und in nichts meine Gerechtigkeit habe, als in Dir allein. Vor ihm dürfen wir uns beugen mit der flehenden Bitte „verzeih," und wiſſen, daß wir nicht vergebens bitten. Sowie wir aber glaubend auf ihn ſehen und an ihm unſere Gerechtigkeit haben, dann hören wir auch gerne, daß er aller Bruder iſt, und laſſen es uns ſagen: geh, diene mir, indem Du den Menſchen dienſt; ich werde Dir danken für jede Liebe, die Du mir erzeigſt. Auch wenn wir nächſtens Weihnacht feiern und beim Chriſtbaum ſtehn, wollen wir daran denken: wir feiern die Geburt deſſen, den auch wir einſt ſehen, die Geburt deſſen, den wir mit jeder reinen Güte erfreuen, die den andern hilft. Amen.

Epiphanias.

(6. Jan. 1903.)

Matth. 2.

Liebe Gemeinde!

Der Herr Christus ist nicht deshalb geboren, damit er auf Erden etwas für sich selbst erarbeite und gewinne; vielmehr: „uns ist ein Kind geboren, ein Sohn ist uns gegeben.“ So hat schon Jesaja den Sinn der Weihnachtspredigt bestimmt. Unter uns und in uns entsteht durch seine Geburt und Gegenwart ein Neues: die Kirche, jene, die es in göttlichem und ewigen Sinne ist, die Gemeinde Gottes, der Jesus Macht gegeben hat, Kinder Gottes zu sein. Darum erzählt uns auch Matthäus sofort von jenen Männern, die Gott aus der Ferne herzugerufen hat, damit sie Jesus suchten und fänden. Sowie sich unser Auge aber auf die Lage und Arbeit der Kirche richtet, dann bleiben uns die ernsten Sorgen nicht erspart. Da geschieht nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart viel Schweres und Schmerzliches, statt Kraft Lahmheit, statt Wahrheit leere Worte, statt Leben aus Gott Erstorbenheit. Wir bekommen aber durch unser Evangelium den rechten Trost für alle Sorgen und Schmerzen, welche die Notstände in der Christenheit uns bereiten:

Gott führt die Leute zu Jesus;
Der Weg ist schmal;
Die Treue überwindet.

1.

Wird jemand das Kind finden, das in Bethlehem geboren ist? In der Weihnacht holten ihm die Engel die

ersten Anbeter herbei. Aber diese Evangelisten konnten ihren Dienst nicht weiter fortsetzen. Sonst wären ja Himmel und Erde bereits vereint worden; die Zeit wäre schon vergangen, das Ewige erschienen und die Herrlichkeit Gottes offenbar. Mit dem Weihnachtstage ist aber nicht das Ende der Zeit angebrochen, sondern der Anfang einer neuen Zeit der Gnade uns gegeben worden, damit wir unser irdisches Leben und unsre menschliche Geschichte beim Vater verleben. Darum verschwand der Engelchor der Weihnacht wieder in der Unsichtbarkeit, und der Menschensohn blieb allein zurück, der, welcher als Menschensohn Gottes Werke an uns tut. Nun lag er da ohne Himmelsglanz, in unsre Schwachheit eingeschlossen, mit dem Beruf, in der Verborgenheit offenbar und in der Demut herrlich zu sein. Kann ihn so jemand finden? Wird es eine Gemeinde geben, die ihn kennt? Seht, sagt uns Matthäus, sie kommen, nicht nur aus Jerusalem, nicht nur aus der Mitte derer, welche die Verheißungen der Schrift kannten, sondern aus dem fernen Osten und aus dunkler heidnischer Nacht, und verlangen Einlaß in die Königsburg Jerusalems mit der Frage: „wo ist der neugeborne König der Juden? Führt uns zu ihm!“

Seinen Stern hatten sie gesehen. Daß es Christi Stern war, stand nicht in ihren astronomischen Büchern und kein Gelehrter ihrer Zunft konnte ihnen das sagen, auch kein Jude, der ihnen die Verheißung der Propheten deutete und erzählte, welch herrlichen Ausgang Gott der Geschichte Israels bereiten werde. Außer dem, was sie am Himmel sahn, und außer dem, was sie von Israel hörten, geschah hier noch ein verborgenes Werk Gottes in ihren Herzen, das ganz besondere Herrlichkeit und Majestät an sich trägt. Er schuf in ihren Herzen die Gewißheit: „wir sehn den Stern Christi; uns ruft er; wir dürfen, wir müssen ihn suchen, und wir werden ihn finden.“ Nachdem Gott ihnen solche Gewißheit gegeben hatte, brachen sie auf nach Jerusalem.

Wenn sich diese Geschichte nicht Jahr um Jahr immer

wieder wiederholt hätte, hätten wir heute keine Kirche Christi mehr und vernähmen kein lebendiges Evangelium weder hier noch anderswo. Der Weg zu Jesus ist für viele unter uns weit, ebensoweit wie der der Weisen, die von ihren Sternen hinüberwanderten zum Gott der Schrift und von ihren Götterbildern zum Kind in Bethlehem. Bald sind es die Gedanken der Leute, die sich verwickeln und wie eine Dornhecke sie umschließen, so daß der Weg zu Jesus für sie nicht mehr gangbar ist; bald sind es die Wünsche und Triebe des Herzens, die uns wie eine Fessel lähmen und uns nur noch diejenige Bahn offen lassen, auf welche uns unsre Leidenschaft treibt. Viele unsrer Zeitgenossen bewegt die Sorge, ob sie wirklich Menschen seien und nicht bloß ein Tierlein. Denn die Natur dehnt sich unendlich groß vor unserm Blick; Körper hängt sie an Körper und durch den vollen Weltraum strömt unerschöpflich und unermüdlich die Kraft. Was wird aus dem kleinen Maß von Geist, das in uns lebt? Und wie sollen wir noch zu Jesus kommen, wenn es uns nicht mehr gewiß ist, daß wir mehr sind als ein Gebilde der Natur? Bei ihm finden wir nicht Stoff, nicht Kraft, weder bloß Natur noch bloß Kultur. Was soll es denn sein, was er uns zu geben hat?

Andern gefällt die Judenschaft nicht, in welcher Jesus geboren ist. Die Weisen zogen aus, den „neugeborenen König der Juden" zu suchen. Wen zieht das jetzt noch an? Mancher sagt: Den Juden mag ich nicht.

Ein anderer stößt sich am Zustand der Christenheit. Er sagt: an euern Früchten soll man ihn erkennen, aber die Früchte, die ich an euch sehe, sind ungenießbar und faul. Mancher spricht so mit tiefer Überzeugung, wenn ihm ein unreines Christentum begegnete, das den Namen Jesu mißbraucht, wenn sich z. B. an die christliche Überzeugung ein hoffärtiger Sinn anhängte mit engem Blick und boshaften Neigungen, so daß sich ein steter Zwiespalt und Widerspruch durch das ganze Leben zieht.

Zahlreich sind auch die, welche uns sagen: wozu sollen wir nach Bethlehem pilgern? Wir haben ja das Christentum bei uns. Die christlichen Gedanken sind schön und erbaulich; die christliche Moral ist nützlich und gibt manchen Antrieb zum Guten, und die christliche Sitte ist eine Wohltat für jedermann. Wenn wir diese Güter und Kräfte auf uns wirken lassen, was kann uns denn Jesus noch geben? Wir werden zwar gewiß mit Ehrfurcht an ihn denken und ihm den Dank der Bewunderung gelegentlich spenden; aber zu ihm zu kommen, wie die Weisen es taten, um vor ihm und zu ihm zu beten, wo fände sich hiezu ein treibender Grund und was könnten wir davon erwarten als heilsame Frucht?

So ist freilich für viele unter uns der Weg zu Jesus weit. Aber eben so gewiß ist das andere: der Weg zu ihm bleibt gangbar und offen, und er ist dies auch für uns, wie er es für die Weisen war. Denn Gott führt Jesu die Leute zu. Mitten in all diesen Verwicklungen und Hindernisse hinein scheint sein Stern, und die Gewißheit bricht durch: uns ruft er, uns gilt die Stimme des guten Hirten; wir dürfen zu ihm treten als zu unserm Herrn.

Wenn wir erzählen könnten, wie Gott das immer wieder macht, was er dabei zum selben Zweck braucht, zu dem den Weisen ihr Stern gedient hat, durch welche Erlebnisse und Wendungen des Lebens er den Leuten die Erkenntnis Jesu gab und gibt: das gäbe das Wunderbuch, das über alle Wunder wäre. Gottes Werk vollzieht sich jedoch im Stillen. Es gewährt uns aber auch so, was wir nötig haben, und gibt jeder Zeit und jedem Geschlecht wieder die fröhliche Gewißheit, daß Jesu Stern sich immer wieder zeigt und die Bahn zu ihm uns frei gemacht wird, so daß wir uns mit Glauben und Anbetung zu ihm stellen dürfen, weil die Fesseln fallen, die uns von ihm scheiden, nichts mehr zwischen uns und ihn treten kann, und der offene Zugang zu ihm uns gegeben ist durch Gottes Gnade, die den Glauben schafft. Haben auch wir etwas hievon erlebt, so wollen wir diesen

unsern Gottesdienst dazu benützen, Gott dafür herzlich zu danken und ihm inwendig unser Loblied darzubringen, ihm, dem Erbarmer, der den Weg zu Jesus offen hält für jedermann.

2.

Der Weg, den uns Gott bahnt, ist freilich schmal, nicht eine breite Straße, auf der die Menge wandert, sondern ein Pfad, den nur der findet, der mit ernstem Entschluß und ganzem Herzen der Leitung Gottes folgt. Auch das, was die Weisen erlebten, macht diese Regel Gottes offenbar. Wie sie in Jerusalem eintrafen, fanden sie niemand, den das, was sie erfüllte, auch bewegt hätte. Sie fragen nach dem Könige und niemand weiß Bescheid. Nur ein Schriftwort wird ihnen dargereicht, das freilich eine große Gabe für sie war, weil es ihnen zeigte, wie sie zum Ziel gelangen und Christus finden können. Aber die lebendigen Leute um sie her blieben alle stumm und kalt, und schloßen sich ihnen nicht an. Sie vollenden daher einsam ihren Weg, nicht getragen von der Zustimmung der vielen, allein, im Gehorsam gegen das Wort Gottes, das in ihr Herz geschrieben war.

Ganz Jerusalem erschrack. Sie stießen mit ihrer Botschaft nicht nur auf Gleichgiltigkeit und Kälte, sondern allerlei Argwohn und schlimmer Verdacht erwachten. Feindschaft lauerte im Hintergrund, und verbarg sich nur mühsam hinter freundlichen Geberden. So wurde ihr Weg schmal.

Wiederholt sich nicht auch dieser Teil unserer Geschichte beständig? Wenn das Evangelium in irgend einen Ort lebendig hineinfährt, heißt es nicht immer wieder: „und die ganze Stadt erschrack?“ Sind etwa wir nicht auch zuerst erschrocken, als es uns mit seiner Kraft ergriff?

Warum fahren wir erschreckt zusammen, wenn der Name Jesu erscheint und das Zeugnis von ihm ergeht, und Gott sein Siegel dazu gibt und mit Geist und Wahrheit es in uns beglaubigt? Daß der König Herodes erschrack, verstehen wir leicht. Er verteidigte seinen Thron, die Frucht eines

jahrelangen Kampfes und Strebens, dem er alles: Gewissen, Ehre, Glück und Leben, geopfert hatte. König wollte er sein, und nachdem er es geworden war, schirmte er den Ertrag seiner Arbeit und das Ziel seines Ehrgeizes gegen Gott und Menschen mit gewappneter Hand. Auch dieser Teil unserer Geschichte beleuchtet das, was immer wieder geschieht. Wir können nicht zu Jesus hinzutreten, ohne daß der lebendige Gott vor uns steht, nicht bloß jener gute Vater, der über den Sternen wohnt, nicht ein unnennbarer Weltgrund, der heimlich alles, was geschieht, umfaßt, nicht eine unendliche Substanz, in deren Anschauung ein Menschenherz sich träumend verlieren kann, wenn es sich betäuben will; bei Jesus begegnet uns vielmehr der Gott, der uns ruft und uns in sein Licht stellt, daß wir für ihn leben, in Gehorsam, Liebe und Glauben. Das bewirkt stets zuerst, daß wir erschrecken, als griffe eine feindliche Hand uns ans Leben, als müßten wir uns schützen gegen eine Gewalt, die uns bedroht. Wir wissen auch alle, wo schließlich der tiefste Grund sich findet, der diese Angst vor Gott in uns erzeugt. Wir wissen aber auch, daß wir sie überwinden dürfen. Ein solches Erschrecken soll nicht unser letztes Wort sein, mit dem wir dem Evangelium Gottes antworten. Wir dürfen hören, was es uns sagt, und zu Jesus kommen, ob viele oder wenige mit uns gehn, ob der Weg einsam sei und schmal: wir dürfen ihn gehn.

Nun haben wir freilich christliche Gemeinschaft unter uns, und sind dadurch anders gestellt, als jene ersten Pilger nach Bethlehem, die ihre Straße zogen, ohne daß jemand vor oder mit ihnen denselben Gang gewagt hätte. Wir dagegen stehn mitten in einer reichen Gemeinschaft, die in der Einheit des Glaubens ihre Wurzel hat, bei der wir uns gegenseitig mit Wort und Schrift Handreichung leisten zur gemeinsamen Ausrichtung unseres Christenstands. Es wäre undankbar, wenn wir heute, wo wir das betrachten, was den Weisen in Jerusalem widerfuhr, uns daran nicht erinnerten. Allein so viel Gemeinschaft uns auch beschеert werden mag, wie reich sie sich unter

uns entfalte, wie stark sich die Gemeinde Jesu zu fester Verbundenheit vereine: der Weg zu Jesus bleibt ein schmaler Weg. Das ändert keine Blüte der Kirche, keine Kunst des Predigers, keine Kraft christlicher Bruderschaft. So ist es Gottes Ordnung, die dem Evangelium wesentlich ist und durch die beständige Erfahrung aller Zeiten bestätigt wird. Seht: schließlich besteht ja der Kern und die Freude des Evangeliums gerade darin, daß es jeden von uns selbst und persönlich zu Gott beruft. Da kann niemand für dich eintreten, und alle menschliche Hilfe bleibt hiebei Nebensache. Da fällt die Entscheidung in der Einsamkeit dessen, der vor seinen Gott gestellt ist und ihm die Hand gibt oder sie ihm versagt. Um Deine Sünde handelt es sich, wenn Du zu Jesus kommst, daß sie getilgt und überwunden sei. Das kann kein Dritter für uns besorgen; hier gilt es, den schmalen Weg zu gehn, welchen diejenigen finden, die wissen, was sie bedürfen, wer sie ruft und wem sie sich ergeben. Dazu daß Du beten lernst, dazu begegnet Dir Jesus, damit in Dein Herz der Vatername Gottes komme und in Dich hinein jenes Verlangen gepflanzt werde, das bis ins Himmlische empor sich hebt. Dabei können uns nicht andere Leute helfen; sie können dabei nicht einmal Zuschauer sein. Das sind Dinge, die in der Stille geschehen, da, wo wir vor Gottes Angesicht verweilen. Darum gewinnt Jesus auch heute noch seine Leute so, wie die Weisen zu ihm kamen, nicht in hellen Haufen und mit öffentlichem Glanz, sondern auf dem schmalen Weg.

3.

Dadurch, daß der Weg zu Jesus schmal ist, wird er aber nicht ungangbar: Die Treue überwindet. Als die Weisen mit dem Bescheid des Herodes aus der Königsburg entlassen waren, waren sie in eine versuchliche Stunde gestellt. Nun kam die Wahl, wohin sie ihre Schritte wenden wollten, zurück in die Heimat oder vorwärts nach Bethlehem. War es nicht Torheit, wenn sie allein bei ihrer Wanderung beharrten,

obgleich niemand mit ihnen ging? Warum glaubte denn niemand sonst an ihn? Wenn sich Herodes vor dem Verheißenen fürchtete, warum blieben ihm die Priester und Lehrer fern? Gab es denn keine Frommen in Jerusalem, für die Christus geboren wäre? In solchen Stunden zerrinnt jede leere Begeisterung; süße Träume können uns dann nichts helfen. Nun hilft die Treue allein, Treue, die Gott dankbar bleibt, daß er uns gerufen hat, die das, was uns als Gewißheit gegeben war, ergreift und darnach tut, die das Ohr gegen alle Stimmen von links und rechts verschließt, und dafür fest und klar bei dem bleibt, was uns in unsere Erkenntnis und in unser Gewissen hinein gegeben worden ist. Nur das, sagt Paulus, fordert Gott von denen, die ihm dienen wollen, daß sie treu erfunden werden. Nur das; was das aber heißt, was es sagen will: treu sein auf Gottes Wege, das zeigen uns die Weisen aus dem Morgenland.

Sie zeigen uns auch, warum die Treue überwindet; sie kann es deshalb, weil Gott der treue bleibt. Die Weisen gingen tapfer und redlich ihren Weg, und Gott hielt ihnen auch seinerseits sein Wort. Die Menschen hielten sich abseits, aber den Stern Gottes sahen sie und wurden froh, und das Kindlein wurde ihnen nicht entrückt, sondern gezeigt. Die Leitung Gottes schwankt nicht; sie bleibt, bewährt sich und führt zum Ziel. Durch Gottes Treue werden auch wir die Treue lernen und finden. Durch den ewig Treuen wird auch unser Herz klar und gewiß, unser Wille fest, unser Weg gerade. Darum nehmen wir vom heutigen Festtage die herzliche Bitte heim: Vater, mache mich treu, treu deinem Ruf, treu deiner Wahrheit, treu deiner Leitung, nur treu, damit auch „meine Seele sei, du Retter der Verlornen, ein Loblied Deiner Treu."

Vierter Sonntag nach Epiphaniä.

(1. Febr. 1903.)

Matth. 8. 23—27.

Vierter Sonntag nach Epiphaniä.

(1. Febr. 1903.)

Matth. 8. 23—27.

Liebe Gemeinde!

Heute haben wir vor Augen, wie Jesus mit der Natur umging. Das ist ein herrlicher Anblick und für uns alle von großer Bedeutung, weil sich die Natur leicht wie eine Wand zwischen uns und Gott stellt und uns Gottes Antlitz verdeckt. Es wäre nicht richtig, wenn wir klagen wollten: erst unserm heutigen Geschlecht bereite die Natur solche Schwierigkeiten, etwa seit wir die herrliche Erforschung der Himmelsräume haben, die mit ihrer Beobachtung und Rechnung in Fernen dringt, die uns früher verschlossen waren, oder seit wir die erfolgreiche Erforschung der Erde haben, die uns die Geschichte der Erdrinde und ihrer wechselnden Bewohner darstellt. Die Schwierigkeiten, welche uns die Natur bereitet, sind aber nicht erst seit kurzem entstanden, sondern haben alle Geschlechter bedrängt und erschüttert. Gerade unsere Geschichte zeigt uns anschaulich, wodurch die Natur uns zur Versuchung werden und uns in einen Kampf hineintreiben kann, der für viele einen tiefen Ernst gewinnt.

Am See von Genezareth hatte sich Jesus seine Stadt gewählt. Der See ist ein herrlicher Schmuck jener Gegend, wenn die Morgensonne auf ihm glitzert und die grünen Ufer und das schneebedeckte, weiße Haupt des Hermon mit dem blauen Spiegel des Sees zum farbenreichen Bilde sich vereinen. Auch hat der See Jesus und seinen Jüngern noch

mehr gewährt als nur ein durch Farben und Formen herrliches Bild. Mit seinem Fischreichtum war er für sie eine Vorratskammer, aus der sich die Jünger oft den Unterhalt geholt haben. Und wenn die Menge sich unruhig und zudringlich an Jesus herandrängte, und die Lehrer sich erbitterten und der Streit heiß wurde, dann gewährte ihm der See die Ruhe und die Sicherheit, weil ihn eine kurze Fahrt rasch aus dem Kampf und der Arbeit weg ans stille östliche Ufer hinüberführte. Aber dieser gute Freund, der so lieblich das Auge erfreute, so freundlich Nahrung spendete und hilfreich Schutz gewährte, hat sich bei der Fahrt, von der uns Matthäus heute erzählt, in einen grimmigen Feind verwandelt. Nun pfeift vom Hermon herunter der Sturm und die Wellen gehen hoch und schlagen in das Boot. Noch ein paar Sturzwellen — dann sinkt es, und wir wagen nicht, uns deutlich vorzustellen, was dann geschehen wäre. Nie trug ein Boot eine kostbarere Last: Petrus, Matthäus, Johannes — versunken im See und mit ihnen er, der Herr! Doch von dem, was das Boot in sich birgt, wissen Wind und Wellen nichts. Sie rauschen daher nach ihrem Gesetz und tun ihr Werk, als ein Stück der gebundnen Natur, unbekümmert um das, was das Boot trägt und was die Menschenherzen in demselben fühlen.

Was der See hier tut, ist ein Beispiel für das, was die Natur in ihrem ganzen Lauf und Bestande ist. Sie ist immer und überall so, wie sie uns hier entgegentritt, reich an Kräften und Gaben, die Spenderin von Lust und Leben, die uns Hand und Auge aus ihrem unerschöpflichen Vorrat füllt. Aber aus dem lieblichen See wird plötzlich ein Grab, und es ist dasselbe Gesetz und dieselbe Kraft, womit uns die Natur erfreut und verwundet, belebt und vernichtet. Darum weht ein eisiger Hauch von ihr her zum Menschen herüber, und unter unsern Zeitgenossen sind viele, die diesen Frost schwer empfinden und ihm erliegen. Wir bedürfen Jesu Hilfe.

Kein Geschlecht hatte ihn nötiger als das unsrige, gerade den, auf den wir heute sehn, den, der am Rand des Bootes stand, das Wind und Wellen stießen, und er schalt sie, und sie hörten und gehorchten ihm.

Was hat Jesus? Was gibt er uns?

1.

Meister, wir verderben! rufen die Jünger? Warum? weil der Wind heftig weht und die Wellen hoch gehn. Ihr Kleingläubigen! sagt er ihnen als Antwort. Dann stand er auf und sprach das Wort der Macht an Wind und Wellen: schweigt! Was ist hier geschehn? Was hat Jesus getan? Er hat sich zum lebendigen Gott bekannt, und uns den lebendigen Gott geoffenbart.

Dieser hat Himmel und Meer und Erden,
und was darinnen ist, gemacht.

Wir sangen dies soeben und ich denke, viele haben das gesungen, ohne einen Widerspruch dagegen im Herzen zu tragen, also gläubig, jedoch so gläubig, wie es die Jünger gewesen sind, welchen Jesus sagt: ihr Kleingläubigen! Sie maßen die Stärke des Winds, wie er mit Wucht gegen sie fuhr, schätzten die Gewalt der Wellen, dieser mächtigen Zerstörer. Sie sahen dies klar und erwogen nüchtern, was das bedeutete. Ihr Ruf gleicht nicht dem Angstschrei eines unerfahrenen Kinds. Sie waren auf dem See zu Hause und erprobte Männer, und hatten Recht, wenn sie ihre Ohnmacht empfanden und die Gefahr der Lage sich verdeutlichten. Aber über diesem Anblick verschwindet ihnen Gott. Jesus dagegen hat auch im Sturm seinen Stand in Gott, und sieht in dieses Getöse mit der Gewißheit: das alles ist regiert! Er muß sich nicht erst mühsam an den Vater erinnern; vielmehr, sowie er erwacht, erfaßt sein Auge die Gefahr, aber zugleich ebenso hell und gewiß Gott. Nicht nur der Sturm ist da,

auch Gott ist da und Gott regiert, und dies so, daß die Natur ihm nicht fremd, schwer oder hinderlich ist; vielmehr liegt sie weich und biegsam in seinen Händen. Denn sie ist ja sein Geschöpf. Im Gesetz der Natur und über ihm waltet ein Wille, der Wille des Vaters, und die Unendlichkeit der Welträume ist umfaßt von seiner Hand. Durch die Massivität der Körper hindurch und über ihr hat der Geist sein Leben. Wind und Wellen, und was sonst alles in der Natur enthalten sein mag, ist Gottes Eigentum und steht deshalb ohne Unterlaß in seinem Dienst. Das trug Jesus nicht nur als eine Lehre bei sich, die man betrachtet und erörtert, sondern aus dieser Gewißheit handelte er. Er darf auch den Jüngern zeigen, daß die Natur in der Hand des Vaters liegt und von seinem gnädigen und gerechten Willen umfaßt ist. Das gehört zu seinem Heilandsberuf. Darum sagt er seinen Jüngern jetzt nicht nur ein tröstendes Wort, das in ihnen die Erinnerung an Gott erweckte, sondern stand auf und sprach zum Wind. Er offenbarte ihnen mit der Tat den Vater, als den, der alles lenkt, was die Natur enthält. Dadurch ist er der Heiland der Welt geworden, und dadurch ist er auch in besonderem Sinne der Arzt und Heiland für unser Geschlecht.

Kein Gedanke an Eigenmächtigkeit oder Willkür hat hier Raum. Tun Wind und Wellen, was ihr Gesetz sie heißt: auch in Jesus lebt ein heiliges Gesetz, das unzerbrechliche Geltung und herrschende Kraft besitzt. Er kann den Vater nicht verleugnen, nicht die Natur an die Stelle Gottes setzen, nicht sich stellen, als entschiede das Spiel des Winds über seinen Lebenslauf. Er kann auch nicht bloß in seinem eignen Herzen Gott preisen, sondern muß ihn offenbaren. Er darf und muß es den Jüngern zeigen: Ihr Kleingläubigen, Gott lebt! Dieses Gesetz, das ihn bewegt, ist eben so heilig, gültig, kräftig wie das, nach welchem Wind und Wellen sich bewegen. Vom Gesetz, das ihm gegeben war, getragen, stand er am Rand des sinkenden Boots und sprach sein Machtwort

an die Natur. Tut sie mit fester Sicherheit ihren Dienst; auch er übt seinen Dienst und empfängt für denselben die göttliche Bestätigung; denn die Majestät und Macht des Weltregenten tritt nun für ihn ein.

Der Natur brach er dadurch nichts ab, als würde ihre Ordnung und Kraft dadurch gestört, daß er sie als Gottes Eigentum und Dienerin behandelt hat. Wie wir in unsrer Menschlichkeit dadurch nicht verkürzt oder geschädigt werden, daß wir Gottes Kinder werden, ebensowenig tut derjenige der Natur ein Unrecht an, der sie, wie Jesus, unter Gott setzt und sie als Gott gehorsam behandelt. Wie anschaulich führt uns gerade unsere Erzählung ebensowohl den der Natur gehorsamen Jesus vor, wie den, der über ihr steht und ihr zu gebieten vermag! Bis ihn die Jünger weckten, schlief er. Er ist an der Arbeit matt geworden, des Schlafes bedürftig, durch welchen er seine natürliche Kraft erneuern muß. Dessen schämt er sich nicht, und stellt sich nicht, als wäre es für den Sohn Gottes unanständig, daß er schlafe, oder als dürfte er dies wenigstens nur verstohlen im Verborgenen tun. Offen und wahrhaftig hat er sich zu aller natürlichen Ordnung des Lebens bekannt, als zur Stiftung Gottes, die auch seinem Wandel unverletzbar das Gepräge gibt. Wie aber die Jünger vor ihm stehn mit der Angst, Wind und Wellen seien ihre Gebieter und von ihrem Toben hänge ihr Lebensende ab: da erhebt sich der an die Ordnung der Natur Gebundne frei und groß, und der Knecht des natürlichen Gesetzes spricht und handelt jetzt als dessen Herr. Sowie er aber seinen Heilandsdienst an ihnen vollbracht hatte, trat er wieder in die gehorsame Beugung unter die Natur zurück, die zum Menschenloos gehört. Das Schiff fährt vorwärts, nicht durch die Luft mit wunderbarem Flug, sondern auf der Bahn, den die Kraft und das Gesetz der Natur ihm weisen, und die Jünger ziehn mit ihm ihre Straße in aller menschlichen Bescheidenheit.

Dadurch entstand in Jesu Herz und Tat keine zwiespältige Schwankung, als wäre er jetzt der Knecht, dann der freie Herr, jetzt der gebundne, dann der gebietende, jetzt der Natur unterworfen und dann allein auf Gott gestellt. Ob er der Schwachheit des Leibes wegen schläft, oder in der Einheit mit dem Vater befiehlt, beides entspringt der einen und selben Wurzel, ist die Tat desselben Willens, und aus derselben Wahrheit geschöpft. Hier und dort geht sein Blick zum Vater empor. Sein ist die Natur und ihr Gesetz, sein auch das königliche Herrscherrecht, das größer ist als alle Natur. Er würde den Vater verleugnen, wenn er sich der Natur entzöge, er würde ihn ebenso verleugnen, wenn er mit den Jüngern klagte und verzweifelte. Er preist Gott, indem er innerhalb der Natur steht und nach ihrer Regel lebt; denn er tut das deshalb, weil sie Gottes ist. Er preist Gott, indem er über alle Natur hinweg nach Gottes Macht greift; das tut er deshalb, weil sie Gottes ist und in jedem Moment ihrem Schöpfer dient. Der feste Punkt in Jesu Wesen ist seine Verbundenheit mit Gott; das führt ihn in die Natur hinein und über sie hinauf, und eben dadurch wird offenbar, daß hier der Sohn vor uns steht, der im Vater ist.

2.

Was gibt er dadurch uns? Wenn Jesus dem Sturm und den Wogen gebietet, verleiht er uns dadurch das Recht, die Natur zu zertreten, willkürlich mit ihr umzugehen, und nach unsrer launischen Torheit an den festen, sichern Ordnungen der Welt und unsers Leibs und Lebens zu rütteln? Wer das als Jesu Gabe betrachtet und in seinem Namen dergleichen wagt, hat gänzlich mißverstanden, weshalb Jesus sein Machtwort in den Sturm hineingerufen hat. Warum steht er vor dem tobenden See so fröhlich? Woher hat er diese Gewalt über Sturm und Wellen? Im Aufblick zum Vater tut er das, deshalb, weil er in der Natur steht als

in Gottes Werk und Gottes Eigentum. Damit hat er sie auch für uns geheiligt, und unverletzlich gemacht. Man kann, l. Fr., nicht dringend genug bitten: hütet euch vor jedem Angriff auf die Natur, vor allem, was widernatürlich ist. Wir müssen es jedesmal bitter büßen, wenn wir es wagen, an der natürlichen Ordnung zu rütteln. Und wer sich vollends aufs Zaubern einläßt, und sei es im Namen christlicher Gebetsmacht und vollendeter Heiligung, der gehört nicht in die Gemeinde Jesu, sondern hinüber zu Jannes und Jambres und ihren Genossen in aller Zeit.

Indem uns aber Jesus dem Lauf und Gesetz der Natur gehorsam macht, weil sie Gottes Schöpfung ist, gibt er uns die Gabe, die uns niemand gibt als er. Damit verschafft er uns den freudigen Verkehr mit ihr, ihren dankbaren Gebrauch und reinen Genuß. Er stellt uns ja in die Natur hinein als in Gottes Eigentum, lehrt uns, in dem, was uns die Natur tut, Gottes Willen ehren, in ihrer Gabe Gottes Gabe schätzen, und in der Fessel, die sie uns bereitet, Gottes Urteil heiligen. Damit ist jener Frost weg, der die Natur für uns in eine öde Wüstenei verwandeln kann. Nur dem kann sie grausam scheinen, der nichts sieht als die Natur, dem sie zum Schleier wird, hinter dem sich das Antlitz Gottes verbirgt. Dann fängt man freilich an, von blinden Gesetzen und harter Notwendigkeit zu sprechen, und von einer Maschine, in deren Räderwerk man zermalmt werde. Alle diese schwarzen Gedanken mit ihrer bleiernen Last auf Herz und Willen nimmt uns Jesus dadurch ab, daß er uns die Gewißheit gibt: die Natur liegt in Gottes Hand und ist von ihm regiert. Nun kann uns ein vertraulicher Verkehr mit ihr erblühn; nun darf es uns wohl werden in ihrem Licht und bei ihren Farben; wir dürfen danken für ihre Gaben und uns willig beugen unter ihren Schmerz. Wir haben in unsrer Zeit mit der Zunahme der Naturkenntnis so viel Unnatur unter uns erhalten, so viel Flucht aus der Natur heraus, wobei uns verloren

geht, was sie uns zu geben vermag. Die Rückkehr zur Natur finden wir mit der Rückkehr zu Jesus, zu dem Jesus, der Wind und Wellen gebot. Denn bei ihm lernen wir, an der Natur mehr zu haben als blos Natur und dadurch das ganz und recht zu haben, was uns die Natur gewährt.

Wir haben allerdings noch etwas anderes nötig, als nur das, daß wir uns im Naturlauf zurecht finden, und auch dieses andere empfangen wir aus der Hand dessen, der seinen Jüngern zeigte, wie Sturm und Wellen Gott gehorsam sind. Wir Menschen können uns nicht nur auf das zurückbeugen, was uns die Natur darreicht; wir haben ein Bedürfnis in uns, das weit über jedes Naturgesetz hinausreicht und durch keinen Naturprozeß erfüllt werden kann. Und doch ist alles in unserm Leben an Natur geknüpft. Kein Ereignis geschieht, bei dem die Natur nicht mitwirkte; kein Erlebnis wiederfährt uns, in dem sich nicht das Naturgesetz vollzöge. Nicht nur dann und wann, sondern mit unserm ganzen Lebenslauf sind wir in sie hineinversetzt. Ob unser Weg zum Leben oder zum Sterben sich neigt, ob wir uns freuen oder leiden, Kraft sich entfaltet oder Schwachheit uns bindet, ob es aufwärts gehe oder abwärts, immer greift die Natur dabei ein und bewegt sich nach ihrem Gesetz und bildet für uns das unentbehrliche Mittel zu jedem Schritt. Reicht uns die Natur auch das dar, was wir über sie hinaus bedürfen? Dient sie uns nicht blos zu den natürlichen Zwecken, sondern nach ihrem Maß und Vermögen auch zu unserm ewigen Ziel? Hilft sie uns zu dem, was Mensch sein heißt und was es heißt: ein Kind Gottes sein? Sie kann es nicht durch sich selbst; sie kann hiezu nur dienen, kann nur das Gefäß sein, das eine höhere Kraft und Gabe zu uns trägt, und nur als Bote das Geschenk uns bringen, das von oben stammt. Tut sie dies? Oder entsteht hier für uns ein scharfer Kampf und bittrer Gegensatz, an welchem unsre Kraft zerbrechen und der Zweck unseres Lebens scheitern kann? Da tritt unser Herr so, wie er vor seine

geht, was sie uns zu geben vermag. Die Rückkehr zur Natur finden wir mit der Rückkehr zu Jesus, zu dem Jesus, der Wind und Wellen gebot. Denn bei ihm lernen wir, an der Natur mehr zu haben als blos Natur und dadurch das ganz und recht zu haben, was uns die Natur gewährt.

Wir haben allerdings noch etwas anderes nötig, als nur das, daß wir uns im Naturlauf zurecht finden, und auch dieses andere empfangen wir aus der Hand dessen, der seinen Jüngern zeigte, wie Sturm und Wellen Gott gehorsam sind. Wir Menschen können uns nicht nur auf das zurückbeugen, was uns die Natur darreicht; wir haben ein Bedürfnis in uns, das weit über jedes Naturgesetz hinausreicht und durch keinen Naturprozeß erfüllt werden kann. Und doch ist alles in unserm Leben an Natur geknüpft. Kein Ereignis geschieht, bei dem die Natur nicht mitwirkte; kein Erlebnis wiederfährt uns, in dem sich nicht das Naturgesetz vollzöge. Nicht nur dann und wann, sondern mit unserm ganzen Lebenslauf sind wir in sie hineinversetzt. Ob unser Weg zum Leben oder zum Sterben sich neigt, ob wir uns freuen oder leiden, Kraft sich entfaltet oder Schwachheit uns bindet, ob es aufwärts gehe oder abwärts, immer greift die Natur dabei ein und bewegt sich nach ihrem Gesetz und bildet für uns das unentbehrliche Mittel zu jedem Schritt. Reicht uns die Natur auch das dar, was wir über sie hinaus bedürfen? Dient sie uns nicht blos zu den natürlichen Zwecken, sondern nach ihrem Maß und Vermögen auch zu unserm ewigen Ziel? Hilft sie uns zu dem, was Mensch sein heißt und was es heißt: ein Kind Gottes sein? Sie kann es nicht durch sich selbst; sie kann hiezu nur dienen, kann nur das Gefäß sein, das eine höhere Kraft und Gabe zu uns trägt, und nur als Bote das Geschenk uns bringen, das von oben stammt. Tut sie dies? Oder entsteht hier für uns ein scharfer Kampf und bittrer Gegensatz, an welchem unsre Kraft zerbrechen und der Zweck unseres Lebens scheitern kann? Da tritt unser Herr so, wie er vor seine

furchtsamen Jünger trat, auch vor uns und gibt uns die Zusage: Wind und Wellen und was es sei, liegen in Gottes Händen, in den Vaterhänden; sie sind regiert, von der Gnade, von der Gerechtigkeit, und dienen Gottes Reich. Diese Verheißung Jesu, die wir Tag um Tag nötig haben, gibt uns den festen Halt mitten im Geheimnis der Natur. Er gibt uns auch nicht nur eine Zusage, die ein bloßes Wort bliebe und keine Bestätigung fände, sondern läßt es uns auch je und je erleben, daß es stille wird, wenn er es befiehlt. Wie er es macht, das geht freilich über alle unsere Gedanken und Rechnungen hinaus. Er erweist sich auch dadurch an uns als der, der regiert, daß er uns nicht befragt. Er läßt es uns aber immer wieder in mannigfaltiger Weise erleben, daß das ganze gewaltige Gebilde der Natur dem untertan ist, der uns in seiner Gnade zu sich berufen hat. Mitten in diesem Getriebe wird uns immer wieder der Weg gebahnt, auf dem wir ihn suchen und finden dürfen, und die Türe wird uns offen gehalten, durch die wir über den ganzen Naturbestand empor zum Thron der Gnade treten.

„Ich glaube an den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde." Das heißen wir den ersten Artikel. Er ist aber nicht in dem Sinn der erste, als ob er von uns am leichtesten gefaßt würde, mit jenem Glauben nämlich, der Bestand hat und unser Sinnen und Denken von innen her bewegt. In gewissem Sinn ist es leichter, dahin zu kommen, daß wir mit Freudigkeit und ganzem Herzen sagen: ich glaube Vergebung der Sünden, ich glaube ein ewiges Leben, oder auch: ich glaube Gemeinschaft der Heiligen, eine heilige Kirche. Denn in diesen Worten kommt das zum Ausdruck, was mit unserm innern Leben unmittelbar in Beziehung steht, wohin sich unser tiefstes Bedürfnis und Verlangen streckt, dem dann die Gabe von oben die Antwort bringt. Wir müssen aber auch den ersten Artikel gewinnen. Denn wir sind in den Naturlauf hineingesetzt, sind auf die Erde gepflanzt und haben

den Himmel über uns. Wir müssen es fassen und wissen: Gott hat sie gemacht und hält sie in seiner Hand, und diese Natur, die uns beständig berührt und bewegt, ist Gottes Werk und Eigentum. Unsere Geschichte zeigt uns, wo wir das lernen. Zu dieser größten und wichtigsten Erkenntnis über die Natur hilft uns kein Naturforscher. „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde“; wo lernt man das? Zu Jesu Füßen. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Landesbußtag.

(1. März 1903.)

Jesaj. 26, 8. 10.

Weil auch dem Gottlosen Gnade angeboten wird, darum dürfen wir den Landesbußtag feiern. Das Anfangswort des Evangeliums: tut Buße, denn das Himmelreich ist nah, entsteht daraus, daß es auch für den Gottlosen noch Gnade giebt. Deshalb ist es uns möglich gemacht, unsere Sünde von uns zu tun, umzukehren, den alten Weg zu verlassen und einen neuen zu suchen. Wir sollen daher unsern heutigen Gottesdienst, der uns für unser Volk und mit unserm Volk zur Buße anleitet, nicht mit Unlust beginnen, als würde uns dadurch etwas unnützes und widerwärtiges zugemutet; vielmehr wird uns durch die heutige Feier eine Wohltat gewährt, nicht weniger als durch den fröhlichen Weihnachtsgottesdienst oder durch die Osterlieder. Wer uns zur Buße beruft, verkündigt uns die Möglichkeit der Befreiung vom Bösen. Die Umkehr stellt uns auf einen neuen Weg, und daß wir diesen suchen dürfen und finden können, wird uns eben dadurch gesagt und verheißen, daß wir zur Buße eingeladen sind. Machen wir uns dies deutlich, so erkennen wir:

Es ist ein falsches Verzagen, wenn wir uns in unsre Sünden finden als in eine unabänderliche Notwendigkeit.

Es geschieht nicht umsonst, wenn wir die Sünden unsres Volks bußfertig vor Gott gestehn.

Schlatter, Lüb. Predigten, Nr. 4.

1.

Es giebt heute unter uns schwerlich einen nachdenkenden Mann, der ohne Sorge auf den innern Stand unsers Volkes achtete. Bange, sorgenvolle Ausblicke in seine Zukunft sind im Gegenteil unter uns sehr verbreitet. Ich brauche nur einiges zu nennen, damit uns allen der Ernst der Lage sofort vor der Seele steht. Denkt z. B. an den Stand der Wahrhaftigkeit im öffentlichen Leben, von unsern Schulknaben an bis hinauf zu den hohen Stellungen, wo viel Vertrauen empfangen und oft viel Vertrauen gebrochen wird. Oder ob wir für unser Volk die reine Ehe zu erhalten imstande sind, das ist schon eine sehr ernste Frage geworden. Oder denkt daran, wie die dankbare Schätzung des Lebens unter uns abnimmt. Die fürchterlichen Pistolenschüsse knallen ja beständig hier und dort in ganz Deutschland herum. Und wenn wir uns vollends unser Textwort vorhalten: unsres Herzens Lust steht nach deinem Namen und Gedächtnis: das gilt nicht von unserm ganzen Volk. Doch damit, daß wir uns Sorgen und Bedenken machen, haben wir die Teilnahme an unsrer heutigen Feier noch nicht gewonnen. Sorgen und Bedenken sind noch nicht Buße. Sie führen vielmehr manchen von der Buße weg, weil leicht aus den Sorgen ein feiges, müßiges Verzagen wird. Als wäre es ein unabwendbares Leiden, erträgt man das Böse, in das man sich wehrlos finden muß. Schon im Blick auf das, was unsern eignen Lebenslauf zerrüttet, naht sich uns diese Versuchung. Wir gewöhnen uns an alles Schwarze und Verwerfliche, was uns plagt; das sei nun einmal nicht zu ändern und müsse von uns bis zum Schluß getragen und erlitten sein. Vollends wenn wir an die großen Bewegungen in unserm Volksganzen denken, die weit über das hinausreichen, was wir zu beherrschen und zu verändern vermögen, da überfällt uns erst recht ein lähmendes Ohnmachtsgefühl und mit schwächlichem Verzagen sehn wir die dunkeln Mächte ihr

33

Zerstörungswerk betreiben. Darum ist der heutige Tag für uns eine Wohltat, weil er uns zur Buße beruft, nicht zum Sorgen, zum Jammern, zum Verzagen, sondern zur Umkehr. Wie heilsam ist uns unser Prophetenwort: „Herr, wir erwarten dich auf dem Wege deiner Rechte und Gerichte.“ Damit wird uns eine andre Betrachtung der Sünde gegeben, als die unter uns übliche. Wo Gericht ist, da ist Schuld, und wo Schuld ist, da ist nicht schwächliche Nachgiebigkeit und leeres Bedauern oder Verzagen am Platz. Wo Schuld ist, da gehört Buße hin. Nur Buße löst die Schuld.

Allerdings steht hinter jenem Gefühl der Ohnmacht auch eine ernste Wahrheit. Das wäre ja kindisch, wenn wir dächten: wir könnten durch einen Landesbußtag mit einem mal die Mächte, die uns anfechten, bannen. Was Volkssünde ist, das könnten wir heute wegpredigen oder wegbeten, oder etwa dadurch, daß die christlichen Männer unter uns zusammenstehn, kurzer Hand fortschaffen. Es ist eine tiefe Wahrheit, daß sich an die Sünde Notwendigkeit heftet, die aus ihr ein Leiden macht, das unaufhebbar ist. Wir erwarten dich, sagt der Prophet, auf dem Wege des Rechts. Anders können auch wir Gott nicht erwarten. Er wird auch unserm Volke nicht auf andrem Wege begegnen. Wo aber Recht und Gericht Gottes walten, da geschieht Verschluß in die Sünde. „Er gab sie dahin in ihren verkehrten Sinn,“ so lautet die göttliche Gerichtsregel, die zu allen Zeiten gegolten hat und heute in ihrer ganzen Majestät so kräftig ist wie ehedem. Dadurch wird freilich aus der Sünde eine Notwendigkeit, die Lust verwandelt sich nun in Qual. Was frei gewählt wurde, wird zur Kette, die sich nicht mehr brechen läßt, und was mit unserm Willen begonnen wurde, muß nun ohne unsern Willen und gegen unsern Willen durchgelitten werden, oft bis zum letzten, herben Tropfen eines bittern Kelchs.

Sowie wir uns aber deutlich machen, daß die Gewalt der Sünde über uns auf Gottes Recht und Gericht beruht,

erkennen wir auch, daß uns der Weg zur Buße aufgetan ist. Zu dem Gott hin, der auf dem Weg des Rechts uns begegnet, darf unsre Seele sich mit ganzem Verlangen strecken. Wir haben es immer mit dem ungeteilten, einen Willen Gottes zu tun, mit dem heiligen Recht des gnädigen Gottes. Darum steht über seinem Gericht immer auch seine Gnade, ja sie naht sich uns in seinem Gericht. Wenn er uns herabbeugt in die Sünde, so geschieht es dazu, damit wir ihn suchen. Das ist die Buße, zu der wir berufen sind; so kehren wir um. Darin, daß unsers Herzens Verlangen nach Gottes Namen und Gedächtnis steht, entspringt der neue Wille, der den alten unter sich hat und siegreich überwindet. Der neue Weg, der sich uns öffnet, ist der, daß wir früher nach unsrer eignen Lust liefen und jetzt an der Hand des Vaters gehen.

2.

Unsre Buße ist nicht unfruchtbar, sondern, wie alles was vor Gott und für Gott geschieht, eine Macht. Das ist freilich klar, daß wir uns nicht nur mit dem öffentlichen Leben zu beschäftigen haben, sondern bei uns selbst beginnen müssen. Der wichtigste Teil unsrer heutigen Feier ist, daß wir unsrer eignen Sünde wegen vor Gott uns beugen, erkennen, wo uns das Böse naht und faßt, und wie wir in der Kraft der göttlichen Vergebung mit Mut und Ernst den guten Kampf zu führen haben. Wenn jedermann vor seiner eignen Sünde mit Unbußfertigkeit die Augen verschließt, dann ergeht das Bußwort umsonst, und aus dem Bußtag würde so nur eine neue Schuld, ein neuer Beweis unsrer Herzenshärtigkeit, eine neue Anklage, die uns ins Gesicht schrie, daß wir sogar vor Gott lügen. Allein der Sinn und Segen des heutigen Tages besteht doch nicht nur darin, daß jeder für sich seiner Sünde vor Gott gedenke, und erwäge, was ihm persönlich sein Gewissen sagt. Heute sind wir als Volk im Gottesdienst beisammen, stehn als Glieder unsers Volks vor Gott, und unsre Buße gilt der

Volksſünde. Der Volksſchuld wegen bitten wir um Gottes Gnade, nicht nur für mich und dich, ſondern für unſer Volk.

Es liegt ja vor jedem offnen Auge klar, daß wir in eine feſte Gemeinſchaft hineingeſtellt ſind und unſre Lebensläufe ſich aufs engſte mit einander verknüpfen. Gutes und Böſes wird von uns empfangen und weitergegeben. Da ſteht keiner für ſich allein, ſondern iſt an einer Geſamtſchuld mitbeteiligt, von der ein jeder einen Teil der Verantwortlichkeit mitträgt. Ein Kind ſieht am nächtlichen Himmel nur viele einzelne leuchtende Sterne, da einen, dort einen, dort wieder einen. Wenn der kindliche Blick ſich vertieft hat, ſo wiſſen wir, daß alle dieſe Leuchten einander halten und faſſen, mit einander ſich bewegen und in eine einzige große Geſamtbewegung hineingeſetzt ſind. So giebt es auch vor Gott nicht bloß viele Seelen, hier eine, da eine, dort ein Herz das im Kämmerlein ihn ſucht, hier ein Mann, der ſeinen Weg in ſtiller Pflichterfüllung geht. Vielmehr ſind dieſe vielen Geiſter von ihm zuſammengefaßt in ein Reich, ſie haben ein gemeinſames Leben, und die Bewegung, die durch den einen fährt, geht auch in die andern hinein. Dieſe Gemeinſamkeit entſteht auch nicht erſt durch die Kirche, nicht erſt dadurch, daß wir in einem Glauben dem einen Haupte untergeben ſind. Im Namen Jeſu vollendet ſie ſich, und gewinnt mit ihm ihre höchſte, innerſte Geſtalt und Kraft. Aber auch die Volksgemeinſchaft berührt uns ſchon in unſerm Innerſten, und wie eine mächtige Strömung treibt ſie uns alle zum Guten oder zum Böſen, zu Gott hin oder weg von ihm. Darum giebt es eine gemeinſame Sünde, eine Schuld, die auf dem Ganzen ruht, und unſre Aufgabe iſt heute nicht nur die, daß wir an unſre eigene perſönliche Sünde vor Gott denken, ſondern auch die, daß wir wegen der gemeinſamen Sünde vor Gott Buße tun. Wie wir beim Erwerb des Einzelnen nicht nur an unſer Privatvermögen denken, ſondern mit Recht von einem Nationalvermögen und Volkswohlſtand reden, oder wie wir bei der

Ehre nicht nur an die einzelnen denken, sondern auch an die nationale Ehre, die jeden unter uns hebt, ebenso giebt es auch Gerechtigkeit und Schuld, guten Willen und bösen Willen, der dem Volk gehört. Und wie wir den einen verkehrten Menschen heißen, der für die nationale Ehre oder Schande unempfindlich ist, ebenso ist das ein verkehrter Mensch, dem die nationale Schuld nicht zu Herzen geht.

Darum feiern wir unsern Bußtag nicht nur einsam, jeder in der Stille, sondern treten als Volk und als Gemeinde vor unsern Gott, und sprechen es demütig und aufrichtig vor ihm aus, daß Sünde und Schuld auf unsrem Volke liegt, daß wir uns vor ihm schämen müssen und keinerlei Ruhm vor ihm haben, und mit dem ganzen Wohl unsers Volks allein auf Gottes Barmherzigkeit und Gnade angewiesen sind.

Wir kommen auch in unserm eignen Herzen mit unserer persönlichen Buße gar nicht zu einem fruchtbaren Resultat, wenn wir nicht mit ernster Aufmerksamkeit auf das achten, was uns umgiebt. Das Böse wohnt nicht nur in unserm eignen Fleisch, es wohnt auch in der Welt und dringt aus der Welt an uns heran und in uns hinein. Die Buße versetzt uns deshalb alsbald in einen ernsten Kampf mit der Welt. Und wenn wir uns noch so sehr abschließen, sie faßt uns mit unabläßigen Berührungen. Nicht mit äußerlichen Mitteln, sondern mit innerlichem Siege muß sie überwunden sein. Diese Welt aber, gegen die wir uns schützen und über die wir den Sieg erringen müssen, ist unser Volk.

Unser Volk! Wie viel Dankbarkeit liegt gleichzeitig in diesem Wort. Wir haben alle in uns die starke Liebe, welche empfindet, was es heißt: unser Volk! Allein dieses unser Volk ist zugleich für uns eine versuchliche Welt, gegen die wir uns wehren müssen. Weil wir jedoch zugleich mit Dank und Liebe ihm verbunden sind, haben wir ihm gegenüber eine Pflicht, die keiner von sich abstreifen kann. Zu ihr gehört auch das, daß wir die Volkssünde sehen, die Volksschuld mit-

37

tragen, reuig uns ihretwegen vor Gott beugen, und ihn um seine Gnade bitten für unser Volk. Dazu sind wir heute beisammen; heut tun wir Buße, einsam und gemeinsam, im Stillen und öffentlich, hier mit lauter Stimme und dort im verborgnen Aufblick zu Gott.

Was nützt das? Hier scheiden sich die Wege des Glaubens und des Unglaubens. Von allem, was vor Gott geschieht, sagt der Unglaube: das nützt nichts! Das sind ja nur Gedanken und Empfindungen, nichts reelles, keine Kraft, keine Macht, die in den Weltlauf eingriffe. So redet der Unglaube, von dem der Prophet sagt: Und wenn man ihnen gleich Gnade erweist, so lernen sie nicht Gerechtigkeit; denn sie sehen die Herrlichkeit des Herrn nicht. Aber der Glaube kann nie so sprechen, sondern handelt in der Gewißheit, daß das, was vor Gott geschieht, eine Kraft und Macht ist, die wirksamer ist, als alles, was uns Menschen sonst verliehen ist. Daß wirs nicht sehen und berechnen, das kann uns keinen Augenblick stören. Wir legen die Bitte unsrer Buße nieder vor Gottes Thron und dort wird sie in seiner hohen Regierung schaffen und nützen, was ihr nach Gottes Willen gebührt. Uns gilt das alte Wort der Schrift, das von den zehn Gerechten redet, die der sündigen Stadt fehlten, und weil sie ihr fehlten, ging sie unter. Nicht pharisäische Gerechte meint jenes Wort, nicht solche, die sich selbst in ihre fromme Herrlichkeit emporheben, und die Schuldigen ab- und wegstoßen. Solche sind für uns kein Segen, sondern ein Segen für unser Volk und eine Macht vor Gott sind diejenigen Gerechten, die auf Jesu Wegen gehen, auf dem Weg des Kreuzträgers, der nicht nur die Sünde einer Stadt oder eines Volks, sondern die Sünde der Welt getragen hat. Als er die Buße für die Sünde einer Welt in Gottes Herz niederlegte, was hat das genützt? Das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug, hat uns das ewige Leben gebracht.

Was nützt unsre Buße? Darauf ist noch eine zweite

Antwort zu geben. Unser Gottesdienst geht freilich in seinem Ziel und seiner Wirkung hinüber ins Verborgene; denn er steigt empor zu Gottes Thron. Er hat aber zugleich eine sichtbare Wirkung. Denn jeder rechtschaffene Gottesdienst formt den Mann. Er giebt uns unsre Art, wie wir immer sind. Wer den Bußtag ernsthaft mitbegeht, der hat Teil an Jesu Wort: ihr seid das Salz der Erde, das Licht der Welt, Salz und Licht für unser Volk. Jeder unter uns, der nicht lügen kann, jeder, der der Sinnenlust widersteht und mit reinem Auge die Ehre des Weibes schützt, jeder, der mit dem Propheten spricht: meines Herzens Verlangen steht nach deinem Namen, ist ein Segen für unser Volk, und er ist dies um so mehr, je mehr er die Segenskraft seines Lebens bescheiden und gläubig in Gottes Hände legt und sie nicht selber berechnen und schätzen will.

Als die Apostel aus Jerusalem mit dem Evangelium in die Welt hinaustraten, haben auch sie das Bewußtsein ihrer Ohnmacht tief empfunden. Was waren sie gegen Babel und Rom, gegen diese Sündenmacht, die auf der ganzen Menschheit lag? Sie haben aber ihr Ohnmachtsgefühl überwunden; wie? „Der, der in uns ist, ist größer, als der, der in der Welt ist.“ Was in der Welt ist, das ist Augenlust, Fleischeslust, hoffärtiges Wesen; das ist alles nicht vom Vater, sondern das ist aus der Welt, und deshalb vergeht das alles. Seht, l. Fr., darum darf uns auch heute unser Gottesdienst mit Anbetung, Lob und Dank zu Ende gehn. Wir würden nicht in richtiger Weise Bußtag feiern, wenn wir ihn nicht auch mit dankbarer Anbetung heiligten. Denn wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden, und wenn das, was in der Welt ist, groß und mächtig ist und eine zerstörende Macht besitzt, so ist der, der in uns ist, größer als der, der in der Welt ist. Das ist der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns berufen hat in sein wunderbares Licht.

Charfreitag.

(10. April 1903.)

Leidensgeschichte.

(Abschnitt 6.)

Mit Recht hat unsre Charfreitagsversammlung ein außergewöhnliches Gepräge, und umfaßt nicht nur die mit der Bibel vertrauten und an die Kirche gewöhnten Leute, sondern eine viel größere Schaar, in der alle jene Unterschiede vertreten sind, die das heutige Leben unter uns erzeugt. Während wir in dem, was uns sonst inwendig beschäftigt, und was wir uns als das Ziel unsers Lebens denken und als unsre geistige Heimat betrachten, durch viele und tiefe Trennungen von einander geschieden sind, erneuern wir gleichwohl heute alle in uns die Erinnerung an Jesu Sterben und richten unsern Blick auf den Gekreuzigten. Das steht mit dem innern Sinn und Zweck der Kreuzestat Jesu in guter Übereinstimmung. In der Kreuzesgestalt ist er der rechte Mann für alle. Dazu hat er sie an sich genommen, damit er so allen verkündigt und von allen betrachtet werde, und wenn auch nicht von allen, so doch von vielen gefunden und erkannt werde. Auf den Gekreuzigten kann jedermann ohne Gefahr und Schaden sehen. Da kommen wir nicht in Versuchung, uns eine schwärmerische Religion zu bereiten, bei der eine verunreinigte Liebe in uns erwacht, die doch nicht das sucht, was Gottes ist, sondern auf sich selber sieht. Das Kreuz Jesu ist zu ernst zum schwärmen. Da entsteht auch nicht die Gefahr, daß wir mit unsrer Frömmigkeit groß tun und

ſtatt zu Gott uns zu bekehren, uns ſelbſt verherrlichen. Das Kreuz Jeſu bezeugt nicht die Größe des Menſchen, ſondern die Größe Gottes. Da naht ſich uns aber auch nicht die Gefahr, zu verzagen und Gott nur in erhabener Ferne zu ſchauen, wohin wir nie gelangen. Der Gekreuzigte trug des Menſchen Loos. Darum wird am Kreuzesbild Jeſu Gott in ſolcher Weiſe offenbar, wie wir Menſchen ihn brauchen. Hieher zu ſehen iſt für alle geſund. Dazu darf man ohne Bedenken jeden auffordern, alle ermutigen. Nirgends auf Erden iſt uns in derſelben Weiſe das Heilige erſchloſſen. Hier kann uns alle die Gewißheit faſſen: Gott tut hier ſein Werk; was es heißt, Gott iſt gerecht, und was es heißt: Gott iſt gnädig, hier ſehen wir es.

Wenn ſich uns aber Gottes Regierung enthüllt, dann wird uns auch das Geheimnis in derſelben eindrücklich. Wer kann es richtig und ganz und nach der vollen Wahrheit ſagen, was das Kreuzesbild Jeſu offenbart? Doch hiebei helfen uns die Apoſtel, die uns eine helle, reiche Lehre über Jeſu Kreuz geben, und wir wollen ſie benützen, um unſre ſchwankenden Gedanken und unklaren Eindrücke in eine feſte Erkenntnis zu verwandeln. Wir laſſen uns vom Apoſtel ſagen: ob er gleich reich iſt, iſt er arm geworden um euretwillen, damit ihr durch ſeine Armut reich würdet, 2. Kor. 8,9.

Er iſt um unſertwillen arm geworden. Mein Gott, mein Gott! warum haſt du mich verlaſſen? So arm wurde er.

Damit wir durch ſeine Armut reich würden. Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein. So reich macht er uns.

1.

Im Kreuzesbild ſteht Jeſus vor uns als ein armer Mann, als von Gott verlaſſen. Das iſt die letzte, tiefſte Armut, die es geben kann. Von den Menſchen verlaſſen ſein, iſt ſchwer und tut weh; von ſeinem Bewußtſein und ſeinen Gedanken

verlassen sein, macht, daß es bei uns dunkel wird; von der Kraft verlassen sein, macht, daß das Leben bricht. Aber von Gott verlassen sein, das ist das äußerste, letzte, und trifft den Menschen ganz.

Und doch kann man keineswegs sagen, daß dieser letzte, tiefste Jammer uns unbekannt sei und gar keine Ahnung und Vorstellung davon bei uns sich finde. Im Gegenteil, was es heißt: verlassen sein von Gott, davon haben wir eine recht deutliche Vorstellung. Freilich sehn wir alle sofort, daß in Jesu Leiden eine besondere und uns unergründliche Tiefe liegt. Er hat aber in seinem aus den Schmerzen geborenen Gebet keine hohen, eigenartigen Worte gebraucht, sondern sein inwendiges Erlebnis in den Spruch des Psalmisten gefaßt, den schon vor ihm und nach ihm viele gebetet haben. In jeder Charfreitagsversammlung, auch unter uns, finden sich die, welche sich sagen müssen: Gottverlassenheit, das ist das rechte Wort für meine Lage. Wie es auswendig stehen mag, ist dabei nicht das Ausschlag gebende. Wenn auch auswendig alles bricht, dann kann es uns freilich mit besondrer Deutlichkeit fassen: „verlassen von Gott, so stehst du da; Gottes Segen ist nicht bei dir, auf Gottes Hilfe kannst du nicht hoffen; Gottes Wohlgefallen ruht nicht auf dir.“ Diese selbe Gewißheit kann aber auch sehr deutlich in uns reden, wenn unsre Lage recht hübsch ist und im Hause alles nett aussieht, und doch wissen wir: „Der Segen Gottes ist nicht dabei und er kann unmöglich bei dir sein; es geht dir zwar gut, aber was hilft dir das? du bist von Gott verlassen.“

Je tiefer wir uns besinnen, je schärfer wir aufmerken, um so besser spüren wir, was es für eine gewaltige Tatsache ist mit unsrer Verlassenheit. Reicht sie nicht bis in unser Gebet hinein? Wir rufen, aber Gott hört nicht. Kommt sie nicht sogar in unsrer Frömmigkeit und Christlichkeit zum Vorschein? Sie sieht wohl wie Leben aus und ist keines. Gottes Wohlgefallen ruht nicht darauf, sondern Gott ist uns fern.

Weil wir in der Verlassenheit stehn, darum ist sie auch über Jesus gekommen. Er hielt Gemeinschaft mit uns, und war uns verbunden, darum mußte auch er in unsre Verlassenheit herab. Warum hast du mich verlassen? Fragen wir so, so haben wir dafür gleich die Antwort: Gott hat uns verlassen, weil wir ihn verließen. Wir wichen von ihm; nun ist er weg. Damit ist uns auch gesagt, warum der eingeborne Sohn der göttlichen Liebe von Gott verlassen worden ist, deßhalb nämlich, weil wir Gott verlassen haben. Er ist um unsertwillen arm geworden.

Wenn das Geltung hätte, was uns wahrscheinlich, schön und nützlich dünkt, dann wäre Jesus ein anderes Sterben widerfahren. Zwar, daß die Welt ihn verwirft und verläßt, setzt niemand sonderlich in Erstaunen. So wie der Lauf der Welt ist, hat es nie besondere Verwunderung erregt, daß die guten Leute leiden müssen. Man kann aber auch in armseliger Lage inwendig reich bleiben, und diesen inwendigen Reichtum gönnten wir dem sterbenden Jesus gern. Und ob ich schon wandre im finstern Tal, fürchte ich mich nicht; denn du bist bei mir; soll das nicht auch von Jesus gelten? Wenn ihn die Menschen verlassen, wird nicht Gott um so mehr bei ihm bleiben und mit seinem Trost ihn erquicken, und ihn inwendig gegen alles schirmen und mit seiner Gegenwart ihm reichlich ersetzen, was die Welt ihm nimmt! Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibet, der spricht zu Gott: meine Burg. Nun war aber diese Burg mit ihrem Frieden und ihrer Seligkeit für Jesus zu, und er hieng am Kreuz allein.

Mit solchen Gedanken muten wir aber Jesus zu, daß er fliehe weg von uns, fort von der Erde, heraus aus seinem Beruf, heraus aus dem Heilandsamt und dem Versöhnungswerk. Das hat Jesus nicht getan, sondern hat Gemeinschaft mit uns gehalten, und hat die treue Heilandshand von uns nicht abgezogen, und darum starb er in der Verlassenheit. Bei den

unsrigen dürfen wir uns freuen, wenn sie in Frieden, ja in Freuden sterben. Sie dürfen, wenn ihr Stündlein da ist, sich flüchten von uns weg hinauf, dürfen Abschied von uns nehmen und sagen: behüt euch Gott; ich kann nichts mehr für euch tun, dürfen der Welt Lebewohl sagen als die, welche der Welt satt geworden sind. So hat Jesus auch dem Schächer die Zuflucht ins Paradies eröffnet. Dieser hatte auf Erden nichts mehr zu tun, und darf sich deshalb an dem erquicken, was droben ist. Für den Sohn Gottes gab es ein anderes Sterben, weil er am Kreuz sein Amt nicht niederlegt, sondern ausübt, die Seinen nicht verläßt, sondern zu bleibender Gemeinschaft mit sich vereint, und sich nicht aus der Welt flüchtet, sondern über sie den Sieg gewinnt. Da kann er sich nicht in seine eigne, inwendige Seligkeit einhüllen, und sich nicht Gottes freuen unbekümmert um das, wie es den Menschen geht und was die Welt tut. Ihn mußte Schmerz und Tod inwendig fassen und ihn ganz zerbrechen, so daß er arm geworden ist, bis zur Gottverlassenheit.

2.

Er verließ den Vater nicht, als er von ihm verlassen war. Das ist sein Unterschied von uns, seine Hoheit und Herrlichkeit im Kreuzesbild. Deshalb macht er uns durch seine Armut reich.

Heute wirst du mit mir im Paradiese sein! Wer geht dort ein? Treten dort Schächer, Räuber und Mörder hinein? Herr, wer wird wohnen in deiner Hütte, wer bleiben auf deinem heiligen Berg? Sind es nicht diejenigen, welche in Gottes Wohlgefallen stehn? Die Gerechten? Gewiß, sie und nur sie! Davon ist Jesus nie gewichen; er hat ja in seinem Lehramt nichts getan, als den Leuten das Bußwort gesagt, hat die Bosheit Bosheit geheißen und die Sünde Schuld und hat deshab das Kreuz auf sich genommen. Das bleibt alles in voller Geltung auch jetzt, wo er den Schächer hinüber-

nimmt ins Paradies. Und dennoch gilt es: du, Schächer, du wirst im Paradiese sein, stehst in der Zahl der Gerechten, und Gottes Wohlgefallen ist auf dir und Gottes Gnade ist dein. Erwägt es doch: Gottes Gnade! So viel kann Jesus geben.

Obgleich er reich ist, ist er arm geworden. Am Schächer zeigt er seine Heilandsmacht. Für sich selbst stand er in der Gottverlassenheit, den Schächer aber hob er aus ihr heraus hinüber in die Gnade Gottes. Andern hat er geholfen; darin behielten die, welche ihn verurteilten, Recht. Er war bis zum Ende derjenige, der den andern mit der echten, vollständigen Hilfe half, dadurch daß er ihnen die Gnade Gottes brachte. Damit er das könne, darum half er sich selber nicht. Deshalb hat er die Macht gehabt, auf Erden Sünden zu vergeben, und er brauchte sie am Kreuz, damit wir es hören und sehen, daß Gott vergiebt. So reich ist er auch in seiner Kreuzesarmut, daß er dem Schächer, der zu ihm kommt, das Freudenmahl bereiten und ihm das Ehrenkleid schenken kann. Wie wir ihn beim Abendmahl sahn, so sehn wir ihn auch hier. Er ist derselbe, ehe er ins Sterben geht, und als er den Tod litt. Eine unvergängliche Gemeinschaft stiftet er durch denselben zwischen sich und den Seinen und in diese unzerstörbare Gemeinschaft nimmt er nun auch den Schächer auf. Vergebung der Sünden ist der Segen seines Todes und sie spendete er auch am Kreuz dem, der ihn bat.

Vergebung! laßt uns die Gabe Jesu nicht gering schätzen, wie es der andere Schächer tat, welcher meinte: was hilft mir Vergebung der Sünden, wenn mir die Nägel im Leibe stecken? Wir haben ja vor Augen, was es für eine gewaltige Sache mit Jesu Verzeihen ist. Es ist wahrhaftig kein Kinderspiel, an ein Verbrecherleben das Paradies zu fügen und den Weg eines Menschen so zu wenden, daß ihn seine Sünde nicht verderben kann, sondern er vom Bösen erlöst ist. Das Tun des Schächers führte ihn in die Nacht hinein; und diese

Nacht verschwand, weil ihm Jesus verzieh. Schuld war entstanden; aber Jesu Hand hat die Stärke, die im Stande ist, die Schuld zu zerreißen und abzutun.

Wie macht er das? Zaubert er? Besticht er Gott? Durchaus nicht. Er sagt es uns auch jetzt völlig deutlich, worauf sich sein Heilandswerk gründet und woher seine Versöhnermacht stammt. Es geschieht hier alles in völlig reiner Weise nach der klaren, einfachen Regel der göttlichen Gerechtigkeit. Mit mir wirst du im Paradiese sein. Für sich allein kommt der Schächer nicht hinein, aber Jesus nimmt ihn mit sich, und deshalb ist ihm der Eingang dorthin offen, weil ihn Jesus zu denen rechnet, die ihm gehören und mit denen er verbunden ist. Darum tritt auch er in die Zahl der Gerechten und steht in Gottes Gnade. Alles, was Jesus zu seinem Eigentum zählt, ist von der Liebe und dem Schutz des Vaters umfaßt. Da kommt das Sohnesrecht zur Anwendung: alles, was mein ist, ist dein.

Darum ist die Gabe Jesu nicht nur für die Sterbenden wertvoll, sondern zuerst uns, den Lebenden, bestimmt. Das Paradies tat sich für den Schächer freilich erst später auf, nachdem die Kreuzesstunden überstanden waren; aber Jesu Verbundenheit mit ihm empfieng er nicht erst später, sondern sofort, während er noch am Kreuze hieng. Sofort trat Jesu Wort in Kraft: bei mir hast du deinen Platz und gehörst zu den Meinen. Er bat mit gläubigem Verlangen: Herr, denke an mich; und den Glauben hat Jesus hier wie immer erhört und zur Verbundenheit mit ihm gemacht, welche die Zeit und die Ewigkeit umspannt, und vom Kreuz hinüberragt ins Paradies.

Unserm Glauben an ihn antwortet er dadurch, daß er uns seine Freundschaft und Gemeinschaft gibt. Wenn wir ihm zusehen, wie er stirbt, muß es uns allen zur Gewißheit werden: es ist etwas Großes, daß wir nicht in der Verlassenheit bleiben müssen, sondern einen Freund im Himmel

finden können, daß wir den zu unſerm himmliſchen Freunde haben, der ſo geſtorben iſt. Dieſes Freundes ſind wir nicht nur dann und wann bedürftig, ſondern in unſerm ganzen Lebenslauf. So wollen wir auch nicht nur am Feſttag auf ihn blicken, ſondern bei ihm bleiben, und ihn bitten: Erkenne mich mein Hüter. Mein Hirte, nimm mich an. Von dir, Quell aller Güter, iſt mir viel Guts getan. So betet jede rechte Charfreitagsverſammlung; das ſoll auch unſre Bitte ſein. Amen.

Sonntag Cantate.

(10. Mai 1903.)

Joh. 16, 16—23.

Wir haben heute das Wort unſers Herrn vor uns: „über ein Kleines.“ Er ſagte ſeinen Jüngern: es währt nicht lang. Man kann dieſes Wort für Jeſus „charakteriſtiſch“ nennen. Es bildet ein Merkmal, an dem wir ihn nach ſeinem innern Leben erkennen und verſtehen lernen. Was er in ſeinem Herzen trug, kommt durch dieſes Wort höchſt lehrreich und beſtimmt ans Licht.

„Über ein Kleines“! Es währt nicht lang: mit dieſem Wort ging Jeſus ans Kreuz. „Über ein Kleines“: ſo verhieß er ſeinen Jüngern die ewige Gemeinſchaft mit ihm: es währt nicht lang, und ihr werdet mich ſehn. „Über ein Kleines“: ſogar das letzte, höchſte Ziel, Gottes alles vollendende Offenbarung hat er uns mit dieſem Wort verheißen; „über ein Kleines“ und die Herrlichkeit Gottes iſt da!

Es iſt durchaus verſtändlich, daß die Jünger mit dieſem Wort Jeſu nicht zurecht gekommen ſind, ſondern dasſelbe bei ſich hin und her bewegten und dabei eine Dunkelheit empfanden, die ſie nicht heben konnten. Wie viele hat dasſelbe ſeither bewegt, ja erſchüttert! In den letzten Wochen iſt ein bekannter Geiſtlicher in Paris aus ſeiner Kirche ausgetreten; daran kann man ſich freuen, daß er dem Pabſt entronnen iſt. Er hat aber zugleich erklärt: auch Jeſus ſei für ihn vergangen und liege hinter ihm, und das muß uns leidtun. Es iſt immer ſchade, wenn die Leute Jeſum verlieren.

Warum ist er mit ihm fertig? Jesus habe gesagt: bald! bald! Über ein Kleines, so würden ihn die Seinen sehn und sein Reich sich offenbaren. Aber dieses „bald“ sei ja dahingefallen und damit sei auch Jesus für ihn versunken.

Es hat sich von jeher von zwei Seiten her ein Anstoß an Jesu Wort ergeben. Der Ungeduldige sagt: „warum denn erst bald? Du kannst es ja gleich tun, wenn du es bald tun kannst. Warum läßt du uns warten? Warten müssen ist häßlich. Ich mag nicht warten.“ Von der andern Seite ensteht das Bedenken: „ist es auch wahr? Kann es „bald“ geschehn?“ Wir sehen auf die Natur; wie langsam bewegt sie sich, falls sie sich überhaupt bewegt. Nach Jahrtausenden sieht man noch nichts von ihrer Entwickelung, und nur das geschieht, was völlig vorbereitet ist und wofür die Bedingungen sämmtlich hergestellt sind. Wir sehen auf den Verlauf der menschlichen Geschichte, und haben hier freilich viel Lärm vor uns, viel Rennen und Laufen, Streben und Schaffen. Was kommt aber dabei heraus? Und wenn sich etwas als bleibender Gewinn herausstellt, wie mühsam ist das errungen, wie langsam erarbeitet! Der Gewinn kommt nicht plötzlich, nicht rasch, nicht bald, er kommt erst spät.

Wir wollen uns heute deutlich machen: woher hat denn Jesus sein „bald“? Die Wurzel desselben wird uns nach den beiden Seiten, nach welchen sie sich erstreckt, durch unsre Worte deutlich gemacht. Jesus fährt fort: „ihr werdet weinen und heulen; ihr habt jetzt Traurigkeit“. Er selbst, unser Herr, litt und er führte auch seine Jünger ins Leiden. Der Schmerz schreit aber; was schreit er? „Wie lang! wie lang!“ Dazu gibt Jesus die Antwort: bald! bald! Das Wort Jesu ist aus dem Schmerz geboren und für solche bestimmt, welche leiden.

Damit ist aber erst die eine Wurzel unsers Worts erkannt. Auch dann, wenn die Gewalt des Schmerzes erschütternd durch Jesu Seele ging und er sich voll Mitleid zu

den Jüngern herabbeugte, welche Traurigkeit haben, die er ihnen nicht wegnehmen und ersparen kann, in die er sie vielmehr notwendig selbst versetzen muß, auch dann hat Jesus nie den Vater aus den Augen verloren. Jesu Blick geht immer aufwärts, und die Jünger spürten, daß das auch damals so war, und daß es einen Kernpunkt seines Wortes bildete, daß er zum Vater gehe. Was sieht er aber, wenn er aufwärts schaut, dort? Die allmächtige Gnade, welche hilft, erlöst, befreit, nicht kümmerlich, nicht halb, nicht unwillig, nein! ganz, plötzlich, bald. Eben weil Jesu Wort aus diesem Grund erwuchs, bildet es ein Merkmal und Kennzeichen für ihn, das wesentlich zu seinem Bild gehört. Es ist der Mann der Schmerzen, der dieses: „über ein Kleines" gesprochen hat, aber derjenige Mann der Schmerzen, der zugleich der Mann der Gnade ist. Das ist es, was wir aus unserem Text für uns entnehmen wollen:

Jesus kennt unsre Schmerzen.
Jesus kennt die vollkommene Gnade.

1.

Wenn die Mutter in die große Stunde kommt, die größte, die ihr widerfahren kann, wo sie gewürdigt ist, den lebendigen Menschen zur Welt zu bringen: meint ihr, dann wäre es ihr gleichgültig, wenn man ihr sagte: einige Jahre wird es schon dauern, vielleicht zehn, vielleicht auch zwanzig? Ihr Trost in jener Stunde ist, daß es „über ein Kleines" sich wendet, daß es nur Stunden währt, nicht Jahre, bis das Große geschehen und der lebendige Mensch gekommen ist.

So trat Jesus auf den Leidensweg und so hat er seine Jünger auf denselben gestellt, nicht mit der Aussicht: ihr müßt nun weinen, leiden, sterben Jahrzehnte lang, vielleicht auch Jahrtausende lang. Wie kann denn jemand so was sagen, der wirklich leidet? Nur in der Hölle spricht man so. Jesus

hat anders mit seinen Jüngern geredet: „über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen."

Allen Worten des Herrn, die sein „Bald" mächtig ausprägen, ist es mit Leichtigkeit anzusehen, daß sie aus seinen Schmerzen stammen und den Träger des Kreuzes uns offenbaren. Als er seine Jünger aussandte, erwog er den schweren Kampf, in den er sie hineingesendet hat, wie Schafe mitten unter Wölfe. Er schickt sie an das ungläubige Israel; sie werden in Not und Tod seine Jünger sein; er sieht sie fliehen von Stadt zu Stadt. Da gibt er ihnen sein „Bald". Ehe ihr fertig seid mit den Städten Israels, ehe die letzte Zuflucht euch verloren geht, komme ich selbst als euer Erretter, als der Treue, der sich zu euch bekennt, und euch nicht verläßt, Matth. 10, 23. Ein anderes solches Wort steht mit der Ankündigung seiner Leiden in Zusammenhang, als er seinen Jüngern den Mut gab, mit ihm aufzubrechen nach Jerusalem. Er mußte auch ihnen sagen, daß es für sie aus dem Sterben ins Leben gehe, und sie nur dann bei ihm bleiben, wenn sie sich selber zu verleugnen vermögen. Er hat die Gefahr in aller Klarheit vor Augen, welche sie dabei innerlich anficht, und warnt sie, daß sie nicht nach der Welt greifen, und dabei sich selbst verlieren. Was hülfe es ihnen, wenn sie sich alle Leute willfährig machten, tausende bekehrten, und der Erfolg ihre Arbeit begleitete mit strahlender Größe, sie selbst aber verdürben, Gott und Christus untreu würden, seinen Leidensweg verleugneten und den Glauben wegwürfen! Um sie zu schützen, bezeugte er ihnen mit tiefem Ernst, daß auch über ihnen Gottes Gericht steht, in seiner unparteiischen Gerechtigkeit und ihnen nach ihren Werken vergelten wird. War das aber alles, was er ihnen sagte? Hatte er nichts für sie als solche Worte, welche die Furcht erwecken, den Schmerz zur Pflicht machen, und zum Sterben anleiten? Nein: er rief ihnen zu: bald! bald! es währt nicht lang. Etliche unter euch werden den Tod nicht schmecken, bis sich der Menschen-

sohn offenbart in seiner Herrlichkeit, Matth. 16, 28. Und als er auf dem Ölberg saß und vor ihm der Tempel in seiner Pracht stand, während in seiner Seele die Gewißheit lag: hier bleibt kein Stein auf dem andern, Gottes Wetter zieht heran und sein Blitz findet seinen Ort, und wo das Aas ist, sammeln sich die Geier, da wußte er: die Drangsal währt lang, die Notzeit dehnt und dehnt sich; die Last wird auch für die Auserwählten zum Erliegen schwer. Allein nach jener Drangsal „alsbald" kommt der Erlöser, der die Seinen zu sich sammelt in seine Herrlichkeit, Matth. 24, 29. Seht, alle diese Worte sind, genau wie unser Textwort, von Jesus auf dem Leidensweg gesprochen und tragen seinen Schmerz in sich. Wer sich an denselben stößt, und Jesus ihretwegen schilt, der stößt sich am Kreuze Jesu. Dort liegt freilich viel Anlaß zum Ärgernis. Es bleibt beim Wort des Apostels: wir predigen Christum den Gekreuzigten, ein Ärgernis für die Juden, eine Thorheit für die Griechen. Es bleibt aber auch bei der Fortsetzung dieses Worts: denen aber, die berufen sind, predigen wir Christum als göttliche Kraft und göttliche Weisheit, und diese göttliche Weisheit und Kraft liegt auch in der Zusage Jesu: bald!

Haben auch wir sie nötig? Dann nicht, wenn wir nicht leiden. Vergnügte Leute, denen nichts fehlt, sagen natürlich nicht „über ein Kleines". Sie fürchten vielmehr den Wandel der Zeit und sagen: wenn es nur so bliebe und lang währte! Wenn wir nichts zu leiden haben, müßte uns freilich ein vergnügter Jesus lieber sein, der über den Schmerz erhaben wäre und behaglich auf das Glück der Menschen mit dem Ausruf sähe: wie nett!

Allein das wäre ein Zeichen, daß wir Jesus noch nicht kennen und noch nicht in seine Gemeinschaft getreten sind. Denn er führt uns alle auch in seine Schmerzen ein. Das gehört mit zum Christenstand und ist in die Berufung Jesu mit eingerechnet.

Sicherlich beruft er uns zur vollen Freude. Wir hören ja in unserem Texte, daß die Bekümmernis der Seinen sich in die Freude verwandeln soll, die niemand von ihnen nimmt, weil Gott sie ihnen gegeben hat. Es ist aber die Betrübnis, die sich in Freude verwandelt.

Jesu Seligkeit stieß den Schmerz nicht ab, sondern hatte ihn neben und unter sich, und hob sich über denselben hell und stark empor. Wenn wir deshalb an seiner Seligkeit gern teilhaben, müssen wir auch bei seinem Schmerz mit anfassen.

„Jetzt ist diese meine Freude vollendet," Joh. 3, 29. Wer hat das gesagt? Wer hat eine vollendete Freude gewonnen, die nichts mehr hindern, trüben und stören konnte? Das war der Mann mit dem härenen Kleid, der große Faster, der vor Gott gebeugt stand in Zittern und Angst für sein Volk, der an der Unbußfertigkeit und Heuchelei der Natternbrut litt, wie kein andrer, der sich zu allen Verkommenen herniederbeugte und sie zur Buße rief, und ihnen Gottes Vergebung in die Seele legte: ihm ist die vollkommene Freude widerfahren, und er vermochte zu sagen, was ihm nicht so leicht ein andrer Mund nachsagen wird. Auf demselben Wege, auf den Johannes getreten war, ging Jesus weiter. „Ich preise dich, Vater, Herr Himmels und der Erde"; wir hören alle das Frohlocken Jesu; es schallt mit mächtigem Ton durch alle Zeiten. Ich preise dich — weshalb? Daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es geoffenbaret den Unmündigen. Wie nahe liegt hier Schmerz und Seligkeit beisammen. Sie sind in eine und dieselbe Bewegung der Seele verflochten mit einem unlöslichen Band. Der Säemann geht über den Acker mit Freuden, denn er weiß, daß er die Ernte schafft. Es ist ein seliges Geschäft, den Samen zu streuen, der die Lebenskraft in sich hat; denn er tut dies mit der Gewißheit, daß die Ernte hundertfältig ist. Derselbe Säemann schaut aber auch mit schmerzvollem Blick auf den zertretenen

Samen, auf die vertrocknete Saat, auf die Dornen, welche erſticken, was er ſchuf.

Auch uns nimmt er mit auf ſeinen Weg. Er gibt uns das Größte, was wir finden können; wir finden keine herrlichere Freude, keine größere Seligkeit, als die, welche uns Jeſus gibt. Allein er führt uns auch in ſeine Schmerzen ein.

Warum? Er führt uns zum Lieben, und wie kann Liebe ohne Leiden ſein? Wie wäre es möglich, daß der Liebe die Schmerzen erſpart werden könnten? Ob ſie auch etwas ſeliges iſt, wahrhaft die große Perle, die alles überwiegt, und der verborgene Schatz, der uns überreich macht, ſo kann doch die Liebe nicht ohne Leiden ſein. Wer die Schmerzloſigkeit erſtrebt, der begehrt die Liebloſigkeit, und wer die Liebloſigkeit begehrt, iſt tot.

Wenn wir niemand gehörten und mit keinem Menſchen verbunden wären, hätten für niemand die Sorge und Verantwortlichkeit auf uns, keinen Beruf, keine Pflicht: dann freilich könnten wir unſre Gebrechen, Torheiten, Sünden mit ſchmerzloſem Blick beſehn. Was läge daran, ob uns unſer Beruf gelingt, ob wir die nötige Kraft haben zur Ausrichtung unſers Werks, ob auf demſelben Gedeihen und Segen liegt, oder ob wir uns ſelber hindern und ſchädigen durch unſre Verkehrtheiten? Wer ſeinen Weg allein geht, kann ihn ſchmerzlos gehn. Wenn wir aber mit einander verbunden ſind, und die Liebe das Band zwiſchen uns geſtiftet hat, das unſern Lebenslauf verknüpft, dann iſt es eine ernſte Sache, was aus unſerm Denken und Wollen wird, ob wir Toren ſind oder weiſe, richtig handeln oder ſchlecht, im Segen Gottes oder ohne ihn. All das trifft ja ſofort auch die, für die wir leben, und ſchlägt auch die mit harter Wucht, mit denen wir verbunden ſind. Darum führt uns die Liebe ins Leiden im Blick auf das, was wir ſelber ſind, und macht, daß wir in uns einen Quell des Schmerzes finden.

Sie macht uns aber auch mit den andern leiden. Es

bleibt uns nur dann gleichgiltig, ob ein Menſch ins Verderben rennt, wenn wir die Liebe nicht kennen. Ob andere in die Sünde ſinken oder aufrecht ſtehn, ſich zu Gott hin wenden oder abwärts, das macht dem keine Schmerzen, der nicht in der Liebe ſteht. Die Liebe aber leidet. Darum iſt ſie des Troſtes Jeſu bedürftig, und er hat ihr denſelben nicht verſagt. Ihr geht das Ohr auf für ſein Wort: „bald, bald! warte nur; über ein Kleines, dann wird die Traurigkeit verwandelt ſein in Freude; über ein Kleines, dann ſiehſt du meine Heilandshand.“

2.

Damit haben wir aber erſt die eine Seite am Wort unſers Herrn erwogen. Denn es iſt nicht nur auf unſere Schmerzen hingewandt, ſondern Jeſu Blick geht zum Vater und ſchöpft aus der Fülle und Herrlichkeit der göttlichen Gnade ſeine Verheißung. Die Natur bewegt ſich langſam, falls ſie ſich überhaupt bewegt. Der Menſch arbeitet beſchwerlich und braucht lange Zeit, falls er überhaupt etwas erreicht. Aber Jeſus ſchaut und wägt nicht bloß die Natur, und nicht bloß die Menſchen mit ihrer Geſchäftigkeit, ſondern droben iſt der Vater, und er hat die vollkommene Gnade. Dort beim Vater ſieht Jeſus nicht eine komplizierte Weisheit, die erſt langſam Stück um Stück all ihre Künſtlichkeit entfalten muß, bis ſie zum Werk gelangt. Dort ſchaut er auch nicht eine unfertige Liebe, die man erſt erwecken, anfeuern, aufmuntern muß, damit ſie erwache und zum helfen willig ſei. Dort ſieht er auch nicht eine dürftige Macht, der es an Mitteln gebricht, ſo daß ſie viele Präparationen nötig hat, damit ihr Wille geſchehen kann. Nein! ſein Gott iſt fertig und bereit, fertig und ganz in ſeiner Gnade, fertig und ganz in ſeiner Erlöſermacht. Darum hat er ſeinen Jüngern geſagt: wenn jemand einen ungerechten Richter anruft, und wenn es auch nur ein Weib iſt, nur eine Witwe, die keine Macht auf Erden hat, ſo beugt er auch einen ungerechten Richter durch die Macht

der Bitte; meint ihr, daß Gott noch härter sei als ein ungerechter Mann, daß ihr ihn erst aufwecken und antreiben müßt, damit er gnädig sei? Er wird in Bälde seine Auserwählten erretten, die ihn anrufen. Diesem Wort gab er die Besiegelung dadurch, daß er mit einem raschen Schritt durch das Grab hindurch in die Osterherrlichkeit trat. Über ein Kleines: da war das Kreuzesbild verwandelt in die Herrlichkeitsgestalt.

Auch wir erleben solches im Bereich unsers irdischen Daseins, innerhalb des Umfangs unsrer menschlichen Bestimmung. Es ist nicht so, daß wir nichts von jener Gnade sähen, die über ein Kleines hilft, bald eingreift und ganz durchgreift. Wie geht es denn zu, wenn dem Menschen die Sünde vergeben wird und er durchdringt in den Kindesstand? Sagt ihm Gott: allmählich, langsam, Stück um Stück büßest du deine Schuld ab, heute und morgen und Jahre lang; du fängst immer wieder an, bis du endlich spät und langsam zum hohen Ziele der Vergebung aufwärts klimmst? Ist es so? Macht es Gott so? So macht er es mit uns, wie jener Vater mit dem heimkehrenden Sohn: über ein Kleines gleich und ganz war der ganze Schmutz seiner Verlorenheit abgetan, mit einer durchgreifenden Gnadentat, mit einer fertigen, völligen Güte, die redlich und wahrhaft hilft. Weg gehn die Lumpen und das Ehrenkleid ist da; aus ist es mit dem Hungern bei den Schweinen, und das festliche Mahl beim Vater beginnt; denn die vollkommene Gnade verzeiht ganz und begräbt alle Schuld.

Wie geht es dann zu, wenn Gott in uns Leben schafft, das aus ihm stammt, und der gute Wille geboren wird, derjenige, der lieben, dienen und helfen will? Ist es so, daß sich allmählich und langsam das Herz in eine andere Art verwandelt, wir allmählich dasselbe säubern, formen und modeln und so mit viel Arbeit und Zeit Stück um Stück die Güte in uns erzeugen? Geht es so zu? Nimmermehr, sondern der Schöpfergott tut sein Werk, in seiner herrlichen Stille,

die allen Lärm und Großtun verschmäht, aber in seiner ganzen, vollen Majestät, die das „Werde“ spricht, und damit bricht was uns vorher band, und es taut auf, was bisher in uns erfroren war, und es wird gewiß, was in düsterm Zweifel und banger Frage bisher für uns schwankte, und wir können, was wir nicht konnten: lieben.

Auch in der äußern Gestalt unsers Lebens, wenn wir darauf achten, wie Gott Not von uns nimmt und die Schwierigkeiten hebt, die uns bedrängen, oder wenn wir auf das große Ganze sehn, wie er seine Kirche führt, erneuert, vorwärts leitet, oder wie er über den Völkern seine Gnade walten läßt, wird je und je wieder deutlich, was Jesus meint: über ein Kleines, dann ist die gnadenvolle Gabe da, durch den, der spricht und es geschieht, durch den, dessen Gabe Leben ist, und Leben entsteht einzig durch die Schöpfertat.

An dieser Gewißheit werden wir nicht ungeduldig. Wie sollten wir auch bei Jesus in die Ungeduld kommen, wenn wir seine Verheißung: „bald! bald!“ im Herzen tragen? Da müßten wir ja vergessen haben, daß er dieselbe auf dem Kreuzesweg gesprochen hat. Auf diesen trat er aber nicht mit Ungeduld, sondern hat sich eben damals, als er sprach: „über ein Kleines!“ mit vollkommener Geduld in die Hände des Vaters gelegt.

Laßt uns mit dem letzten Spruch, den unser Text enthält, nach Hause gehn: „Dann werdet ihr mich nichts mehr fragen.“ Es wäre wohl verständlich, wenn jemand sagte: unsre Betrachtung habe wohl Fragen erweckt, aber wenig Antwort gegeben. Der Fragen gibt es in der Tat viele; sie entstehen uns im Blick auf Jesus, auf seine Sendung und Verheißung, auf sein Wirken unter uns, auf Gottes große Regierung mit uns, in großer Zahl. Wer hat keine solchen? Sie können erschüttern, und auf der Seele wie eine Last liegen. Deshalb fährt Jesus fort: dann werdet ihr mich nichts mehr fragen. Ihr werdet einst nicht Rechenschaft von mir verlangen:

warum haſt du ſo geſprochen? warum mich ſo geführt? warum haſt du mir das getan? warum mußte ich auf deinem Wege leiden, warum auf deine Hilfe warten? Alle dieſe Fragen werden verſinken, dann, wenn wir in ſeiner Klarheit ſtehn. Es iſt eine überreiche Verheißung, daß wir einſt dahin kommen, wo wir nichts mehr fragen. Wann wird uns das werden? Laßt mich noch einmal mit Jeſu Wort darauf antworten: bald! Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Pfingsttag

(31. Mai 1903.)

Ev. Joh. 14, 23—31.

„Wir, der himmlische Vater mit Jesus, werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen". Was sollen wir zu einer solchen Verheißung sagen? Wir haben das größte, reichste, höchste Wort Jesu vor uns, über das nichts hinausgeht, was uns die heilige Schrift zu sagen hat. Bei uns Wohnung machen bei uns verweilen, daheim sein bei uns will Christus und Gott. Meint er: wir sollen ihm in unsern Häusern ein Gastzimmer schmücken oder eine Hauskapelle weihen? Ihr wißt, daß bei Jesus nicht von solchen Kindereien, die Rede ist. Bei dem, der mich lieb hat, werden wir Wohnung machen. An den Leuten liegt es ihm, zu uns will er kommen, nicht als Gast zu flüchtigem Besuch, sondern zu bleibender Verbundenheit. Darum ist der Pfingsttag gekommen, nachdem Jesu Arbeit auf Erden vollendet war, und man verkündigt heute überall in der Christenheit, daß Gott Geist sendet und giebt, seinen Geist, heiligen Geist, daß dies der Grund sei, weßhalb wir zu Gott berufen seien, damit wir von ihm Geist empfangen. Mit ihm ist uns die wirksame und gnadenreiche Gegenwart Gottes geschenkt; mit ihm haben wir Christum bei uns, so, daß ihn nichts von unserm inwendigen Leben und Wesen trennt.

Berghoch steigt die Pfingstbotschaft vor unsern Augen auf. Wer würde es wagen sie zu sagen ohne Christi Befehl, ohne seine eigene Zusage: Gott macht Wohnung in dir, o Menschenkind!

Darum richtet das Pfingstwort uns allen den Sinn in die Höhe, und macht uns munter, daß wir uns nach dem

hohen Kleinod unſrer Berufung ſtrecken. Keiner kann heute ſagen: das habe ich ſchon lang! ich habe es ſchon völlig gelernt, durch und durch erlebt und erprobt und ganz ergriffen. Geiſt von oben kommt; wer iſt hier ſatt? Gott macht Wohnung bei uns; weſſen Seele ſtreckt ſich nicht vorwärts dem Reichtum der göttlichen Gabe zu?

Wir kirchlichen Leute wollen heute lernen: Gottes Gabe iſt größer als unſre Kirchlichkeit; er giebt Geiſt.

Wir bibelgläubigen Leute wollen heute lernen: Gottes Gabe iſt größer als unſre Gläubigkeit; er giebt Geiſt.

Wir, die wir uns zu Gottes Erbarmen und Verzeihen flüchten, wollen heute lernen: Gottes Gabe iſt größer als unſer Hoffen; er giebt Geiſt.

1.

Am Konfirmationstag fragen unſere Geiſtlichen: womit biſt du getauft? Dann antwortet einer der Knaben tapfer, ohne ſich zu beſinnen: mit Waſſer und Geiſt. Haben wir erfahrne Leute auch noch den Mut ſo zu antworten? Es ziemt ſich, daß wir uns am Pfingſttag dieſe Frage überlegen, da wir heute daran erinnert ſind, daß der Herr Chriſtus im Geiſte ſein Werk an der Menſchheit tut. Stocken wir etwa jetzt bei jenem „und“? Womit bin ich getauft? Mit Waſſer; das iſt freilich zweifellos; dort ſteht der Taufſtein. Wir ſind ja alle kirchliche Leute. Wir ſollten aber fortfahren können: mit Waſſer und mit Geiſt! Wenn wir hier ſtocken und unſicher werden, dann ſteht die Gabe Jeſu noch nicht deutlich in unſerm Blick. Haben wir bisher durch unſer Chriſtentum bloß am Waſſer Anteil erhalten, ſo haben wir noch nicht Gottes ganze Gabe empfangen. Nicht das Waſſer iſt ſchon für ſich allein das, was uns Jeſus erworben hat und uns aus ſeiner Herrlichkeit heraus täglich gewährt.

Das müſſen wir uns nicht deßhalb ſagen, weil das Waſſer entbehrlich und unnütz wäre. Unſre Kirchlichkeit iſt ein unſchätzbarer Segen für uns, für den wir gerade am Pfingſt-

tag Gott noch ganz besonders danken wollen, gerade dann, wenn uns der Festtag bezeugt, wohin alle Gabe und Ordnung Jesu uns führt, daß alles, was von ihm kommt, des Geistes wegen uns gegeben ist. Es giebt keine Gemeinschaft unter uns, keine Kirche, auch keinen Anteil am Evangelium, ohne bestimmte äußere Bezeugung der göttlichen Gnade und ohne feste deutliche Ordnungen, die uns den Willen Christi vorhalten. Wir brauchen bestimmte Handlungen, deutliche Erlebnisse, klare Zeugnisse, und bekommen ohne dieselben keinen inwendigen Besitz. Darum handelt Jesus an der Christenheit nicht nur im Geist, sondern hat ihr auch das Wasserbad gegeben, samt den andern heiligen Ordnungen und Dingen, welche die Kirche zu verwalten hat. Wie deutlich haben wir es aber in der Christenheit erfahren, daß man in Menge äußere Wahrzeichen, Sinnbilder und Pfänder der göttlichen Gnade um sich her anhäufen kann, und doch nicht empfangen hat, was uns not tut und was uns Jesus geben will. Wenn wir die Merkzeichen des Evangeliums an allen Straßenecken häuften und die Wände unsrer Häuser mit Erinnerungen an Jesus bedeckten, daß wir ringsum nichts als lauter Zeichen seiner Gnade sähen, damit wäre noch nicht verhindert, daß mitten in all diesem heiligen Gerät ein armer Mensch säße, glaubenslos, unbrauchbar und tot. Nicht dazu gab uns Jesus auswendige Bezeugungen seines Willens und sichtbare Pfänder seiner Gnade, damit wir nichts anderes begehrten als diese heiligen Dinge, und zufrieden seien, wenn wir sein Wahrzeichen in unsern Händen haben, an welches er seinen Namen geheftet hat, sondern: wer mich lieb hat, der wird mein Wort halten und wir werden zu ihm kommen. Das ist die echte Gnade; deßhalb, weil Jesu Verheißung in der Pfingstgabe ihre Erfüllung hat, dürfen wir wirklich von Gottes Liebe reden. Dieser liegt es nie bloß am Schein, sondern an uns selbst. Sie giebt unserm Leben nicht bloß eine fromme Umhüllung und Figur, sondern reinigt und heiligt uns. Darum schafft die göttliche Regierung nicht bloß heilige Sachen,

ſondern heilige Leute, und gewährt uns darum nicht einzig das Waſſer, ſondern auch den Geiſt. Weil wir denn alle das auswendige Zeichen kennen, in der Kirche ſtehn und als kirchliche Leute auf den Taufſtein ſehn als auf den Ort, wohin auch wir einſt gebracht worden ſind, ſo laßt uns heute herzlich bitten: das Waſſer, Herr, haben wir erhalten; taufe uns auch mit deinem Geiſt.

2.

Zum Sakrament gehört das Wort, unſer liebes Bibelbuch. Reden wir vom Geiſte Gottes, ſo denken wir mit gutem Grund zuerſt an die Schrift. Wie hören wir die Stimme des Geiſtes zuerſt? Dadurch, daß das Schriftwort zu uns kommt. Wann ſtehen wir unter dem Einfluß des Geiſtes? Dann, wenn wir mit der Schrift aufrichtig umgehen; im Verkehr mit den Propheten und Apoſteln, kommt man wie nirgends ſonſt unter die Macht des heiligen Geiſtes. Was iſt das Merkmal ſeiner Gegenwart bei uns? Dies, daß das Schriftwort in uns eingegangen iſt, und von uns verſtanden wird und von uns geglaubt wird und von uns getan wird. Dennoch könnten wir niemals bloß mit dem Bibelbuch auskommen, und könnten nicht als Jeſu fröhliche und dankbare Gemeinde hier beiſammen ſein, wenn wir nichts anderes hätten als das Buch, ein heiliges Buch, aber eben doch nur ein Buch!

Niemals iſt das der Sinn der Pfingſtfeier, daß uns der Geiſt vom Buch löſe und es uns entbehrlich mache. Wer meint, im Beſitz des Geiſts ſo ſelbſtändig zu werden, daß er das Wort Jeſu nicht mehr brauche, und eine Freiheit zu erhalten, in welcher er über die Bibel erhaben ſei, hat nicht aufgemerkt auf Jeſu Wort: wer mich lieb hat, wird mein Wort halten, und zu dem, der mein Wort hält, werden wir kommen und Wohnung bei ihm machen. Wollen wir ſein Wort bewahren, müſſen wir uns an die Bibel halten; denn ſie iſt das Gefäß, in welchem uns Jeſu Wort überbracht iſt. Wiederum, wer mein Wort nicht hält, zu dem kommt auch der Vater nicht und ebenſowenig der Geiſt. Darum

kann Jesus den Wunsch des Jüngers, zu welchem unser Text die Antwort ist: warum offenbarst du dich nicht der Welt? nicht füllen. Es ist ein gültiges göttliches Gesetz: wer mein Wort hält, zu dem kommen wir. Allein eben dieß, daß wir das Wort und den Geist zusammen erlangen, und beide nicht geschieden finden, sondern so, daß mit dem Wort der Geist gegenwärtig, mit dem Geist das Wort lebendig wird, macht Jesu Gabe heilsam und groß. Wäre es anders und uns bloß das Buch gegeben, so wären wir mit demselben arm, nicht bloß deßhalb, weil dann die ungelehrten Leute im Nachteil blieben hinter denen, die der Schrift kundig sind und sie auszulegen verstehn, sondern wir alle, auch die schriftkundigsten Männer nicht ausgenommen, könnten schwerlich an den Gott glauben, der zwar einst gesprochen habe, jetzt aber verstummt sei, an die Gnade, die einst ihre Taten tat, jetzt aber versiegt sei. Das gäbe einen armseligen Christenstand, wenn wir einzig in die Vergangenheit zurücksehen müßten, daß Jesus einst dagewesen, Gottes Wort einst zu uns Menschen gekommen, die göttliche Liebe einst auf Erden erschienen sei, daneben aber eine leere Gegenwart hätten und ein dunkles Leben, ohne einen gegenwärtigen Gott und ohne einen lebendigen Herrn, der bei uns Wohnung macht.

Wäre es so, so hätte Jesus nicht sagen können: es ist euch gut, daß ich gehe. Das konnte er deshalb, weil nun durch ihn der Geist der Wahrheit kommen wird, in welchem auch der Vater und der Sohn bei uns weilen. Ohne die Vollendung des Werkes Jesu in der Pfingstgnade hätten die Jünger von Emmaus mit ihrer Bitte recht behalten: bleibe doch, bleibe bei uns! Auch mit ihnen hat aber Jesus nach der Regel gehandelt: es ist euch gut, daß ich weggehe. Denn nun haben wir beides: das Wort und den Geist, den Charfreitag und den Pfingsttag, Jesu irdische Arbeit und seine verklärte Gegenwart bei uns aus Gottes Herrlichkeit heraus.

Was aus dem menschlichen Gottesdienst wird, wenn er sich nur mit dem Buch abgiebt, haben wir in der Christen-

heit reichlich erfahren. Mit dem Leſen und Lernen kommt die Wahrheit Gottes zwar in unſer Gedächtnis hinein, iſt aber damit noch nicht bei uns ſelbſt. Dann kommt wieder der tiefe Riß zum Vorſchein zwiſchen der frommen Figur und dem inwendigen Weſen, zwiſchen dem Namen, den wir führen, und der Wirklichkeit. Wer kann ihn heilen? In alle dieſe Fragen und Klagen tönt heute das Pfingſtevangelium hinein: Jeſus überreicht euch nicht bloß ein gedrucktes Neues Teſtament, ſondern er ſendet denen, die ſein Wort bewahren, ſeinen Geiſt. Mit dem Geiſt wird das Wort Kraft, das Geleſne Leben und der Blick auf den Herrn das, worin unſre ganze Seele ſteht. Weil wir denn alle das Buch haben und deſſen Sprüche von Jugend auf lernten und für dasſelbe von Herzen dankbar ſind und wiſſen, wie großes darin ſteht, wie heilſam ſowohl ſeine Verheißung, als ſeine Mahnung für uns iſt, darum laßt uns Gott heute herzlich bitten: dein Wort haſt du uns gegeben; wir haben es alle gekauft, wir laſen es und kennen dein Buch; gieb uns, Vater, zum Buch auch deinen Geiſt.

3.

Meinen Frieden gebe ich euch; das iſt ein Hauptſtück an Jeſu Gabe. Der Friede, von dem er redet, iſt der Verſöhnungsfriede, der am Kreuz erworbne Friede, der Friede mit Gott, der unſre Entzweiung und unſern Streit mit Gott aufhebt und uns aus dem Gericht und Fluch in Gottes Verzeihen hinüberſtellt. Jeſus ſagt die Wahrheit, wenn er beifügt: ich gebe euch nicht ſo, wie die Welt giebt; ſo kann nur ich Frieden geben; das kann euch kein andrer Mund gewähren, und wenn er noch ſo freundlich iſt, und keine andre Güte euch verſchaffen, auch wenn ſie ſich noch ſo ernſt um eure Wohlfahrt müht. M e i n e n Frieden gebe ich euch; den Frieden, den ich beim Vater habe, lege ich auch auf euch, und faſſe euch mit mir vor dem Vater in e i n e n Frieden zuſammen. Darum iſt dieſe Gabe Jeſu unermeßlich reich; wer wollte ihm nicht für den Frieden danken, den er uns hinterlaſſen hat?

Gleichwohl ſteht hier noch einmal dieſelbe Frage vor uns: reichen wir damit aus ohne den Geiſt? genügt Jeſu Friede für den Chriſtenſtand? Könnten wir durch ihn leben ohne ſeinen Geiſt?

Sicherlich genügt Jeſu Friede ganz im ſelben Sinn, wie die Taufe genügt und das Buch genügt. Wer ſagt: ich brauche nichts als meine Taufe, dem iſt zu ſagen: du haſt Recht, du brauchſt nichts anderes, als daß dein alter Menſch untergehe und ein neuer in dir auferſtehe, der nach Gottes Bild geſchaffen iſt, wofern nur der Geiſt hiezu in dir die Wahrheit ſchafft. Wir brauchen nichts anderes als die Bibel; denn ſie giebt uns das Wort, welches „Gottes Kraft iſt, jeden ſelig zu machen, welcher glaubt," wofern nur der Geiſt das Wort hinein in unſre Herzen ſtellt, daß es dort Ueberzeugung, Gewißheit, Wille, erfahrne Kraft ſei. Ebenſo verhält es ſich mit dem Frieden Jeſu. Wir brauchen nichts zum ewigen Leben als Jeſu Verzeihen. Chriſti Blut und Gerechtigkeit, das iſt mein Schmuck und Ehrenkleid. Mit ſeinem Frieden wollen wir im Frieden fahren zu ihm hinauf, dann, wenn der Geiſt das Verzeihen Jeſu in uns kräftig macht. Wenn wir am Frieden Jeſu die Kraft gewinnen zum Kampf und Sieg, und aus ſeinem Verzeihen die erlöſende Macht wird, die die Ketten der Sünde bricht, dann iſt der Friede Jeſu uns zum Heil und Leben geworden.

Ich habe einen Punkt berührt, an dem viel inwendige Not und Seufzen entſteht. „O Durchbrecher aller Bande!" Dieſes Gebet iſt ſchon oft mit heißem Sehnen aufwärts geſtiegen, nicht ungläubig — wir wollen nie ſo beten; ungläubig beten iſt eine häßliche Sache — nein! wir ſtehen im Frieden Jeſu, hüllen uns in ſein Erbarmen, greifen gläubig nach ſeinem Vergeben und haben an der Geduld Gottes unſern Stab und Stecken. Dennoch bleibt es oft ein heißes Bitten: o Durchbrecher aller Bande! Denn die Bande ſind hart und wollen ſich nicht löſen. Da kommt das Pfingſtwort Jeſu zu uns: ſo gebe ich euch meinen Frieden, daß der Geiſt euch

zeigen wird, was ich meine. Er wird euch die Kraft meines Friedens verleihn, so daß ihr es erfahrt, wie mein Versöhnen Erlösung ist und mein Friede Sieg.

Unsre heutige Abendmahlsgemeinde hat gestern gebeichtet. Sie ist nach dem Wort Jesu daran erinnert worden, daß sie sündhaft ist, und sie hat mit jenem: „Ja! „geantwortet, das wir alle kennen. Es ist ihr im Namen Jesu der Friede verkündigt worden; sie ist absolvirt worden und hat dazu im Herzen gesagt: ja! So treiben wir es Jahr aus, Jahr ein. Wir beichten und werden absolvirt, beichten und werden absolvirt, und dieß wieder und wieder. Es kann nicht anders sein. Ich sage dieß gar nicht dazu, l. Fr., damit ihr es nicht so macht, nur dazu, damit ihr das ganze Evangelium faßt, und der Sinn der Pfingstgabe Gottes euch recht deutlich werde. Wir können es nicht anders machen, denn wir stehen in der Sündhaftigkeit; darum beichten und beichten wir Jahr aus, Jahr ein. Wir stehen auch im Frieden Jesu; darum werden wir absolvirt Jahr aus, Jahr ein. Ist das aber der ganze Christenstand? Nein! unser Herr hat noch etwas anderes, besseres und größeres für uns. Das wollet ihr, liebe Abendmahlsgemeinde, wenn ihr nun zum Tisch des Herrn geht, euch recht deutlich machen. Was hat uns Jesus zugesagt? Wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm machen, und er kommt als der Geber des Geists. Weil wir denn alle in der Schuld sind und beichten müssen und auch im Frieden stehen, den uns Jesus hinterlassen hat, und darum getrost uns zum göttlichen Vergeben flüchten, darum wollen wir heut am Pfingsttag herzlich bitten: Herr, wir stehen in der Schuld, und bedürfen dein Verzeihen und begehren dein Verzeihen und glauben es dir, daß du uns deinen Frieden giebst und uns mit deinem Frieden deckst: nun gieb uns auch, o Durchbrecher aller Bande, deinen Geist. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

3. Sonntag nach Trinitatis.

(28. Juni 1903.)

Matth. 5, 1—16.

3. Sonntag nach Trinitatis.

(28. Juni 1903.)

Matth. 5, 1—16.

Es gehört zur feinen, herrlichen Kunſt der Evangeliſten, daß ſie uns gleich mit den erſten Worten Jeſu völlig deutlich machen, was wir von ihm zu erwarten haben. Es entſteht darüber keine Unſicherheit und Zweideutigkeit, ſo daß wir uns erſt noch beſinnen müßten: was meint er eigentlich? was will er? Gleich die erſten Worte beleuchten ſeinen Weg hell.

„Da er das Volk ſah, ging er in das Gebirge und ſetzte ſich, und ſeine Jünger traten zu ihm, und er tat ſeinen Mund auf, lehrte ſie und ſprach“. Wie fängt er an? Etwa ſo: Selig bin ich, denn Gott hat mich erkoren zu ſeinem einigen Sohn. Selig bin ich, denn mir iſt der Tron bereitet zur Rechten des Vaters und alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben. Selig bin ich, denn an meinen Namen werden Völker glauben und alle Geſchlechter der Erde mich preiſen. Mit dieſen von mir jetzt gemachten Sprüchen wäre nichts unwahres geſagt, nichts, was Jeſus nicht als klare, feſte Gewißheit in ſich trug und am rechten Ort auch geſagt hat. Aber ihr ſeht, wie ganz anders er begonnen hat. Selig ſind die Armen im Geiſt, die Leidtragenden, die Barmherzigen, die Verfolgten, denn ihnen tut Gott ſein Reich auf. Er hat nicht damit angefangen, daß er ſeine eigene Herrlichkeit proklamierte, ſein Herrſcherrecht verkündigte und in ſeiner Einzigkeit und Erhabenheit ſich hoch über alle hinaufſtellte, ſondern er trat zu den Armen hinzu und geſellte ſich den Betrübten bei, ſuchte alle, für die es eine Verheißung Gottes gibt und die ſie brauchen, weil ſie ohne dieſelbe ein ſchweres Leben

haben, und die sie doch nicht glauben und ins Herz fassen könnten, wenn er sie ihnen nicht sagte. Daß er denen, welchen Gottes Verheißung gilt, sie bringt, das ist sein Anfang und erstes Anliegen. Wir haben die Demut Jesu vor uns.

Sie beseelt und formt auch die folgenden Sprüche alle. Selig seid ihr, wenn euch die Leute meinetwegen schmähn. Er konnte seinen Jüngern großes versprechen, und hat ihnen auch großes gehalten und großes aus ihnen gemacht. Aber er fängt nicht mit den Herrlichkeiten des Christenstandes an und mit der Größe des Apostelwerks. Von den Schlüsseln des Himmelreichs, von der Macht zu binden und zu lösen ist hier nicht die Rede. Zuerst nimmt ihnen Jesus im Gegenteil ihre großen Gedanken und hochfliegenden Erwartungen und rüstet sie zum Leidensweg. Er ist besorgt für sie, daß dieser sie erschrecke und ihnen zum Anstoß werde; darum hilft er ihnen zur Freude, ja zum Jubel und Frohlocken in dem, was ihnen schwer erscheint. Auch durch diesen Spruch hat er sich mit demütigem Sinn zu seinen ängstlichen und leidenden Jüngern herabgebeugt.

Ihr seid das Salz der Erde, das Licht der Welt. Er sieht mit Freuden, daß der Morgen tagt und das Licht für die Welt aufgeht. Was er bringt, wird vieler Eigentum, wie das Salz sich durch die ganze Speise ausbreitet. Aber auch durch dieses Wort heftet er unsern Blick nicht auf sich selbst. Ihr seid es. Sie sind es einzig und allein durch ihn. Darin besteht aber seine Freude, daß er seine Gemeinde mit Gottes Wahrheit und Liebe ausrüsten kann, daß sie der Welt zum Licht werde. Hiefür sorgt er zuerst, daß seine Jünger den Dienst verstehn, der ihnen als der Gemeinde Jesu übertragen ist.

In diesen ersten Worten Jesu finden wir ihn nirgends für sich selbst besorgt, für seine Größe, seine Macht, seine Krone, seinen Tron, sondern für uns ist er besorgt, daß uns die Verheißung Gottes gebracht werde und wir die Pflicht erkennen, die seine Gnade uns auferlegt. Wie verhält es sich eigentlich mit dieser selbstlosen Demut Jesu?

Es liegt in der Natur der Sache, daß sie beständig Anstoß erregt hat, und in der Art unsrer modernen Zeit, daß der Anstoß an ihr gegenwärtig besonders lebhaft ist. Selig sind die Armen im Geist: meint ihr, diese Verheißung habe unter den Zuhörern Jesu jederman gefreut? Arme im Geist — ist das nicht ein eckelhaftes Wort? Selig seid ihr, wenn euch um meinetwillen die Leute schmähen: glaubt ihr nicht, daß die Jünger davon überrascht wurden? Hätte ihnen das Wort nicht einen tiefen, sie überraschenden Eindruck gemacht, so stände es nicht im Evangelium. Ihr seid das Salz der Erde; hiezu hat er selbst sofort ein tröstendes Wort hinzugefügt, damit die Jünger nicht erschrecken, und das, was er ihnen anbot, ablehnen als zu schwer für sie. Eine Stadt, die auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen sein. Die Jünger sollen sich nicht mit der Befürchtung quälen, ob ihr Beruf auch ausführbar sei. Die Stadt auf dem Berge sieht jederman. Wie damals sein Wort, weil es aus Jesu Demut floß, schwer und seltsam klang, so liegt jeder Zeit dieses Urteil nah. Die Demut Jesu erscheint leicht als eine sehr unpraktische Sache. Die Leute mißbrauchen sie beständig, um ihm seine Bedeutung abzusprechen, seinen Herrscheranspruch zu überhören und an ihm vorbeizugehn. Warum haben wir denn immer wieder die Frage unter uns: was ist er? was dünkt euch von ihm? Liegt das nicht auch an seiner Demut? daran, daß er nicht so gesprochen hat, wie ich es im Eingang andeutete?

Wir wären nicht auf dem richtigen Weg zum Verständnis der Demut Jesu, wenn wir sagten: sie sei eine von seinen Tugenden gewesen; Jesus habe die Tugend der Demut gern geübt und besonders hoch geschätzt. Solche Gedanken können uns aus schlechtem Religionsunterricht etwa noch begleiten. Mit diesem heidnischen Treiben, wobei der Mensch sich selbst mit Tugenden ziert, hatte aber Jesus nichts gemein. Eine Tugend der Demut gibt es vollends nicht; das ist ein innerer Selbstwiderspruch. Mit seinen Tugenden macht der Mensch

sich groß und das ist das Gegenteil von dem, was Demut ist. Es steht auch nicht so, daß wir den Herrn blos hie und da demütig fänden. Es liegt in seiner Demut sein ganzer Wille. Wenn wir auf sie achten, sehen wir damit auf ihn selbst, auf seines Herzens eigenste Gestalt. „Er erniedrigte sich selbst“ Paulus hat mit diesem Wort das ganze Heilandswirken Jesu ausgesprochen und damit die Arbeit genannt, die der Herr getan hat. Wie steht es denn mit seiner Demut? Zwei Dinge sollen uns deutlich werden: Wir dürfen die Demut Jesu nicht mit der Haltung derjenigen Leute verwechseln, die gedemütigt worden sind. Seine Demut stammt nicht daher, daß er gedemütigt wurde, sondern sie stammt aus seiner Sohnschaft. Wir dürfen weiter Jesu Demut nicht mit der Schwäche verwechseln; sie dient der Gnade.

Demütig ist Jesus, weil er der Sohn ist, damit er der Gnade diene.

Es gibt viele gedemütigte Leute. Gott sorgt immer wieder dafür, daß es solche gibt, und wir finden sie auch unter den großen Knechten Gottes, die, nachdem sie gedemütigt worden sind, hernach ihre Arbeit taten zum Segen für viele. Wir wollen uns auch gar nicht sträuben, wenn Gott uns demütigt. Denn unter denen, welchen Jesus die Verheißung gibt, sind viele, die gedemütigt worden sind. „Selig sind die Armen im Geist“; meint ihr, daß alle die, an welchen diese Verheißung sich erfüllt hat, so schon anfingen? O nein! Der Anfang ihres Lebens sah bei vielen anders aus. Reich im Geist stolzierten sie hinaus ins Leben als die, die einen hohen Beruf haben und eine herrliche Gabe besitzen, die darum viel vermögen, denen das Gelingen folgen muß mit reicher Fülle. Dann sind die reichen Geister gestrauchelt, und haben es trotzdem probiert, sich als die Reichen im Geiste zu behaupten. Dann sind sie wieder gestrauchelt und wieder, und haben erkannt, daß ihr reicher Geist nicht einmal mit

Kleinigkeiten fertig ward. Dann haben sie für dieses Wort das Ohr bekommen, über das sie zunächst lächelten, und begriffen, weßhalb Jesus nicht gesagt hat: selig sind die Reichen im Geist; denn das sind die Lieblinge Gottes, an welchen er sich freut, sondern daß Gottes Wort lautet: selig sind die Armen im Geist.

Selig sind die Sanftmütigen. Wenn wir von ihrer Zahl die Gedemütigten ausnehmen müßten, würde die Weite dieser Verheißung stark beschränkt. Manche haben begonnen mit Stolz und Trotz, und erst hernach gemerkt, was sich der Mensch mit Pochen und Trotzen und harter Gewalt erwirbt. Erst nachdem er gedemütigt ward, ist aus manchem eigensinnigen Kopf ein sanftmütiger Mensch geworden, dem nun Jesu Verheißung galt.

Selig sind die, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten. Laßt uns an den Größten unter allen gedemütigten Leuten denken, an den größten Lehrer, den die Kirche je gehabt hat, der nicht mit dem Spruch anfing: selig sind die Verfolgten, sondern mit dem Wort: selig sind die Verfolger; denn sie tun Gottes Willen recht, und es zuerst nicht mit dem Spruch hielt: selig sind die, die nach der Gerechtigkeit hungern, sondern mit dem stolzeren Wort: selig sind die, die die Gerechtigkeit haben. Nachdem er gedemütigt war, hat er uns das herrliche Wort gesagt: was mir Gewinn war, das habe ich für Schaden geachtet, ja ich halte es alles für Dreck, damit ich nicht habe meine Gerechtigkeit, sondern die Gerechtigkeit, die Gott uns schenkt. Als Paulus gelernt hatte, nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, zu hungern, hat sich an ihm auch die Verheißung erfüllt: sie werden satt.

Wann wäre auch Jesus zur großen Schar derer zu rechnen, die gedemütigt worden sind? Dann, wenn wir unsre Worte erst am Schluß seiner Arbeit läsen, wenn er es zuerst mit den Reichen im Geist versucht hätte und mit den Trotzigen und mit denen, die von Gerechtigkeit voll sind, und es nicht nötig haben, gegen jemand barmherzig zu sein, und wenn er

dann allmählich gemerkt hätte: es geht doch nicht mit diesen Leuten; diese Gerechten sind zu steif, um sich vor Gott zu beugen, und die Trotzigen wollen mir nicht gehorchen, und die Reichen sind zu satt und wollen nichts empfangen, wenn er hernach erst nach mancher schwerer Erfahrung sich auf unsere Sprüche zurückgezogen hatte: selig die Armen im Geist; wenn er seinen Jüngern zuerst gesagt hätte: selig seid ihr, denn wir überwinden im Fluge die Welt, und hernach erst erkannt hätte: das Werk kommt nicht vorwärts und der Sieg ist nicht zu gewinnen, wenn er nun erst die Seinen getröstet hätte: selig seid ihr, wenn sie euch verfolgen; wenn er zuerst mit einer Proklamation begonnen hätte: ich, ich, ich! und hernach als des Kreuzes Schatten auf ihn fielen, sich gebeugt hätte, um seiner Gemeinde zu sagen: in eure Hände lege ich mein Werk; ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt. Man kann in unsrer heutigen Litteratur Darstellungen Jesu in allen Farben lesen, auch solche, die ihn zu den Gedemütigten stellen. Wir sollen aber dergleichen nicht glauben. Mit solchen Deutungen wird Jesu jedes Wort in seinem Mund verdreht und das ganze Zeugnis der Apostel gestrichen. Unsere Evangelien machen es deutlich, daß Jesus von Anfang an und immer an dem Platze stand, wo ihn unsre Worte uns zeigen, nicht auf eine Höhe erhoben, von der er später herunterfiel, nicht einen Machtanspruch erhebend, den der Gang der Dinge ihm zerbrach, sondern zu den Armen im Geist, zu den Leidtragenden und allen ihren Gefährten trat er hinzu als der, der ihnen das Reich Gottes bringt, und hat seinen Jüngern den Blick auf den Leidensweg eröffnet als der, der sie dort führt und wohlbehalten bis zum Ende bringt, und hatte sein Ziel und seine Seligkeit daran, daß die Gemeinde Gottes durch ihn entstehe, die zu seinem Dienst geheiligt ist. So war unser Herr von Anfang an mit dem Grundwillen seines Herzens. Darum ist er keiner von den Gedemütigten, sondern ein Demütiger. Warum war er es?

Wenn uns, l. Fr., die Hoffart anficht, so rührt das

daher, daß wir oft nichts andres sehen als uns selbst. Es kommt uns vor, wir allein seien etwas in der Welt; nur uns haben wir im Sinn, und nur an uns denken wir. Dann ist es natürlich, daß wir alle Maße verlieren, und uns als riesengroße Gestalten erscheinen von ungeheurer Kraft und Wichtigkeit. Seht, dieser Gedanke: er sei allein und tue allein sein Werk, kam nie in Jesu Herz. Ich bin nicht allein, sagte er, sondern der Vater ist bei mir, der mich gesandt hat, Joh. 8, 16. Er stand im Leben mit dem auf den Vater gerichteten Blick als der Sohn, und daraus floß unmittelbar und stetig seine Demut. Gott kann er nicht dadurch verherrlichen, daß er sich selbst in die Größe erhebt und seine eigne Verherrlichung betreibt. Weil er unsern Blick zum Vater emporheben will, darum beugt er sich hinab bis zu uns, damit wir über ihn hinauf, ja durch ihn hindurch zum Vater schauen lernen. Darum tritt er an die Armen im Geist heran und bringt ihnen das Reich Gottes für Zeit und Ewigkeit, übernimmt die Führerschaft derer, die verfolgt werden, und hilft ihnen ihren Weg freudig gehn, und schafft die Gemeinde, die er mit der Salz- und Lichtkraft ausrüstet, damit sie der Menschheit geben könne, was sie von ihm empfangen hat. Denn so wird der Vater groß.

Ein demütiger Christus! das klingt ja freilich wunderbar und nicht nur uns, sondern schon den ersten Jüngern klang es so. Er erhebt den Herrscheranspruch an uns alle, und breitet weit über Zeit und Raum seinen Königsnamen aus und macht die Menschheit zu seinem Reich. Er legt seinen Herrscheranspruch in das hinein, was das Freieste und Inwendigste an uns ist, und zieht uns ganz in seinen Dienst, und ist dennoch demütig. Aber eben jetzt habe ich wieder dem menschlichen Irrtum das Wort vergönnt: dieses dennoch ist falsch. Warum erhebt er den Herrscheranspruch? weil er der Sohn ist und nicht anders herrscht, als unter und im Vater, und als der Sohn ist er der Demütige. Denn der Vater ist größer als er und die Herrlichkeit des Vaters sein großes Ziel.

Laßt uns das nicht vergeſſen, deshalb nicht, weil wir, wenn wir bei ihm bleiben wollen, notwendig beim demütigen Jeſus bleiben müſſen. Wir können nicht erwarten, daß er ſeine Demut verleugne und bei uns etwa an Hoffart Wohlgefallen habe. Wir würden ihn mit Hoffart ſicher verlieren. Denn Jeſus kann ſeine Demut nicht aufgeben; ſie iſt ſeiner Gottesſohnſchaft weſentlich.

2.

Wir dürfen ihn aber auch nicht zu den ſchwachen Leuten zählen, obwohl er in ſeiner Demut von außen geſehen den Schwachen ähnlich iſt. Wenn das Gefühl der Schwäche auf uns liegt, unterlaſſen wir es alle, die Hände nach Großem zu ſtrecken, und ſind zufrieden, wenn wir in die kleinen Verhältniſſe uns bergen dürfen. Was liegt aber auch nur in den Worten, die uns heute beſchäftigen, für eine Kraft! Mit ſtarker Heilandshand teilt Jeſus die Gaben des göttlichen Reiches aus, als ein Mehrer des Reichs, denn er zieht die Grenzen desſelben weit über alle menſchlichen Gedanken hinaus. Er traut ſich zu, jedem Armen im Geiſt Gottes königliches Walten ſo zu zeigen, daß für Zeit und Ewigkeit ſein ganzes Verlangen befriedigt iſt. Er übernimmt es, jedem Leidtragenden den Troſt zu ſpenden, ſo daß es keine Not im Herzen gibt, für die er nicht den Troſt erteilt. Er bietet ſich denen, die nach Gerechtigkeit verlangen, an, daß er ſie ihnen gebe. Er nimmt es auf ſich den Barmherzigen Barmherzigkeit zurückzugeben in überreicher Gerechtigkeit, und denen, die vor der Welt ſich ſchützten, daß ihr Herz nicht befleckt wurde, den Vater zu zeigen. Wie er das Reich weit erſtreckt und ſeine Grenzen groß macht, ſo macht er ſie auch wieder feſt mit kräftigem Verſchluß. Selig ſind die Armen im Geiſt und *nicht* die Reichen; ſelig die Leidtragenden und *nicht* die Jubilierenden; ſelig die Barmherzigen und *nicht* die Unbarmherzigen. Er nimmt es auf ſich mit jenen Gerechten fertig zu werden, die vor Gott ſich nicht beugen, und die Trotzigen

und Mächtigen, die die Erde für ihren Beſitz erklären, zu überwinden, und den Reichen, die niemandes bedürfen in der Herrlichkeit ihres eigenen Geiſts, das Reich zu verſagen. Daß daraus Kampf entſteht, der größte, den die Weltgeſchichte je geſehen hat, das iſt ihm deutlich genug. Aber ihn erſchüttert keine Bangigkeit. Frohlockt und jubelt! ruft er den Seinen zu, eben jetzt, wo er ſie mit ſich auf den Kampfplatz ſtellt. Was wird der Ausgang ſein? Ihr ſeid das Licht der Welt! Das iſt nicht nur ein Befehl, ſondern eine Verheißung, nennt nicht nur eine Pflicht, ſondern eine Gewißheit. Ihr ſeid es, denn die Stadt, die auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen ſein. Allein über dieſem Kraftgefühl und dieſer Siegesfreude ſchwebt, alles beherrſchend, alles geſtaltend, Jeſu demütiger Wille. Warum? Weil er der Gnade Gottes dient und den Vater dadurch offenbart, daß er aus ſeiner Gnade ſeinen Beruf empfing. Gnade iſt es, wenn er den Armen im Geiſt das Himmelreich verleiht; denn ſie haben in ihrer Armut keinen Anſpruch an Gottes Güte. Ihr Anrecht an ſie iſt ihre Bedürftigkeit und dieſe iſt ihre Würdigkeit in Jeſu Augen. Das iſt ſie aber deshalb, weil er ſein Urteil aus der Gnade ſchöpft. Was zieht ihn zu den Barmherzigen? Sie dienen in ihrer ſchwachen Kraft nach ihrem menſchlichen Maß der Gnade. Wie ſie Gnade übten, ſo ſollen ſie Gnade empfangen von dem, der ſelber ganz und gar im Dienſt der Gnade ſteht. So iſt es auch Gnade, wenn er ſeinen Jüngern den Schutz Gottes nicht zur Seite ſtellt mit der Gewalt der richterlichen Majeſtät, und ſie nicht ſo unterweiſt: weh der Hand, die ſich gegen euch erhebt; ſie wird verdorren; weh dem Munde, der euch ſchmäht, er wird verſtummen! Er ſteht im Dienſt der Gnade und führt ſeine Jünger deßhalb froh und ſtill den Leidensweg, damit die Seinen Gottes Verzeihen begreifen und es für ihre Seligkeit achten, daß Gott nicht richtet, ſondern verzeiht.

Ihr ſeid das Salz und Licht der Welt. Er hat es, damit zum Beruf ſeiner Gemeinde gemacht, ſeine Gabe nicht

bloß zu empfangen, ſondern ſie auch in die Hand der andern zu legen. Wie er in ſeinen Jüngern dieſen Sinn gepflanzt und in ihnen die Freude an ſeinem Dienſt erweckt hat, ſo hat auch er ſelbſt am Geben ſeinen Beruf gehabt und aus dem Licht, das er empfing, das Licht der Welt gemacht. „Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben“. Seine Gnade macht es, daß er im Wachstum der Gemeinde ſeine Größe ſucht. Jeſu Demut und Gnade ſind eins. Den Vater hat er verherrlicht, nicht ſich ſelbſt gelebt, und ihn verherrlicht mit dem, was Gottes iſt, mit der Gnade, die Gottes eignes Weſen und ewiges Kleinod iſt.

L. Fr., wenn das Salz dumm wird — wann wird es dumm? Wenn wir hoffärtig werden und die Demut Chriſti vergeſſen. Niemand, ſagt er, ſtellt eine Lampe unter den Scheffel, wo ihr Licht erſtirbt. Wann löſchen wir das Licht aus, das er uns gab? Wenn wir hoffärtig werden und den demütigen Chriſtus verlaſſen. Es iſt ein ſchöner Platz, in der hochgebauten Stadt zu wohnen, die jeder ſehen muß, und ein ſchönes Geſchäft, von jenem Licht in ſich zu tragen, welches Licht der Welt zu werden vermag. Die hochgebaute Stadt, von der Jeſus redet, iſt nicht durch Hoffart hoch. Zu ihr gehört, wer beim demütigen Jeſus bleibt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

8. Sonntag nach Trinitatis.

(2. Auguſt 1903.)

Matth. 7,13—29.

8. Sonntag nach Trinitatis.

(2. Auguſt 1903.)

Matth. 7, 13—29.

Die Hand des Herrn führt uns in die Weite und in die Enge. Am letzten Sonntag haben wir mit herzlicher Dankbarkeit jene Worte erwogen, die uns Jeſu weites Herz und freien Sinn offenbaren und unſer Herz von aller Enge freimachen: „richtet nicht“; womit Jeſus uns die unſchätzbare Wohltat erwieſen hat, das Gericht über die Leute uns abzunehmen; „bittet, ſo wird euch gegeben“, womit er Gottes Gnade und Gabe in unſer Leben legt und es über unſer eigenes Vermögen hinaus weitet und erhebt, weil ſich Gottes Kraft unſerm Unvermögen beigeſellt; „tut den Leuten, was ihr wollt, daß ſie euch tun“, wodurch er unſre Pflicht ſo einfach, faßlich und deutlich macht. Dieſe Worte kommen aus einem weiten Herzen, das ſo weit wie Gottes Gnade iſt. Jeſus führt uns aber mit feſter Hand auch in die Enge; denn er hat den letzten Teil ſeiner Rede dazu benützt, um ſeine Jünger durch einen feſten Verſchluß von dem zu ſcheiden, was er verwirft. Nicht die breite Straße und das große Tor, ſondern die enge Pforte und der ſchmale Weg ſind es, die zum Leben führen: Jeſus trennt ſeine Jünger von der Menge und macht ſie von der Herrſchaft der Majorität los. Hütet euch vor falſchen Propheten, vor falſchem Chriſtentum: er ſchließt ſie gegen alle neuen Sorten von Religion ab und macht ſie in ihrem eigenen Kreis wachſam, daß ſie ſich nicht durch alles, was ſich für Chriſtentum ausgibt, feſſeln und gewinnen laſſen. Vielen, die ihn als den Herrn anrufen, wird er ſagen: euch habe ich nie gekannt. Dadurch ſcheidet

er zwiſchen Glauben und Glauben; unreines Glauben wird zerſtört und gerichtet; reines Glauben allein macht die Verbundenheit mit ihm. Wer ſein Wort hört und nicht tut, iſt der Tor, deſſen Haus zerfällt; nur wer ſein Wort tut, iſt der weiſe Mann, der ſein Haus ſo baut, daß es ſteht. Noch einmal ſcheidet der Herr unter denen, die ſein Wort halten und bewahren; es gibt unter ihnen Kluge und Törichte, ſolche, denen ſein Wort nichts nützte, und ſolche, denen es ein Segen iſt.

So gleicht dieſer mächtige Schluß ſeiner Predigt dem Aufſtieg in die Berge, bei dem der Weg immer einſamer wird. Drunten bleiben die Städte und Dörfer in der Tiefe, drunten die Felder; es verſchwinden die Wälder; zurück bleiben die Weiden; der Weg ſteigt empor zum hochragenden Fels. So hat hier Jeſus die Seinigen emporgeführt in die feſte Verbundenheit mit ihm und von dem abgeſchieden und getrennt, was unten bleiben muß. Drunten bleibt die Menge und ihre Herrſchaft über uns, drunten alle Sorten von Chriſtentum, das die Leute ſich ſelbſt zurechtmachen, drunten das falſche, verunreinigte Glauben, drunten das unfruchtbare Hören, und es bleiben in Jeſu Verheißung und Segen die, deren Glauben zugleich Gehorchen iſt.

Wir wollen ihm für dieſe Worte, die uns in die Enge führen, nicht weniger herzlich danken, als für die befreienden. Wir haben dieſen Verſchluß mit ſeinem feſten Riegel und ſeiner unzerbrechlichen Mauer nicht weniger nötig, als den Durchbruch durch die Enge, der uns zum freien Sinn und weiten Herzen hilft.

Warum tut uns Jeſus beides? Weil er den Vater verkündigt, darum ſteht er mit freiem Sinn und weitem Herzen unter uns und gibt uns ſelbſt ein ſolches; denn das Herz des Vaters iſt weit und der Sinn Gottes frei. Der Herr hat uns aber auch zu bezeugen, was des Menſchen Art und Bosheit iſt, und darum wird ſein Wort zum feſten Riegel, der uns einſchließt allein bei ihm.

Unmöglich kann ich dieſe Worte ausſchöpfen, ſondern nur weniges ſagen und möchte doch keines aus unſerer Betrachtung ſtreichen; denn nicht nur jene Jünger, die in Galiläa bei Jeſus ſaßen, haben ſie gebraucht, ſondern wir brauchen ſie erſt recht. Jedes dieſer Worte hat an Ernſt und Bedeutung mit jedem Jahrhundert der Kirche gewonnen. Sie werden nicht alt, unbedeutend, gleichgültig, im Gegenteil, ſie erhalten mit jedem neuen Geſchlecht beredtere Wahrheit, gewaltigeren Ernſt.

Freiheit von der Herrſchaft der Majorität,
Verſchloſſenheit gegen neue Religionen,
Wachſamkeit über unſer Glauben, daß es rein ſei,
Sorgfalt in der Behandlung des Wortes Jeſu:

das ſind die Merkmale des ſchmalen Wegs. Bevor wir ſie aufmerkſam erwägen, wollen wir uns nochmals jenen Vers ſagen, mit dem wir unſern Gottesdienſt begonnen haben:

Es ſoll uns nicht gereuen
Der ſchmale Pilgerpfad.
Wir kennen ja den Treuen,
Der uns gerufen hat!

1.

Das große Tor ſieht jedermann und jedermann braucht es; die breite Straße wird von der Menge begangen. Dorthin, ſagt Jeſus, geht nicht. Das kleine Pförtchen ſagt uns ſofort, daß ſich wenige hieher wenden, und der ſchmale Pfad zeigt an, daß er ſelten begangen wird. Das iſt der Weg zum Leben, ſagt der Herr.

Er konnte ſeine Jünger nicht anders unterweiſen, da er ſie aus der Gemeinſchaft ihres Volks herausnehmen und von der alten Gemeinde ſcheiden mußte, die ihm nicht nachfolgte. Es war für ſie ein ſchwerer Gang. Die Prieſter und Lehrer zogen hohen Hauptes auf einer andern Straße dahin, als

die, die er mit den Seinen ging, und ihnen folgte wohlgemut das ganze Volk. Wer Jesu nachfolgte, mußte den Mut haben allein zu stehen, zu glauben, wo andere nicht glaubten, zu lieben, wo andere verachteten, schalten und haßten. Diese Ermahnung hat für uns wieder ein besonderes Gewicht bekommen und steht so ernst und eindringlich vor uns, wie vor den ersten Gefährten Jesu. Wir müssen heute die großen Massen nicht mehr in den Kirchen suchen. Ihr dürft nicht nach den berühmten Büchern greifen, wenn ihr das Evangelium und christliche Ueberzeugung finden wollt. Es ist bei weitem nicht mehr jedermanns Meinung, daß das Wort unseres Herrn uns wirklich das zeige, was rein, recht und gut für alle ist. Das bringt uns in eine um so ernstere Versuchung, weil uns immer noch die Erinnerung an vergangene Zustände begleitet, wo eine regierende Kirche das ganze Volk umfaßte, wo niemand einen Zweifel an Gott über die Lippen brachte und die Verehrung Jesu in jedermanns Sinn lag, wo die christliche Sitte in öffentlicher Geltung stand, und jeder, der sie verletzte, Schande erntete. Das ist jetzt anders. Gottes Regierung hat uns das genommen und dafür sollen wir ihm herzlich danken. Jetzt ist Jesu Wort wieder wahr geworden: der Weg ist schmal, die Pforte eng. Durch Jahrhunderte hindurch hat die Kirche dieses Wort nicht verstanden und es bekämpft; heute steht es wieder vor uns mit voller Wahrheit und ganzem Ernst.

Es haftet daran freilich eine erschütternde Macht, daß jeder von uns den Mut haben muß, seines Glaubens zu leben, ohne sich nach dem umzusehen, was andre sagen, und entschlossen sein muß, seinem Gewissen zu gehorchen, einerlei ob er verlacht werde oder gelobt, und des Herrn Hand zu ergreifen und bei ihm zu bleiben, ohne zu fragen, ob dies auch Mode sei. Die Majorität und die uns umgebende Gesellschaft übt eine starke Herrschaft über uns aus und das ist auch durch Gottes Ordnung so gemacht. Wir sind in dieses feste, gemeinsame Leben hineingeboren, durch das wir alle

bewegt werden. Aus der Gesellschaft kommt uns die Ehre oder die Schande, und jedermann weiß, was das für starke Reize sind. Es gibt immer auf unser Glauben einen Stoß, wenn es der andre nicht teilt, und wir fragen: Kann denn das wahr sein, was sich nur unserem Auge als Wahrheit zeigt und für andere Leute nichts bedeutet? Soll denn das für uns eine Sünde sein, was Tausende mit Vergnügen tun? Darf ich es denn nicht so machen, wie jedermann? Muß ich denn wirklich etwas anderes sein als die meisten? Es ist niemand hier in der Kirche, der diese Fragen nicht kennt, den sie nicht schon mit eiserner Faust faßten und schüttelten. Wenn sie euch aber schütteln, dann denket an den Herrn: Gehet ein durch die enge Pforte; der Weg ist schmal.

Es geht nicht anders, liebe Leute; wir müssen frei werden vom Gängelband der Majoritäten, von der Meinung des Tages, vom Gerede der Menschen. Denn wir sind dazu berufen, einen Gott zu haben, im Lichte Gottes zu stehen, im Dienste Gottes zu leben. Das ist eine Frage, die niemand für dich entscheidet, über die die öffentliche Meinung nicht abstimmen kann, die sich an dich wendet und der du im Grunde deines Herzens die Antwort gibst. Dieser Antwort gilt es treu zu bleiben, auch wenn man einsam wird.

Eben darum weil der Kampf, in den uns Jesus führt, ernst ist, wirft er das schwerste Gewicht in die Wage: breit ist die Straße, die zum Verderben führt, schmal der Weg, der zum Leben führt. Es gibt wenig so ernste Worte im Evangelium wie dieses: Jesus hat es dann gesprochen, als er seine Jünger von der Gebundenheit an die Menge losmachen wollte. Wenn es sich um das Sterben oder Leben handelt, was kümmern mich dann noch die Leute? Kann ich dann noch fragen: was ist Mode und Brauch? was meint der und jener? Was hilft es dir, wenn du den Beifall einer Welt gewänneſt und Schaden litteſt an deiner Seele? Darum heißt uns Jesus dankbar den schmalen Weg gehen, weil er uns ins Leben führt.

2.

Nun mochten die Jünger zunächst denken: Haben wir diese schwere Lösung vollzogen und sind am großen Tor und an der breiten Straße vorbeigekommen und auf den schmalen Weg des Herrn getreten, dann ist Friede unter uns; dann brauchen wir nicht mehr über unsern eignen Kreis zu wachen, sondern da, wo es Christentum gibt, da ist lauter Wahrheit und Liebe, und wo Jesu Name genannt wird, regiert allein und ganz die göttliche Gnade. Auch wir sind diesem Gedanken zugänglich: innerhalb des Christentums müßten wir doch im Frieden stehen, geschützt gegen Verführung, unangefochten, von der Gefahr, daß unser Leben sich verirre. Da trifft uns aber das zweite Wort Jesu: Hütet euch vor den falschen Propheten.

Sie treten nicht mit offener Feindschaft an die Gemeinde heran, so daß der Wolf sich als Wolf der Gemeinde nahte, sondern es bricht mit christlichem Schein und Namen ausgestattet mit christlichen Gedanken und Bestrebungen falsche, nicht vom Herrn gegebene Religion in seiner Gemeinde hervor.

Auch dieses Wort hat im Fortgang der Jahrhunderte eine mächtige Bestätigung erhalten. Der Weissagung Jesu ist die Erfüllung reichlich und überreichlich nachgefolgt und sie hat für unser Geschlecht ganz besondere Bedeutung. Es ist für uns alle eine Plage, daß wir so viele Sorten von Christentum haben, und bei dem engen Verkehr, in dem die Völker jetzt untereinander stehen, und bei der geistigen Regsamkeit, die sie bewegt, vermehren sie sich fort und fort. Nicht nur die alten Sorten von Christlichkeit dauern weiter, sondern beständig treten Vorschläge hervor zu neuen Religionen, neue Heiligungsweisen, neue Regeln zur christlichen Lebensführung und zur wirksamen Verbundenheit mit Gott, so daß in diesem Gewoge die alte Pilatusfrage immer wieder mit tiefem Ernst sich erneuert: was ist Wahrheit?

Jesus tröstet uns und verheißt uns: Die Macht der Lüge ist zwar groß und Täuschung kann den Menschen furcht-

bar blenden; aber sie ist nicht so groß, daß wir ihr unrettbar preisgegeben wären. Wachet, so werdet ihr unterscheiden können, was aus Gott ist und was nicht aus Gott stammt. Denn im Getriebe der Menschen waltet auch Gottes Regierung unerschütterlich und sie ist die Beschirmerin der Wahrheit. Sie macht, daß es keine Lüge gibt, die wirklich gelingt, keine Täuschung, die nicht zerfällt. Was aus Gott ist, offenbart sich in seiner heiligen Macht; was nicht aus Gott ist, kann das Göttliche nie dauernd nachahmen. An dem, was nicht von Jesus kommt, wird sichtbar, daß es andere Wurzeln hat. Wie der Dornbusch niemals Feigen bringt, so wird das, was des Menschen Herz aus sich erzeugt, nie dem gleich, was aus Gottes Geist uns gegeben wird.

Damit wir aber solche Macht der Prüfung und Bewahrung erlangen, müssen wir bei Jesus bleiben. Wer nie eine Traube gesehen hat, dem kann man auch eine Tollkirsche schließlich als Traube aufreden. Wollen wir den Dornstrauch vom Weinstock unterscheiden, so laßt uns den Weinstock beschauen, wie er Frucht bringt, weil ihn der Vater gepflanzt hat. In das Gewoge aller Sorten von Christentum hinein tönt die Stimme des guten Hirten: Bleibt bei mir! Wohl dem, der seine Stimme hört; er ist in unsern Zeiten ein fester Mann.

3.

Noch einmal zieht Jesus den Kreis der Seinen enger. Sogar unter den Glaubenden scheidet der Herr zwischen solchen, deren Glauben unrein ist, und solchen, deren Glauben er erhört. Herr, Herr! rufen sie; wir dächten: er antworte. Das ist ja der Ruf, den zu erwecken er zu uns gekommen ist. Wann ließ sich Jesus je anrufen, ohne daß er Erhörung gab? Auch war ihr Glaube eine bewährte Macht. Wir haben, sagen sie, in deinem Namen das Größte gewirkt, haben für dich gesprochen, so daß unser Wort dich kräftig bezeugte, und für dich gehandelt, so daß wir zu deiner Verherrlichung dienten. Macht über die Geister und die Welt,

Worte voll prophetiſcher Kraft gab uns dein Name. Und nun geſchieht das Unglaubliche: ſie rufen ihn an, er ſtößt ſie fort; ſie bekennen ſich zu ihm, er kennt ſie nicht; ſie haben für ihn gehandelt und gekämpft, er ſchließt ihnen das Himmelreich zu; ſie ſind ſeine Jünger, er nicht ihr Herr. „Ich kenne euch nicht.“ Warum?

„Ihr habt den Willen Gottes nicht getan.“ Und wenn man Gottes Willen nicht tut, ſo tut man das Böſe. Handeln wir nicht in der Liebe Gottes, ſo handeln wir nach unſerm Eigennutz und geben dem Haß Raum. Dazwiſchen gibt es kein neutrales Gebiet, keine Zwiſchenwege; entweder tut man Gottes Willen oder den eigenen böſen Willen.

Wie ſollte es der Herr mit ſolchen Gläubigen anders machen? Er würde den Vater verleugnen, wenn er ſich zu dieſen Jüngern bekennte, und aufhören, der Sohn zu ſein, wenn er ſolchen Glauben annähme, einen Glauben, der ihn ehrt und zugleich Gott verunehrt, einen Glauben, der auf Jeſu Wohlgefallen rechnet, obwohl er Gottes Willen bricht.

Damit der Herr das wahre Glauben erhören kann, muß er dieſes Glauben zertreten. Damit er uns zum Heiland werden kann, muß er denen zum Richter werden, die ihn ſo anrufen. Wir können ihm nur darum glauben und haben an ihm nur darum unſern Heiland, weil er im Gehorſam des Vaters ſtand und ſteht, weil er den Willen Gottes völlig tat und tut. Weil er in der Einheit mit dem Vater ſteht, die wir nicht haben, darum kommen wir zu ihm und erfaſſen ſeine Heilandshand, darum glauben wir an ihn. Dann muß er aber alle von ſich weiſen, die ihn zwar ſuchen, aber nicht Gott, die zwar ſeine Hilfe begehren, aber Gottes Willen doch nicht tun.

Darum müſſen wir über unſer Glauben wachen und immer wieder ernſt die Frage an uns heranbringen: Was ſuchſt du beim Herrn? Was glaubſt du von ihm? Was ſoll deines Glaubens Ziel und Erhörung ſein? Gehſt du zum Herrn, damit du von der Sünde los wirſt, ſuchſt du

die Erlöſung vom Böſen bei ihm, dann iſt dein Glaube rein; dann gilt ihm: nach deinem Glauben geſchehe dir.

4.

Auf das Wort des Herrn iſt unſer Glaube geſtellt; denn an ſeinem Worte haben wir das lebendige Band, das uns mit ihm vereint. Noch einmal kommt Jeſu treue Warnung zu uns; denn er ſcheidet unter denen, die ſein Wort bei ſich haben. Törichte Hörer und kluge Hörer treten aus einander; dort ſtehen die, die ſein Evangelium umſonſt bei ſich haben, hier die, die an ihm das Leben gewinnen, und die Grenze, die er zwiſchen ihnen zieht, iſt ſo einfach, ſo begreiflich und unbedingt notwendig: Wer meine Worte tut, der iſt der kluge Mann!

Wozu kann man denn ſonſt noch Jeſu Worte benützen? Er redet hier nicht von ſolchen, die ſeine Worte verachten, ſondern ſpricht zu denen, die ſie bei ſich tragen. Was können wir denn ſonſt mit ihnen anfangen, wenn wir ſie nicht tun?

Wir können uns mit ihnen tröſten. Am Worte Jeſu bringen wir unſere Leidenſchaften zur Ruh. Wir greifen nach ihm, wenn das Herz zuckt und brennt, und das Gewiſſen zagt und bebt, und finden in ihm den Balſam, der uns erquickt. Ganz recht! Dazu hat Jeſus geſprochen, damit er der Tröſter aller Beladenen ſei. Willſt du aber das Wort des Herrn nur ſo gebrauchen?

Oder wir können uns mit ihm eine weite Welt des Denkens verſchaffen. Es iſt ſo wunderſchön, einen Gott zu haben, ſo wie Jeſu Wort ihn uns gibt, in die Natur hinauszuſchauen, und darüber den Vater zu ſehen, in das Menſchenleben hineinzublicken und darüber Gottes Regierung zu ſchauen. Es iſt ſo wunderſchön, einen Heiland zu haben und ihm zuzuſchauen von der Krippe bis zum Kreuze, von der irdiſchen Niedrigkeit hinauf bis zur Herrlichkeit. Auch iſt es ſchön, ſich auszumalen, wie ein Chriſtenleben verlaufe und die chriſtliche Gemeinſchaft ſich entfalte. Man kann hier dichten

und träumen, denken und forſchen ohne Ende. Ganz recht; Jeſu Wort iſt uns in der Tat dazu gegeben, damit es unſre Gedanken bewege. Willſt du es aber nur dazu gebrauchen?

Ihr ſeht, daß Jeſus uns ſagt: Ich habe dazu geſprochen, damit ihr es ſo macht, wie ich es euch ſage; meine Meinung iſt, daß ihr es ſo halten ſollt.

Tun wir, was er uns ſagt, dann haben wir recht gehört und uns ganz zum Herrn geſtellt. Wenn wir uns ganz zu ihm ſtellen, ſteht er ganz zu uns. Nicht alle, die zu ihm ſagen: Herr, Herr! werden in das Himmelreich eingehen. Wohl aber gibt es ſolche, die mit reinem, treuem Glauben rufen: Herr, Herr! und die Antwort empfangen: Ich kenne die Meinen und habe euch von Ewigkeit gekannt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

16. Sonntag nach Trinitatis.

(27. Sept. 1903.)

Luk. 7, 11—17.

16. Sonntag nach Trinitatis.

(27. Sept. 1903.)

Luk. 7, 11—17.

Wie eine Heldensage aus alter Zeit, ja wie ein Märchen, das nicht in unsere Verhältnisse paßt, stellt sich unser Text zu den Ansichten der heutigen Welt in Widerstreit. Jesus tritt an die Bahre eines Toten und sagt ihm: stehe auf! Das tat er deshalb, weil die Bitte: Dein Reich komme! in ihm eine Gewißheit war und Gottes Reich auch die Auferstehung der Toten umfaßt; er tat es, weil der jauchzende Spruch der Schrift in ihm lebendig war: Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? weil er auf sein eignes Ende mit der Gewißheit sah, daß ihm der Vater die Herrlichkeit ewigen Lebens beschieden habe und daß er ermächtigt sei, sie auch seinen Jüngern zu zeigen, weil er das Evangelium bringt, welches lautet: das Leben ist erschienen, dasjenige, welches beim Vater war, und es ist uns erschienen, 1 Joh. 1, 2.

Uns klingt es wie ein Märchen, daß jemand auf Erden so des Lebens gewiß und froh sein konnte. Denn wir sitzen im Schatten des Todes, und dieser Schatten wird über unserm Volk immer schwärzer und düsterer. Wir müssen uns wehren gegen den Glauben an den Tod, gegen Grabesluft und Verwesungsgeruch. Es gehört mit zum edeln Streit, zu dem wir alle berufen sind, daß wir uns jenem Feinde tapfer widersetzen, welchen der Apostel den letzten nennt: der letzte Feind, der aufgehoben wird, ist der Tod.

Warum ist der Tod unser Feind?
Wie wehren wir uns gegen ihn?

1.

Die Leute von Nain sagten von dem, den sie hinaustrugen: Es ist aus mit ihm, er ist tot. Nein, sagt Jesus; das Leben ist mächtiger als der Tod; denn Gott ist größer als der Tod. Viele sagen uns heute: Ihr Menschen seid dem Tod geweiht; Staub zum Staub! das ist des Liedes Ende und dann ist es aus. Nein, sagt uns Jesus; das Leben ist euch erschienen; denn Gott reicht euch die Vaterhand.

Warum handelte er so? Nicht bloß deshalb, weil er ein weiches Herz hatte und es nicht gern sah, wenn die Leute weinten, zumal wenn es eine verlassene Witwe war, sondern sich daran freute, wenn um ihn her jedermann vergnügt war. Mit diesem Gedanken, der leicht weichlich wird, schöpfen wir unsern Text nicht aus. Es braucht einen Helden aus anderm Stahl, um den Kampf mit dem Tode zu beginnen und dem ins Handwerk zu greifen, der alle bezwingt.

Der Kampf, den Jesus unternimmt, gilt zuerst der Bosheit. Als der Ueberwinder der Sünde ist er gekommen. Aber Sünde und Tod stehen mit einander in engem Zusammenhang, und mit jener wird nur der fertig, der mit diesem fertig wird. Die Sünde, sagt die Schrift, ist in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod, und ist also der Tod zu allen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben, Röm. 5, 12. Bei diesem Zusammenhang denken wir zunächst daran, daß der Tod als Strafe auf das menschliche Sündigen folgt und es beschließt. So ist es auch in der Tat. Wir erleben im Sterben das Urteil Gottes, das uns kund tut, was wir vor ihm wert sind. Wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht, und der Knecht bleibt nicht ewiglich im Hause des Vaters. Wir werden entlassen als unbrauchbar, als nichts wert, und unsre Entlassung aus Gottes Reich und Haus ist der Tod.

Allein Sünde und Tod stehen noch in andrer Weise mit einander in Zusammenhang, so nämlich, daß die Macht des Todes uns in der Sünde festhält und ihre Gewalt stärkt. Aus der Nichtigkeit und Verweslichkeit unsres Wesens kommt

uns der finstere Gedanke und die böse Sucht. Darum faßt Jesus, weil er die Sünde angreift, auch den Tod an und tritt als der Held in unser sterbliches Geschlecht hinein, der uns beides bringt: die Ueberwindung der Sünde und die Ueberwindung des Todes. Es ist bei Gottes Gericht und Rechtsverwaltung immer so, daß das, was er uns als Strafe auflegt, nicht bloß äußerlich an unsern Fall angehängt ist, sondern mit diesem als seine Frucht und Wirkung in innerer Verbindung steht. Daß aus dem Sündigen wollen das Sündigen müssen wird, das ist die Strafe, mit der Gott unser Unrecht schlägt. Wir werden dadurch an die Sünde gebunden und in sie eingeschlossen. Zu dieser Unfähigkeit, vom Bösen loszukommen, zum Sündigen müssen, das über uns herrscht, hilft auch die Macht des Todes gewaltig mit, und deshalb ist der Tod unser Feind, und Jesus der Feind des Todes.

Der Glaube an den Tod hat eine verführerische Macht. Wer ein Auge für das hat, was unter uns geschieht, kann dies mit ergreifender Deutlichkeit vielfach sehn. Jüngst waren die Vertreter der Arbeiter in Dresden versammelt; da wurde unverhohlen mit kühnem Trotz die Macht des Todes proklamiert. Wann kommt für uns die Zeit? O, der Tod macht Platz! Laßt nur einmal den Tod in Deutschland sein Werk tüchtig tun. Denn, nach dem großen Sterben, dann herrschen wir. Wenn ein Mensch den Tod als seinen Helfer und Bundesgenossen anruft, dann faßt uns immer ein Grauen; dann ist das Raubtier in ihm erwacht. Dieses erwacht aber keineswegs nur in unsern Arbeitern. Den Gedanken: der Tod macht Platz! hegen auch noch viele andre Leute; er gehört zum Trost der Welt, mit dem sie sich hilft, wenn sie, wie in Nain, einen nach dem andern hinaus vor das Stadttor tragen muß. Da ist häufig der Gedanke mit dabei: das Sterben sei keine so üble Einrichtung; denn der Tod macht Platz. Wem? Mir!

Da kommt neben der Sünde und dem Tode noch die dritte Macht ans Licht, welche die Schrift neben sie stellt. Sünde, Tod und Teufel gehören zusammen. „Er war ein

Mörder von Anfang an“. Das Vergnügen am Tod und die Luſt am Töten, das iſt des Teufels Geſchenk an die Welt, und darum iſt Chriſtus der Feind des Todes, und darum ſind auch wir berufen, uns zu wehren gegen den Tod.

Der Tod macht für dich Platz; wie lange? O, das kümmert uns nicht, lautet die Antwort. Da haben wir wieder die verführeriſche Macht, mit der uns der Glaube an den Tod angreift, vor Augen. Was kümmert uns das! Wir haben alle daran das tiefſte Intereſſe, daß die Gewißheit der Verantwortlichkeit unerſchüttert in uns ſteht. Wie groß dieſe Verantwortlichkeit ſei, was uns Gott als unſern Auftrag und unſere Pflicht übergeben habe, iſt dabei nebenſächlich. Darauf kommt es an, daß wir alle die klare, feſte Gewißheit in uns haben: du haſt eine Aufgabe und für ſie deine Kraft einzuſetzen; dafür biſt du Rechenſchaft ſchuldig; denn das iſt dein Beruf und von ihm hängt dein Geſchick ab vor Gott. Wenn uns die Gewißheit der Verantwortlichkeit zerbricht, dann ſind wir ein Rohr im Wind, und wie ſchal wird dann das Leben! Nun tritt aber der Glaube an den Tod verführeriſch an uns heran und zeigt uns ein Loch, durch das wir der Verantwortung entrinnen, und ein Mittel, wie wir dieſes Band abſtreifen. Ich meine nicht einzig, daß man ſich zum Selbſtmord flüchtet, obwohl viele den Gedanken in ſich tragen: ſchließlich, wenn es ſchief geht, ſo iſt ein Menſch bald weg. Mit ſolchen gewalttätigen Mitteln operieren jedoch nicht alle Leute gern. Nein, auch bei ruhiger, anſtändiger Lebenshaltung ſchleicht der Gedanke an uns heran: Verantwortlichkeit! was iſt denn der Menſch? nichts. Sein Ende zeigt es ja; ſoll ich mich nun binden und die Kraft und das Leben einſetzen für das, was ich ſoll? Iſt denn ein Nichts verantwortlich? Weil uns ſolche Gedanken beſchatten und lähmen, tritt uns Jeſus entgegen und ruft uns zu: glaubet nicht an den Tod! nicht der Tod, ſondern das Leben gewinnt den Sieg.

Muß uns notwendig mit der Gewißheit des Todes und der Vergänglichkeit die Verantwortung zerfallen, oder kann

man vielleicht auch dann pflichtgetreu seinen Weg gehn, wenn man überzeugt ist, der Tod beende ihn? L. Fr., wir wollen hier nicht streiten. Der Streit um Gedanken und Möglichkeiten hat nicht sonderlichen Wert. Vielleicht wird dich Gottes Gnade auch auf dunkeln, schweren Wegen begleiten und beschirmen. Worauf wir zu achten haben, was zu sehen unsre Pflicht ist, das ist der Ernst der Tatsache, die uns mit voller Deutlichkeit entgegentritt, daß die Gewißheit der Verantwortlichkeit in Hunderten und Tausenden gelockert, ja zerfallen und vernichtet ist durch den Glauben an den Tod. Darum ergeht an uns die Berufung Jesu: nehmet den Kampf tapfer auf gegen den Feind, und wenn es auch der letzte Feind ist, der überwunden werden wird, einmal kommt auch ihm die Stunde, wo er fällt.

Der Glaube an den Tod zieht unser Geschlecht in die Ungeduld hinein. Was ist der Trost der Welt beim Gang zum Grab? Sie kommt mit dem Entschluß zurück, die Rose zu pflücken, ehe sie verblüht, und kann nun nicht einmal warten, bis sie aufblüht. Sie pflückt die Lust, ehe sie auf reinem Wege kommt, und verdirbt sie. Sie pflückt den Arbeitsertrag, ehe er erworben ist, und verdirbt ihn. Sie wirft das Leiden weg und bringt sich um seinen Segen. Sie will sich nicht in kleine, bescheidene Verhältnisse fügen, weil sie sagt: das Leben ist zu kurz; ich sterbe ja. So fährt die Ungeduld in den Menschen und macht aus seinem Leben einen raschen Lauf, bei dem er strauchelt, weil der Glaube an den Tod ihn hetzt.

Wir werden dabei hart. Wenn wir sagen: was ist der Mensch? nichts, nichts; ein Häufchen Staub: wo soll hier die Liebe bleiben? Kann sie wachsen, wo der Tod regiert? Was bleibt schließlich übrig? Das Geld. Wir haben es in der Weltgeschichte vielfach mit ergreifender Deutlichkeit vor uns, daß man im Reich des Golds im Schatten des Todes sitzt. Die greifbaren Güter locken; man greift nach ihnen, man häuft sie auf; vom Menschen sagt man: er sei nichts, und verfällt dem Regiment des Todes. Daß der Glaube an

den Tod unter uns gewaltig wächst, das liegt nicht an der Natur, auch nicht an der Naturwissenschaft; wohl aber hat auf diese Vorgänge mächtig eingewirkt, daß wir von einem Jahrzehnt zum andern reicher werden, und indem wir reicher werden, wird der Schatten des Todes immer dunkler und düsterer über unserm Volk.

2.

Der letzte Feind, der beseitigt werden wird, ist der Tod. Nicht uns ist seine Ueberwindung aufgegeben; das wäre eine Torheit, die uns zu Träumern machte. Er wird ihn überwinden, der Fürst des Lebens, auch für uns.

Die rechte Weise, sich gegen ihn zu wehren, ist nicht, daß wir uns vor ihm fürchten. Zwar ist das Grauen, das uns im Blick auf unser Sterben faßt, natürlich und nicht zu schelten. Der Weg, den wir zu gehen haben, verschwindet plötzlich vor unsern Augen, und wir sehen keinen Schritt mehr weiter, wohin unser Pfad uns führt. Ein undurchdringliches Dunkel legt sich auf das Ende, das uns nur die eine Gewißheit übrig läßt, daß wir von allem geschieden werden, was jetzt unser Leben trägt und uns die menschliche Gestalt verleiht. Daß es uns hiebei bange ist, wer sollte das nicht verstehn! Gleichwohl ist nicht das die rechte Weise, wie wir uns gegen den Tod wehren, daß wir uns furchtsam gegen ihn sträuben. Die Furcht vor dem Tode ist stets ein Zeichen, daß etwas in uns nicht in Ordnung ist. Sie ist uns als Mahner ins Herz gelegt, daß wir uns ein geordnetes, klares Verhältnis zu Gott und zu den Menschen verschaffen sollen. Treten wir in einen klaren, aufrichtigen Glaubensverband mit Gott, so sind wir über die Furcht des Todes hinaufgestellt. Steht er in erschreckender Gestalt vor uns, so soll er uns zu dem treiben, der allein die Furcht des Todes aus unsern Herzen nehmen kann.

Auch das ist nicht die rechte Weise, sich des Todes zu erwehren, wenn wir uns eine Theorie ersinnen über die Un-

sterblichkeit. Es hat schon mancher gesagt: Euch Theologen sollte das am Herzen liegen, daß ihr dem Glauben an den Tod tapfer widersteht; ersinnt einen tüchtigen Beweis, ein klares Argument, mit welchem ihr den Glauben an den Tod vernichten könnt. Liebe Leute, in diesem Streit helfen unsre Gedanken nichts. Was sind doch unsre Gedanken über das Leben und über den Tod! Wer weiß es, was es heißt: leben, und was es heißt: sterben! So lange unser Auge auf der Sichtbarkeit ruht, haben wir die Gewalt des Todes in unbestrittener Macht vor uns. Deshalb ist, so lange wir nichts andres als das Sichtbare sehn, der Glaube an den Tod unser Los. Es entrinnen ihm nur die, die, wie Paulus sagt, nicht auf das Sichtbare sehen, sondern auf das Unsichtbare, denn das Sichtbare ist zeitlich, das Unsichtbare ewig, 2 Kor. 4, 18. Was wir brauchen, ist erschienenes Leben, nicht eine Beschreibung oder Erklärung desselben, sondern seine Wirklichkeit, der, der uns in den Kampf mit dem Tod hineinsetzt, so daß er uns zum Siege wird, der Lebensfürst, der in sich selbst das Leben hat, weil der Vater es ihm gab.

Auch das ist nicht der rechte Weg, über den Tod zum Sieg zu kommen, wenn wir den Umgang mit den Verstorbenen suchen. Dieser Gedanke ist uralt und immer wieder neu, daß dann das Licht auf das Dunkel des Grabes fiele, wenn uns der Verkehr mit den Abgeschiedenen erreichbar wäre, als wäre dann das Grauen des Todes weg, wenn die Geister wiederkämen und die Toten sich wieder zeigten. Das ist ein törichter Gedanke, weil wir so die Macht über den Tod ohne Gott suchen. An ihm vorbei, los von ihm möchten wir des Todes Herr werden. Je weiter wir uns aber von Gott weg begeben, desto tiefer treten wir in den Tod hinein. Los von Gott kommen wir nur immer sichrer unter das Regiment des Todes. Darum ist auch durch allen Verkehr mit den Toten, den man zu erleben meinte, das Sterben nur immer grausiger geworden und das Todeslos immer düsterer.

Kommt zu mir, sagt Jesus, alle, die ihr mühselig und

beladen ſeid. Das gilt auch denen, die mühſelig im Schatten des Todes ſitzen und mit der Bürde der Verweslichkeit beladen ſind. Kommt zu mir! Die Nachfolge Jeſu iſt die Weiſe, wie wir uns ſo gegen den Tod wehren, daß er uns unter die Füße kommt. In der Nähe deſſen, der das Leben iſt, kommt kein Todesgeruch auf, und im Glauben an ihn verſinkt der Glaube an den Tod.

Wenn wir zu ihm treten, ſo erfahren wir zunächſt, daß Jeſus ſeinen Kampf gegen die Sünde in uns beginnt. In die Nachfolge Jeſu treten heißt: unter ſein Bußwort geſtellt ſein, heißt: an ihm erfahren, daß er zwiſchen Recht und Unrecht, Reinem und Unreinem, Heiligem und Gottloſem ſcheidet. Er zieht uns mit ſich in den treuen, tapfern Kampf hinein, durch den wir das Böſe von uns tun. Seht: gerade dieſe Erlebniſſe ſind es, durch welche wir auch von der Ohnmacht des Todes frei und zur ſieghaften Kampfestüchtigkeit gegen ihn geſtärkt werden. Je mehr wir erleben, daß der Herr mit der Sünde in uns fertig wird, um ſo gewiſſer werden wir des Lebens. Wenn uns ſein Zeugnis in die Seele dringt, das uns das Gute und das Böſe offenbart, wenn er uns zum guten Gott hinwendet, bereit zu jedem Dienſt, wie könnten wir dann noch klagen: der Menſch ſei nichts, das Leben Schaum, ſein Ausgang Traum? Sünde und Liebe ſind nicht Schaum und Traum. Böſes und Gutes: das iſt das Menſchliche in uns, das unſerm Daſein ewigen Wert gewährt. In der Gemeinſchaft Jeſu kommt man deshalb aus dem Bereich des Sterbens heraus, weil man in den Willen Gottes tritt; wer aber den Willen Gottes tut, der bleibt in Ewigkeit.

Auch ſtellt ſich Jeſus nicht nur als der tapfere Held zu uns, der uns aus allem herausreißt, was ſündlich iſt, ſondern er kann ſo freundlich mit uns vom Vater reden, der im Himmel iſt. Jetzt hat das Leben ſeinen Grund gefunden. Ohne Gott muß uns die Welt notwendig als das Reich des Todes erſcheinen. Wie ſollte das Leben werden ohne Gott? Laßt uns zum Herrn treten; dort finden wir unſern Gott und mit

ihm das Leben. Dort, wo Gott waltet, wo Gott sein Reich vollführt, seine Gegenwart hat, seine Gnade offenbart, dort ist das Leben.

Im Blick auf Jesus und das Leben, das uns in ihm erschienen ist, kann uns die Sehnsucht nach dem Sterben kräftig fassen. Wir wollen aber dabei aufmerksam über uns wachen, daß unsere Sehnsucht nach dem Tode rein und richtig sei. Das ganze Verlangen nach dem Tode, das ihn als Freund begrüßt, welches Jesus pflanzt, will nicht sterben, um zu vergehen, und sucht im Tode nicht den Tod, nicht das Nichts. Die Lust am Sterben, die uns Jesus gibt, strebt ins Leben; sie begehrt deshalb nach dem Sterben, um vom halben Leben frei zu werden und das ganze zu gewinnen, um das kranke und befleckte Leben einzutauschen gegen das vollendete. Das ist die rechte Sterbenslust, mit der wir dem Tode nicht anheimfallen, sondern ihn überwinden. Wir können es vortrefflich sehen, wie es mit unserer Lebensmüdigkeit und Sterbensfreudigkeit steht, wenn wir uns neben den Apostel stellen. Es lag ihm hart an, abzuscheiden; er trug ein starkes Verlangen nach dem Tod in sich. Warum? Um bei Christo zu sein. L. Fr., wenn das das Ziel unseres Verlangens ist, dann ist unsre Sterbenslust zugleich Lebenslust und unsre Freude am Tod zugleich die Gewißheit des Lebens. Bei Christo sein, das heißt: im Leben sein. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Reformationsfeſt.

(1. November 1903.)

Joh. 4, 46–54. [1])

Reformationsfeſt.

(1. November 1903.)

Joh. 4, 46–54. [1])

„Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſeht, ſo glaubt ihr nicht"; das war die Klage Jeſu über Israel, und das iſt ſeine Klage über die Chriſtenheit. Darum hat uns ſeine gnädige Regierung die Männer und Ereigniſſe der Reformationszeit geſchenkt, damit die Chriſtenheit ein Zeichen habe, an welchem ſie merken könnte, was glauben heißt. Trifft Jeſu Klage aber nur die frühere Chriſtenheit? Redet jenes Zeichen, das Gott uns gegeben hat, damit es uns zum Glauben berufe, auch für uns noch ſo deutlich, daß wir unſere Berufung verſtehen und Glauben finden? „Ihr glaubt nicht, wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſeht"; ſo war es einſt, ſo iſt es jetzt.

1.

Man wußte in der Chriſtenheit nicht mehr, was Glaube ſei. Oder wußte das etwa jener Kardinal, der neben dem Kaiſer auf dem Reichstag ſaß? Er hielt Fleiſch für ſeinen Arm. Wußten es die Theologen, die mit den Zeugen des Evangeliums diſputierten und kein Ende fanden? Sie laſen mancherlei Meinung zuſammen, von jenem und von dieſem Lehrer, ſchauten auch gelegentlich in ihre Bibel hinein, horchten dann wieder nach links und nach rechts, und wußten nicht, was Glaube ſei. Gewaltige Büßer hatte die Kirche, die mit

---

[1]) Geſungen wurde: Ein feſte Burg.

tiefem Ernſt nach dem Gipfel der Vollkommenheit rangen; aber wie konnten ſie glauben, da ſie nichts ſahen, als den Jammer der menſchlichen Schuld? Sie hatte Männer voll Liebe, ja Herzen, die in Liebe glühten, die zu jedem Opfer willig waren und mit vollen Händen gaben zu Gottes Ehre, wie für die Armen; allein wie konnten ſie glauben, da ſie nur an das dachten, was ſie Gott geben und für ihn leiſten wollten, und vergaßen, daß die Liebe darin ſteht, nicht, daß wir Gott geliebt haben, ſondern daß er uns geliebt hat (1. Joh. 4, 10)? Dieſer Chriſtenheit, die nicht mehr wußte, was Glaube ſei, gab Gott das große Zeichen, deutlich, öffentlich, mit überwältigender Macht, daß jedermann aufmerken mußte und wahrnahm: das heißt glauben! ſo ſteht ein Menſch da, wenn er ſeinen Herrn und Heiland kennt, und das iſt des Glaubens Gerechtigkeit vor Gott!

Darum hat Gott jenes heiße, verzehrende Feuer im Herzen Luthers entzündet, das ihn quälte und ängſtete und ihm keine Ruhe ließ, bis er zu Jeſus kam und hörte, was er ihm ſagte. Er hat ihm, liebe Leute, geſagt, was er uns allen ſagt. Er hat ihm geſagt: ich habe dir vergeben; ich bin dein Verſöhner mit Gott; und Luther horchte auf und hörte: vergeben! ich, dein Heiland, habe dir vergeben! und er hörte und hat geglaubt.

Dann trieb ihn Gottes ſtarke Hand in die Öffentlichkeit hinaus vor Kaiſer und Reich. Da ſtand er, ganz allein, und alle Welt ſah auf ihn und fragte ſich: wie wird es gehen? Und er ward zum Zeichen dafür, was es heißt glauben, und was das Glauben gewinnt, daß es uns Gottes Frieden verſchafft, und macht, daß der bei uns auf dem Plan iſt, welcher heißt: Jeſus Chriſt, der Herr Zebaoth, und iſt kein andrer Gott.

Dann zog ihm des Herrn Hand die Mönchskutte aus und er mußte ſeinen feierlichen Eid brechen. Ein Schauder fuhr durch alle frommen Leute: „ein eidbrüchiger Mann!

99

ein verheirateter Mönch!“ Sie meinten: unter der Last dieser Schuld müsse er zerbrechen; das Gewissen müsse in ihm mit verzehrender Glut aufflammen und er an einer Reue dahinsiechen, die ihn endlos quälen werde. Von alledem geschah nichts, sondern er stand als ein Zeichen dafür da, was dem Glauben widerfährt. Er lebte weiter vor jedermanns Augen im Frieden Gottes, mit dem offenen Zugang zum Herrn. Er, der verheiratete Mönch, hatte den freien, offenen Zugang zu Gottes Tron, als ein Kind Gottes, das fröhlich beten kann und in der Leitung des Herrn von seinem süßen Frieden gedeckt, seine Straße zieht, und endlich mit Frieden und Freude abscheiden darf nach seinem Wort.

Wie er selbst die Mönchskutte ausgezogen hatte, mußte er, von des Herrn Hand getragen und getrieben, der ganzen Kirche das Bußwort sagen. Er hat es mit tiefem Ernst an sie ausgerichtet, so daß alle Herrlichkeit des Christentums zerstob und die Majestät der Kirche gebeugt ward, und es am hellen Lichte lag, daß die Kirche umkehren müsse, demütig, reuig, mit dem Geständnis großer Verirrung und großer Schuld. Vielen wurde es dabei bange: was wird aus der Religion, wenn du das Christentum schiltst und die Kirche zerbrichst? wer soll noch glauben können, wenn die Kirche irreging? Er aber stand da als ein Zeichen für das, was glauben heißt, und machte jedermann deutlich, daß der Glaube nicht auf Menschen geht, sondern auf den Herrn, und nicht auf die Heiligkeit der Christenheit gegründet ist, sondern auf den, welcher gekreuzigt ward. Derselbe Mann, der dem Christentum ins Gesicht sagte: es sei zum Antichristentum geworden, sammelte die Gemeinde in neuer Anbetung Gottes im Gehorsam Christi, so daß sie die Macht des Evangeliums in neuer Deutlichkeit erfahren und erwiesen hat. Mit der Kirche brach er, und bekam doch weder einen fernen Gott, noch einen für das Leben unfruchtbaren Christenstand, sondern hat es klar erwiesen, daß der Glaube auch die Macht hat,

uns im Herrn zu einer Gemeinde zu verbinden, die im Namen Jesu Gottes Werk freudig und im Segen tut.

Er stieß den Beichtstuhl um und trieb die Leute weg, die von einer Beichte zur andern und von einer Absolution zur andern liefen. Ängstlich sahen ihm viele zu, ob er damit nicht der Sünde Tür und Tor öffne, ob nicht die Zuchtlosigkeit einreiße und der Ernst dem Christentum verloren gehe. Viele meinten: so müsse es kommen; aber es kam nicht so. Als ein Zeichen für die reine Art und heilige Macht des Glaubens stand er da, nicht lässig im Ernst, der die Sünde von sich stößt, ungleich tapferer im Kampf mit allem Bösen, als je früher einer es gewesen ist, nicht zuchtlos, so daß er mit des Herrn Gnade gespielt hätte, sondern treu an den Willen Jesu gebunden, damit er nicht sich selber lebe, sondern dem, der ihn zu seinem Eigentum erkauft, gewonnen und erworben hat. Und wie er selbst am Glauben die ernste, siegreiche Buße gewann, so hat er auch viele auf den Weg eines keuschen, reinen Christenstands gestellt.

Er kehrte den Lehrern der Kirche den Rücken und fragte nicht mehr nach der Theologen Meinung, sondern hatte den Mut, sein Neues Testament zu öffnen, und auf das zu hören, was uns der Herr selbst durch seine Boten sagt. Mit Schrecken sahen ihm viele dabei zu: Kann auch das Neue Testament uns leiten? naht uns nicht Barbarei, Schwärmerei, Phantasterei in allen Formen, wenn wir wirklich auf Jesus hören und sein Wort bewahren sollten? Es kam wieder völlig anders, als sie fürchteten. Er ward mit seiner Gebundenheit an die Bibel wiederum ein Zeichen dafür, was der Glaube erlangt, jener Glaube, der dem Herrn traut und ihm das Ohr leiht, daß der lebendige Gott, der Brunn aller Weisheit, mit dem ist, der sein Wort hört, und ihn auf gerader Straße führt, so daß es die größte Weisheit ist, aller Menschen Weisheit zu lassen, und sein Wort zu bewahren, und es sich reichlich lohnt, ein Thor zu werden vor der Welt, um weise zu werden durch das, was uns Christus sagt.

Hernach kamen dann die ſchweren Jahre, wo das Wort bittern Ernſt erhielt: „Nehmen ſie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib: laß fahren dahin“, wo ſie alle ihre Seele in die Hände nehmen und ſich zum Sterben rüſten mußten, wo es vieler Pflicht wurde ſich Gott zur Verfügung zu halten, einerlei ob es an den Galgen gehe, oder ins trauliche Heim. Da erhielt die Chriſtenheit ein gewaltiges Zeichen, das mit Flammenſchrift geſchrieben war, von Schottland bis Ungarn, von Spanien bis Polen, für das, was glauben heißt und was der Glaube tut, als jene Scharen, deren Zahl nur Gott kennt, ihre Seelen in des Herrn Hand gaben und ihm alles darbrachten, was ihnen teuer war, damit ſie ſeinen Namen nicht verleugneten und von ſeiner Gnade nicht wichen.

O, unſere evangeliſche Chriſtenheit hat Großes erlebt, was ſie zum Glauben treibt. Wir haben eine kräftige Berufung erhalten, welche lautet: traut dem Herrn!

2.

Haben dieſe Zeichen an uns ihre Frucht geſchaffen, oder trifft uns immer wieder Jeſu Klage: wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſeht, ſo glaubt ihr nicht? L. Fr., der Reformationstag wird für unſre evangeliſche Chriſtenheit immer zum Bußtag im tiefſten Sinn. Wenn wir an das Große denken, was unſre Chriſtenheit erlebt hat und auf die reiche Gnade ſchauen, die ihr erwieſen ward, dann müſſen wir uns mit tiefer Beſchämung beugen.

Warum wird es uns denn ſo ſchwer zu glauben? Was treibt immer wieder jene Klage Jeſu hervor? Laßt uns unſern Text ins Auge faſſen.

Es kam ein Königiſcher von Kapernaum hinauf nach Kana, um Jeſus zu rufen. Wäre er ein Mann aus dem Volk geweſen, dann hätte er dieſen Gang nicht gewagt und es Jeſus nicht zugemutet, die Reiſe zu unternehmen und ihm einen ganzen Tag mit einer beſchwerlichen Wanderung zu

opfern. Er aber war ein Königiſcher, ſtand im Dienſt des Fürſten und bekleidete ein Amt im Staat. Heran trat zu Jeſus eine Königlich Herodeiſche Exzellenz; kann die glauben? Aber, l. Fr., die Württembergiſchen Exzellenzen können es ebenſo ſchlecht, und zwar nicht nur die, die durch Königliches Dekret dazu ernannt ſind, ſondern noch viel weniger die, die ſich ſelbſt dazu ernennen. Wie kann der glauben, der in ſeinem Herzen ſpricht: ich verwalte meines Lebens Schickſal, ich erreiche meines Wirkens Ziel, ich ſorge für mein Recht, daß es wie die Sonne im Zenith erſtrahlt, ich bin der große Menſch, dem Gott und Menſchen zu Füßen liegen? Ihr wißt, daß das niemals die Sprache des Glaubens iſt. Wir preiſen im Glauben nicht uns, ſondern Gott. Im Glauben ſagen wir nicht: ſeht! ich bin gerecht, ſondern preiſen die Gerechtigkeit Gottes allein. Glauben heißt nicht: den Stützpunkt bei ſich ſelbſt ſuchen und an der eigenen Willensmacht oder Gedankenkraft den Halt finden; glauben heißt: die Hand des Herrn faſſen und von ſeiner Gnade leben. Darum ſchauen wir im Glauben von uns weg hin zu ihm, und das kann eine Exzellenz ſchlecht.

Wie war es doch in der frühern Kirche? Warum hat ſie das Glauben verloren? Aus dem Heidentum heraus wurden ſie zu Gott bekehrt und ſtanden nun da als die auserwählte und geheiligte Schaar. In ihre Mitte trat der Biſchof, eine Exzellenz. Die Kirche breitet ſich aus und umfaßt viele Völker. Als ſorgſame Mutter und weiſe Regentin beherrſcht ſie Könige und Nationen. Sie ward groß, groß in ihrer Theologie, in ihrer Heiligkeit, in ihrem Büßerernſt, in ihrer Regierungsmacht, in ihren ungezählten Gnadenmitteln! Königliche wanderten herum auf Erden; ihnen mußte Jeſus wieder ſagen: ihr glaubt nicht.

Wie fand man dagegen in der Reformationszeit das Glauben wieder? Wie gewann es Luther und alle, die mit ihm wieder das Wort vom Glauben ſagten? Das waren

103

keine Königlichen Leute mehr; mit der Exzellenz war es hier ein für allemal vorbei. „Mit unsrer Macht ist nichts getan, wir sind gar bald verloren;“ damit war es jenen Männern bitter ernst, und eben deshalb lernten sie wieder zu glauben und wurden zum Zeugnis für alle Zeiten gesetzt, was es sagen will: nicht sich selbst trauen, nicht die eigne Gerechtigkeit suchen, nicht auf die eigne Weisheit bauen, sondern an Jesus glauben!

Der Königische kam zu Jesus und sprach: Komm mit mir herab! Wäre er mit ihm gegangen, und vor seinen Augen an das Bett seines Sohnes getreten, so daß er gesehen hätte, wie er seine Hand auf ihn legte, so hätte ihm dies als Grund zu guter Zuversicht gedient. Aber Jesus hat ihm seine sichtbare Gegenwart nicht gewährt, sondern ließ ihn allein gehen, nur mit seinem Wort. So macht er es auch mit uns und darob wird uns das Glauben schwer. „Er ist bei uns wohl auf dem Plan;“ wirklich? wo? er? wir sehen ihn nicht. Wir müssen unser Leben in seine Hand legen, die uns zwar mit der Herrlichkeit der göttlichen Gnade faßt, die wir aber weder sehen noch spüren. Wir suchen unser Leben bei dem, der droben ist, und unsere Gerechtigkeit bei dem, der am Kreuze starb.

Wie ging es doch in der Kirche zu, als sie das Glauben verlernte und die falschen Wege ging? Sie hat doch immer den Namen Jesu hochgehalten, wollte ihn niemals vergessen oder begraben, sondern hat sich immer feierlich zu seiner Gottheit bekannt. Aber für ihr Auge verschwand er in unsichtbarer Ferne und verborgener Erhabenheit, und ihre Aufmerksamkeit wandte sich zu dem, was sichtbar war. Da war ja das Taufwasser; daran glaubt! Da war der Bischof; an den schließt euch an! Da war die große, heilige Kirche; glaubt ihr! Und als das Sichtbare die Menschen gefangen nahm, vermochten sie es nicht mehr dem zu glauben, der uns seinen Sohn gesendet hat, damit sein Wort in uns lebe, nicht aber, daß er in sichtbarer Gegenwart bei uns sei.

Wie kamen sie dagegen in der Reformationszeit wieder zum Glauben? Da haben sie sich von allen diesen sichtbaren Mächten abgewandt, und auf den geschaut, der droben ist. In der Welt sah es aus, als ob sie voll Teufel sei; sie ergriffen aber die Hand ihres unsichtbaren Herrn und sagten: du bist bei uns wohl auf dem Plan, du, und ist kein andrer Gott.

Komm herab, sagte der Königische zu Jesus, ehe mein Kind stirbt. So redet die Liebe des bekümmerten Vaters. Wir spüren alle, was in dieser Seele vorging, daß sie bis auf ihren Grund erschüttert ist. Mein Sohn stirbt! es ist ein schmerzvolles Wort, und eben deshalb muß ihm Jesus sagen: du glaubst nicht, wenn du nicht Zeichen und Wunder siehst. Wenn ihm der Sohn stirbt, dann bricht ihm der Himmel ein; dann gilt Gott ihm nichts mehr und Jesus nichts. Was soll er bei ihm noch suchen, wenn er ihm nicht den Wunsch seines Herzens erfüllt?

Seht, l. Fr., das ist das, was uns vor allem am Glauben hindert: wir wollen die Wünsche unsers Herzens erfüllt sehen; das ist aber nicht das, was uns Jesus gewährt. Jesus hat gebetet, daß Gottes Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel; er hat nicht gebetet, daß die Wünsche der Menschen erfüllt werden mögen. Das müssen wir zuerst bei ihm lernen, damit wir Glauben finden, daß nicht wir, sondern Gott regiert und Gottes Wille das große Gut und heilige Ziel ist, an das wir unser Leben zu setzen haben, daß es für uns darauf ankommt, daß wir zu Gottes Ehre in der Welt sind, nicht aber zu unserm Wohlsein.

Wie kam die Kirche einst um den Glauben? O, sie hatte so viel zu tun, in den Häusern, den Städten, der Regierung der Völker, hin und her unter allen Nationen. Man mußte Schätze sammeln, Gesetz und Ordnung schaffen, Kirchen bauen, Künstler suchen, die dem Gottesdienst Pracht verliehen, und Glanz und Wohlsein über das Leben breiten in allen Landen. Die Wünsche des Herzens regten sich; wie

ſollte man noch Zeit und ein Auge für das haben, was Gottes iſt? Die Weingärtner nahmen die Frucht des Weingartens an ſich, und dachten nicht mehr an den, dem er gehört. Wie ſollten ſie da noch an den glauben können, dem ſie nicht gehorſam ſind?

Wenn wir dagegen zu Jeſus treten und uns von ihm Gottes Willen zeigen laſſen, dann ſtellt ſich eine andere Sorge in den Vordergrund, nicht die: wie es wohl mit dieſem oder jenem unſrer Wünſche gehe und ob uns Gott dieſen oder jenen Vorteil noch verſchaffe; dann kommt die ernſte, große Sorge und Frage in uns hinein: Herr, was bin ich vor dir? was wird aus meiner Schuld und wie finde ich deine Gnade? wie ſtellſt du meine Seele in die Gemeinſchaft mit dir? So wie dieſe innerſte Frage ans Licht kommt und dieſe größte Sorge uns bewegt, dann wird uns Jeſus teuer und wert; denn dieſe löſt uns kein Menſch auf Erden als Jeſus allein.

Nicht jeden ſchickt er mit dem tröſtlichen Wort nach Hauſe: dein Kind lebt! aber allen gibt er das tröſtliche Wort, daß ſie zu Gottes Gemeinde und Kinderſchar berufen ſind.

Darum hat man in der Reformationszeit wieder entdeckt, was Glaube heißt, weil damals dieſe kleinen Sorgen alle verſchwanden und die Frage nicht mehr die war, wie viel Glück zu gewinnen ſei oder wie viel Geld. Es fuhr mit der hellen Deutlichkeit eines Blitzes durch die Herzen: Menſch, es handelt ſich um dich; ſtehſt du in Gottes Wohlgefallen? iſt Gottes Liebe dein Eigentum? Darum wurde ihnen Jeſus teuer und wert, mehr als alle Schätze der Welt und der Kirche, und ſie glaubten ihm.

Obwohl Jeſus klagte: du glaubſt nicht, gab er dem Königiſchen doch das erbetene Zeichen, damit er glauben möchte. Es fehlt uns, l. Fr., nie an ſo viel Zeichen und Wundern Gottes, als wir zum Glauben bedürfen. Wie uns in der Reformationszeit ein Zeichen gewährt wurde, das uns

immer wieder vorleuchtet und uns erkennen läßt, wie man gläubig lebt und ſtirbt, ſo handelt Gott auch an unſerm Geſchlecht, nicht als der Abweſende, nicht als der Harte, nicht als der, der ſich vergeblich rufen ließe, ſondern mit vielfacher Bezeugung und offenkundigem Walten, mit kräftigem Anruf an vieler Ohr, daß wir merken möchten, wie man im Glauben ſteht. Das größte Zeichen, das Gott tut, damit wir glauben lernen, iſt immer das, welches in der Stille des inwendigen Lebens geſchieht. Wie könnten wir glauben, wenn er nicht ſelber unſer Herz bewegte? wie ſeine Wahrheit ſchauen, wenn er ſie uns nicht gäbe? wie ſeine Gnade ſpüren, wenn er ſie uns nicht erwieſe? wie ſeiner Liebe gewiß ſein, wenn er nicht bei uns wäre? „Er iſt bei uns wohl auf dem Plan, mit ſeinem Geiſt und Gaben!“ Darum laßt uns Jeſu Klage hören, die er über die ſpricht, die zum Glauben nicht fähig und willig ſind. Laßt uns mit geſammelten Herzen zu ihm treten und ihm wieder mit Aufrichtigkeit ſagen: dein Wort, ich faſſe es; deine Hand, ich ergreife ſie; deine Gnade, von ihr lebe ich; deine Gerechtigkeit, ſie iſt mein Ruhm und Ehrenkleid, mit dem ich beſtehen werde im Leben und im Sterben und in Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen.

Zweiter Jahrgang
(1903—1904).

Von

D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1903
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen. Der Preis des Jahrgangs (10—11 Predigten) ist 2 Mark.

II. Advent.

(6. Dez. 1903.)

Röm. 15, 1–13.

Wir hörten heute nicht ein erschütterndes Wort, das wie ein Blitz die Höhe göttlicher Gnade und die Tiefe menschlicher Schuld beleuchtete. Ruhige, freundliche Worte haben wir vernommen, die von Paulus im Blick auf die Gemeinde von Rom geschrieben sind, in der vielerlei Leute, Heiden und Juden, Morgen- und Abendländer, Geringe, Hohe, Reine, Verkommene, im Glauben Starke, im Glauben Schwache, in einer Gemeinschaft verbunden waren, so daß sie ihr Leben zusammen führten und mit einem Munde Gott lobten. Nun habe ich doch vielleicht ein Wort ausgesprochen, das manchen unter uns schmerzlich berührt: „Gemeinde, Gemeinschaft — ach! wenn wir das hätten!“ Es gibt viele einsame Leute, weit mehr als man denkt, die zwar genug Geselligkeit haben, und in überreicher Berührung mit den Menschen stehen, und doch in den ernsten Anliegen ihres Lebens einsam sind. Ihr Geschäft bringt es vielleicht mit sich, daß sie Jahr aus Jahr ein Hunderte bedienen, und doch stehen sie vor Gott allein, kämpfen einsam den Kampf, der ihnen aufgetragen ist, und haben für das, was ihre Seele erfreut und ihren Dank vor Gott bildet, niemand, der sich mit ihnen freut und mit ihnen dankt. Einsame Wege sind schwere Wege; man spürt dies besonders in der Adventszeit, wenn wir den wieder begrüßen, welcher kommt, um die Gemeinde Gottes zu sammeln, zu vereinen und einst auch zu vollenden. Andere unter uns haben christliche Gemeinschaft; aber auch ihnen sagt unser

Text manches, was uns schmerzen kann. „Daß sie alle Gott mit einem Munde loben“: geht das leicht? Gemeinschaft zu haben, ist eine schwere Sache. Wenn Leute von christlicher Gemeinschaft und Gemeinde so reden, als wäre sie lauter Seligkeit, gleichsam ein Honigtopf, aus dem man Löffel um Löffel schöpft, dann tun wir ihnen nicht Unrecht, wenn wir ihnen sagen: ihr wißt nicht, was Gemeinschaft mit einander haben heißt. Sie trägt uns unendlich viel ein und ist ein großer Segen für alle, die sie haben; sie hat aber immer auch ihre große Schwierigkeit.

Schon ihr Anfang und wieder ihr Fortgang ist schwer. Bis wir zu einander kommen und einander finden, wie viele Schwierigkeiten gibt es hier zu überwinden, und wenn wir einander gefunden haben, so bedarf es beständige Vorsicht und große Aufmerksamkeit, damit wir uns nicht wieder entzweien und verlieren. Der Apostel gibt uns guten Rat; er zeigt, wie wir in die Gemeinschaft kommen und wie wir sie behalten. Wie sollen wir den Anfang finden zu christlicher Gemeinschaft? Nehmt einander an, gleichwie Jesus Christus euch angenommen hat. Das ist ein guter Rat. Wie sollen wir es machen, daß die Gemeinschaft auch fortgeht, fruchtbar wird und nicht in ihr Gegenteil umschlägt? Niemand soll Gefallen haben an sich selbst. Das ist wiederum ein guter Rat.

Ehe wir aber vom Anfang und Fortgang christlicher Gemeinschaft reden, möchte ich zuerst noch eines sagen: es wäre schade, wenn wir an phantastische Dinge dächten, die nicht in unsre Hand gegeben sind, z. B. an einen Religionskongreß, wo Brahmanen, Chinesen, Juden, Katholiken und Protestanten den Versuch machen, in freundlicher Weise beisammen zu sein, oder gleich an unsre ganze Stadt, daß wir sämtlich, Universitätsprofessoren und Weingärtner, zu einer Gemeinde zusammenwachsen, die Gott mit einträchtigem Munde lobt, oder an eine „apostolische“ Gemeinde, die all das wieder

hat, was die durch die Apoſtel geſammelten Gemeinden beſeſſen haben. Es iſt immer ſchade, wenn wir dieſe Stunden am Sonntagmorgen mit Phantaſien verträumen, ſtatt ſcharf und wach auf das zu achten, was uns obliegt und unſere Pflicht und Gabe werden kann. Wir haben Formen chriſtlicher Gemeinſchaft, die ganz einfach ſind, in die jeder von uns treten kann, die auch nicht unfruchtbar ſind, wenn ſie uns auch nur in kleinem und einfachem Maß das gewähren, was uns unſer Text an der Gemeinde Roms erkennbar macht. Eine ganz einfache Form chriſtlicher Gemeinſchaft iſt das Tiſchgebet: die, die miteinander das Mahl nehmen, ſehen miteinander zum Vater auf; weiter die Hausandacht: die, die miteinander das Geſchäft des Tags betreiben, haben auch eine gemeinſame Viertelſtunde, in der ſie auf das göttliche Wort hören und ſich in Gottes Gegenwart ſtellen. Auch der Verkehr mit den Freunden wird zu einer Form chriſtlicher Gemeinſchaft, ſowie wir ihn nicht nur für Nichtigkeiten verwenden, ſondern offen und ernſt das in ihn hineinlegen, was uns inwendig bewegt und unſer tiefſtes Anliegen und höchſte Aufgabe iſt. Ebenſo kann unſer Briefwechſel zu einer reichen Form chriſtlicher Gemeinſchaft werden, wenn wir ihn zu benützen verſtehen als ſolche, die im Licht wandeln, und mit Liebe und Treue an dem teilnehmen, was des andern iſt. Auch unſern ſonntäglichen Gottesdienſt dürfen wir nicht vergeſſen, obwohl er ſicherlich nicht die vollkommene Form chriſtlicher Gemeinſchaft, ſondern ſehr einfach, elementar und für ſchwache Leute berechnet iſt. Es ſetzt ſich ja jeder von uns behaglich an ſeinen Platz und übernimmt gegen andere noch nicht die leiſeſte Verpflichtung. Dennoch iſt ſchon dies eine fruchtbare und wichtige Form chriſtlicher Gemeinſchaft, ſowie wir uns deutlich machen: ein und dasſelbe Anliegen führt uns alle hieher, dieſelbe Pflicht, dieſelbe Schuld, dieſelbe Gnade, dasſelbe Evangelium, dasſelbe Ziel im ewigen Leben. Dazu kommen endlich die mancherlei Zweige der Arbeit, die über

das hinaus gehen, was wir für unſern eigenen Lebensunterhalt zu tun haben, die auf unſer Volk ſchauen, gemeinſame Not bekämpfen und nach gemeinſamen Gaben und Segnungen ringen. Miteinander zu arbeiten, iſt ein vortreffliches Mittel, Gemeinſchaft zu finden. Das ſind die Formen chriſtlicher Gemeinſchaft, die wir haben; ſie werden uns aber in ihrem Anfang wie in ihrem Fortgang oft ſchwer genug. Darum mahnt uns der Apoſtel:

Nehmt einander an, wie Chriſtus euch angenommen hat.
Habt nicht an euch ſelbſt Gefallen, wie Chriſtus nicht an ſich ſelbſt Gefallen hat.

1.

Es gibt Verhinderungen chriſtlicher Gemeinſchaft, die wir nicht wegſchaffen können. Dieſe müſſen wir ertragen und uns fügen. Man kann mit Zwang keine Gemeinſchaft ſtiften; der Zwang iſt ihr Gegenteil. Auch wenn wir die Macht haben, wirkſamen Zwang zu üben, ſo entſteht daraus nur das Lügen und damit der volle Gegenſatz zur echten Gemeinſchaft, die nur unter der Herrſchaft der Wahrheit beſteht. Bahnt uns Gottes Walten nicht den Weg und hält es uns die Türen verſchloſſen, ſo müſſen wir uns beugen und warten. Wir haben aber auch dann, wenn uns die Wege geebnet und die Türen geöffnet ſind, noch große Schwierigkeiten vor uns, die uns die Gemeinſchaft zwiſchen uns erſchweren. Dann kommen die Bedenken: iſt er auch taktvoll? paßt er zu mir? gibt er mir nicht zu viel zu tragen? iſt er nicht doch wieder anders gerichtet und anders geſtimmt als ich? können wir wirklich zuſammen beten, zuſammen arbeiten? Bedenken in Menge und zwar ſehr berechtigte treten uns in den Weg; der Apoſtel ſchneidet ſie aber alle ab: nehmt einander an, gleichwie Chriſtus euch angenommen hat.

Wie ging es zu, als er uns angenommen hat? Hat

auch er Bedenken gegen uns gehabt: wir seien zu wenig taktvoll, nicht recht zuverlässig, hätten zu viel Schattenseiten, zu wenig Brauchbarkeit? Als er kam, da machte er es, wie wir am letzten Sonntag im Adventslied sangen: nichts, nichts hat dich getrieben zu mir vom Himmelszelt, nichts — als was? Was war es doch, was ihn hergezogen hat? Sein „getreues Lieben". Es konnte ihn nichts andres in die Welt führen, wenn anders das Adventslied recht hat: Ich lag in schweren Banden, du kommst und machst mich los; ich stand in Spott und Schanden, du kommst und machst mich groß. Ebenso verfährt Christus heute mit jedem von uns, zu dem er mit seiner verborgenen Gegenwart kommt, so daß wir an ihn zu glauben vermögen und unsre Hand in die seine legen können und verbunden durchs Leben gehen dürfen, indem er bei uns ist und wir bei ihm. Wie kommt das? Wir sind ratlos ohne ihn; darum gehen wir zu ihm; wir brauchen ihn, darum suchen wir ihn. Wir sind ohne Licht im Dunkeln; er ist das Licht; darum wenden wir uns an ihn. Wir sind sündig und schuldig, und bedürfen das Verzeihen Gottes; er hat es; darum treten wir hin zu ihm. Wir sind im Sterben drinn; er aber hat das ewige Leben; darum kommen wir zu ihm und glauben ihm. Er aber hat keine Bedenken gegen uns. Er machte aus unserm Bedürfnis den Grund zum Geben, aus unsrer Not den Grund zu seinem Lieben, aus unsrer Schuld den Grund zum Vergeben, und nahm uns an. Darum nehmt einander an, gleichwie Christus euch angenommen hat.

Es gibt zwischen uns Schwierigkeiten, die aus der Weise entstehen, wie Gott uns führt. Solche Schwierigkeiten, die aus Gottes eigener Regierung entstehen, sind aber in Wahrheit eine Hilfe. Auch in der römischen Gemeinde gab es solche. Paulus hat bei unseren Textworten den großen Unterschied zwischen den Juden und Heiden vor Augen. Wer hätte gedacht, daß diese je mit einträchtigem Mund Gott loben könnten, daß es über diese Kluft hinweg eine Brücke gäbe und eine

Hand, die ſtark genug wäre, dieſe Mauer abzutragen, die für alle Ewigkeit durch Gottes ſelbſteigene Hand gebaut ſchien? Nun aber waren ſie beiſammen, im Namen deſſen, der wegen der Wahrheit Gottes der Judenſchaft gedient hat, und wegen der Barmherzigkeit Gottes die Heiden berief. Beide hatten eine ſehr verſchiedene Führung durch Gott erhalten. An der Judenſchaft brachte Jeſus die Wahrheit Gottes zur Offenbarung, jene Treue, die das Begonnene vollendet und das Angefangene zum Ziele führt. Die alte Gemeinde war da und Jeſus trat ihr bei mit ganzer Treue bis zum Kreuz, weil Gott ſie geſchaffen, ſeinen Namen ihr kund getan und ſeine Verheißung ihr gegeben hat. Daher gehört in die Weihnachtsgeſchichte Bethlehem, die Stadt Davids, hinein und iſt mit Jeſu Namen für immer vereint. Er hat aber nicht nur Gottes Treue offenbart, ſondern auch einen neuen Anfang geſchaffen, dahin den Ruf Gottes gebracht, wohin Gottes Gnade noch nicht kam, und denen Gnade erwieſen, die ihn noch nicht kannten. Er tut es zur Verherrlichung der Barmherzigkeit Gottes, damit der große Reichtum Gottes erſcheine, der nicht an den alten Anfang gebunden und vom bisherigen Maß nicht eingeſchloſſen iſt, der zwar vollendet, was er begonnen hat, aber auch Neues ſchafft nach dem Reichtum deſſen, welcher ſpricht: es werde Licht! Wir haben auch unter uns ähnliche Unterſchiede, die durch Gottes Führung entſtehn, und können unſern Vers leicht auf die verſchiedenen chriſtlichen Stellungen unter uns anwenden. Der eine kann ſagen: Gottes Treue hat mich von der Kindheit an bis ins reife Chriſtenleben geleitet. Er ging an der treuen Hirtenhand auf geradem Weg aus dem chriſtlichen Elternhaus in die chriſtliche Mannesarbeit, vom Kinderglauben hinüber in den Mannesglauben. Von Jugend an ins Gotteshaus geſtellt, blieb er darin und wich nicht aus des Vaters Liebe und Dienſt. Andern iſt Gottes Barmherzigkeit erſchienen, die ihnen durch ihr Vergeben und Begaben einen neuen Anfang bereitet

hat. Sie treten in die weite Welt hinaus, in der ihnen Gottes Name entſchwand und die Erinnerung an Jeſus verblaßte. Dann begegnete er ihnen wieder und führte ſie aufs neue in ſeine Gemeinde hinein. Das ergibt bleibende Unterſchiede, die die Gemeinſchaft erſchweren. Es entſteht ſo nicht Gleichheit, nicht ein völliges Einsſein, ſo daß wir einander ganz zu verſtehn vermöchten. Denn keiner kann vergeſſen, was er erlebt hat, und austilgen, was ſeine Lebensgeſchichte in ihn eingegraben hat. Allein ſolche Schwierigkeiten, die Gottes Führung uns bereitet, ſind uns in Wahrheit nur heilſam und förderlich; ſie ſind nie das, was die Gemeinſchaft zwiſchen uns aufheben und brechen kann. Die, die Gottes Treue, und die, die Gottes Barmherzigkeit erfahren, können ihn mit einem Munde loben.

Andere Schwierigkeiten entſtehen aus unſerer Unart und Schwäche. Da ſetzt das Wort des Apoſtels ein: wir, die wir ſtark ſind, ſollen die Gebrechen der Schwachen tragen. Man kann freilich mit niemand in Gemeinſchaft treten, wenn man nicht verzeihen kann. Wie könnten wir aber zu Jeſus kommen, ohne daß wir lernten zu verzeihen? Man kann nicht mit Menſchen in Liebe verbunden ſein, wenn man nicht den Mut hat, mit zu leiden. Wie könnten wir uns aber des Leidens weigern, wenn wir an den denken, der uns berufen hat? Gemeinſchaft zu pflegen iſt nicht möglich, ohne daß wir Luſt und Liebe daran haben, helfen zu dürfen, und eben dies iſt es, was uns Jeſus ſchenkt.

Geduld und Troſt ſtellt Paulus als das zuſammen, was wir zur Gemeinſchaft miteinander nötig haben, Geduld, die trägt, und fröhlichen Troſt, der unverzagt macht. Er zeigt uns für beides die Quelle in der Schrift, die ein Wort der Geduld und des Troſtes iſt, wie es jedermann an ſich erleben kann, und über der Schrift in dem, der ſie gab und durch ſie ſpricht, im Gott der Geduld und des Troſts. Da wir den Gott der Geduld und des Troſtes bei uns haben, können

wir die Gebrechen der Schwachen tragen, und werden nicht ſelber mit ihnen ſchwach.

2.

Nachdem die Gemeinſchaft begonnen war, iſt ſie oftmals wieder zerbrochen. Mancher Mann hat ſchon geſagt: ich laſſe mir das Beſte an meinem Mannes- und Vaterrecht nicht nehmen und will in meinem Hauſe auch der Beter ſein. Dennoch mißlang ſein Verſuch; denn aus dem Tiſchgebet und der Hausandacht wurde nur eine leere Form. So wurden ſie nicht zu einem lebendigen Band, das alle innerlich vereinte; vielmehr wirkt das, was in ſich leer und tot geworden iſt, trennend und erkältend auf den ganzen Hausſtand ein. Mancher hat dem Freund die Hand zu treuem Einsſein vor dem Herrn gereicht; hernach verſtanden ſie einander nicht mehr, und ſahen ein, daß zwiſchen ihnen ein Einverſtändnis nicht erreichbar ſei. Hart und unüberwindlich erhob ſich zwiſchen ihnen eine Mauer, und die Verbundnen gingen auseinander. Viele legten die Hand an die große, reiche Arbeit, die uns ruft, und ſtellten ſich dem Herrn zur Verfügung, daß er ſie als Arbeiter in ſeine Ernte ſende, und blieben doch einſame Leute, die das Beſte nicht gewannen, was ihnen die Arbeit bringen kann. Niemand, mahnt Paulus, habe Gefallen an ſich ſelbſt. Wenn uns die Gemeinſchaft bricht, dann wollen wir es uns überlegen: ſind wir daran dadurch ſchuld, daß wir an uns ſelbſt unſer Wohlgefallen haben und auch in der Gemeinſchaft das ſuchen, daß wir uns ſelbſt gefallen? Das gemeinſame Gebet muß abſterben, wenn wir, um uns zu gefallen, beten. Wie ſoll daraus ein gemeinſames Gebet werden, wenn wir im Gebet uns ſelbſt beſchauen und beſpiegeln? Auch wenn wir es nicht ſo grob treiben, wenn wir jedoch nur bei unſern Gedanken bleiben und in unſer Gebet nur aufnehmen, was uns berührt und uns angeht, und nicht aus uns ſelbſt heraustreten in die Gemeinſchaft mit den andern, ſtirbt jede Gebets-

gemeinſchaft ab. Wir haben dem Freunde das Wort der Zucht gegeben, und ihm damit einen unentbehrlichen Dienſt getan, der zu jeder treuen Gemeinſchaft gehört. Denn Chriſtus vereinigt uns dazu miteinander, damit wir gemeinſam gegen das Böſe uns wehren, und durch gegenſeitige Zucht uns in ſeinem Willen erhalten. Was wird aber aus unſern mahnenden Worten, wenn wir dabei an uns ſelbſt Gefallen haben, und das Ziel der Mahnung darin ligt, daß wir uns ſelbſt über den andern erhöhn und in unſrer Größe, Schöne und Tugend über dem Schwachen ſtehen, dem wir unſre Zucht mit wohlwollender Herablaſſung gewähren? Dann bricht die Gemeinſchaft und iſt weg. Treten wir in die Arbeit im Namen Jeſu ein: wie ſoll ſie uns verbinden, wenn wir uns ſelber zu Gefallen leben, unſre Meinung gelten und durchgeſetzt werden muß, wir regieren und die andern uns zu helfen haben? So wird aus der Arbeit, die uns einigen ſollte, neue Zertrennung und Zerſplitterung, und ihr Ende iſt nicht Segen, ſondern Bitterkeit und Schmerz.

Wie ſollen wir es aber dazu bringen, daß wir nicht an uns ſelbſt gefallen haben? Kann auch jemand ſeinen eigenen Schatten verlieren? Können wir uns je ſo vergeſſen, daß wir bei dem, was wir tun, nicht uns ſelber ſuchen? Habt nicht an euch ſelbſt Gefallen, gleichwie Jeſus Chriſtus nicht, um ſich ſelbſt zu gefallen, lebte. Dort verliert man dieſen Schatten und lernt, was das natürliche Menſchenherz nicht kann. Es kann nur ſich ſelber leben, bis es den gefunden hat, der größer iſt als wir, und dem ſich ergeben hat, der nicht ſich ſelber zu Gefallen lebt. Wenn Jeſus unſer Herr geworden iſt, ſind wir los vom eignen Ich und können ſo in die Gemeinſchaft treten, daß wir ſie nicht für uns ſelbſt mißbrauchen. Dann beten wir ſo, daß wir uns dabei nicht ſelbſt verherrlichen, üben ſo aneinander Zucht und Hilfe, daß wir uns nicht ſelbſt erhöhn, und ſtehen ſo in der Arbeit und am Werk, daß wir dabei nicht an die eigne Ehre und den

eignen Vorteil denken. Man kann das dadurch, daß man dem Herrn ſich ergibt und an ihn ſo glauben lernt, daß man das eigne Leben in ſeine Hände legt. Damit iſt uns auch die Gemeinſchaft untereinander geſchenkt mit ihrem reichen Segensſchatz.

Eines haben wir heute, l. Fr., wieder deutlich erkannt, das nämlich: weshalb wir Advent und Weihnacht feiern. Wäre es nur das eine, daß der geboren iſt, der nicht ſich ſelber lebte: kein Ruhm wäre für ihn zu groß, kein Preis zu überſchwänglich. Es kam der, der den Engeln zur Freude und den Menſchen zum Wohlgefallen geboren iſt, nicht aber an ſich ſelbſt Gefallen trug, der, der auch uns dazu hilft, daß wir nicht an uns Gefallen haben. Darum gilt ihm unſere volle Anbetung und wir ſagen wieder fröhlich mit der ganzen Chriſtenheit: Gelobt ſei Jeſus Chriſt! Amen.

Sylveſter.

(1903.)

Matth. 13, 44—46.

Sylveſter.

(1903.)

Matth. 13, 44—46.

Wenn uns der Rückblick auf das ablaufende Jahr bloß das vor die Augen brächte, was wir ſelber taten und trieben, ſo würde es ſich nicht lohnen, auf dasſelbe zurückzuſehen. Dann wäre unſere Feier ebenſo kindiſch, wie wenn wir vor den Spiegel ſtänden, um unſere eigene Figur zu bewundern. Allein, wenn wir das vergangene Jahr überſehen, ſo nehmen wir noch etwas anderes wahr, als bloß das, was wir Menſchen dachten, wollten, taten, erlitten und genoſſen. Dann haben wir auch Gottes königliches Walten vor uns, und ſehen, wie er es in ſeinem Reiche macht und ſein königliches Regiment führt. Mit Gottes Reich und königlicher Herrſchaft verhält es ſich ſo, wie wenn ein Menſch über einen Acker geht und dabei einen verborgenen Schatz entdeckt. So verfuhr Gottes Regierung auch im Jahre 1903 in unſerer Stadt und in unſerem Lebenslauf.

Keiner von uns braucht zu befürchten, Jeſu Erzählung gehe ihn nichts an. Es iſt jedem von uns hier beſchrieben, was er im ſcheidenden Jahre erlebt hat. Nur das iſt die Frage, an welchem Punkt dieſer Geſchichte wir ſelbſt ſtehen. Sie umfaßt mehrere Vorgänge und Stufen. Zuerſt läuft der Mann über den Acker ohne jede Ahnung, daß dort ein Schatz liege; er ſieht dort nur Erde, Steine, Kot. Das iſt die erſte Stufe. Dann ſtrahlt ihm der Schatz entgegen, wahrhaftig echtes Gold! über alle Schätzung hinaus. Das iſt die zweite Stufe. Nun möchte er den Schatz erwerben, und er möchte

es nicht nur, ſondern er tut es, geht hin und verkauft, was er verkaufen kann, und erwirbt den Acker. Das iſt die dritte Stufe. Ebenſo geht es beim Kaufmann zu. Zuerſt durchwandert er die Märkte und findet nichts, was echt und des Kaufes wert wäre, lauter unechtes Zeug, Glasperlen und Tand, den zu erwerben es ſich nicht lohnt. Hernach findet er eine echte Perle, wie er ſie noch niemals ſah, und dann erwirbt er ſie. So hat es Gott im abgelaufenen Jahr auch mit uns gemacht: er ließ uns ſuchen, finden, erwerben. An welchem Punkt dieſer Geſchichte ſtehen wir heute? Das iſt eine feine, wichtige Frage für unſere Abſchiedsfeier, mit der wir jetzt das alte Jahr entlaſſen.

Wo ſtehen wir? Suchen wir noch?
Fanden wir?
Erwarben wir?

1.

Viele ſchließen das Jahr, ohne gefunden zu haben, ſo daß ſie noch beim erſten Stück unſrer Erzählung ſtehn, den Hunderten gleich, die über den Acker gegangen ſind und vom Schatz nichts ſahen, bis ihn der eine fand, dem Kaufmann gleich, der vom Markte heimkam und nichts mitbrachte als Kleinigkeiten. Dieſer Anfang des Gleichniſſes iſt das Bild derer unter uns, die das Jahr unbefriedigt ſchließen, innerlich leer, müde und verdroſſen, die ſagen möchten: es iſt gut, daß es geht! Arbeitstage liegen in großer Zahl darin, alle grau; wie viel Plackerei Tag um Tag! Dazwiſchen ſtehn die frohen Stunden. Aber mit dieſen frohen Stunden iſt es eine eigene Sache. Manche frohe Stunde, die in unſerer frohen Stadt gefeiert worden iſt, ſieht, wenn man jetzt auf ſie zurückblickt, häßlich aus. Und wenn ſie uns auch kein wüſtes, gemeines Angeſicht zukehrt, vielmehr eine freundliche Erinnerung erweckt: wenn wir bloß mit dieſen freundlichen Erinnerungen vom Jahre ſcheiden, bleibt der Abſchied wehmütig.

Das iſt noch kein Gewinn, den wir einen Schatz heißen könnten, nicht die eine Perle, deren Beſitz Reichtum iſt. So kommen wir vom Gang durch das Jahr ähnlich zurück, wie der Mann früher vom Acker heimkam, als er noch nicht wußte, was er verbarg. Fragte man ihn: was haſt du geſehen? ſo ſagte er: nichts beſonderes, das, was man auf jedem Acker ſieht.

Wenn dann die Jahre, die hinter uns liegen, zunehmen, und die, die noch vor uns liegen, abnehmen, und man recht gut weiß: der Sylveſterabend kommt dir nicht mehr oft, dann wird es eine recht ernſte Sache, wenn uns Jahr um Jahr leer verläuft und wir immer noch am Suchen ſind.

Wollen wir murren? O nein! am Sylveſterabend murren, wem ſollte das einfallen? Danken wollen wir heute Abend Mann für Mann. Auch die, die nicht gefunden haben, ſondern das Jahr unbefriedigt ſchließen, ſind berufen, es mit Dank zu ſchließen. Wofür denn? Dafür danke, daß dich Gott nicht ſatt werden ließ an den Trübern der Welt, daß du nicht mit unechten Dingen und Kinderperlen zufrieden ſein kannſt, daß er dir das, was ſündlich und gottlos an dir iſt, gallenbitter macht, ſo daß du dabei keinen Frieden haſt. Dafür danke, daß er dir ein waches Gewiſſen gab, das dir ſagt: dein Weg iſt nicht der rechte; ſo kannſt du nicht im Frieden ſterben; denn du haſt noch nicht gefunden, was du brauchſt. Wenn wir ihm dafür danken, dann gehen wir im neuen Jahr wieder ernſthaft aufs Suchen aus. Gäbe der Kaufmann ſein Geſchäft auf, weil er nur Glasperlen fand, ſo fände er die echte Perle nie. Säße der Mann träg und trunken zu Hauſe, ſo entdeckte er den Schatz nicht. Darum läßt uns Gott nicht zufrieden werden in unſern Nichtigkeiten, damit wir ſie nicht für wertvoll halten, ſondern es immer wieder ſpüren, daß wir anderes brauchen als Sünde, mehr als menſchliche Luſtigkeit, mehr als Spiel und Scherz, mehr als die Erfüllung unſeres Eigenwillens. Deshalb kommt uns das neue Jahr

als eine große Gabe Gottes, weil es uns zum Suchen neue Frist gewährt. Wir wollen es mit der Bitte empfangen, daß es ein Jahr des Findens sei, und die Verheißung Jesu mit in dasselbe hinübernehmen: Das Himmelreich ist gleich, wie wenn ein Mensch den im Acker verborgenen Schatz f a n d.

2.

Es gibt solche, die gefunden haben, und zwar so, wie es in unserm Gleichnis dargestellt ist, an Orten, wo sie's nie vermutet hatten, und mit einem Reichtum, wie sie's niemals dachten. Das werden mir manche von denen bestätigen, denen im Rückblick auf das Jahr 1903 die Krankenstube oder sogar ein Grabhügel zuerst in die Augen fällt. Es wäre nicht billig, wenn wir derer nicht gedächten, die im vergangenen Jahr ein Kreuz aufrichteten. Ein solcher Tag ist nun einmal im Verlauf eines Jahres ganz besonders gezeichnet. Wenn ich auf das Jahr 1903 zurücksehe, steht mir auch unter allen Tagen der zuerst im Blick, wo ich an einem Grab stand und Erde hinunterwarf mit dem alten Wort: Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub! Und der, der drunten lag: ach! er ist ein guter Mann gewesen, und mir war er mehr. Wer sollte erwarten, daß in der düstern Beleuchtung des Krankenzimmers und in seiner bangen, schweren Schwüle oder gar in der Nähe des Tods mitten drin in der Armseligkeit menschlichen Sterbens die Perle sich zeigte, die kostbarer ist, als alles, was der Markt des Lebens sonst enthält? Es hat aber im abgelaufenen Jahr wieder hunderte und hunderte von Kranken- und Sterbezimmern hin und her in der Christenheit gegeben, in denen die Perle mit ihrem funkelnden Glanz und der unvergleichliche Schatz offenbar ward. Eben hier ward Gott offenbar und erschien seine heilsame Gnade, und es wurde deutlich, wie er das Menschenherz aufwärts wendet, wie er Glauben schafft, wie er Frieden in die Seele legt. Die Kräfte schwanden, nicht nur die des Leibs, sondern auch die des Geists,

aber Gottes Friede blieb im Herzen, und Chriſtus trat hervor und erwies ſich als den Verſöhner, und ſein Heilandsname gewann Klarheit, Gewißheit und beſeligende Macht. Wer das einmal mit angeſehen hat, der weiß: Im Acker drin liegen nicht nur Steine und Erde, ſondern er birgt einen Schatz, nicht einen verzauberten, den niemand entdecken kann, ſondern einen ſolchen, den man finden kann, und der jeden andern Wert überſteigt.

Den größten Teil des Jahres hat unſre Berufspflicht ausgefüllt. Das ſieht auch nicht wie ein Feld aus, auf dem man gerade ſonderlich Schätze finden könnte. Und doch haben ihn gerade hier ſchon viele gefunden. Wer? Die, denen feſt und klar ins Herz die Gewißheit trat: ſo iſt es für dich Gottes Wille; ſo gehorchſt du Gott und dienſt du ihm. Gott gehorchen dürfen, das iſt die Perle, neben der nichts zu nennen iſt.

Der Laune dienen, tun was man mag: das ſind Glasperlen. Der Leidenſchaft dienen, dem Geld nachlaufen: das iſt Gift. Den Willen Gottes tun in ſeinem Beruf: das iſt die Perle, die des Kaufes würdig iſt.

Einer der großen Theologen der Kirche hat einmal nicht als Scherz, ſondern im Ernſt geſagt: ihm würde das Leben ſchwer und verdrießlich, wenn er nicht jeden Tag jünger würde. Wie kann man das machen? Wie überwinden wir die Flüchtigkeit und Nichtigkeit der Zeit? Gottes Willen tun! Gott gehorchen, das macht aus dem, was wir tun, einen ewigen Ertrag, und das können wir in unſerem alltäglichen Werk und Geſchäft. So wird derjenige Schatz erworben, der im Himmel iſt, den keine Motte frißt, kein Roſt beſchmutzt und keine Diebe ſtehlen.

Neben unſern Werktagen ſtehen unſre Sonntage und die Stunden, die wir hier in der Kirche zubrachten. Auch hier ſieht es zunächſt keineswegs ſo aus, als ob wir hier einen Schatz über alle andern Güter fänden. Das bischen Orgelſpiel

macht es nicht, und wenn dann einer von uns hier das Wort nimmt und zu euch redet, was will das bedeuten! Wir, die wir hier reden, sind armselige, beschränkte Menschen, die nichts vermögen. Und doch kann man auch an diesem Ort, wo man, soweit der Blick der Menschen reicht, nichts von einem edeln, unbeschreiblichen Schatze sieht, diesen finden, und manche unter euch haben ihn gefunden. Das menschliche Wort wird zum Träger der ewigen Wahrheit Gottes, und in unsre Stimme legt sich Gottes väterlicher Ruf und seine freundliche Ladung. Wir treten in Gottes Gegenwart, und sehen auf zu dem, der älter und mächtiger ist, als alle Natur, von dem gilt: ehe denn die Berge wurden und die Welt geschaffen ist, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit, und finden das Angesicht dessen, der zugleich unendlich herzvoller und persönlicher ist als irgend ein Mensch, der verzeihen kann mit vollkommener Vergebung und lieben kann mit ewiger Liebe. Dann ringt sich aus der Seele das staunende Wort los: seht, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder heißen sollen. Wenn aber dieses Wort in unserer Seele aufwacht, dann haben wir den Schatz erkannt und die Perle gefunden, und wer sie gefunden hat, der schließe das alte Jahr mit fröhlichem Dank.

3.

Haben wir den Schatz gefunden, so müssen wir ihn auch erwerben. Jesu Gleichnis lautet nicht so: der Mann fand einen Schatz und steckte ihn rasch in seine Tasche; der Kaufmann erblickte eine kostbare Perle und stahl sie geschwind. Noch gar! So geht es in Gottes Reich nicht zu, in welchem die Gerechtigkeit wohnet. Da wird nicht gestohlen und genommen, sondern zum Eigentum erworben und zu festem Besitz erkauft. Damit wir Gottes reiche Gabe wirklich haben, sagt uns Jesus: gib alles her, was sonst dein eigen ist, und kaufe den Schatz.

Das gibt unsern Lebensjahren ihre Wichtigkeit und Tiefe.

Darum kommt es darauf an, wie wir sie schließen und beginnen. Wir haben nicht bloß zu finden, sondern zu erwerben, können Gottes Gabe nicht bloß nehmen ohne Preis, sondern er verlangt von uns, daß wir lassen, was ihm mißfällt, ganz, rundum, tapfer. Er erhebt uns in seine Gemeinschaft, aber er beugt uns auch, und läßt es uns nicht zu, daß wir uns selber leben. Es muß uns an ihm liegen, ehrlich, entschlossen, ganz. Er gibt uns seinen Frieden, und was für einen! den, daß wir von einem Jahr ins andere treten dürfen mit dem Wort: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen; leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn; alles ist unser, sei es das Leben, sei es der Tod, sei es das Gegenwärtige, sei es das Zukünftige; wir aber sind Christi, Christus aber ist Gottes. Das sind die prächtigen Friedensworte zum Jahresschluß. Um aber solchen Frieden zu haben, müssen wir in den Kampf, in jene gute Ritterschaft, von der Paulus sagt: daß du eine gute Ritterschaft übest und habest den Glauben und ein gutes Gewissen, 1. Tim. 1, 18. 19, und dieser Kampf muß mit Ernst und Beharrlichkeit durchgeführt sein Tag um Tag, im alten wie im neuen Jahr.

Haben wir der Weisung Jesu gehorcht, so schließen wir das Jahr mit herzlichem Dank. Das ist der Segen bei jedem redlichen Gehorchen, daß unser Stand in Gottes Gnade dadurch fest wird und seine Gabe mit uns als unser Eigentum zusammenwächst.

Vielleicht müßte aber Jesu Erzählung für uns so geformt werden: Der Mann fand den Schatz und ging heim und besann sich: will ich oder will ich nicht? Der Schatz ist schön und ich hätte ihn gern, aber meine alte Habe reut mich! Der Kaufmann sah die Perle und nun rechnete er: soll ich, soll ich nicht? Was trägt mir die Perle ein, und was habe

ich an meinem alten Gut? Und er fing immer wieder an zu rechnen und kam nicht zum Schluß. Mancher hat schon, nachdem er den Schatz gefunden hat, lange geschwankt und immer wieder gerechnet und sich nicht entschlossen.

Wenn uns der Jahresschluß so antrifft, dann wollen wir Gott mit demütigem Herzen für seine Geduld danken, daß er so freundlich auf uns wartet und unsere Torheit uns nicht vergilt und sein Reich uns nicht verschließt, sondern uns ein neues Jahr gewährt, damit wir endlich mit unserem Schwanken und Zaudern fertig werden und den Acker kaufen, der das große Heilsgut in sich birgt.

Vielleicht hat das Gleichnis dann für uns den rechten Schluß, wenn wir es so erzählen: der Mann kam und wollte den Acker kaufen, aber er marktete. Der Preis war ihm zu teuer und er bat: laß davon etwas ab. Laß mir nur die eine Sünde, die die meine ist!

Gottes Regierung bleibt aber im neuen Jahr dieselbe, wie im alten, und geht von ihrer Ordnung nicht ab. Er hält feste Preise, nicht aus Eigensinn, sondern unsretwegen, weil gerade das, worüber wir mit ihm markten, unser Schaden und Verderben ist. Stehen wir am Schluß des Jahres so, dann muß es für uns wieder mit tiefem, aufrichtigem Danke enden für den großen Reichtum der Langmut, mit der uns Gott behandelt, daß er mit unsrer Bosheit und Schwachheit so freundlich Nachsicht hat und wartet, ob wir nicht merken, wie gut er's meint, und den Mut finden, hinter uns zu werfen, was uns den Frieden nimmt, das Glauben zerbricht und das Gewissen befleckt.

Wir haben heute alle reichlich Grund zum Dank. Wie froh dürfen wir sein, daß zwar der Menschen Jahre schwinden, aber Gottes Reich bleibt und seine Schätze immer wieder ans Licht steigen läßt, für jeden, der sie gewinnen will. Als Jesus seine Jünger beten lehrte und mit ihnen

das Auge zum Vater erhob, da hat er alles, was seine Seele erfüllte, in dem Wort zusammengefaßt und damit zur Ruhe gebracht: Dein ist das Reich in Ewigkeit. So wollen auch wir das alte Jahr und jeden Rückblick auf dasselbe schließen mit Jesu Danksagung: Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

3. Sonntag nach dem Erſcheinungsfeſt.

(24. Jan. 1904.)

Röm. 12, 17—21.

Es iſt ganz und gar unnötig, daß wir dem göttlichen Zorn und Gericht unſrerſeits zu Hilfe kommen. Gott hat reichlich ſelber das Vermögen, das Böſe zu ſtrafen. Es klingt zunächſt merkwürdig, daß Paulus mahnen muß: gebt dem göttlichen Zorn Raum; drängt euch nicht vor und mengt euch nicht ſelber ein; laßt ihn walten, und es iſt noch merkwürdiger, daß wir heute an dieſem Wort durchaus nicht vorbeigehen dürfen in der Vorausſetzung, dasſelbe ſei unſrer Erkenntnis und Gewöhnung ſicher eingepflanzt; vielmehr hat Gottes Rache immer ungebetene Mithelfer in großer Zahl, ſolche, die ſich über ihre Langſamkeit und über die Unzulänglichkeit ihrer Strafe beklagen, ſolche, die noch nachbeſſern, indem ſie wenigſtens noch ihre harten Worte über den ſchütten, der geſtrauchelt iſt. Wenn Gott im Werk ſeiner Gnade ſo viel Mitarbeiter hätte, wie er unberufene Mitarbeiter im Werk ſeiner Rechtsverwaltung hat, das ergäbe ein wirkſames Evangelium und eine lebendige Gemeinde. Wenn es ſich aber um das Werk der Gnade handelt, dann gilt das Wort: die Ernte iſt groß; aber der Arbeiter ſind wenige. Handelt es ſich dagegen um Gottes Gericht, dann muß man mahnen: gebt dem göttlichen Zorne Raum; weg mit euern Fäuſten, weg mit euern Mäulern.

Wir haben keinen Grund uns über Gottes Rechtsverwaltung zu beſchweren. Für den Weltlauf gilt: ich will vergelten, ſpricht der Herr; für unſern eigenen Lebenslauf gilt: überwinde das Böſe mit Gutem.

1.

Wie ſollen wir den Weltlauf, der ſich täglich unſerm Blick darbietet, darſtellen? Ich möchte ihn einer muntern Geſellſchaft vergleichen, die ſich auf dem gefrorenen Spiegel eines Sees bewegt. Dann knackt es dort; einer iſt weg. Es gab ein Loch und einer verſchwand. Die Geſellſchaft tummelt ſich weiter. Dann knackt es wieder, bald hier, bald dort; dieſer iſt fort, jener weg. Warum bricht der Boden? warum verſchwinden die Leute? Ich will vergelten, ſpricht der Herr.

Wir ſehen nur ein ganz kleines Stück des Weltlaufs. Auch bei dem, was uns bekannt iſt, faßt unſer Auge nur einen kleinen Abſchnitt aus dem, was in Wirklichkeit geſchieht. Schon in dieſem kleinen Bereiche, den unſer Auge überblickt, haben wir aber fort und fort die großen Zeugniſſe der göttlichen Rechtsverwaltung vor uns, und wenn wir erſt den Schleier heben und die Hüllen wegziehen könnten, und uns das in klarem Anblick ſichtbar würde, was der Inhalt des menſchlichen Lebens und der irdiſchen Geſchichte iſt: wir ſchauten ein fehlloſes Werk der göttlichen Gerechtigkeit, ſo fehllos, wie die Mathematik in der Natur ſich vollzieht. Wie alles natürliche Geſchehen in Maß und Zahl gefaßt iſt, ſo iſt auch alles menſchliche Erleben ins Maß der göttlichen Gerechtigkeit gefaßt. Wir würden niemals finden, daß wir von der geraden Linie abbogen, ohne daß die Folgen kamen, ſo daß unſere Krümmung gleichgültig bliebe. Es würde ſich zeigen, daß wir nie die Bahn der Wahrheit verließen, ohne daß wir es büßen mußten, nie das Recht brachen und die Gerechtigkeit ſchädigten, ohne daß wir daran litten. Irret euch nicht, ſagt Paulus; was der Menſch ſät, das wird er ernten. Ich will vergelten, ſpricht der Herr.

Wie aus der Ausſaat die Ernte erwächſt, das freilich iſt unſerm Blick völlig entzogen, nicht nur in dieſem, ſondern in allen Gebieten der göttlichen Schöpfung. Wir ergründen

nirgends, wie der Keim ſich zur Reife entfaltet. Ueberraſchend können uns die Folgen treffen, da, wo wir ſie nicht fürchteten. Sie haben auch ihre Friſten, ihre Gelegenheiten, ihre Bedingungen, die wir nicht kennen, gerade wie das Wachstum der Saat bis zur Ernte auch ſeine Friſten und Gelegenheiten hat. Aber eines wiſſen wir alle unerſchütterlich: die Saat reift und was geſät iſt, trägt ſeine Ernte.

Es iſt oft merkwürdig zu beobachten, wie tief dieſe Gewißheit in die Leute eingegraben iſt. Es wird z. B. gelegentlich gegenwärtig von dem Lehrſatz geſprochen: daß der Zweck die Mittel heilige. Das glaubt niemand von euch. Warum denn nicht? Ein guter Zweck iſt doch eine wunderſchöne Sache. Denkt doch: einen guten Zweck haben! warum darf ich mir nicht geſtatten, auch einmal für ihn ſchlechte Mittel zu gebrauchen? Schlechte Mittel — Ich will vergelten, ſpricht der Herr. Deine ſchlechten Mittel werden deinen guten Zweck freſſen und zerſtören.

Man hört die Leute oft eifrig ſagen: wir glauben an die Macht des Guten; wir glauben an den Sieg der Wahrheit; wir glauben an den Fortſchritt. Von der Macht des Böſen redet man nicht ſo; von dem, was der Wahn für die Menſchheit bedeutet, ſpricht man anders; daß es Rückſchritte, ein Sinken und Fallen gibt, davon ſagt niemand: ich glaube es! ich glaube es! Warum nicht? Das ſieht man. In heller Deutlichkeit haben wir das vor uns, weil Gottes Rechtsverwaltung dafür ſorgt, daß das Böſe in ſeiner Verderblichkeit offenbar wird und unſere Abweichungen von Gottes Wege ihre deutlichen Früchte und Folgen haben; denn ich will vergelten, ſpricht der Herr.

Wir dürfen nicht ſagen, das ſei eine Unvollkommenheit der Welt, gleichſam ein Mißgeſchick, das Gott trage, dulde oder zulaſſe, weil er es vorderhand noch nicht aufheben könne. Ich will, heißt es in unſerm Wort. Gott ſetzt an das Recht und die Gerechtigkeit ſeinen ganzen, vollen Willen. Da iſt

er dabei, er, in der ungeteilten Einheit seines ganzen Gotteswesens.

Ihr dürft auch nicht sagen: das sei bloß ein alttestamentliches Wort und gehöre nur in die Anfänge der Religion und die untersten Stufen der Offenbarung. Das ist nicht wahr. So hoch die Bezeugung der göttlichen Gnade steigt, ebenso hoch erhebt sich in völliger Uebereinstimmung damit auch die Bezeugung der göttlichen Gerechtigkeit. Wo die großen Worte von der göttlichen Gnade zu uns kommen, an derselben Stelle wird uns auch die feierliche Verkündigung der göttlichen Gerechtigkeit zu teil. Es ist unser Herr Christus gewesen, der uns die richterliche Majestät Gottes wie kein anderer Mund beschrieben hat, eben deshalb, weil er, auch wie kein anderer Mund, der Zeuge der göttlichen Gnade gewesen ist. Es ist Paulus gewesen, der Lehrer der Heiden im Glauben 1. Tim. 2, 7, der unser Wort in demjenigen seiner Briefe geschrieben hat, der das große Dokument der göttlichen Gnade in der Vollmacht ihrer Herrlichkeit ist. Eben deshalb, weil er uns diese in ihrer Freiheit und Vollkommenheit darstellt und darbietet, darum bezeugt er uns mit dem tiefsten Ernst: ich will vergelten, spricht der Herr.

Sicher ist nicht schon mit diesem Wort der ganze Wille Gottes ausgesprochen, und wir würden uns seine Erkenntnis verderben und unsern Aufblick zu ihm unwahr machen, wenn wir nichts anderes als dieses eine Wort in uns aufnähmen. Derjenige, der vergilt, steht am zweiten Platz; Gottes Platz ist aber der erste. Vergelten kann man erst dann, wenn die andern gehandelt haben. Dadurch wird ihr Verhalten zu seinem richtigen Ende geführt, die Uebeltat zur Strafe, die Guttat zum Lohn. Gott wartet aber nicht ohne Willen und Werk, bis wir den Acker der Welt mit unserer Aussaat bestellt haben. Er ist der erste, wie er auch wiederum der letzte ist. Er hat einen ihm selbst ewig eignenden Willen, und dieser ist Gnade: „wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig und

weſſen ich mich erbarme, deſſen erbarme ich mich," und keine Macht der Welt ſtößt das um.

Haben wir nun zwei Willen in Gott vor uns, ſo daß wir nicht wüßten, welcher von beiden uns gilt und mit welchem wir es zu tun haben? Niemals! l. Fr., denn ein Einiger iſt Gott, ganz und gar mit ſich ſelbſt im Frieden. Zwieſpalt und Entzweiung in jeder Form ſind unſere menſchliche Not, liegen aber nicht in Gottes Sinn. Ein Wille iſt es, und wenn wir es auch nicht begreifen, ſo beten wir an, und wenn wir es nicht ausſprechen können, ſo ſchweigen und glauben wir.

Dies jedoch iſt hiebei gewiß, daß derſelbe Gott mit demſelben königlichen Willen das Recht in Geltung ſetzt und die Verzeihung gewährt, Gericht hält und Errettung ſchafft, ſeinen Zorn offenbart und uns ſeine Gnade gibt — das eine wegen des andern. Weil Gott der Widerſacher des Böſen iſt und mit ernſtem Unwillen allem Unrecht widerſteht, darum iſt er auch der Erretter, der uns ſein Vergeben anbietet, Verſöhnung uns verſchafft, ſeine guten Gaben zu uns ſendet und durch Wort und Geiſt uns väterlich regiert. Damit verzichtet er auf ſeine Rechtsverwaltung nicht, ſondern ſtellt ſie in und neben ſeine Gnade, ihr zur Bewachung, daß kein Unrecht aus ihr werden kann.

Ich will vergelten, ſpricht der Herr; darum ſollſt nicht du das tun. Weil er es will und er es tut, darum gib dem göttlichen Zorne Raum; tritt du zur Seite.

2.

Hier beginnt freilich die ernſte Schwierigkeit für uns. Gott kann warten, ohne daß ihn die Friſten und Zeiten beſchweren. In ſeiner ſtillen, großen Weiſe kommt er zum Ziel und bringt die Gerechtigkeit zum Sieg. Unſer Leben dagegen iſt kurz, und wenn meine Ehre durch die Bosheit des andern geſchändet und mein Recht zertreten, vielleicht mein Leben zerbrochen

wird: wie soll ich warten und mich an die Mahnung halten: gib dem göttlichen Zorne Raum?

Weil es sich hiebei um eine ernste Not handelt, darum ist unsere Stelle ausführlich und nachdrücklich. Ihr seht, daß mit ihr Paulus jene Worte Jesu wiederholt, mit denen er die Unterweisung seiner Jünger begonnen hat. Es hat zu den ersten Worten Jesu gehört, in deren Verständnis er seine Jünger eingeführt hat: ihr sollt dem Bösen nicht widerstehn, die Wange auch zum zweiten Schlag darreichen, nicht nur die lieben, die euch lieben, sondern eure Feinde lieben, gleichwie euer Vater vollkommen ist. Das nimmt Paulus sofort wieder auf, obwohl er hier zum erstenmal an die römische Gemeinde schreibt und ihr im vorangehenden in ganz kurzen Worten die reichste Fülle christlicher Ermahnung vorgelegt hat, ohne es sich zu gestatten, diese reichen Mahnungen zu entfalten. Ein solches kurzes Mahnwort hörten wir auch heute am Anfang unseres Textes: haltet euch nicht selbst für klug, ein kostbares Wort, das uns davor schützt, daß wir uns in unser eigenes Urteil selbstgefällig einschließen, und uns gegen jede Weisung Gottes offen macht. Und doch hat für diese wichtige Unterweisung dem Apostel ein einziges kurzes Sprüchlein genügt: das werdet ihr selbst verstehn, selbst damit zurecht kommen, wenn ihr es in euerm Herzen bewegt. Dagegen wenn er vom Unrechtleiden spricht, wird die Mahnung reich; da begründet, tröstet, ermuntert er. Denn sie bringt die, die wirklich leiden, in einen schweren Kampf, solche, auf die das frühere Wort zutrifft: „den ganzen Tag sind wir geachtet, wie Schlachtschafe," Röm. 8, 36. Für sie ist es eine große Sache, dem göttlichen Zorne Raum zu geben und ihn walten zu lassen.

Unsere elegante sonntägliche Versammlung drückt zwar diese Not nicht besonders schwer. Mancher unter uns hat keinen Feind; es geschah ihm nie ernsthaft Unrecht; denn er ist von lauter Fürsorge, Wohlwollen und Verehrung umringt.

Dafür darf man danken, und zwar ernſtlich. Allein Gott kommandiert ſtets wieder ſeine Streiter dahin, wo es heißt: leide dich! In unſeren Tagen ſind dies wieder, wie in den erſten Tagen der Chriſtenheit, nicht die großen, berühmten Leute. Es wiederholt ſich, was Paulus ſagt: was nichts iſt vor der Welt, das hat Gott erwählt, 1. Kor. 1, 28. Der erhabene Kampf um die Märtyrerkrone, das treue Dulden der Gerechtigkeit wegen, weil man nicht Unrecht tut, zu Chriſtus ſich bekennt und im Gebote Gottes bleibt, dieſer edle Glanz, den die Menſchen nicht ſchätzen, liegt heute auf manchem ſchlichten Mann, der den Arbeiterkittel trägt, und für den es oft genug zur heiligen Aufgabe werden kann, daß er leide, nicht ſo, daß es ſich mit Worten abtun läßt, nicht ſo, daß man ſich phantaſievoll in eine fremde Lage verſetzt, ſondern am eigenen Leib des Namens Jeſu wegen. Kein Papſt ſpricht ihn heilig, und auf ſeinem Grab ſteht kein Kreuz, damit dort die Gemeinde ſich ſammle und ſeiner gedenke. Doch alle die, die heute unter uns der Gerechtigkeit wegen leiden, ſind in die feſte Mauer Gottes eingefügt, deren Siegel lautet: Gott kennt die Seinen, 2. Tim. 2, 19.

Was iſt unſere Regel, wenn dieſe Frage für uns ernſt wird? Laß dich nicht vom Böſen überwinden, ſondern überwinde das Böſe mit dem Guten. Damit iſt uns der klare, gerade Weg gezeigt. Was hülfe es uns auch, wenn wir uns durch die Macht des Unrechts, das uns bedrängt und verletzt, ſelbſt ins Unrecht drängen ließen, wenn wir am Haß, mit dem uns die andern quälen, ſelbſt das Haſſen lernten, und der Lügenhaftigkeit der andern, die uns den Weg erſchwert, dadurch nachgäben, daß wir uns ſelbſt um die Wahrheit brächten? Wir haben unſern Dienſt in jener Treue auszurichten, die dem göttlichen Gebot Gehorſam leiſtet. So werden wir nicht nur nicht überwunden, ſondern werden das Böſe mit dem Guten überwinden. Der Apoſtel gibt uns die Verheißung, daß wir nicht nur unſre eigene Seele retten,

uns in der Gemeinschaft mit Gott erhalten und unsere Namen im Buch des Lebens wissen dürfen, sondern daß wir dadurch auch dem Willen Gottes an den andern dienen und dem Bösen überlegen sind, so daß wir die Güte und Wahrheit in unserm Kreise befestigen. Denn das Gute ist mächtiger als das Böse, die Liebe stärker als der Haß, und die Wahrheit heller als Lüge und Wahn. Wer aufzurichten und zu beleben weiß, ist der stärkere Mann, als der, der nur zu töten und zu verderben vermag. Wir haben in solchem Kampf Gott zum Bundesgenossen, und haben auch im Menschen stets wieder das als unsern Bundesgenossen auf unsrer Seite, was in ihm wahr und redlich ist und nach Gerechtigkeit und Güte verlangt. Wir haben auch im Streit mit den Menschen stets zu bedenken, was für ein wunderlich gemischtes Gebilde wir Menschen sind, wie sich in uns Göttliches und Eignes, von oben Stammendes und Verkehrtes zusammenfindet und mischt.

Bleiben wir dem Guten treu, so haben wir in allen Menschen das für uns, was in ihnen wahr ist und Gott als seinen Zug und sein Licht in sie hineingelegt hat. Auf diese Weise kommt es zu jenen glühenden Kohlen, durch die auch der Haß gebeugt und das Böse überwunden wird.

L. Fr., was ich euch heute aus dem Apostel gesagt habe, das heißen unsere modernen Weisen gern eine Sklavenmoral. Laßt euch nicht irre machen: wer Sünde tut, der ist der Sünde Knecht; das ist die Sklavenmoral. Ueberwinde das Böse mit Gutem; das ist die Herrenmoral, die Moral des Herrn, der Himmel und Erde regiert, und, wie er der Erste ist, der Letzte bleibt.

Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Reminiscere.

(28. Febr. 1904.)

Joh. 12, 1—8. [1])

Wir haben wieder eine Werktagswoche hinter uns und treten nun zum Gottesdienſt zuſammen. Wie Maria mit ihrer Nardenflaſche zum Herrn herantrat, ſo nahen wir uns ihm mit unſerm Lied, mit unſerm Gebet, mit unſern Gedanken, die auf ihn hinſchauen, mit unſrer Andacht. Maria iſt es gelungen einen Gottesdienſt zu vollbringen, den der Herr geſchätzt hat; wird es auch uns gelingen, ſo Gottesdienſt zu halten, daß das Wohlgefallen des Herrn bei uns iſt und uns aus ihm eine unvergängliche Segensmacht und Gotteskraft erwächſt? Wir haben an Maria ein Beiſpiel dafür, welcher Gottesdienſt das Lob des Herrn und ſeinen Segen empfängt.

Eine geringe Gabe brachte ſie ihm; aber der Herr hat ſie geſchätzt.

Mißachtet von den andern war ihr Dienſt; aber der Herr trat für ſie ein.

Ein reines Herz war zu ihrer Tat erforderlich; aber der Herr half ihr dazu.

1.

Maria kam mit ihrem Nardenfläſchchen und zerbrach es. Die Scherben lagen auf dem Boden, und wie eine mächtige Woge drang der Duft heraus, und — verwehte. Sie ſalbt ihn, weil er der Chriſtus iſt, der von Gott Geſalbte; aber wie unendlich verſchieden bleibt das, was ſie zu tun vermag, von Gottes eignem Werk! Er hat Jeſus mit dem lebendigen

---

1) Anfang der Leidensgeſchichte.

Geiſte geſalbt, der ihn inwendig in die Gemeinſchaft mit ihm einſetzt; ſie hat nur Nardenöl. Er krönt ihn mit unvergänglicher Herrlichkeit und Heilandsmacht; ihr Wohlgeruch vergeht. Es verhält ſich ähnlich mit allem, was wir zum Dienſt Gottes verwenden können. Es ſind kleine Gaben. Wie gänzlich iſt das alles von dem unterſchieden, was uns Kraft, Leben und bleibenden Segen verſchafft, ſo daß Gott daran ſeine Offenbarung, Größe und Herrlichkeit hat! Unſre Lieder, die wir ihm bringen, ſind ein verklingender Ton. Wir wenden unſre Gedanken ihm zu; aber ſie ſind ein kleines Licht, das nur ein geringes Stück Wahrheit umfaßt. Wir ſenden unſre Gebete zu ihm empor, wie oft mit ſtammelndem Unverſtand! Doch der Herr hat Marias geringe Gabe geſchätzt. Sie dankt ihm, und er freut ſich, daß ſie ihm dankt. Warum ſalbt ſie ihn? Weil er der Chriſtus iſt, womit ihr die lebendige Hoffnung gegeben war mit dem glanzvollen Ausblick in die Ewigkeit. Doch mehr als nur eine Hoffnung hat ſie von ihm empfangen: der Chriſtus iſt da! Das iſt erlebte Gnade, geſchaute Tat Gottes. Und das Wunderbarſte an dieſem Erlebnis war: er, der Herr im Himmelreich, neigt ſich zu ihr, dem armen Weibe, herab; der Chriſtus iſt ihr hold, ihr eigner Freund. Dafür dankt ſie ihm mit allem, was ſie hat, und wenn es auch nur ein vergehender Nardengeruch iſt: ſie gibt ihm, was ſie kann. Deshalb ſchaut der Herr mit Wohlgefallen auf ſie und nimmt ihre Gabe an. Nicht anders wird unſer Gottesdienſt groß, kräftig, heilig, nicht durch die Weiſe, wie wir ſelbſt andächtig ſind, ſondern durch das, woran unſre Andacht denkt. Dieſes gibt ihr ihre große, heilige, ſegensmächtige Art. Nicht unſre frommen Gedanken ſind die erleuchtende Kraft, die in unſer Leben den hellen Sonnenſchein trägt, ſondern Gottes iſt die Wahrheit, die unſre Andacht von ferne berührt, und darum hat ſie die Macht in ſich, die unſer und andrer Herz durchdringt. Nicht unſer Wille und unſre Liebe werden in uns zur reichen Quelle der Selig-

keit und Wirksamkeit, sondern der, der uns verliehen hat, daß wir seinen Willen wollen dürfen und seiner Liebe mit unserm Glauben und Danken zu antworten fähig sind, er allein ist der Große und Herrliche, und um seinetwillen ist unser Gottesdienst eine Segensmacht.

2.

Maria trat mit ihrer Gabe vor die Augen der andern hin. Sie konnte sie dem Herrn nicht ohne Zeugen geben, sondern jetzt, wo die Gäste versammelt und der Jüngerkreis mit dem Meister vereinigt ist, jetzt ist es die rechte Stunde, wo sie ihre Nardenflasche holt. Sie trat unverzagt in den Kreis der Männer hinein und salbte ihn öffentlich. Jeder echte Gottesdienst erwächst aus einem ähnlichen Verlangen, und hält es deshalb nicht nur in der stillen Verborgenheit aus. Er schämt sich Christi nicht, sondern tritt deutlich und tapfer vor die Augen der Welt. „O daß ich tausend Zungen hätte, und einen tausendfachen Mund"; der Ton gehört immer in den Gottesdienst hinein. Darum bauten wir unsre Kirchtürme höher als alle Dächer der Stadt und läuten zum Gottesdienst mit einem so starken Ton, wie er keine andere Versammlung zusammenruft. Darum ist es uns immer ein Schmerz, wenn sich nur eine kleine Gemeinde um das Wort sammelt, während wir bei unserem Gottesdienst unterstützt und gehoben sind, wenn eine große Schar mit uns Christi Namen preist.

Weil wir aber mit ihm vor die Augen der Welt hintreten und hintreten müssen, beschäftigt sich auch ihr Urteil mit uns. So ist es auch Maria gegangen. „Ist das nicht zu viel?" sagten sie. Sie hat nicht gerechnet; die andern tun dies, und das Ergebnis ihrer Rechnung trug Maria kein Lob ein. Wir haben gegen diese Denkweise in der heutigen Zeit uns tapfer zu wehren, da sie mehr und mehr zu einer öffentlichen Macht geworden ist. Wir müssen ein klares Urteil

darüber haben, wie es mit diesen Rechnungen steht, ob wir sie zu beachten und ihnen zu gehorchen haben, oder ob sie für uns so wenig zu bedeuten haben, wie für Maria die Rechnung derer, die sie schalten.

Der Durchschnitt unsrer Schulbildung, auch unsrer Universitätsbildung, bringt es dahin, daß man anerkennend und ehrfurchtsvoll gelegentlich vom Nutzen der Religion und des Christentums spricht; ein Kulturfaktor seien sie. Neben der Technik, neben der Kunst, neben der Wissenschaft müsse man auch die Religion unter denjenigen Mächten nennen, die uns das Leben freundlich schmücken, und Ordnung, Zusammenhang und Gemeinschaft in den Völkern stiften. Man hat im Anfang des letzten Jahrhunderts zum Teil noch anders geredet, wo die Leute nicht über ihre eigene Heimat hinaussahen; da sprach man noch kecker und trotziger über das Evangelium ab. Heute weiß jeder einiges über das Treiben in der Türkei, in Persien oder in China, wo der Name Jesu unbekannt blieb und das Evangelium die Herzen nicht erneuert hat, wo sich der Gottesdienst von der Kreatur nicht frei zu machen weiß, und es keine Gemeinde gibt, die sich um das Kreuz des Auferstandenen sammelt. Wir wissen heute alle, daß dort nicht bloß das Evangelium, sondern mit ihm noch vieles fehlt, was uns für unsre Lebensführung unentbehrlich scheint. Solche Wahrnehmungen machten unser Geschlecht vorsichtiger; man spürt, daß unser Christentum auch einen Nutzen hat und für die Gesellschaft nicht gleichgiltig und wertlos ist. Diesen Nutzen berechnet man. Aber, l. Fr., solche Rechnungen helfen uns nicht zu einem echten Gottesdienst. Bloß mit der Absicht, die Kultur zu vermehren, und Kulturarbeit zu tun, kommt niemand zu demselben und findet niemand in ihm eine lebendige Kraft. Damit sind wir immer jenen Bedenken preisgegeben, die auch die Jünger aussprachen: ist denn der Gottesdienst der Maria wirklich die 300 Groschen wert? Wie viel Arbeit gibt es im Dienst des öffentlichen Wohls zu tun!

Wenden wir nicht unsre Kraft besser dieser zu? Brauchen wir unsre Zeit nicht mit größerem Nutzen für anderes?

Beachtet aber, daß unter jenen Rechenkünstlern, die den Wert der Nardenflasche schätzten und die nutzlose Vergeudung bedauerten, auch der Verräter war. Das ist nicht Zufall. Im Lauf der Weltgeschichte kehrt derselbe Vorgang immer wieder. Mitten in der Kultur bricht die Bosheit auf, unbezwinglich, als ein Abgrund, den keine Kunst mit ihrer Schönheit verdeckt und den keine Wissenschaft mit ihrem weiten Blick überbrückt. Wollen wir ihm entrinnen, so müssen wir das lernen, was Maria konnte, jenen Gottesdienst, der nicht rechnet, jenen, mit dem wir Gott in Wahrheit ehren, weil wir von ihm ergriffen sind.

Arme, sagt der Herr, habt ihr allezeit bei euch. Er zieht uns von der treuen, fleißigen Arbeit nicht ab, durch die wir der Gemeinschaft dienen. Unser Leben hat zu vielem Raum und die Woche besteht nicht nur aus den gottesdienstlichen Stunden. Sein Wohlgefallen und sein Segen begleiten uns auch dann, wenn wir mit regsamer Hand und verständigem Blick in das natürliche Gefüge hineingreifen, das unser gemeinsames Leben bestimmt. Ihr könnt den Armen, sagt Jesus, wohltun, so oft ihr wollt. Das gilt für alle Bedürfnisse unsres Volkes, für alle jene mannigfachen Anliegen, die irgendwie für uns eine verständige, heilsame Bedeutung gewinnen. Mich aber, fährt er fort, habt ihr nicht allezeit. Ihn haben, das ist das unvergleichliche Gut, das nicht mit andern Werten auf derselben Fläche steht. Damit ist uns nicht nur ein hübscher Einschlag in unser natürliches Glück gegeben, nicht nur eine nützliche Zugabe zu dem, was sonst unsern Reichtum bildet; ihn haben heißt Gott kennen und ihm dienen dürfen, in seiner Gnade stehn und in seinem Willen. Darum weil Maria das bedachte, daß sie ihn hat, und es bei sich ermaß, was das sagen will, daß sie ihn hat, und deshalb alles andere dahinten läßt: darum hat der Herr ihren ihm dargebrachten Dienst geschätzt.

3.

Nun aber kommt noch die ſchwerſte Frage, die ſich nicht bloß aus dem Urteil der Welt ergibt, ſondern aus dem entſteht, was in unſerm eignen Herzen unſern Gottesdienſt uns ſchwer und gefährlich macht. Von innen her kommt die Frage: ob er uns gelingen werde und nicht vielmehr eine große Gefahr in ſich trage, die ihn in einen Unſegen, ja in eine Verſündigung verkehren kann. So oft wir dieſe Erzählung hören, ſehen wir immer wieder mit einem gewiſſen Bangen jenes Weib in den Kreis der Männer treten: ſie wirft ſich vor ihm nieder; ſie umfängt den Leib des Herrn! Muß nicht der Moment kommen, wo er ſie mit tiefem Ernſt zurückzuweiſen hat? Dann geht ſie beſchämt weg und aus ihrem Gottesdienſt iſt für ſie eine dunkle Stunde geworden, an die ſie nur mit Reue gedenken wird. Sie nimmt dann aus ihm ſtatt des Segens eine Laſt mit ſich, für die ſie Gottes Vergebung braucht und auch empfangen wird, die aber dennoch mit ſchwerem Druck auf ihr für immer liegen wird. So oft wir vom Gottesdienſt reden oder ſolchen üben, haben wir den ernſteſten Anlaß, unſer Auge ſcharf nach dieſer Seite zu wenden. Denn die Geſchichte des chriſtlichen Gottesdienſts iſt gleichzeitig die Geſchichte großer Verſündigung und ſchwerer Verirrung. Haben wir nicht auch in unſerm eigenen Leben ſolche Erfahrungen? Unſere gottesdienſtlichen Verſuche ſcheitern nicht nur daran, daß wir zerſtreute Stunden haben, die nur zum Schein Gott gewidmet waren, und leere Gebete, wo bloß die Lippen beteten, und Verſäumniſſe, wo wir die Gelegenheit zum Wort und Dienſt entrinnen ließen, ohne daß wir ſie nützten. Noch etwas anderes liegt in unſerer Erfahrung: daß wir unſere Gedanken aufwärts wenden, aber ſo, daß ſie zur Torheit werden, daß unſer Gebet zum Himmel drängt, aber ſo, daß es trotzig und ſündlich wird, daß wir zeugen, predigen und bekehren, doch ſo, daß der Herr uns

den Erfolg versagt. Das tritt immer dann ein, wenn wir beim Gottesdienst vergessen, daß wir dienen. Dienen heißt nicht herrschen. Darum üben wir ja gerade Gottesdienst, weil er der Herr ist, sein Wort gilt, sein Regiment Leben schafft und sein Versöhnen uns in die Gemeinschaft mit ihm versetzt, nicht unser Werk.

Wir sehen aber aus unsrer Geschichte, wie der Herr seine Heilandshand über Maria hält und sie nicht straucheln läßt. Sie trat ihren Gang in einer starken, großen Liebe an, und Jesus hat sie geschützt, daß sie nüchtern bleibt an dem ihr gebührenden Platz und in der Beugung vor ihm verharrt. Wie er sie geschützt hat, wird er auch uns für unsern Gottesdienst den Schutz darbieten, der uns nötig ist.

Was sie getan hat, sagt er, ist das: sie hat meinen Leib heute schon zur Bestattung gesalbt. Faßt sie ihn in ihre Arme, so geschieht dies nicht so, daß sie ihn bloß für sich haben und behalten wollte; er zeigt auf die Stunde hin, die naht, an der er geht, und reinigt dadurch ihre Liebe von jeder eigennützigen Sucht. Sie kann nur das tun, was man bald seinem Leichnam tut, den man eingehüllt in Wohlgerüche in die stille Kammer trägt. Er ist es allein, der die Heilandsarbeit ausrichtet, und trägt allein das Kreuz; sie hilft ihm dabei nicht. Trotzdem schätzt er ihre Liebe, die auch ihm eine Erquickung und echte Gabe ist. Doch nicht das entsteht dadurch, daß Jesus und Maria nun beisammen ständen, als richteten sie nun Gottes Werk vereinigt aus und brächten die Heilandsarbeit miteinander zu stande. Was sie tun kann, ist nur das, was die schwache Menschenhand vermag, die dem Leichnam noch die Salbe gönnt. Er dagegen vollführt allein die wirksame Gnadentat, sein Heilandsamt, zu dem Gott selbst mit seiner Gotteskraft ihm die Salbung gab. So hat er sie treu vor allem geschützt, was sich als Flecken und Verirrung durch Ueberhebung und Eitelkeit an ihre Gabe hängen könnte.

Dieselbe Herrlichkeit Jesu macht auch unsern Gottes-

dienſt frei und rein. Durch ſeine große Gnade bringt er es uns ſtets wieder zur Erkenntnis: nicht ihr arbeitet für mich; ich arbeite für euch; nicht ihr ruft mich, ich rufe euch; nicht ihr bekehrt euch oder andere, ich bekehre euch zu mir; nicht ihr heiligt euch, ich heilige euch. Was unſer Wort an Kraft und Leben hat, das haben wir von ihm; was unſer Zeugnis wirkt, das ſtammt von ihm. Sein Geſchenk iſt das, was Licht und Segen in unſerm Lebenslaufe iſt. Das zeigt uns Chriſtus immer wieder in Wort und Erfahrung, in Lehre und Erlebnis, und gewährt uns dadurch das, was er in ſeiner Freundlichkeit und Geduld an Maria tat. So werden wir bei unſerm Gottesdienſt immer wieder an den rechten Ort geſtellt, dahin nämlich, daß wir aus der Tiefe hinauf zur Höhe ſehen. Wir ſagen zwar das Wort Gottes in der Gewißheit, daß es ſein iſt, aber auch in der Demut deſſen, der ſich nie mit Gott vermengen kann; wir gönnen den andern unſre Liebe und Hilfe mit dem vollen Eifer, der das Merkmal echter Liebe iſt, aber auch in der Gewißheit, daß nicht unſer, ſondern Gottes Geben wirklich heilſam iſt.

In der Liebe tat Maria Jeſu ihren Dienſte. Woher jene ſtammt, hat uns der Apoſtel geſagt mit dem Wort: das Ziel des Evangeliums ſei die Liebe aus reinem Herzen, gutem Gewiſſen und ungeheucheltem Glauben. Die Liebe iſt das Größte; denn ſie darf Gott dienen, darf geben, arbeiten, ſchaffen, und ſie tut es in des Herrn Segen und wird von ihm gebraucht. Sie bleibt aber nur, wenn bei ihr mit dem Hoffen auch das Glauben bleibt, welches zu Gottes Tat aufwärts ſchaut und ihn preiſt. Diejenige Liebe dient Gott recht, die im Glauben Gott verherrlicht, die in der Tiefe ſteht, weil Gott in der Höhe ſteht, die ſich mit Kraft bewegt darum, weil Gott die Kraft uns ſchenkt. Wachstum in Gottes Dienſt heißt Wachstum im Glauben, der die Gnade Gottes faßt. Amen.

Oſtern.

(3. April 1904.)

Mark. 16, 1—8.

Oſtern iſt nicht nur ein Feſttag für unſre Stadt oder unſer Land; wir feiern einen Tag, den Gott der Menſchheit gegeben hat. Was ich euch zu ſagen habe, wird heute in allen Sprachen verkündigt: Chriſtus iſt auferſtanden. Wie kam dies ſo? Hat das Oſterzeugnis etwa Ähnlichkeit mit dem Bericht über eine Verſammlung von Spiritiſten, die in nächtlicher Stunde mit Grauen und Neugier auf die Erſcheinung eines Geiſtes warten, und hochbeglückt ſind, wenn etwas ſeltſames paſſiert, was ſich als eine Kundgebung aus dem Jenſeits deuten läßt? Mit ſolchen Dingen hat der Oſterbericht keinerlei Verwandtſchaft oder Ähnlichkeit. Was den Frauen und Jüngern am Grabe Jeſu widerfuhr, das haben ſie nicht ſelbſt erkünſtelt oder erzwungen mit irgendwelcher unnatürlicher Machenſchaft. Das war ein Erlebnis, ſo unverhofft, darum aber auch ſo gewiß, wie irgend ein Vorgang der Natur. Deßhalb erzählt uns der Evangeliſt von jenen Frauen, welche Salben bei ſich trugen, durch die Jeſu Leichnam in Duft gehüllt werden ſollte, und die unterwegs mit der Sorge geplagt waren, ob ſie wohl imſtande ſeien, die ſteinerne Türe wegzuheben, die die Grabeskammer Jeſu verſchloß. Von dieſer Art waren die Abſichten und Sorgen der Freunde Jeſu; ſo neu, frei und ſelbſtändig trat ihnen Gottes Tat entgegen.

Auch mit jenen Erlebniſſen der Propheten, die wir Geſichte oder Viſionen heißen, hat die Oſtergeſchichte keine Ähnlichkeit, ſo daß wir ſie etwa mit jener Stunde vergleichen dürften, die uns Jeſaja beſchrieben hat, weil ſie in ſeinem

Leben die große Wendung hervorgebracht und ihn in den Dienſt Gottes berufen hat. Damals ſchloß ſich ſein Auge für die Natur; er ſah den Herrn auf ſeinem Tron in ſeinem Tempel, umgeben von ſeinen gewaltigen Geiſtern; er hörte ihre Anbetung, und vernahm Gottes eigne Stimme, die ihm das Botenamt übertrug. Bei einem ſolchen Geſicht war aber bloß die Seele des Propheten von Gottes Finger berührt, ſo daß ſie der Welt entrückt und in ſich verſchloſſen ward; ſie erwachte deßhalb hernach vom Geſicht wieder für die Wirklichkeit. Jenes blieb ein Gleichnis und Sinnbild, eine Ahnung und Verheißung, die der Vollendung noch ermangelte. Die Oſtertat Gottes iſt dagegen etwas Vollendetes und Ganzes; da iſt Natur und Geiſt, Seele und Leib von der lebendig machenden Wirkung Gottes erfaßt. Darum entſteht hier nicht nur ein Sinnbild oder eine Ahnung, ſondern eine Offenbarung, die uns ein vollendetes Werk Gottes zeigt. Darum iſt Oſtern zum Feſt der Menſchheit geworden, weil an ihm jedes Geſchlecht und jede Zeit den Grund zur großen Freude hat.

Wir haben deßhalb heute nicht zu fragen: wie wohl die Jünger auf den Gedanken kamen, daß Jeſus auferſtanden ſei, oder wie ſie es anſtellten und fertig brachten, daß ihnen ſein Anblick zu teil wurde. Das ergäbe lauter grundverkehrte Gedanken. Wir haben heute einzig darnach zu fragen: Was iſt Gottes Wille, der in der Oſtertat ſich offenbart? Was iſt Jeſu Wille, daß er als der Verklärte und ewig Lebende wieder zu ſeinen Jüngern kam?

Er machte ſeine Gemeinſchaft mit den Seinen ganz, damit ſie an ihn glauben könnten.

1.

Vom Kreuze her kam Jeſus wieder zu den Seinen, nachdem ihn die Welt ausgeſtoßen hatte und ihre Schuld auf ihn gefallen war. Dadurch hat er ihnen die vollendete Gemeinſchaft gewährt; denn ſie ſtammt ſo einzig aus ihm, einzig

daher, daß er den Menschen nicht preisgibt und die Seinen nicht verläßt. Der Verhöhnte und Verstoßene kam wieder, der, von dem sie gesagt hatten: „wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche“, der, an dem sich auch seine Jünger mit manchem schwarzen Gedanken geärgert und versündigt hatten, als er zum Kreuze gieng, den sie, wenn auch mit Weh und Tränen, auch ihrerseits zu den Toten gelegt hatten. Über allen Treubruch und alle Glaubenslosigkeit hinweg kommt er wieder zu ihnen, in der Herrlichkeit der vollendeten Gnade, nicht um ihnen ihre Sünde zu zeigen oder zu vergelten, nicht dazu, damit die Verzweiflung sie packe: nun haben wir den gekreuzigt, den Gott verklärt, sondern damit sie seine Liebe sähen und durch sie froh würden. Hier ward die Schuld begraben, Versöhnung nicht nur gelehrt oder beschrieben oder verheißen, sondern geschaffen, gewährt und geschenkt. Und solche Gemeinschaft brauchen wir und kommen mit keiner schwächeren oder geringeren aus, solche nämlich, die die Schuld begräbt und die Versöhnung schafft.

Aus dem Tode heraus kam er zu den Seinen, als der, der ins ewige Leben getreten ist, und darum ist seine Gemeinschaft mit ihnen nun eine vollendete. Wenn uns Menschen das Herz warm wird, reden wir gern von ewiger Treue und unvergänglicher Liebe. Oft schon schwuren Völker einander ewigen Frieden zu; oft schon gelobten sich Menschen unzerstörbare Liebe. Aber was ist auf Erden unvergänglich? Einen einzigen Tag im Weltlauf gibt es, an welchem wirklich ewige Treue und Liebe offenbar ward, und darum ist er zum Festtag der Menschheit geworden, der uns alle zur Freude einlädt. Jene Treue, die der Auferstandene den Seinen erwies, hat das Sterben und Vergehen hinter sich. Als Jesus der Maria rief: Maria! das war ein ewiger Ruf und mit unsterblicher Liebe erfüllt. Als Thomas seine Hand in diejenige des Auferstandenen legen durfte, da zog ihn ewige Gnade in einen unvergänglichen Bund. Als der Auf-

erſtandene Petrus fragte: haſt du mich lieb? und ſeine Antwort in Freundlichkeit ſich wohlgefallen ließ, da war eine ewige Gemeinſchaft geſtiftet, die keine Macht der Zeit und keine Gewalt des Todes mehr zerbrach.

Aus der Herrlichkeit Gottes kam er. Er irrte nach ſeiner Auferſtehung nicht heimatlos zwiſchen Himmel und Erde herum. Gott iſt die Quelle des Lebens und der Sohn beim Vater daheim. Das iſt auch den Frauen am Oſtermorgen dadurch eindrücklich gemacht worden, daß ſie nicht ſofort ihn, ſondern zuerſt nur den himmliſchen Boten fanden, der ihnen ſeine Auferſtehung kund getan hat. Aber obgleich er beim Vater iſt, dennoch kommt er zu den Seinen. Er verachtet und vergißt ob des Himmels die Erde nicht, reißt, weil er nun im Schoß des Vaters iſt, die Gemeinſchaft mit den Jüngern nicht entzwei, ſondern hält auch nach ſeinem Eintritt in Gottes Herrlichkeit die Verbundenheit mit uns Menſchen feſt. Darum iſt die Gemeinſchaft, die er den Seinen gibt, eine vollendete; denn ſie reicht hinauf bis zu Gottes Tron, gründet in Gottes Willen, ſpendet uns Gottes Gnade und reicht uns die Gaben des göttlichen Hauſes dar. Darum iſt ſeine Gemeinde nicht auf dieſes oder jenes Jahrhundert beſchränkt, nicht an dieſen oder jenen Ort gebunden. Nicht mehr durch die Zeit gehemmt, nicht mehr durch den Raum gefangen, iſt der Auferſtandene ſtets und überall den Seinen nah. Menſchliche Schulen, Staaten, Sekten gehen auf und unter; die Gemeinde des Auferſtandenen bleibt. Er gibt ihr auch nicht nur irdiſchen Segen und zeitliches Gut. Er, der in der Herrlichkeit Gottes ſteht, hat geiſtliche Segnung in himmliſchen Gütern für ſie. Erſt das ergibt die vollendete Gemeinſchaft, daß uns der Auferſtandene Gottes Gnade und Leben bringt, und wir einen Hoheprieſter haben, der als Vorläufer für uns durch den Vorhang hindurch gegangen iſt bis hinauf zu Gott.

Wollt ihr ſagen: es ſei doch überaus ſchwer, den Oſter-

bericht anzunehmen? Wie ſoll denn einer, wenn er tot iſt, wieder aus dem Grabe herauskommen? Wie ſoll das dem Einen widerfahren ſein, während die ungezählten Millionen ſterben? Und wenn es denn ein einziger ſein ſoll, an dem Gott die Herrlichkeit ewigen Lebens offenbart, warum gerade er, warum nicht ein Athener oder ein Berliner, warum gerade Jeſus von Nazareth? Wie ihr euch zu ihm ſtellen mögt; eines muß ſich jeder deutlich machen, daß es ohne ihn kein Feſt der Menſchheit gibt. Was geben euch denn jene Oſterbetrachtungen, die Jeſus begraben? Zu den Blumen ſchicken ſie euch, die jetzt wieder kommen, und zu den Vögeln, die wieder ſingen. Nun iſt es freilich eine prächtige Sache, daß wir die langen, düſtern Wochen voll Regen und Kot wieder hinter uns haben, und die Sonne auch auf unſern Fleck Erde wieder ſcheint. Es hat auch ſeine tiefe, innerliche Bedeutung, daß uns die Natur im Ablauf der Jahreszeiten in ihrer Weiſe auch die Herrlichkeit unvergänglicher Kraft und Lebendigkeit zeigt. Aber der iſt ein armer Menſch, der ſeinen Troſt bei den Blumen ſuchen muß, und in den lachenden Frühling ſelbſt als eine finſtere Geſtalt hineintreten muß. Fragt ihr aber, wo uns Menſchen das widerfahren ſei, was ein Feſt der Menſchheit ſchaffen kann, wo das verſchwinde, was als ſchwarze Flecken auf uns liegt, wo das erſcheine, was ſich als ewige Liebe und unvergängliche Gabe erwieſen hat, dann müßt ihr auf den Auferſtandnen ſehen. Bienen finden, was ſie brauchen, wenn die Blumen wieder ihre Kelche öffnen; dem Vieh iſt geholfen, wenn die Wieſe wieder grünt. Wollt auch ihr finden, was ihr braucht, ſo laßt euch von dem rufen, der am Oſtermorgen die Maria rief.

2.

Was hat der Auferſtandene von ſeinen Jüngern verlangt, damit ſie die Gemeinſchaft mit ihm haben, die er ihnen angeboten hat? Wie traten ſie ihrerſeits in dieſelbe, ſo daß

ſie für ſie gültig und wirkſam wird? Der Oſterbericht gibt uns hierauf eine unzweideutige Antwort, die gegen jede Einrede geſichert iſt. Nichts hat er von ihnen begehrt, als das eine, daß ſie an ihn glaubten. Jedes Wort, das er ihnen gibt, jede Tat, die er an ihnen tut, ſein ganzer Verkehr mit ihnen, wie er kommt und wie er geht, hat das eine Ziel, daß er ihnen dadurch wegnimmt, was ſie am Glauben hinderte, und in ihnen die Gewißheit ſchafft, die ſich auf ihn verläßt. „Weil du mich geſehen haſt, ſo glaubſt du“, ſprach Jeſus zu Thomas, als er auch ihm ſich geoffenbart hatte. Das iſt ſein Oſtergeſchenk an die Seinen; dadurch gewährt er ihnen die Gemeinſchaft mit ihm.

Dürfte ſich die menſchliche Wißbegierde vordrängen, ſo würde ſie einen andern Verlauf der Oſtergeſchichte wünſchen. Wenn er aus der Himmelswelt kommt, vom Vater her, im neuen Lebensſtand deſſen, der geſchaut hat, was uns, den Irdiſchen, verborgen iſt, wird er nicht jetzt der rechte Lehrer und Offenbarer des göttlichen Weſens und Willens ſein? Muß das nicht ganz anders inhaltsreiche Predigten geben, als die, die er während ſeiner irdiſchen Arbeit geſprochen hat? Jetzt, würden wir denken, bricht erſt wie ein Lichtſtrom die unergründliche Weisheit aus ſeinem Mund, die alles, was uns dunkel iſt, beſtrahlt und uns einen wunderbaren Schatz von Erkenntnis gewährt. Er blieb in der Tat nicht ſtumm. Wie hätte eine ſtumme Erſcheinung Gemeinſchaft geſtiftet? Einen ganzen, echten Verkehr ſchenkte er ſeinen Jüngern, zu dem das Wort unentbehrlich iſt. Der trauernden Maria rief er und ſie hörte ſeine Stimme. Zu den Apoſteln ſprach er und tat ihnen ſeinen Willen kund. Aber Jeſu Oſterwort bleibt wunderbar ſchlicht und iſt in ein einziges Wort zuſammengefaßt, in dasjenige, das ihn ſelbſt nennt und bezeugt: ich bin es! ſiehe, ich lebe und ihr ſollt auch leben! ſiehe, ich bin bei euch. So dient ſein Wort nicht dazu, daß ſie begriffen, was Auferſtehungsleben ſei oder worin die gött-

liche Kraft und Art beſtehe, ſondern dazu iſt es beſtimmt, daß es ihnen die Berufung zum Glauben gab und ihnen ſichtbar machte, daß ſie auf ihn ſich verlaſſen dürfen.

Als er wieder von ihnen ſchied, hatte ſich an ihrer irdiſchen Art und Lage nichts geändert. Sie waren nicht in ſein Bild verwandelt, nicht zu himmliſchen Weſen gemacht worden. Er zwar ſtand unter ihnen in verklärter Herrlichkeit; ſie aber trugen nachher wie vorher das irdiſche Pilgergewand. Aus der Tiefe ſahen ſie zu ihm empor; er war beim Vater, ſie hatten die ſündliche Art; er war unſterblich, ſie ſtanden in der ſterblichen Natur. Sie taten ihre Arbeit in der Welt in demütigem Dienſt; er war nicht mehr in der Welt. Eins war aber anders und neu geworden: ſie glaubten an ihn. Gerade weil ſie ihn über ſich ſahen, in einer Herrlichkeit, die ſie nicht hatten, darum wandte ſich ihr Herz ihm zu und hieng ſich an ihn und ſie ergriffen gläubig ſeine Hand.

Darum iſt Oſtern das Feſt der Menſchheit geworden. Denn die Oſtergabe, daß wir an ihn glauben dürfen, iſt uns allen angeboten. Daß ſie ihn ſahen, war ſeine Gabe für die, die er zu ſeinen Boten machte. An ihn zu glauben, das iſt diejenige Gabe, die er ſeiner ganzen Gemeinde in der weiten Welt verleiht. Mit ihr iſt uns der ganze Oſterſegen geſchenkt; damit ſind wir in die Gemeinſchaft mit dem Verſöhner und dem Fürſten des Lebens eingeſetzt.

Das Werk des Auferſtandenen hat die Jünger innerlich ergriffen, darum gründlich und ganz. Nichts ſchuf er in ihnen, als den Glauben an ihn; aber damit machte er ſie ganz zu ſeinem Eigentum. Wo ſie ſtanden und giengen, ob ſie es mit Juden oder mit Heiden zu tun hatten, ob ſie leiden mußten oder in der Kraft Gottes Großes wirkten: ihr Blick war auf den Gekreuzigten und Auferſtandenen gerichtet. Bei ihm blieben ſie. Sein wollten ſie ſein und bleiben; ihm lebten ſie.

Auch uns geht es in unſerm Lebensmaß nicht anders. Jeſu Oſtergabe ergreift und verklärt unſern ganzen Lebenslauf. Auch darum iſt Oſtern das Feſt der Menſchheit, nicht nur darum, weil die Oſterbotſchaft über die Erde ſchallt, ſondern auch darum, weil ſie ihr Licht und ihren Segen in das ganze Leben der Menſchheit trägt, und nichts darin unberührt und unbefruchtet läßt. Über den neugebornen Kindern nennen wir ſeinen Namen, und auf die Gräber unſrer Toten ſchreiben wir ihn; denn er iſt der Auferſtandene. Und alles, was zwiſchen dieſen beiden Enden liegt, wird dadurch geordnet, gereinigt und geheiligt, daß es im Aufblick zu ihm geſchieht, ſo daß unſer Antlitz ihm zugewandt iſt und wir bei ihm bleiben. Aus der Oſterbotſchaft entſteht darum für uns nur das als Pflicht und Beruf, was Paulus an ſeinen Gefährten ſchrieb: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, deſſen Ausgang iſt: Ergreife das ewige Leben, zu welchem du berufen biſt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Jubilate.[1]

(24. April 1904.)

1. Petri 2, 11—17.

Liebe Gemeinde!

Heute, wo wir die große Kinderschar in unserer Mitte haben, die zum erstenmal das Abendmahl feiern will, ergreifen wir vor allem mit gewissem Glauben die Verheißung Jesu: „Laßt die Kinder zu mir kommen; denn ihrer ist das Himmelreich." Unser Herr Christus hat seine Gemeinde nicht nur für die Erwachsenen gebaut, für die Erfahrenen, Geheiligten und Vollendeten, sondern er hat sie auch für unsere Kinder aufgetan, ja nur für solche, die, wie Kinder den Ruf der Eltern hören, so seinem Rufe folgen. Darum ist auch der Tisch unsers Herrn nicht nur für eine Auslese großer Geister gedeckt, so daß wir etwa erst nach langem Glaubenskampf und getaner Lebensarbeit nach seiner Gnade und der Frucht seines Kreuzes verlangen dürfen; vielmehr lädt Jesus alle zu seinem Tische ein, die hören können, was er sagt: „Mein Leib ist für euch gegeben!" und tun wollen, was er uns gebietet: „Solches tut zu meinem Gedächtnis."

Indem sich unsere Kinder der Abendmahlsgemeinde anschließen, naht ihnen auch die Zeit, wo sie ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft suchen müssen. Das ist eine ernste Sache. Wer von uns Alten möchte sagen, daß er seinen Platz so gefunden habe, daß sich nicht immer wieder Selbstüberwindung und Aufbietung aller Kraft an seine Aufgabe heftete? Davon, wie wir in der menschlichen Gesellschaft den

1) Abendmahlsfeier der Neukonfirmierten.

richtigen Platz finden, redet heute der Apostel mit uns. Sein Wort klingt stark und tapfer zu uns herüber, wie der Befehl eines Feldherrn, der seine Streiter vorwärts führt, ernst, wie der Bescheid eines Arzts, der die Gefahr sieht und sich um unsere Genesung sorgt, innig und treu, wie die Stimme des Vaters, der sich mit ganzem Herzen um das Wohl des Sohnes bemüht. Er kann uns aber unsern Platz in der Welt nicht mit einer einzigen, einfachen Formel anweisen; fast Entgegengesetztes ist in unserm Text nah zusammengerückt. Er redet von einer falschen Unabhängigkeit und wieder von einer falschen Abhängigkeit; er beschreibt uns unsere Freiheit und verpflichtet uns gleichzeitig zum Gehorsam. Als Fremdlinge und Pilgrime heißt er uns leben, doch so, daß wir zugleich jeder menschlichen Ordnung untertan sind. Wir sollen die Brüder lieb haben, aber auch jedermann Ehre erweisen. Obgleich wir frei sind, wird uns doch aufgetragen, sogar den Unverstand törichter Menschen zum Schweigen zu bringen. Wie wir das rechte Verhältnis zur menschlichen Gesellschaft finden, darüber möchte ich euch nun einige Worte sagen, und *von dem Riß, der durch unsre Gesellschaft geht*, reden, aber auch *von der Verbundenheit, die uns beisammen hält*.

1.

Wie immer wir unsere Gemeinde einrichten oder unser Volk und unsern Staat ordnen mögen: immer bleibt in unserer Gesellschaft ein Riß, und es wäre töricht, wenn wir uns vorstellten: er ließe sich durch irgend eine Klugheit der Verwaltung oder Staats- und Kirchenkunst wegschaffen. Denn dieser Riß mit allem, was er uns Herbes bringen mag, entsteht nicht erst in der Welt um uns her, sondern hat seinen tiefsten Ursprung in unserer eigenen Brust. Dort finden wir schon die Entzweiung und Zerrissenheit, die uns den Kampf bringen. Nicht davon spricht hier der Apostel, daß uns Zweifel und Sorge erschüttern können, so daß sich unsere Gedanken

ſpalten, unſere Vorſätze ſchwanken und der eine Augenblick den andern durchkreuzt. So ſchwer und drückend Sorge und Zweifel ſich auf eine menſchliche Seele legen mögen: es gibt noch einen ernſteren Kampf, den, den uns der Apoſtel heute mit dem Wort beſchreibt: „Enthaltet euch der fleiſchlichen Lüſte, die wider die Seele ſtreiten.“

Luſt tritt an uns heran, lockend, ſchmeichelnd, mit der Anerbietung wonnigen Glücks; ſonſt wäre ſie nicht Luſt. Sie bewegt uns mit der Zugkraft eines ſtarken Triebs, ja einer Naturgewalt; ſonſt wäre ſie nicht fleiſchlich. Weil ſie am Fleiſch entſpringt und in unſerm Leibesleben wurzelt, das unſer ganzes Daſein umfaßt, ergreift ſie uns mit gewaltiger Macht. Und doch ſo lieblich uns die Luſt erſcheint und ſo mächtig ſie uns bewegt: hier bricht Unfriede auf und ein Kampf beginnt. Denn die Luſt ſtreitet wider die Seele. Sie greift zerſtörend den innern Lebensſchatz an. Sie macht uns arm, lahm; wir können nicht mehr wollen, nicht mehr lieben, nicht mehr beten und glauben. Inwendig erſtirbt der Menſch. Darum mahnt uns der Apoſtel: haltet euch von dieſen Lüſten fern. Auch wenn wir zum Tiſch des Herrn treten, wollen wir deſſen eingedenk bleiben, daß uns dort der Tod deſſen verkündigt wird, der für die Sünde geſtorben iſt, damit wir mit ihm allem abſterben, was unrein und verwerflich iſt.

Weil wir ſchon in uns ſelber die Entzweiung und den Streit finden, treffen wir ihn auch wieder in der Welt, wenn wir unſern Platz in ihr ſuchen und uns in ihre Geſellſchaft hineinbegeben. Hier tritt uns das, was uns von den Regungen unſers Herzens her wohlbekannt iſt, ſichtbar, oft ausgeſtaltet zu herrlicher Pracht entgegen, und will uns mit gebieteriſcher Forderung als Sitte und Lebensweisheit beherrſchen. Unvermeidlich entſteht daher ein Riß zwiſchen denen, die auf Jeſu Wort hören, und denen, die die fleiſchlichen Lüſte bewegen. Fremdlinge und Pilgrime müſſen wir daher werden und bleiben, Fremdlinge, die nicht heimiſch werden, Pilgrime, die nicht verweilen, ſondern rüſtig ihre Straße ziehn dem Ziele zu.

Für diejenige Christenheit, an die der Apostel schrieb, war dieser Riß, der durch die Menschheit geht, offenkundig und schwer. Die Stadt teilte sich in Heiden und Christen; die einen gingen in die Tempel, die andern zum Tisch des Herrn. Sie wurden als Uebeltäter verlästert, nur deshalb, weil sie zur Gemeinde Jesu gehörten und bei seinem Tisch sich einfanden. Wir dürfen aber nicht erwarten, daß das, was jenen Riß erzeugte, für uns völlig erloschen uud vergangen sei; so wenig die fleischliche Lust abstirbt, die gegen die Seele streitet, so wenig endet jener Kampf von dem unser Textwort spricht.

So herb aber auch dieser Zwiespalt werden mag: er kann uns doch nicht in Erbitterung und Unfrieden führen. Selbst wenn wir vor dem Unverstand törichter Menschen stehn, auch dann hat Petrus für uns einen guten Rat: Als die, welche wohltun, tüchtig handeln, Wackres schaffen, werdet ihr sie zum Schweigen bringen. Das ist die Waffe, die der Christenheit gegeben ist, mit der sie sich gegen alle Bekämpfung und Verleumdung zu wehren hat. Nicht Worte, l. Fr., schaffen hier den Frieden; nicht Gedanken knüpfen das Band, das uns zu einen vermöchte. Nur wenigen ist es verliehen, ein Wort zu sprechen, das törichten Menschen zur Erkenntnis hilft. Und doch haben wir alle den Beruf, über den Riß hinweg, der durch die Menschheit geht, die Brücke zu bauen, die uns zusammenführt. An diesem edeln Beruf ist uns allen deshalb ein Anteil gegeben, weil die Tat das beredte Zeugnis ist, das Gottes Gnade preist und Jesu Heilandsamt bezeugt. Am richtigen Handeln wird auch der Unverstand stumm. Was eine edle Tat ist, faßt auch ein blödes Auge, und auch ein hartes Herz neigt sich vor echter Güte und treuer Liebe. Wir alle in der Christenheit haben das edle Vermögen, den Namen Gottes zu preisen, weil wir alle zum Handeln berufen sind, jeder sein Werk zu tun und seine Lebensarbeit auszurichten hat. Fasse sie an, tapfer, treu, im Gehorsam

gegen Gottes Wort; wer so Gott zu preisen weiß, überwindet auch den menschlichen Unverstand. Nicht nur wir Alten stehen in diesem Beruf; auch unsere Jugend tritt sofort in denselben ein. Eine rein, fröhlich und tapfer geführte Jugend, wie man sie an Christi Hand gewinnt, ist ein leuchtendes Zeugnis für seinen Namen, eine Freude für die Engel im Himmel und eine Widerlegung derer, die dem Evangelium Gottes widerstehn.

Auch wenn wir zum Tisch des Herrn gehen, wollen wir daran denken, daß er uns nicht bloß dazu zu sich beruft, um uns seine Vergebung und Versöhnung, seinen Geist und seine Kraft zu schenken. Sicherlich ist dies das Erste, daß er seine milde Hand auftut und uns verleiht, was nur er uns geben kann. Allein auch dazu ruft er uns zu seinem Tisch, damit wir uns ihm geben, und unsre Kraft und unser Handeln unter seine Leitung und in seinen Dienst stellen, also daß auch wir mit am großen Werk der Christenheit Anteil haben, Gottes Namen dadurch zu verherrlichen, daß wir bereit und geschickt werden zu jedem guten Werk.

2.

Der Apostel spricht aber nicht bloß von dem, was als scheidender Riß durch die Menschheit geht und uns zu Fremdlingen und Pilgrimen macht, sondern es steht noch ein zweites Wort in unserm Text, das ebenso nachdrücklich an unser Ohr und unsern Gehorsam sich wendet: es gibt menschliche Ordnungen, gegründet auf göttliches Walten, die uns beisammen halten und in Gemeinschaft setzen. Von ihnen gilt: „Seid jeder menschlichen Ordnung untertan", nicht nur trotzdem ihr Fremdlinge und Pilgrime seid, nicht nicht nur trotzdem ihr euern Herrn im Himmel habt, vielmehr „um des Herrn willen", weil ihr ihn kennt, ihm gehorcht und euer Leben führt nach seinem Rat. Wir können uns der göttlichen Ordnung nicht nur an der einen Stelle unterwerfen, an

andern aber sie zerstören, oder uns der göttlichen Leitung jetzt untergeben, morgen sie dagegen zurückweisen. Wer zum Schöpfer hinzugetreten ist, und an ihn sein Glauben angeheftet hat, steht auch richtig zu seinem ganzen Werk.

Es zieht sich aber durch alle unsere menschlichen Verhältnisse die göttliche Ordnung hindurch, als der heilige Grund, auf dem die Menschheit ihre Werke erbaut. Dort ist unser Platz; dorthin dürfen wir uns mit fröhlichem Herzen stellen; denn für jede göttliche Ordnung wird Gehorsam von uns verlangt.

Auch daran laßt uns am Tisch des Herrn gedenken, daß er uns nicht nur mit sich, sondern auch miteinander verbindet, daß man den Vaternamen nicht nennen kann, ohne in die lebendige Gemeinde hineingestellt zu sein, die sich nicht nur auf geistlichem, sondern auch auf natürlichem Grunde erbaut.

Der Apostel erinnert uns zuerst an das große Ganze, das wir Volk oder Staat nennen mit seinem Haupt, dem Könige: „Seid untertan jeder menschlichen Ordnung, dem Könige; ehrt ihn.“ Diese Mahnung erweckt in uns sofort eine Fülle von warmer Liebe und inniger Dankbarkeit. Wir wissen, was wir der Zugehörigkeit zu unserm Volk verdanken. Wer ist hier nicht bereit zu danken, nicht bloß mit Worten, sondern mit treuem Ernst? Darum ist uns dieses Wort des Apostels willkommen, das solchen Dienst in die Christenpflicht einfügt und uns um Jesu willen anweist, als Glieder unsres Volks mit treuem Bemühen jeder menschlichen Ordnung untertan zu sein.

Es hat aber dabei seine Bedeutung, daß der Apostel nicht einzig vom König oder Kaiser spricht, der der Gemeinde unbekannt in erhabener Ferne seinen hohen Beruf vollzog. Leicht erwärmen wir uns für einen Gedanken, der ins Große greift, aber nicht in unsre täglichen Verhältnisse hineinragt. Die Liebe zum Volk muß sich an denjenigen Ordnungen erproben, die sich ins Kleine und oft Drückende der alltäglichen

Geschäfte hineinlegen. Darum steht auch in unserm Text neben dem Kaiser der Beamte, der „Hauptmann", wie Luther sagte, der die Regierung des Staats bis ins Kleine durch die weiten Länder hin besorgt. Das ist nicht mehr in derselben Weise eine feierliche Gestalt wie der König. In diesen Ordnungen liegt kein Anlaß mehr zum Dichten und zu schwärmender Begeisterung. Die Schwere des alltäglichen Lebens hängt sich an diese Dinge. Aber auch hier nennt uns der Apostel klar und schlicht den rechten Weg: „Seid untertan jeder menschlichen Ordnung", eben derjenigen, die eure Mitarbeit von euch verlangt.

Es ist jedoch nicht nur das große Ganze, das uns vereint und unsere Lebensläufe ineinander flicht; noch ein Wort steht in unserm Text, das nicht vom Kaiser handelt, auch nicht von denen, die unter ihm an der Macht des Staats und der Ehre des Gesetzes Anteil haben: „Tut jedermann Ehre." Gewiß folgt sofort: „Habt die Brüder lieb"; allein darin erschöpft sich die Ermahnung des Apostels nicht. Er gibt uns eine Verbundenheit mit allen. Keiner ist ohne Ehre; keiner darf von uns entwertet und erniedrigt werden. Wir treten zu jedem mit dem reinen, aufrichtigen Willen heran, ihm seine Ehre zu geben. Denn er lebt von der Macht und Güte unsres Gottes und steht im Licht der Gnade, die in die Welt gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Wer Ehre bei Gott hat, soll ich sie ihm nehmen? Wen Gott schätzt, soll ich den nicht willig schätzen? Das ist ein festes Band, l. Fr., das uns alle miteinander vereint.

Wir wollen auch beim Tisch des Herrn daran denken, daß sich dort die Menschenfreundlichkeit Gottes, wie Paulus sagt, erweist, die sich bis zum Schuldigen und Verlornen herabzubeugen weiß, eine Güte, die nicht auf unsere Gerechtigkeit und Größe wartet, sondern uns beruft in der Herrlichkeit einer unbeschreiblichen Gnade. Dann holen wir uns wieder frischen Mut, jedem die Ehre zu geben und nach des

Apoſtels Wort zu handeln, das uns mit allen in Verbindung hält.

Dieſe Verbundenheit hat aber keine knechtiſche Härte bei ſich. Dicht daneben ſteht das herrliche Wort: „Als die Freien“. Das iſt hiezu kein Widerſpruch. Wie könnten wir andern Ehre geben, wenn wir dabei ſelbſt ehrlos und die Sklaven der Menſchen oder Verhältniſſe würden? Nur der Freie hält echte Gemeinſchaft. Weil der Herr uns mit allen in Verbindung bringen will, gerade deshalb macht er jeden von uns frei. Das iſt kein leeres Wort; denn er bindet uns an ihn. Dadurch befreit er uns, daß er uns zu „Knechten Gottes“ macht. Damit ſind wir von der Menſchen Meinung unabhängig gemacht, ja ſogar unabhängig vom äußern Lauf des Lebens, und haben die feſte Schutzwehr gegen jede fremde Gewalt, die uns zu knechten verſucht. Sein ſind wir; ſein Wille regiert uns; ſein Wort unterweiſt uns über unſern Weg. Mit ihm haben wir das köſtliche Kleinod gewonnen, daß wir keines Menſchen Knecht mehr ſind.

Auch am Tiſch des Herrn laßt uns daran denken: hier feiern die Freien ihr Mahl, die, die zum Eigentum Gottes erkauft ſind, und darum das Recht haben, niemand zu gehören als ihm, und vor niemand zu knien als vor ihm.

So haben wir denn Stoff genug zur Fürbitte und zum Dank für unſere Jugend, die heute zum Tiſch des Herrn geht. Wir wollen für ſie beten, daß ſie ihren Platz in der Welt finde, in der rechten Geſchiedenheit von all dem, was wir abzuſtoßen haben, in der Ueberwinderkraft gegenüber den fleiſchlichen Lüſten, die die Seele zerſtören, aber auch in der Verbundenheit mit aller menſchlichen Ordnung, als die fröhlichen Glieder unſeres Volks, als die, die jedermann die Ehre zu geben vermögen, als die, die wohlzutun und richtig zu handeln verſtehn zu Gottes Ehre. Erfaſſet das Haupt, ſo werdet ihr in den lebendigen Leib eingefügt, der ſich in gegenſeitiger Handreichung erbaut zum Tempel Gottes, zur Wohnſtätte Gottes im Geiſt. Amen.

Sonntag Exaudi.

(15. Mai 1904.)

1. Petri 4, 8—11.

Gerne würden wir diesem Wort des Apostels folgen, und gern uns als die Haushalter Gottes brauchen lassen, denen er seine mannigfache Gnade anvertraut, damit sie sie fruchtbar machen. Denn wir alle wissen, daß es für uns kein schlimmeres Elend gibt, als wenn wir nur für uns selber zu sorgen haben und uns nur mit dem abgeben müssen, was uns schmeckt und uns beliebt. Der Versuch sich selber zu leben, mißlingt beständig, so oft er auch gemacht wird. Daran kranken viele Leute, daß sie immer wieder das Unmögliche probieren und einen fröhlichen, reichen Lebenslauf zustande bringen wollen, indem sie sich selber leben. Aus dieser öden Wüstenei ist uns hinaus geholfen, wenn wir die Anstellung, die Gott uns anbietet, annehmen und uns in das Haushalteramt einsetzen lassen, das seine reiche Gnade verwaltet. Nicht an der Segensmacht und Lieblichkeit dieses Zieles zweifeln wir, wohl aber vielleicht daran, ob es für uns nicht zu hoch und unerreichbar sei. So jemand redet, rede er es als Gottes Wort; so jemand ein Amt hat, tue er es aus dem Vermögen, das Gott darreicht.

Wie lernen wir Gottes Wort reden,
wie dienen aus der Kraft, die Gott darreicht?

1.

Die menschliche Zunge macht ein ungeheures Getöse. Das Kriegsgeschrei hallt über die Erde und packt jedes Ohr; der Sang der Luft macht einen gewaltigen Lärm, so daß wir Mühe haben, unser Ohr von ihm abzuwenden; die Nich-

tigkeit und Eitelkeit des menschlichen Geistes klappert ohne Unterlaß. Soll in all diesem Geräusch nicht auch Gottes Wort ertönen? Gewiß: So jemand redet, rede er es als Gottes Wort. Wie lernen wir das?

Wir denken zuerst an das Bibelwort. Denn dieses ist das Mittel, durch welches Gott mit uns selber gesprochen hat, nicht nur so, daß wir im allgemeinen unsre Erkenntnis und Gewißheit Gottes aus der Bibel schöpfen, sondern auch so, daß wir für unsre persönlichen Anliegen und Bedürfnisse die göttliche Leitung inwendig durch den Bibelspruch empfangen. Jeder von uns, der sich vor Gott zu wandeln bemüht, hat erfahren, wie uns in unsren Sorgen und Zweifeln ein Schriftwort helfen und über unsern Weg helles Licht breiten kann. Dann stellt sich ein Spruch vor uns hin und hat die deutliche Gewißheit bei sich: „so ist es Gottes Wille; dies ist der gerade Weg.“ Wie Gott mit uns selbst durch die Bibel redet und sein Geist uns dadurch bewegt, daß er das Schriftwort in uns lebendig macht: ebenso beweisen wir uns als die Haushalter Gottes dadurch, daß wir der Schrift mächtig sind und sie am rechten Ort zu gebrauchen verstehn.

Welch eine Tiefe des Reichtums und der Weisheit Gottes ist mit dem kleinen Neuen Testament in unsre Hände gegeben. Wir müssen aber lernen, sie zu gebrauchen. Das Erste, worauf wir hiebei zu achten haben, ist, daß wir uns den Gebrauch der Schrift nicht dadurch verderben, daß wir sie mit leichtfertiger Rede vermengen. Wer aus dem Schriftwort Scherz und Witz zieht, kann es nicht mehr als das Schwert des Geistes brauchen, mit dem er tapfer Hilfe bringt, Bande sprengt und Riegel bricht, kann es auch nicht mehr als das Brot des Lebens nützen, mag auch mit heißem Verlangen die Bitte um Trost und Stärkung an ihn herantreten. Der Vergeuder ist niemals ein Verwalter. Der gute Haushalter verschwendet nicht. Wir verschwenden aber Kraft und Saft des Bibelworts, wenn wir es in leichtfertige Rede herunterziehn.

Doch ist damit erst eine kleine Vorbedingung genannt, die erfüllt sein muß, damit wir so reden lernen, daß Gottes Wort durch uns zu andern kommt. So wenig je der Verschwender ein guter Haushalter ist: die Sparsamkeit und Ehrfurcht, die das Gegebne bewahrt, macht den tüchtigen Verwalter noch nicht; er muß das Gut, das ihm anvertraut ist, in Betrieb setzen und fruchtbar machen. Wie lernen wir das?

Der Weg, um für andre die Bibel fruchtbar zu machen, ist, daß wir uns selbst ihrem Wort öffnen. Wir müssen Gott zu uns reden lassen; nur so kann es dazu kommen, daß Gott uns als Träger seines Lichts und als Spender seines gnädigen Worts zu brauchen vermag. Es ist keine kleine Sache, die Schrift zu verstehn und sie so in sich zu tragen, daß sie auch zu andern durch uns spricht. Um das zu lernen, müssen wir selbst mit Glauben und Gehorsam uns unter sie stellen und an ihr das Band gewinnen, das unser Herz samt allen seinen Gedanken und Anliegen je und je fest mit Gott vereint. Der Verwalter schafft zwar das Gut, das er in Betrieb zu setzen hat, nicht selbst, ist aber auch nicht ein Knecht, der nur auszuführen hat, was man ihm befiehlt. Auf seine Einsicht ist beim Betrieb des Guts gerechnet, da er mit Selbständigkeit und eigener Ueberlegung den Vorteil seines Herrn zu wahren hat. So schaffen auch wir niemals aus eignem Vermögen göttliches Wort. Nur ein Tor kann davon träumen, daß es seinem eignen Herzen entstamme. Verwalter sind wir, denen übergeben ist, was Gottes ist. Auch in dieser Hinsicht gilt jedoch: der Verwalter ist nicht Knecht. Wir können Gottes Wort nicht sagen, wenn wir es blos auswendig wissen, und es andern nicht so geben, wie wir ihnen etwa ein Lied vorsagen, das unserm Gedächtnis eingeprägt ist. Lebendig muß es in uns selber sein; dann redet es auch zu den andern. Uns will es sich zuerst unterwerfen; dann ergreift es mit seiner Segensmacht auch die,

an die es Gott durch unsre Arbeit bringen will. Es ist auch zu seinen großen, ersten Boten, den Propheten und Aposteln, nicht anders gekommen als so, daß es in ihnen selbst heimisch ward und sie von innen her ergriffen und bewegt hat. Niemals hat Gott sein Wort in der Welt so ertönen lassen, wie etwa ein Künstler ein Instrument zum klingen bringt. Die Leier weiß nicht, was der Künstler auf ihr spielt; Gott aber geht nicht so mit Menschenherzen um, er, der uns den Pfingsttag bereitet hat, er, der aus uns seine Kinder schafft, die ihm in Geist und Wahrheit verbunden sind. Daher tritt Gottes Wort in uns hinein, pflanzt sich in unserm inwendigen Leben an, bewegt unsre eignen Gedanken, heiligt unser eignes Wollen und schenkt sich uns als Eigentum, und dadurch, l. Fr., ist euch die Vollmacht gegeben, so zu reden, daß Gottes Wort durch euch gesagt wird. Nun gilt euch: So jemand redet, daß er's rede als Gottes Wort.

Wir haben stets wieder die Ermunterung zum Fleiß und zur Treue nötig, damit wir die Bibel wirklich lesen lernen, und sie uns nicht trotz aller Verehrung doch ein verschlossenes Buch bleibe, das uns nichts sagt und die Herrschaft über uns nicht gewinnt. Ohne Arbeit erreicht dies niemand. Gottes Wort will mit aufmerksamem Ohr gehört sein, und muß erprobt werden mit wachem Blick auf das, was der Verlauf des Lebens in sich schließt. Laßt uns hierin nicht träge sein; es ist ein herrliches Ziel, daß wir mit dem Verständnis der Schrift dazu gelangen, daß der Ruf Gottes mit seiner unerschöpflichen Gnade durch uns zu den Menschen kommt.

Wir haben freilich damit noch nicht ganz umspannt, was uns das Wort des Apostels sagen will. Denn wir können Gottes Wort nicht einzig so reden, daß wir den Bibelspruch verwenden, der mit der Macht des Schwerts und zugleich mit derjenigen des Lichts in die Herzen zu greifen vermag. Unser Textwort sagt mehr, nicht nur, daß wir mit

richtigem Verſtändnis die Worte der Schrift auf uns und die andern anzuwenden haben; es umfaßt auch das eigne Wort der Chriſtenheit, das ihre mannigfachen Beziehungen durchdringt und ihrem Verkehr den Inhalt gibt. Das Schriftwort wird unvermeidlich entkräftet, wenn unter unſern vielen Worten nur gelegentlich ein Spruch erſcheint und nur dieſer aus Gottes Gnade und Reinheit ſein Gepräge hat. Wer ſucht ein Körnlein in einem Haufen Spreu? Beſtändig muß unſer Wort Gott zur Verfügung geſtellt ſein, damit er es zu ſeinem Werke brauche. Manche Frage tritt an uns heran, die wir nicht immer nur mit einem Spruch beantworten können; ſie will ihre eigne Antwort haben, wie die gegenwärtige Lage es verlangt. Manches Bedürfnis ſucht nach Befriedigung, die wir ihm nur dann verſchaffen können, wenn wir mit hellem Blick erfaſſen, was jetzt dieſes Menſchenherz bedrängt. Gott hat nicht blos einſt der Menſchheit ſein Wort gegeben; es lebt, wächſt mit den Zeiten und paßt ſich an jede beſondere Not an. Wie gewinnen wir dieſes Vermögen, das uns tauglich und geſchickt macht, ſo zu reden, daß Gott unſer Wort gebraucht?

Wir erreichen dies ſelbſtverſtändlich nicht dadurch, daß wir uns eine feierliche Miene und einen hohen Titel umlegen, mit großtueriſchem Benehmen, weil uns Gott zu Haushaltern über ſeine Gnade eingeſetzt habe. Der Verwalter iſt nicht Eigentümer. Denjenigen Haushalter heißen wir nicht redlich und tüchtig, der ſich ſelber als den Beſitzer gibt. Nur der iſt der redliche Verwalter, der bei ſeiner ganzen Arbeit ſtreng und keuſch im Auge behält, daß ihm fremdes Gut übergeben ward und das, was er nutzbar macht, nicht ſein eigen iſt. Wir reden dann ſicherlich nicht Gottes Wort, wenn wir mit Eitelkeit uns ſelbſt erhöhn, den Blick der andern auf uns ziehn und ſie an uns zu feſſeln ſuchen, wenn unſre Meinung gelten und unſer Rat als Geſetz den andern aufgezwungen werden ſoll. Nur der ſpricht Gottes Wort zu uns, der unſer

Auge aufwärts zu heben vermag über den Menschen hinauf zu dem, auf den alle wachen Augen schauen im Himmel und auf Erden.

Der Weg dorthin ist der, daß wir unser eignes Leben aufrichtig vor Gottes Angesicht führen. Dadurch, daß wir selber alles, was wir tun, mit Gott tun lernen, wird uns auch ein Wort gegeben, das nicht nur einen Spruch zitiert, der uns selbst verhüllt und unverständlich blieb, und einst andern Gottes Weisung brachte, uns selbst aber innerlich unbewegt läßt, sondern das Gottes Wahrheit und Willen so ausspricht, wie er jetzt durch uns geschehen soll.

Einen wichtigen Wink, gibt uns der Eingang unsers Textes. Die Worte, die der Apostel hier aneinanderreiht, haben alle unter sich einen festen Zusammenhang. Er beginnt mit der Mahnung: seid verständig! nicht träumerisch, nicht leidenschaftlich, nicht umgetrieben von allerlei Phantasterei; habt einen besonnenen Blick, der sieht, was das Leben ist und schafft. Und: seid nüchtern zum Gebet. Wenn wir das Vermögen zum Gebet in uns erwecken und pflegen, dann lernen wir auch, Gottes Wort den andern zu sagen. Der Weg, wie wir jene edle Haushalterkunst lernen, ist, daß wir uns selbst immer wieder betend zu Gott wenden; denn dadurch werden wir über unsre eignen Meinungen und unsern Dünkel hinaufgehoben, treten in Gottes Licht und werden seines Willens gewiß. Wer stumm vor Gott geworden ist, wird ein Schwätzer vor den Menschen. Wer sein Gebet verdirbt, verdirbt sein Wort, das er andern gibt. Wer zum Gebet nüchtern ist, der ist auch weise zum Wort.

2.

Zum Wort kommt das Werk. Bewegt durch das Verlangen nach Erwerb und nach Ehre sind wir alle eine fleißige Arbeiterschaft geworden. Alle Hände regen sich vom Morgen bis zum Abend; jeder hat sein Geschäft, jeder sein

Amt. Soll in dieſer unermeßlichen Arbeitsleiſtung nicht auch Gottes Werk geſchehen? Nicht nur einſt hat Gott ein Werk vollbracht, das uns nun verkündigt wird; ſein Werk geht durch alle Zeiten bis in die herrliche Ewigkeit hinein. „Der Vater wirkt bis jetzt“, hat Jeſus in einer wichtigen Stunde geſagt, und uns damit den Blick gegeben, der unſerm Verhältnis zu Gott die Klarheit und die Tiefe gibt. Wer hilft ihm bei ſeinem Werk, durch das er ſich ſeine Kinder ſchafft und uns zu jener Gemeinde vereinigt, die das Ziel ſeiner Wege iſt? Wer ein Amt hat, der tue es aus dem Vermögen, das Gott darreicht.

Damit iſt uns zunächſt die Schranke gezeigt, die keine Unternehmungsluſt überſpringen darf. Gerade, wenn wir uns nach dem Dienſt umſehen, den wir etwa ausrichten können, iſt es wichtig, daß wir auf die Schranken achten, welche uns gezogen ſind; ſonſt gibt es Wagniſſe ohne Frucht, uns ſelbſt zum Schaden und Gottes Werk zur Hinderung; dann verzehren wir unſre Kraft am falſchen Ziel. Diejenige Kraft, die Gott uns darreicht, gilt es zu nützen; nicht ein ſelbſterwähltes Ziel kann uns hier locken, als könnten wir uns unſern Beruf ſelber geben und unſern Dienſt Gottes uns willkürlich beſtellen. Gott reicht die Kraft dar und auf ſie gründet ſich jeder fruchtbare Dienſt.

Petrus nennt die Gnade, die ihre Haushalter in ihren Dienſt beruft, mannigfaltig. Großes und Kleines, Irdiſches und Himmliſches umſpannt ſie. Sie hat nicht nur einen einzigen Weg für uns alle, gibt uns nicht allen dieſelbe Pflicht, allen denſelben Beruf. Unerſchöpflich iſt ihre Bildungskraft; jedem ſteckt ſie ſein beſonderes Ziel und gibt jedem den eigenen Beruf. Ob er klein ſei oder groß, wohin er ſich wende, welchen Erfolg er erreiche: das geben wir Gott anheim. Unſre Sache iſt, in derjenigen Kraft zu handeln, die Gott uns gibt.

Aber freilich gilt es nicht zu vergeſſen: es iſt Kraft, was Gott darreicht, nicht Unvermögen, Ohnmacht und Schwäch-

lichkeit. Gott iſt der Spender der Kraft und wir verleugnen ihn, wenn wir anders von ihm reden; wir ſind ungläubig, wenn wir in ſeiner Gabe nicht Kraft ſuchen, die ihr Ziel zu ſchaffen weiß.

Das wird dadurch nicht anders, daß unſer Chriſtenleben immer wieder ein ſchmerzhaftes Schwächegefühl erzeugt. So muß es ſein. Es hat noch keiner ſein Leben an Gottes Hand geführt, ohne daß er dabei klein und ſchwach geworden iſt; ja immer kleiner wurde er an Gottes Hand. Das rührt einfach daher, daß die Kraft nicht unſer iſt. Wir haben nicht mit der Stärke, die aus uns ſprudelt, unſre Arbeit zu tun, ſondern mit dem Vermögen, das Gott darreicht. Damit es Gottes Eigentum bleibe, und wir nicht mit diebiſchem Sinn nach ihm greifen, darum ſchenkt uns Gottes Gnade je und je das ſchmerzhafte Schwächegefühl. Darum erfahren wir es immer wieder, daß ſich die Kraft Gottes in der Schwachheit vollendet. Die Schwäche jedoch iſt unſre Art, nicht Gottes Art. Was er uns darreicht, das iſt Kraft. Wie gewinnen wir ſie?

Einen wichtigen Wink gibt uns unſer Textwort damit, daß es die Mahnung voranſtellt: Habt gegen einander brünſtige Liebe, Liebe, die nicht matt wird, die ſich ſtandhaft bewährt und ſich dehnen kann, auch über den Riß hinweg, der durch die Sünde entſteht, ſo daß ſie auch deren Menge zu decken vermag. Die Kraft Gottes hat ihr Merkmal daran, daß die Liebe ſie regiert. Wird die Liebe matt, ſo wird die Kraft gebrochen; bleibt die Liebe ſtark, dann iſt Gottes Kraft darin.

Auch den andern Wink wollen wir nicht ganz überſehen, der in der Mahnung liegt: Seid gegen einander gaſtfrei ohne Murren. Ihr wißt, daß das Neue Teſtament oft davon redet und uns eifrig ermahnt, gaſtfrei zu ſein. Das liegt nicht blos an der Einfachheit der damaligen Verhältniſſe, ſo daß jene Mahnung uns für unſre Zuſtände nichts mehr ſagte. Gewiß denkt der Apoſtel zunächſt an die beſondere Lage der

ersten Christenheit. Die kleinen Christenhäuflein zogen zu einander, um Gemeinschaft mit einander zu pflegen, und es mit Augen zu sehen, daß Gott eine große Gemeinde macht vom einen Ende der Menschheit zum andern. Es kamen auch solche, die nach dem Evangelium fragten, und wurden die Gäste der Gemeinde. So bekamen sie Unterricht über Gott und Jesus, so die Erziehung zur christlichen Sitte und die Befreiung von heidnischer Unart. Im Haus des Christen atmeten sie reine Luft. Manches hat sich zwar an diesen Verhältnissen geändert; aber die Mahnung bleibt auch für uns wichtig und inhaltsvoll: haltet eure Türe offen auch für solche, die ihr noch nicht kennt. Wir könnten das uns übertragene Amt leicht versäumen, wenn wir uns nur in demjenigen Kreis bewegen wollten, den uns Gottes Hand zunächst zur Seite stellt. Gott läßt der Menschen Wege oft sich seltsam kreuzen, und führt uns in ungeahnter Weise zusammen. Laßt uns wach und bereit sein, als die Haushalter der göttlichen Gnade auch dann zu handeln, wenn ein fremdes Menschenkind unsern Weg berührt.

Fröhlich, l. G., dürfen wir alle diese Dinge sagen und in unserm Herzen bewegen; denn Pfingsten ist nah. Niemals hätten diese Worte gesagt werden können, bestände nicht die Verklärung Jesu und die Vollendung seines Werks in der Sendung des Geists, die der Pfingsttag uns bezeugt. Von Haushaltern der göttlichen Gnade kann man nur dann sprechen, wenn Gott uns seinen Geist gewährt und seine Gnade darin sich erweist, daß sie das Menschenherz durch seinen Geist bewegt. Ebensowenig könnten wir diese Worte auf uns anwenden, wenn wir es nicht wüßten, glaubten und erführen: der Pfingsttag ist auch für uns gekommen, und auch für uns ist das große Wort gesagt: Weil ihr denn Kinder seid, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der da ruft: Abba, Vater! Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

2. Sonntag nach Trinitatis.

(12. Juni 1904.)

1. Joh. 3, 13—24.

٢

2. Sonntag nach Trinitatis.

(12. Juni 1904.)

1. Joh. 3, 13—24.

Wenn wir aus den Werktagsgedanken heraus in den Unterricht des Apostels treten, so bedeutet das für uns alle den Eintritt in eine andere, neue Welt. Wir müssen alle den Kopf tüchtig wenden und in eine andere Richtung bringen, als die, die uns gewohnt ist, bis wir merken, was Johannes will. Uns bewegen die mancherlei besondern Anliegen, die die Woche hindurch unsern Beruf ausmachten: wie wir jenes erreichen oder dies bewirken, jenen Gewinn fangen, diesen Verlust abwehren, jenen Wunsch ausführen oder diese Berechnung verwirklichen. Von all diesen Anliegen redet Johannes nicht. Dafür gibt er uns eine einzige Mahnung, von der deutlich ist, daß ihm an ihr alles liegt: wir lieben die Brüder. Wenn wir die Brüder lieben, dann ist er für uns unbesorgt; wenn wir sie nicht lieben, dann gilt ihm alles, was wir sonst sind und haben, nichts.

Liegt darin wirklich der Weisheit letztes Wort? Ist uns damit die Lösung für die Rätsel gegeben, die das Leben für uns alle enthält?

Vereinfacht wird freilich unsere Auffassung und unser Betrieb des Lebens außerordentlich, wenn wir uns das Wort des Apostels anzueignen vermögen. Denn unsre Gedanken werden durch dasselbe nach innen gewendet und einwärts gerichtet. Wir lieben die Brüder; das trifft nicht unsre Tracht und Figur, unsre Stellung, Schein und Schauspielerei. Dieses Wort spricht von uns, vom inwendigen Grundwillen unsrer Persönlichkeit. Aber eben darum mag uns das Bedenken bewegen, ob wir mit diesem Unterricht auch im praktischen

Leben durchkommen. Reicht das aus, um die Mannigfaltigkeit der Anliegen, die uns das Leben aufnötigt, zu umfassen und zu ordnen? Wird unsre Auffassung des Lebens damit nicht dünn, luftartig, überirdisch, so daß wir unpraktisch werden und ungeeignet für die rauhe Wirklichkeit?

Johannes sagt uns, warum ihm alles an diesem einen Punkt liegt, daß wir die Brüder lieben, warum ihm das als das einzig praktische Verhalten gilt, als das einzige Verfahren, das der Wirklichkeit gewachsen ist.

Wollen wir leben, so müssen wir lieben; wollen wir wahr sein, so müssen wir lieben; wollen wir Freudigkeit zu Gott haben, so müssen wir lieben.

1.

Wir sind aus dem Tode ins Leben hinübergegangen. Wie denn? Das ist eine merkwürdige Botschaft! Wie macht man das? Wir sind aus dem Tode ins Leben hinübergegangen; denn — wir kochen gut und essen reichlich. Nicht wahr, l. Fr., das ist Blödsinn! Der Köche spottet des Todes Majestät. Wir sind aus dem Tode ins Leben hinübergegangen, denn wir kleiden uns hübsch — auch ein Unsinn; denn wir sind belesen und haben einen weiten Horizont und einen feinen Geschmack — auch eine Torheit. Wir sind aus dem Tode ins Leben hinübergegangen; denn wir lieben die Brüder. Fällt auch dieser Satz um, wie die vorangehenden, die man nur auszusprechen braucht, damit sie als Kinderei und Torheit erkennbar sind? Dieser Satz bleibt.

Was hat aber die Liebe mit dem Leben zu tun? Wie soll sie die Macht haben, uns aus der Gewalt des Todes herauszuheben und uns eine Lebendigkeit zu gewähren, welche bleibt?

Daran haben wir die Liebe erkannt, daß er

sein Leben für uns gelassen hat. Seht: so mächtig erfaßt die Liebe das Leben, braucht es und verfügt über dasselbe frei und königlich, so daß sie es dahin zu geben vermag, nicht mit einem nutzlosen Opferakt, nicht zu einem tragischen Knalleffekt, bei dem man klatscht und der Vorhang fällt, sondern so, daß sie an der Hingabe des Lebens ihre höchste Macht gewinnt, ihr Ziel erreicht, ihren Segen spendet und uns ihre Gabe gibt. Daran erkennen wir die Liebe, daß er für uns, uns zu Gut und uns zum Gewinn, sein Leben gelassen und dadurch die versöhnte Gemeinde geschaffen hat, die ihm ewig dankt. So viel hat die Liebe mit dem Leben zu tun.

Anders wäre es, wenn wir sie an uns selber zu beobachten vermöchten, an den natürlichen Regungen unsres Herzens, oder wenn wir sie durch unsre Poeten kennen lernten und ihre hübschen Verschen, oder durch unsre Sänger und ihre berückenden Töne, oder wenn wir ihre Kenntnis von unsern Pfarrern erhielten, weil sie schön über sie predigen, oder von unsern Professoren, weil sie so scharfsinnig erörtern und definieren, was das Reale und das Gute im Wesen des Menschen sei, und warum es möglich und warum es notwendig sei. Aber wir haben nicht daran die Liebe erkannt, sondern daran, daß Er sein Leben für uns gelassen hat, er, der in der Sendung Gottes kam mit dem Königsnamen und Herrscheranspruch an alle, die Gott dienen wollen, er, der die Geißel nahm und den Tempel Gottes reinigte. und dem Sturm gebot, daß er schwieg: Er hat sein Leben nicht verteidigt, nicht verherrlicht, nicht zu Glanz und Sieg über alle Welt erhöht, sondern es für uns gelassen. Daran haben wir die Liebe erkannt, und haben damit auch erkannt, daß sie nicht nur ein Zusatz und eine Beigabe zum Leben ist, nur ein Stück desselben, das mehr oder minder entbehrlich wäre oder auch mehr oder minder nützlich, sondern haben erkannt, daß am Lieben unser Leben hängt.

Johannes zeigt uns noch anderes als nur den, an welchem wir die Liebe ſchauen. Er zeigt auf den Totſchläger hin, der den andern das Leben nimmt und durchaus nicht willig iſt, das ſeine zu laſſen. Wir kennen den Totſchläger auch; er iſt eine Geſtalt, die uns in der Geſchichte der Menſchheit beſtändig begegnet. Ob er es blutig macht oder unblutig, langſam oder leidenſchaftlich: ſein Wille geht darauf, das Leben zu zerſtören und es andern zu rauben. Daran hat er ſeine Luſt.

Wir ſehn aber auch hier den Zuſammenhang zwiſchen der Liebe und dem Leben. Wie wird aus dem Menſchen der Totſchläger? Er haßt. Sein Wille iſt auf die Vernichtung des andern gerichtet; das iſt der Haß. Der Haß entſteht aber da, wo die Liebe nicht iſt, und die Liebe da, wo der Haß nicht iſt. Dieſe beiden ſind nicht zuſammen; hier muß das eine untergehen, damit das andere aufgehe, gerade wie Leben und Tod nicht beiſammen ſind, ſondern der Tod vergangen ſein muß, damit das Leben erſcheine. Indem aber der Todſchläger andern das Leben nimmt, gibt er damit auch das ſeinige preis. *Wir wiſſen, daß ein Totſchläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend.* Oder wiſſen wir das nicht? Zweifeln wir etwa hieran? Nein, l. Fr., das *wiſſen* wir.

Dagegen beſchäftigt uns der andre Gedanke, daß ſich zwiſchen dieſen beiden Wegen doch noch eine breite Mitte befinde, bei der wir wohl bleiben könnten. Dort ſteht der, der ſein Leben für uns gelaſſen hat; hier der Totſchläger, der es den andern nimmt. Wir brauchen uns aber vielleicht weder jenem noch dieſem anzuſchließen. Sollten das nicht Extreme ſein, zwiſchen denen ein breites Mittelgebiet liegt, das für uns ſich eignet, entlegene Pole, bis zu denen ſich immer nur wenige begeben, dort der, der ſein Leben für uns gab, mit ſeiner kleinen Schar, hier die freilich größere Gruppe, die zu haſſen weiß? Wir dagegen ſtellen uns zwiſchen beide, vergnügt und brav.

Gewiß können wir für einige Zeit ohne Haß und ohne Liebe durchs Leben gehen, weil wir es uns für einige Zeit aus dem Sinn schlagen können, daß wir Brüder haben. Wozu auch an sie denken? Wir sind beschäftigt mit uns selbst. Wir sorgen für uns; wenn jeder für sich sorgt, ist für alle gesorgt. Wir machen uns vergnügt; wenn jeder vergnügt ist, sind alle vergnügt. Wir haben damit Arbeit genug, daß wir für unsre eignen Anliegen sorgen, und so halten wir es vielleicht lange aus, ohne daß wir der Liebe bedürfen oder den Haß in uns erregen. Allein es kommt für uns alle die Entscheidung, und in der unentschlossenen Mitte verharren wir nicht auf die Dauer. Das kommt daher, daß wir alle es erleben, daß wir Brüder haben. Wir sind nicht gefragt, ob wir sie haben wollen oder nicht. Gottes Hand hat uns in die Gemeinschaft mit ihnen versetzt. Sie begegnen uns auf unserm Wege. Es stiften sich die tiefgreifenden Beziehungen, die unsre Lebensläufe zusammenflechten. Dann müssen wir wählen: lieben oder hassen, Leben geben oder rauben. Wie wollen wir dann wählen? Dann gedenkt an das Wort des Apostels: wir haben erkannt, was die Liebe ist, und daß sie unser Leben ist.

2.

Johannes fügt noch ein Zweites bei: Daran erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit sind, daran nämlich, daß wir lieben, nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der Tat. Brauchen wir wirklich die Liebe, um die Wahrheit zu finden? Was hat denn die Liebe mit der Wahrheit zu tun?

Reich strahlt uns von allen Seiten die Wahrheit entgegen. Welche Fülle von Erkenntnissen bietet uns die Welt, sowie wir die Augen öffnen! Wie nah sind uns auch die höchsten Gewißheiten, deren unser Geist fähig ist! Wir müssen nicht erst zum Himmel fahren, um sie zu erringen,

müſſen auch nicht erſt in die Tiefe hinunterſteigen, um ſie heraufzuholen. Das Wort iſt dir nahe, in deinem Herzen lebendig und in deinem Munde gegenwärtig. Denn Gottes Wahrheit ſtrahlt mit ihrem Licht in jedes Menſchenauge hinein.

Sind wir aber damit ſchon aus der Wahrheit, daß wir ſie kennen? Wie's hier ſteht, macht uns Johannes an einem ſehr einleuchtenden, einfachen Beiſpiel deutlich. Er nennt uns eine Überzeugung, die wir alle teilen, bei der unter uns keine Differenz und kein Gegenſatz vorhanden iſt. Gott, ſagt er, iſt größer als unſer Herz und kennt alle Dinge. Wer unter uns ſagt hier: nein? Gott iſt größer als mein Herz, gewiß! Nie ſoll es mir einfallen, daß ich den kleinen Kreis der Welt, den ich überſchaue, für gleich groß halte wie Gottes Blick, daß ich die Erkenntniſſe und Gedanken, die in meinem Herzen wohnen, für Gottes Gedanken ausgebe, daß ich das Wohlmeinen, das ich in mir trage, für gleich groß erkläre wie Gottes Gnade, daß ich das Vermögen, mit dem ich handle, mit Gottes Regierung gleichſetze. Torheit und nochmals Torheit iſt jeder derartige Gedanke. Gott iſt größer als unſer Herz. Das ändert ſich nicht, wenn wir unſre Herzen zuſammenbringen und das, was der eine hat, mit dem verbinden, was der andre kann. Und wenn wir aller Menſchen Herzen beiſammen hätten und allen Verſtand, der in ihnen lebt, und alle Güte und Kraft, die in ihnen ſich regt: Gott iſt mehr als unſer Herz. Wer ſagt nicht mit ganzer Seele: ja? Und er kennt alle Dinge. Ich weiß, daß er mich völlig durchſchaut, und ich kein Geheimnis vor ihm bin, daß auch das, was ich an mir niemals begreife, vor ihm licht und klar iſt, daß er weiß, was Natur in mir iſt, und was freie Tat, weiß, wie es kam, auch wenn ich es nicht durchſchaue, und weiß, wohin es führt, auch wenn ich es nicht überſehe. Denn er kennt alle Dinge.

Johannes ſagt: weil ihr das wißt, ſo könnt ihr damit euer Herz ſtillen, wenn es euch verklagt. So iſt es in der Tat; die Wahrheit, die uns der Apoſtel dadurch gibt, iſt groß und ſtark genug, daß wir unſer Herz mit ihr zu ſtillen vermögen. Weil Gott größer iſt als mein Herz, ſo endet ſein Vermögen nicht, wo das meine endet. Ich zwar ſtehe ratlos vor meiner Schuld und ſorgenvoll vor meiner Not; Gottes Herz aber iſt größer. Er kann vergeben, wo ich die Schuld nicht aufheben kann, kann helfen, wo ich dazu nicht imſtande bin. Gott weiß alle Dinge, weiß, wie wir uns zu ihm hin wenden und was uns als Schwierigkeit dabei im Wege ſteht; er kennt unſer Fallen und Siegen, unſer Sündigen und unſer Lieben. Das iſt in der Tat eine Gewißheit, mit der man ſein Herz ſtillen kann.

Können wir es aber wirklich? Die Wahrheit, die der Apoſtel ausſpricht, ſteht zwar in unſrer Erkenntnis felſenfeſt, ſo daß kein Zweifel an ihr nagt und kein Bedenken ſie erſchüttert. Sie iſt in unſern Geiſt mit unauslöſchlicher Schrift eingegraben. Dennoch was nützt ſie uns? Stille wird die Seele nicht; die Anklage hört nicht auf; die Unruhe treibt uns hin und her; ſogar die Klage der Verzweiflung läßt ſich hören. Wir ſagen uns zwar vor: Gott iſt größer als unſer Herz; aber es iſt keine Hilfe für uns darin. Was iſt das Hindernis?

Wir haben die Wahrheit; aber wir ſind nicht aus ihr. Daran erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit ſind, daß wir die Brüder lieb haben. Dann, ſagt Johannes, dann kannſt du dein Herz ſtillen, wenn es dich verklagt. Erſt damit, daß wir die Brüder lieb haben, wird die Wahrheit, die wir haben, uns zum Segen. Dann iſt ſie ſo unſer Eigentum, daß ſie uns bewegt, unſern Willen lenkt und unſer Leben ſich dienſtbar macht. Das erſt gibt die Verbundenheit mit Gott, nicht ſchon eine Erkenntnis, die mir von oben her gegeben wird, ſondern erſt das Lieben, das uns in den Dienſt der Gnade Gottes ſtellt.

3.

Wir haben Freudigkeit zu Gott, sagt Johannes. Das sagt er darum, weil er sagen darf: wir lieben die Brüder. Freudigkeit vor Gott, l. Fr., das ist auch etwas, wovon wir alle wissen: so sollte es sein! Das ist nichts Künstliches, nichts Unnatürliches, sondern der gesunde, normale Stand jedes Menschenherzens. Das kann auch nicht bloß der Besitz der Großen, Fortgeschrittenen und Vollkommenen sein; nein! das ist die Stellung aller vor Gott. Bilden wir uns denn ein, daß Gott durch Zwang regiere und uns durch Schrecken sich unterworfen halte? Soll das Gottes Verherrlichung und Ehre sein, daß wir vor ihm verstummen in angstvollem Schweigen und zergehen vor Zittern und Zagen? Freudigkeit vor Gott zu haben ist der Beruf jeder Kreatur Gottes, der er einen vernünftigen Geist gegeben hat. Freudigkeit vor Gott zu haben ist vor allem unser Beruf, der Beruf der Gemeinde Jesu, die die Liebe erkannt hat an dem, der sein Leben für uns gelassen hat.

Aber wie steht es? Ach, wir wollen nicht lange davon reden, von diesem beständigen Druck, der auf unsrer Frömmigkeit liegt, von diesem ewigen Zagen, das uns immer wieder quält. Wir haben am letzten Sonntag gehört, was die Furcht austreibt, nicht nur die Furcht vor den Menschen oder vor den Schmerzen und dem Tod, sondern auch jene Furcht, die dann entsteht, wenn die Gewißheit Gottes uns erfaßt und wir's mit dem zu tun haben, der größer ist als unser Herz. Etwas Einziges gibt es in der Welt, das die Furcht auszutreiben vermag: sie hat Pein, aber die Liebe treibt sie aus. Darum, sagt Johannes, haben wir Freudigkeit vor Gott und können bitten, weil wir seine Gebote halten und tun, was vor ihm gefällig ist.

Er nennt uns zwei Gebote Gottes, nicht nur das, daß wir die Brüder lieben sollen. Wenn er uns nur das zu

nennen hätte, könnten wir klagen: er ſtelle uns doch wieder nur eine Aufgabe, zeige uns aber nicht die Kraft, welche ſie erfüllen könne; er lege uns doch nur ein Geſetz auf, biete uns aber keine Gabe dar, wie ſie die Liebe gibt. Allein Gottes Gebot iſt nicht nur mit dem Wort beſchrieben, daß wir die Brüder lieben. Johannes nennt uns noch ein Zweites als Gottes großen, herrlichen Willen für uns, als das, wozu wir durch Gottes königliches Gebot berufen und verpflichtet ſind: daß wir an den Namen ſeines Sohnes glauben. Hier öffnet ſich uns die Quelle der Kraft, aus der die Liebe entſteht; dadurch wird uns das zweite Gebot zur Freude und hört auf eine Laſt zu ſein. Unſer Blick iſt auf den gewandt, an welchem wir die Liebe ſahn. Auf ſeinen Namen dürfen wir uns ſtützen, an ihn glauben. Und indem wir uns glaubend ihm anſchließen, erleben wir auch, was Johannes als letztes Wort hinzufügt: Daran erkennen wir, daß er in uns bleibet, an dem Geiſt, den er uns gegeben hat. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

6. Sonntag nach Trinitatis.

(10. Juli 1904.)

Röm. 6, 1—11.

Man wird nicht selten gefragt, was denn Besondres und Neues im Neuen Testament stehe, was man sonst nirgends finde. Wenn euch jemand diese Frage stellt, dann dürft ihr ihn getrost auf unsern Text verweisen: Wir, die wir der Sünde gestorben sind. Tot sein für das Böse: welch ein Evangelium! Das steht nur im Neuen Testament. Wir hören in der Welt viele Klagen über die Sünde, manchmal ernst gemeinte, manchmal bitter scheltende; wir sehen manchen tapfer darnach ringen, daß er das Böse von sich wegschleudere; oder wir hören andere das Böse mit stolzer Ruhe ableugnen; man trifft auch nicht selten auf heiße Sehnsucht, die mit schmerzhafter Reue nach der Befreiung vom Bösen seufzt. Das alles ist aber etwas ganz Anderes als das, was uns unser Text zeigt: wir, die wir der Sünde gestorben sind. Das sagt uns einzig der Bote Jesu.

Tod hebt alle Gemeinschaft auf; da gibt es keinen Verkehr mehr und keine Beziehungen. Gestorben sein für die Sünde heißt los sein von ihr, so daß sie uns nicht mehr berührt und erfaßt, weder mit ihrer lustvollen Versuchung, noch mit ihrer knechtenden Gewalt. Nun verblüfft uns aber die Größe des göttlichen Worts. Wir fragen: für wen ist denn dies gesagt? Gibt es denn in unserer Kirche solche Leute? Können wir uns das aneignen, uns in unser Textwort einschließen? Zweifellos kann aus unserm Wort eine tolle Phantasterei werden, dann, wenn wir meinen: wir brächten es durch unsre Kraft und unser Verhalten dazu, daß wir der

Sünde abgestorben seien. Aber wahr ist das Wort, ewig wahr, die herrlichste Wahrheit, die uns je jemand gesagt hat, deshalb, weil es uns sagt, was Gott uns gegeben hat.

Freiheit vom Bösen: das schaffst du nicht dir selbst;
Freiheit vom Bösen: das hat dir Gott gegeben.

1.

Wenn uns jemand sagt: ich habe so tüchtig gehandelt und so richtig in jedem Augenblick meines Lebens entschieden, daß ich frei dastehe von allem Bösen, tot für die Sünde, unberührbar für die Versuchung, unerreichbar vom Fall, so glaubt ihm dies niemand. Und die verständigen Leute sind betrübt, wenn einer so etwas sagt, weil sie sich mit Recht sagen: das ist der gerade Weg in die Sünde hinein. So blind über sich selbst muß derjenige sein, der sich hinein in die Sünde wirft. Hoffart kam noch immer vor dem Fall, und dies deshalb, weil sie selbst schon inwendig den Fall in sich hat, selbst schon der Klarheit und dem Gericht der Wahrheit sich entzog, Gottes Gesetz wegwarf und den Streit mit seiner Gnade schon begonnen hat. Die Sache wird nicht besser, wenn wir unsrer Hoffart ein frommes und gläubiges Röcklein anziehen, und sagen: wir mit der Anspannung unsrer Glaubenskraft, durch den festen Griff, mit dem wir Christus erfassen und Gottes uns bemächtigen, wir haben es dazu gebracht, daß wir der Sünde abgestorben sind; auf der Höhe unsers Glaubensstands ficht uns das Böse nicht mehr an. L. Leute, das ist alles erlogen.

Zu wem redet denn der Apostel? Spricht er von solchen Leuten, die sich durch ihre eigene Willenstüchtigkeit gegen das Böse verschließen und von jeder Gemeinschaft mit ihm abgeschieden sind?

Was wollen wir denn hiezu sagen: wollen wir in der Sünde bleiben? Sprechen Tugendhelden

oder Glaubenshelden so? „Wollen wir nicht in der Sünde bleiben?“ das ist die Frage des Menschenherzens, unsere Frage, die meine und die eure. So fragt das Menschenherz, das mit allen seinen Fasern am Sündlichen hängt. Unsere Photographie wird uns hier gezeigt, wie wir je und je wieder mit lüsternem Blick nach dem Sündlichen hinüberschauen: wäre es denn nicht doch nett? es wäre doch fein! „Wollen wir nicht in der Sünde bleiben“ — *solchen* Leuten, die diese Frage bei sich bewegen, sagt Paulus: wir, die wir der Sünde gestorben sind! Da dürfen wir zugreifen; das ist ein Evangelium, das auch für uns paßt.

Was wollen wir denn hiezu sagen: sollen wir denn in der Sünde bleiben, *damit die Gnade desto mächtiger werde*? Dieser Gedanke hat eine ungeheure, versuchliche Macht. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Christenleben gibt, wo er nicht öfter mit großem Ernst, Entscheidung wirkend, in den Lebensgang eingreift. Der Gedanke kommt dann an uns heran, nachdem wir es verstanden haben, was Gnade ist, und es uns deutlich geworden ist, was der vorangehende Spruch meint: daß da, wo die Sünde mächtig geworden ist, die göttliche Gnade nicht schwach wird und uns nicht preisgibt, sondern daß gerade da, wo die Sünde mächtig geworden, die Gnade sich noch herrlicher und mächtiger erweist! Wenn wir es verstanden haben, was es heißt: Gott verzeiht, und zwar göttlich, ganz, so daß unsere Schuld versinkt, als fiele sie in die Tiefe des Meeres, wenn wir es begriffen haben, daß der verlorne Sohn dem Herzen des Vaters näher steht, nicht ferner: kommt uns dann nicht der Gedanke: es ist doch bequem, einen so guten Gott zu haben, und auch nicht so schlimm, ein verlorner Sohn zu sein? Wenn uns Gott begleitet durch alle Dunkelheiten und Irrgänge unseres Lebens und seine treue Hand nicht von uns abzieht, brauchen wir dann noch die Sünde zu lassen, ohne Weichlichkeit mit voller und tapferer Entschlossenheit? Und doch liegt in diesem Ge-

danken die abgrundtiefe Bosheit, und das grauenvolle Antlitz der Sünde enthüllt sich hier. Deshalb schlecht sein, weil Gott gut ist, deshalb im Bösen bleiben, weil er verzeiht, deshalb von ihm weglaufen, weil er uns in seiner Gnade trägt: das ist der vollendete Wahnsinn der Sünde. Solchen Leuten, die diese Frage im Herzen tragen, ob sie nicht weiter sündigen wollen, damit die Gnade um so höher steige, ob sie nicht deshalb schlecht werden wollen, weil Gott gut ist, solchen Leuten sagt Paulus: wir, die wir der Sünde gestorben sind. Ich sage noch einmal: das ist ein Evangelium für uns; da haben wir Platz.

Wie fährt Paulus fort? Wißt ihr nicht, daß alle die wir — wie heißt es doch? Daß alle, die wir durch die Macht unserer Willenstüchtigkeit unerreichbar für alles Böse geworden sind, daß alle, die wir auf der Höhe unserer Glaubensübung jeden sündlichen Gedanken und jeden sündlichen Reiz hinter uns gelassen haben, daß alle, die wir durch unsern tapfern Lauf nach dem Ziele der Gerechtigkeit zu Überwindern geworden sind — nein! Nicht also steht geschrieben, sondern so steht geschrieben: wißt ihr nicht, daß alle, die wir auf Jesum Christum getauft sind. An den Anfang ihres Christenlebens führt sie Paulus zurück, zu jener Stunde, wo diese Heiden oder Juden aus einem dunkeln Leben heraus sich reuig zu Gott wendeten, wo sie an der Türe des Himmelreichs standen und um Einlaß baten, und auch nicht vergeblich anklopften, sondern die Antwort Jesu erhielten: ich wasche dich, sei rein. Von jener Stunde sagt Paulus: damals seid ihr für die Sünde tot geworden und lebendig für Gott.

Wir wollen nicht auf die Torheit hören, die uns einwirft: damals war es etwas ganz Anderes! damals waren es Männer; als wir zur Taufe kamen, da waren wir Kinder; damals waren es Bekehrte und Gläubige; und als wir zur Taufe kamen, waren wir unmündige Schläfer. L. Fr.,

was die Taufe ist, wird sie nicht durch das, was wir aus ihr machen; sie ist und bleibt das, was der Herr aus ihr gemacht hat, und das ändert sich nicht im Wechsel der Zeit und mit den Veränderungen der Kirche. Seinen Willen drückt sie aus, und diesen seinen gnädigen Willen, durch welchen er uns zu sich beruft, uns unsere Schuld erläßt und uns Geist und Kraft zur Gemeinschaft mit Gott gewährt, schöpft er nicht aus dem, was wir haben, sondern ihn holt er aus dem, was er selber ist kraft seiner Sendung durch Gott. Ob wir als Männer zur Taufe kommen oder als Kindlein: hier und dort kommt es zur völlig deutlichen Bezeugung, daß unsere Freiheit vom Bösen nicht durch unser Werk entsteht und nicht uns zum Ruhme dient. Dort kamen Männer, die sich wenden mußten, weg von dem, was sie bisher anbeteten, hin zum unbekannten Gott; hier kommen Kindlein, die noch umfangen sind vom Schlaf auf ihrer bloß natürlichen Lebensstufe. Hier wie dort ist dir vor das Auge gehalten: Freiheit vom Bösen schenkt dir Gott.

Wie geht es aber dabei zu? Wie sind wir der Sünde tot?

2.

Wißt ihr nicht, daß alle, die wir auf Jesum Christum getauft sind, in seinen Tod getauft sind? Seht, dort steht der, der im Blick auf sich selbst, auf das, was er selbst als Lebensstand in sich trägt, sagen kann: ich bin der Sünde gestorben, lebendig für Gott. Dort steht der, den keine Schuld berührte, und weil ihn unsere Schuld erfaßte, trug er das Kreuz und gab sich in den Tod; dort steht der, der für Gott lebt als der vollkommene Diener des göttlichen Willens und des Reichtums seiner Gnade, und weil ihn seine Gemeinschaft mit unserer irdischen Art in die Schwachheit versetzt hat, darum ist er gestorben, um zu leben in der neuen Weise dessen, den die Herrlichkeit des Vaters auferweckt hat. Weil er der Sünde gestorben ist mit einem Male und nun tot ist für sie,

nicht belaſtet mit ihrer Schuld, ſondern frei zum Verzeihn, nicht ergriffen von ihrer Macht, ſondern frei uns zu heiligen, darum ſind auch wir der Sünde geſtorben und darum leben auch wir für Gott.

Nun ſind wir aber wieder verzagt und kleingläubig und — dumm, und ſagen: darum? darum? weil Jeſus geſtorben, weil Jeſus auferſtanden iſt, darum — ? L. Leute: ihr müßt wiſſen, was der Herr Chriſtus iſt. Wenn es ſich um ein Männlein handelte, etwa von meiner Statur, das ſich mit ſich ſelber plagen muß den lieben langen Tag, und alle Mühe und Arbeit hat, um ſich ſelbſt gegen das Böſe zu wehren, und viel Kampf und Anſtrengung dazu braucht, um für ſich ſelbſt etwas von Gott zu ſpüren und aus der Ferne von Gott heraus in ſeine Nähe zu kommen: dann wäre es mit dieſem „darum“ nichts. Das iſt nicht der Herr Chriſtus. Ihr dürft ihn nicht beſchreiben nach euerm Bild, ſondern ſein Amt beſteht gerade darin, daß er uns in ſein Bild verklärt, weil er ein anderes Bild hat als das unſere, nämlich Gottes Bild. Wie es mit dem Herrn Chriſtus ſteht, ſehen wir ſofort an der Taufe. Eben deshalb erinnert uns Paulus an ſie, damit wir wahrnehmen, mit weſſen Tod und Leben wir es hier zu tun haben. Die Taufe ſtammt nicht von einem Menſchenkind, das mit Ach und Krach, mit Weh und Not ſich ſelbſt über die Sünde zu Gott emporringt, ſondern die Taufe ſtammt von dem, der dich zu ſich beruft, weil er der Heiland iſt, von dem, der die Vollmacht hat, dir zu vergeben, weil er der Verſöhner iſt, von dem, der dich in ſeine Gemeinſchaft ſtellt, damit du bei ihm lebeſt, hier in der Zeit, und bei ihm ſeieſt in der Ewigkeit. Das iſt Chriſtus, und darum gilt es: weil er der Sünde geſtorben iſt, ſind wir ihr geſtorben, und weil er für Gott lebt, darum ſind auch wir lebendig für ihn. Das iſt Glaube.

Nun ſagt ihr wieder: ach! bloß Glaube, bloß Glaube; damit ändert ſich ja das wirkliche Leben nicht. Ihr klagt

vielleicht: als du mit dem Wort anfingst: tot der Sünde! da schien es, du bringest uns ein die Wirklichkeit heilendes Wort; nun soll es aber wieder Glaube sein und nichts als Glaube! Das ist unverständig geredet. Warum seht ihr so vergnügt dem Sonnenuntergang zu ohne alle Angst, es könnte eine ewige Nacht über die Erde hereinbrechen, und keiner von euch läuft zum Ölhändler, um ein ganzes Ölfaß zu kaufen! Ihr seid ganz getrost; es wird Nacht, und der Morgen kommt; die Sonne geht, und sie kehrt wieder. Ihr habt eine Gewißheit, ein Glauben, und dieser Glaube hält euch und macht euch fest und vergnügt beim Sonnenuntergang; denn ihr seid des Morgens gewiß. Genau so ist es, wenn wir unser Leben mit der Gewißheit führen dürfen, daß uns in unserm Herrn Jesus Freiheit vom Bösen gegeben ist. Wenn wir es noch so sehr erleben, was Paulus mit dem Wort meint: Leib der Sünde! wenn wir uns eingewickelt finden in eine Menge törichter Vorstellungen und kranker Triebe, wenn der Kampf, der uns verordnet ist, schlimm und schwer auf uns liegt, so daß wir uns in keiner Weise darstellen können als ein Muster christlicher Kraft: dennoch ist die Gewißheit ein unbezahlbares Gut: alle Schuld ist mir abgenommen, alle Beziehungen zur Sünde sind gebrochen; zwischen mir und ihr besteht ein Graben, wie ihn der Tod schafft, der sein Werk nicht halb tut, sondern bekanntlich ganz, und wie der Tod trennt und auseinanderreißt, was vorher verbunden war, so ist Christus zwischen mich und meine Sünde getreten mit der ewigen Heilandsmacht. Da sage noch einer im Ernst: das sei gleichgiltig, ob ich das weiß oder nicht. Wenn der Arzt das Vermögen hat, dem Kranken zu sagen: du wirst in einiger Zeit genesen! wenn der Kranke die Gewißheit haben darf: mein Leiden schwindet und schwindet ganz: wer sagt dann, daß das für ihn nichts bedeute, und es auf eins herauskomme, krank sein mit der Angst: es endet schlimm, krank sein mit der Gewißheit: wir genesen? Ebenso ist es auch für uns in der

täglichen Lebensführung von der größten Bedeutung, daß wir wissen: wir sind von allem Bösen geschieden, weil er bei uns ist, und die Sünde weicht, wo er ist.

Diese Gewißheit ist auch auf den realen Verlauf unsres Lebens durchaus nicht einflußlos. Gewiß wird es nie anders als so, daß wir unsre Freiheit nur bei ihm haben und als seine Gabe nur im Glauben empfangen. Nie darf sich unser Blick auf uns selbst zurückbeugen, nie unser Glauben sich zur Bewunderung unserer eigenen Größe umwenden. Er ist der, der der Sünde gestorben ist und für Gott lebt. Darum halte t euch selbst für tot der Sünde und für lebendig für Gott. Das greift aber in das Leben ein. Wer die Gewißheit hat: die an die Sünde sich heftende Frage ist für mich entschieden; der Streit mit dem Bösen ist für mich ausgetragen; der Griff der Schuld nach mir ist gelöst: der lebt anders, und l. Fr., der stirbt auch anders, als der, dem diese Gewißheit fehlt.

Haltet euch dafür, daß ihr der Sünde gestorben seid und lebet Gott. Dieses Leben ist lebenswert. Danket Gott. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

10. Sonntag nach Trinitatis.

(7. Auguſt 1904.)

1. Kor. 12, 1—11.

(Abſchiedspredigt für die Studierenden.)

10. Sonntag nach Trinitatis.[1])

(7. August 1904.)

1. Kor. 12, 1—11.

Wenn heute alle unsere bäuerlichen und bürgerlichen Gemeinden um dieses Wort des Apostels versammelt sind, das ihnen die Wirksamkeit des heiligen Geistes beschreibt, so gebührt dies an erster Stelle uns, die wir heute unsern Dankgottesdienst feiern, am Schluß eines Semesters und für manche unter euch am Schluß ihrer ganzen Studienzeit. Das Erste, was uns hiebei den Grund zum Dank darreicht, bleibt doch das, daß es uns durch Gottes hohe Regierung verstattet worden ist, Theologie studieren zu dürfen. Wie wir auch näher die Aufgabe der theologischen Arbeit fassen mögen: das ist gewiß, daß es sich bei ihr um das handelt, was des Geistes ist. Daher hat das, was uns der Apostel über die Art und Wirksamkeit desselben sagt, heute eine besondre Bedeutung für uns.

Sie wird noch verstärkt, wenn wir den Blick auf den Beruf richten, zu dem alle auf Gott und sein Wort gerichteten Studien hinführen, ohne den sie fruchtlos und zwecklos bleiben. Das Amt der Kirche ist ein Dienst des Geistes. Das erleben wir alle sofort, wenn wir in dasselbe treten. Die Dinge, denen seine Arbeit gilt: Gewißheit Gottes, solche Gewißheit, die Glaube ist, Griff in seine Gnade, Lösung von Schuld, Befreiung vom Fleischestrieb, echte Gemeinschaft in jener Liebe, die nicht das Ihre sucht, das schafft nicht menschliche Kunst und Theorie. Wir dürften die Hand nicht an

[1]) Abschiedspredigt für die Studierenden.

das kirchliche Amt legen, wenn es nicht in vollem Sinn, so wie die Schrift das Wort braucht, in Jesu Sinn, ein geistliches Amt wäre, ein Amt, dessen Ziel mit demjenigen Ziel eins ist und zusammenstimmt, zu dem Gottes Geist den Menschen führt; wenn nicht zu dem Wort, das wir der Gemeinde sagen, der Geist die Wirklichkeit schüfe. Darin liegt die Zucht, Demut und Bescheidenheit des Amts, und zugleich seine Würde und Gewalt.

Was ist Geist? heiliger Geist in einem Menschenherzen? Gottes Geist in unsrer inwendigen Lebensgestalt? Ist dies die Frage der Gemeinde Jesu, die er auf den Geist der Wahrheit gegründet hat, so ist das innerhalb der Gemeinde Jesu wieder in besonderem Sinn die Frage des Geistlichen, und innerhalb des Kreises der Geistlichen wieder in besonderem Sinn die Frage derer, die neu in das Amt eintreten.

Der Apostel nennt uns das Merkmal des Geistes: daß er uns Jesum unsern Herrn nennen lehrt, und er beschreibt uns seine Wirksamkeit: daß er durch die Mannigfaltigkeit der Gaben die einträchtige Gemeinde schafft.

1.

„Einst wurdet ihr zu den stummen Bildern geführt, wie sich's eben traf", sagt Paulus zu seinen Korinthern, und erinnert sie dadurch an eine Periode ihres Lebens, wo sie den Geist noch nicht kannten. Religion hatten sie auch dann, eine eindrucksvolle, vielgeschäftige, die das ganze Leben umspannte. Allein das, was Paulus Geist nennt, heiligen Geist, das kannten sie damals nicht. Warum? Bilder vergegenwärtigten ihnen Gott, und Bilder sind nicht Geist. Geist ist Gottes gnädige Gegenwart bei uns in unserm inwendigen Leben. Und das Bild war stumm. Wenn es die Gebete und Opfer empfieng, so antwortete es nicht. Der Geist aber ist nicht stumm, sondern gibt das Wort; denn

er erzeugt die Erkenntnis und ſchafft den Willen. Und warum fanden ſie ſich vor jenen Bildern ein? Sie wußten es ſelbſt nicht; es war ſo Brauch. Sie wurden getrieben, wie es eben kam, in Korinth zu jenem Bild, in Rom zu dieſem. Allein ein Getriebenwerden ohne Gewißheit und ohne Liebe nennt Paulus nicht Geiſt. Dieſer verſchafft uns eine Verbundenheit mit Gott, die unſer Eigentum iſt.

L. Fr., es vergeht in der Weltgeſchichte nichts, auch nicht die ſtummen Bilder und die feiernden Scharen, die nicht wiſſen, was ſie zur Feier getrieben hat. Uns verſchafft freilich nicht mehr der Meißel der Künſtler das geweihte Bild. Entſtehen aber nicht auch durch die Kunſt der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft Bilder, farbenreiche, intereſſante, die ſich zu einem Bilderſaal zuſammenfügen, in dem die Religionsgeſchichte mit ihrem ſeltſamen Verlauf uns gegenwärtig wird? Dieſer Bilderſaal mag auch ſo anziehende und auffallende Figuren umfaſſen, wie Jeſus, der als Sohn des himmliſchen Vaters lebte, und Paulus mit ſeinem verſöhnten Gott, und kann doch für uns nur ein Bilderſaal bleiben, deſſen Figuren kein Mark haben. Hinter ihren Formen und Farben ſieht unſer Auge nur die irdiſche Subſtanz. Dann ſind ſie für uns ſtumm. Mögen ſie auch einſt zu andern geſprochen haben: zu uns reden ſie nicht mehr, jedenfalls nicht das, was wir brauchen. Und wenn wir uns fragen: weßhalb ſie als heilige Bilder unter uns aufgerichtet ſind, ſo fehlt uns die Antwort. Die ſeltſame Tatſächlichkeit der Weltgeſchichte hat es ſo gemacht, vielleicht im Zuſammenhang mit einem dunkeln Drang, mit einem ſogenannten „Bedürfnis", das die Menſchheit wunderlicher Weiſe ſpürt!

Wir dürfen es heute mit herzlichem Dank vor Gott ausſprechen: ſo iſt es in der Chriſtenheit nicht! Wir ſetzen diejenigen, die wir in das Amt einführen, nicht ein zu Hütern in einem ſtummen Bilderſaal, und die Gemeinde Jeſu beſteht nicht aus ſolchen, die feiern, ohne zu wiſſen warum.

Und wenn es euch jetzt noch so scheint: es mag auch euch gehen, wie den Korinthern, denen Paulus zu schreiben hat: Einst hattet ihr vor euch nichts als stumme Bilder und wurdet zu ihrer Verehrung durch einen dunkeln Zwang geführt; jetzt aber wißt ihr, was Gott im Geiste dienen heißt.

Paulus reicht aber mit diesem einen Wort noch nicht aus, um uns die Art des göttlichen Geistes vollständig klar zu machen; denn er traf mit diesem seine früheren Genossen aus Israel noch nicht. Sie haben die stummen Bilder auch gemieden, und ihr Gottesdienst ließ sich nicht beschreiben als ein Geführt- und Getriebenwerden, wie es sich eben traf. Sie standen mit befestigter Gewißheit vor ihrem Gott, als die, welche wissen, was sie an ihm haben, und einen starken Willen in ihren Dienst legen, bis zu heldenhafter Anspannung, die die ganze Denk- und Willenskraft Gott zu Füßen legte. Eine im vollen Sinn „persönliche" Religion hatten Paulus und seine Korinther hier vor Augen, und doch hat ihr Paulus den Besitz des Geistes versagt. Warum? „Niemand redet im Geiste Gottes, welcher spricht: verflucht ist Jesus!" Seine einstigen Genossen konnten hassen, konnten fluchen, konnten Jesum hassen, Jesu fluchen — das ist nicht Geist, jedenfalls nicht Gottes Geist, nicht heiliger Geist.

Es hat auch für uns die größte Wichtigkeit, daß wir es uns klar machen: zum Dienst des Geistes wird das Amt der Kirche nicht durch die Anspannung unsrer Denkkraft oder durch die Tüchtigkeit unsres Wollens und Arbeitens. Gewiß haben wir unsre gesammelte Kraft in unsre Arbeit zu legen. Wenn irgend ein Beruf Treue von uns zu fordern hat, so ist es der, der an der Pforte der Ewigkeit seine Stelle hat. Aber nicht die Energie unsrer Gedankenbildung und nicht die Kraft unsres Wirkens macht aus unserm Dienst den Dienst des Geistes. Zwar steht dann nicht mehr ein stummes Bild in der Kirche, sondern ein redender Mann, vielleicht sogar ein sehr beredter, ein schreiender, und ein Wirker mit Me-

thoden, mit Plänen, mit weit greifendem Einfluß, dem sich viele hingeben. Allein damit, daß wir einen redenden und wirkenden Menschen vor uns haben, ist uns niemals schon die Garantie gegeben, daß hier Geist Gottes waltet. Dafür ist gerade jenes Erlebnis, auf das Paulus die Korinther verweist, für alle Zeiten ein mächtiges Zeugnis. Jene Lehrer und Frommen mit ihrem religiösen Denken und Wollen in unvergleichlicher Energie konnten dennoch Jesus verfluchen. Wir wollen uns warnen lassen und nicht meinen: was wir in uns selber finden und aus der Bewegung unsres eignen Innern schöpfen, das sei sicherlich Geist, heiliger Geist.

Paulus gibt uns statt solcher trüglicher Maßstäbe ein andres Merkmal an, das uns den Geist Gottes erkennbar macht: „der redet im Geiste Gottes, der Jesum seinen Herrn zu nennen weiß.“ Ihn den Herrn heißen: da sind wir über das blinde Getriebenwerden emporgehoben, und ein Höheres ist uns geschenkt. Ihn den Herrn heißen: das heftet unser Denken und Wollen an ihn, mit allem, was wir sind, mit unsrer ganzen Lebensführung. Damit ist unserm Gottesdienst jene Innerlichkeit, Vollständigkeit und Wahrhaftigkeit gewährt, ohne die wir nicht von Geist reden dürfen. Wer Jesus zum Herrn hat, ist ihm und in ihm Gott in seiner eignen Lebensgestalt verbunden; wir haben in ihm den, der uns die Religion zu unserm inwendigen Wesen macht.

Wie wir dadurch an uns selbst das Wirken des Geistes erleben, so tritt es uns auch in Jesu eignem Verhalten so deutlich entgegen, daß wir leicht verstehen, warum sich für immer an ihm die Menschheit verdeutlichen muß, was Geist Gottes ist. Um ihn zum Herrn zu haben, muß man gelernt haben, hinwegzuschauen über Natur und Fleisch, über alles, was die Kunst und Macht der Menschen erzeugt. Er hat seine Herrschaft nicht auf das begründet, was irdisch und menschlich ist. Durch seinen vollen, reinen Verzicht, mit dem er sich nur auf den Vater stellte und nur aus dem Vater

lebte, ward er und bleibt er für immer der große Zeuge des Geiſtes. Wer ihn zum Herrn hat, darf daher getroſt ſagen, daß er nach des Geiſtes Sinn denke und nach des Geiſtes Willen wolle.

Das wollen wir uns bei jeder Arbeit, die uns zufällt, immer gegenwärtig halten: Geiſtlich im Sinn Gottes wird unſer Wirken dann, wenn wir an Jeſus unſern Herrn haben, und deßhalb unſre Arbeit darauf gerichtet iſt, die Leute zu ihm zu führen und unter ihn zu ſtellen als unter ihren Herrn. Das heißt wirklich ein geiſtliches Amt verwalten, wirklich kirchliche Arbeit tun: dem Herrn die Herrſchaft bereiten, zuerſt in uns ſelbſt, dann in denen, deren Wohl uns anvertraut wird.

2.

Unter der Regierung des Chriſtus baut ſich die Gemeinde auf, die aus der Fülle vieler Gaben ihre Einheit gewinnt. Dieſe Tatſache tritt uns heute in voller Deutlichkeit entgegen, da es uns jetzt innerlich beſchäftigt, daß eine Zahl unſrer Freunde in ein beſondres Amt eintritt und aus der Gemeinde zu ſpezieller Dienſtleiſtung ausgeſchieden wird. Wir haben es daran vor Augen, daß eine Mannigfaltigkeit von Ämtern und Tätigkeiten zum Aufbau der Gemeinde nötig iſt. Darum wollen wir heute auch den Apoſtel hören, der uns mit ſeiner mächtigen Verheißung die Einheit der Gemeinde in der Mannigfaltigkeit ihrer Gaben verbürgt.

Nur mit Bedenken und Zagen könnten wir dem Akt beiwohnen, der Einzelne unter uns zu beſonderer Amtsſtellung erhebt, wenn wir nicht die Gewißheit hätten: über allen Verſchiedenheiten und aller Ausſonderung zu beſtimmten Dienſtleiſtungen waltet der eine Herr und der eine Geiſt, der uns in die Verbundenheit mit einander bringt.

Nicht dazu werdet ihr, meine jungen Freunde, ausgeſondert, damit ihr aus der Gemeinde heraustretet, ſondern

dazu, damit ihr in sie eintretet. Nicht dazu ist ein eigenartiges Amt unter uns geschaffen, damit es aus eigner Macht regiere, sich zum Vergnügen und zur Ehre, und sich selbst verherrliche, sondern dazu, damit es die Einheit der Gemeinde bewirke. Ihr werdet mir vielleicht sagen: die Gefahr, die ich im Auge habe, sei für euch noch nicht dringend, da ihr jetzt noch im peinlichen Schwächegefühl steht, das die Anfänger belastet. Es liegt aber nicht einzig in dieser Unbehilflichkeit des Anfangs der Schutz, den ihr bedürft; nicht darauf allein läßt sich die gesunde, innerlich reine und fruchtbare Führung des Amtes stellen. Die Gefahr, die an der Absonderung haftet, muß auch dann überwunden werden, wenn aus dem Anfänger der Virtuos auf der Kanzel, aus dem Neuling der erfahrene Praktiker geworden ist, der fest im Zentrum seiner Gemeinde steht. Dann hilft uns das Schwächegefühl des Anfangs nicht mehr. Wir bedürfen einen tieferen Grund und eine festere Gewißheit, damit wir unsern Platz in der Gemeinde Jesu behalten und uns nicht auf einsame Wege verlaufen.

Uns allen liegt die Gefahr nah, daß wir nur noch reden und nicht mehr hören, nur noch geben und nicht mehr empfangen, nur regieren und eben deßhalb nicht mehr helfen, ein Amt haben, aber nicht mehr in der Gemeinde sind, der Andern nicht bedürfen und darum auch in die Ferne vom Herrn treten, bei dem wir nur dann bleiben, wenn wir als Glieder eingefügt sind in seinen Leib.

Doch ist uns damit nicht nur eine Aufgabe vor die Augen gestellt; zuerst und vor allem ist uns Gottes herrliche Verheißung gegeben in der Festigkeit der göttlichen Gnade, damit wir sie glauben: Viele Gaben gibt es; aber es ist ein Geist; viele Ämter; aber es ist ein Herr; viele Kräfte; aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allen. Unsre Verbundenheit zu einer Gemeinde beruht nicht nur auf unserm guten Willen oder auf unsrer Einsicht und

chriſtlichen Reife; dies wären ſchwache Klammern, die nicht lange hielten; vielmehr ſind die Einheit des Geiſtes, die Einheit des Herrn, die Einheit Gottes der reale, unerſchütterliche Grund, der der Gemeinde Jeſu die Einheit immer wieder verſchafft. Ihr liegt in der Hand dieſer hohen Regenten, die auch euern Lebenslauf ſo wenden werden, daß ihr zuſammenkommt und verbunden werdet, nicht nur mit den Standesgenoſſen, nicht nur mit den Mitarbeitern im ſelben Beruf, ſondern mit der Gemeinde Gottes als ein Glied in der Schaar, die im Namen Gottes geeinigt iſt und für einander lebt.

Wir haben es in der Kirche reichlich erfahren, wie über alle menſchliche Beſchränktheit hinweg die einigende Macht des einen Herrn und des einen Gottes durchgegriffen hat, wie das, was zunächſt auseinanderſtrebte, bei einander blieb, uns ſelbſt zum Erſtaunen. Warum? Der eine Herr waltet; der eine Geiſt lenkt alle; der eine Gott ſitzt im Regiment, und in ſeinen Händen bleibt ſeine Gemeinde unzerbrochen und ganz.

Wir dürfen bei unſerm Text auch nicht bloß an die Mannigfaltigkeit der Leute und Kräfte denken, die jetzt neben einander ſtehn und heute unſre Chriſtenheit bilden. Denn das Wort unſers Apoſtels erſtreckt ſich nicht bloß in die Breite der Gegenwart, ſondern leuchtet auch zurück in die Reihe der Geſchlechter, die nach einander die Gemeinde Jeſu bildeten. Auch von ihnen gilt: mannigfache Gaben, verſchiedener Beruf, allerlei Kräfte; aber es gilt auch für die Reihenfolge der Geſchlechter: ein Geiſt, ein Herr, ein Gott. Es gehört mit zu unſrer reichen, großen Aufgabe, daß wir nicht nur mit unſern Zeitgenoſſen in einer innerlich begründeten Eintracht uns zuſammenfinden, ſondern daß wir die große Einheit der Kirche erkennen und an unſerm Teil bewahren, die ſich durch alle Geſchlechter zieht. Ein Erbe der Vergangenheit iſt in unſre Hände gelegt; wir haben es treu zu hüten. Auch die Mannigfaltigkeit, die die Zeiten und Ge-

ſchlechter unterſcheidet, will aufmerkſam beobachtet und verſtanden ſein. Das Beſondre an unſrer heutigen Aufgabe ſoll uns deutlich werden. Aber über dieſer Beſonderheit darf nie der Zuſammenhang mit dem großen Ganzen brechen; wir haben nicht nur als Glieder der zeitgenöſſiſchen Gemeinde zu reden und zu handeln, ſondern als Glieder der einen und ſelben Kirche, die der eine Herr und Gott in allen Zeiten und Ländern ſchafft.

In dieſer Aufgabe iſt das Erſte, daß wir den Zuſammenhang mit den Boten Jeſu treulich pflegen. Wenn Paulus von den vielen Gaben und Arbeiten redet, die der Gemeinde gegeben ſind, ſagt er nicht umſonſt: Gott hat geſetzt in der Gemeinde aufs erſte die Apoſtel, 1. Kor. 12, 28. Laſſet mich euch das mitgeben, meine l. jungen Freunde, ins Amt: Etliche hat er geſetzt erſtens — nicht zu Paſtoren, ſondern erſtens zu Apoſteln. Die Hauptperſon in eurer Gemeinde ſeid nicht ihr, und das wichtigſte Glied der Kirche ſind nicht wir Theologen. Die Hauptſache im Gottesdienſt iſt nicht eure Meinung, wie ihr ſie etwa in der Predigt darlegen mögt, ſondern die Hauptſache iſt und bleibt der Text. Schuld wird nicht gelöſt und Sterbende werden nicht aufgerichtet durch euer Glauben und Meinen; hier muß her: Alſo ſteht geſchrieben; ſo ſpricht Jeſu Bote zu dir.

Darum bleibt es für das geiſtliche Amt die erſte und wichtigſte Pflicht, ſich den Verkehr und die Gemeinſchaft mit den Apoſteln offen zu halten, damit wir zur rechten Zeit und in rechter Weiſe ihr Wort brauchen können. Um es zu brauchen, muß man es kennen; um es zu kennen, muß man in Verkehr mit ihm bleiben ohne Unterbruch.

Wenn wir ſo unſer Auge auf Gottes großes Werk richten, wie der Herr ſich ſeine Gemeinde in allen Zeiten und auch unter uns baut, ſo daß wir in ſie eingefügt ſind nicht nur mit unſerm Glauben, ſondern auch mit unſerm Lieben, nicht nur mit unſerm eignen inwendigen Beſitz, ſon-

dern auch mit unſrer Pflicht und unſerm Beruf für die andern: dann mag freilich jenes Bangen auch durch unſre Seele gehen, das uns an den altteſtamentlichen Boten Gottes ſo deutlich dargeſtellt iſt: „Herr, ſende, wen du ſenden willſt!“ Aber wir haben darüber die Verheißung des Apoſtels zu ſtellen: einem jeglichen teilt Chriſti Geiſt das zu, was er braucht, freilich nicht nach unſerm, ſondern nach ſeinem Willen, V. 11. Dafür wollen wir heute herzlich danken, daß wir zu unſerm Gott auch im Blick auf unſre neue Aufgabe in der Gewißheit aufſehen dürfen, daß er uns durch Geiſt, ſomit in lebendiger Kraft und Gewißheit, jederzeit darreicht, was wir nötig haben zu ſeinem Dienſt. Und unſer Bitten ſoll dahin gehen, daß uns das geöffnete Auge verliehen werde, damit wir erkennen, was er mit uns will, wohin er uns in ſeinem Dienſt ſtellt, damit wir es allezeit mit freudigem Dank wiederholen dürfen: „Einem jeglichen teilt er das Seine zu zum gemeinſamen Nutzen, ſo, wie er will“. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

22. Sonntag nach Trinitatis.

(30. Oktober 1904.)

Philipp. 1, 3—11.

22. Sonntag nach Trinitatis.

(30. Oktober 1904.)

Philipp. 1, 3—11.

Liebe Gemeinde!

Gemeinschaft am Evangelium hatte Paulus mit den Philippern lange Jahre hindurch bis nach Rom hinüber und bis in sein Gefängnis hinein. Unserm natürlichen Urteil stellt es sich so dar: keine Gemeinschaft sei für uns so schwierig und so unzuverläßig, wie diejenige, die am Evangelium entsteht. Von den natürlichen Erkenntnissen erwarten wir, daß sie uns alle in derselben Weise gewiß seien und uns gleichmäßig bewegen. Daß zweimal zwei vier ist, für solche Sätze rechnen wir bei jedermann auf Zustimmung. Aber im religiösen Gebiet vermuten wir sofort Uneinigkeit, Mißverständnisse und Streitigkeiten ohne Ende zu finden; da gilt es uns als selbstverständlich: wie viel Köpfe, so viel Meinungen. Wenn uns greifbare Interessen, Lohnfragen oder Machtfragen, bewegen, so sind wir nicht darüber erstaunt, daß viele in gemeinsamer Tat nach demselben Ziele streben. Daß uns aber das Evangelium zu wirklicher Gemeinschaft zu verbinden vermöge, und uns ein einheitliches Handeln verleihe, daran zweifeln wir. Wir sehen aber, daß es bei Paulus anders war. Er hat auch in Rom noch die Philipper in seinem Herzen, und sie haben ihn auch in ihrem Herzen, obwohl er schon längst von ihnen Abschied genommen hatte. Liegt dies etwa an der Eigentümlichkeit des Paulus oder

an seinem merkwürdigen Charakter? Nein, l. Fr., das kommt vom Evangelium; solche Gemeinschaft schafft es immer. Und wenn ihr sagt: davon haben wir noch nichts erlebt, so bedenket: es gibt noch vieles, wovon ihr noch nichts oder nur weniges erlebt habt; ihr habt den Reichtum der göttlichen Gnade bei weitem noch nicht ausgeschöpft. Seid dankbar, daß ihr noch große Dinge vor euch habt, nach denen ihr euch mit gesammeltem Verlangen strecken dürft und strecken sollt.

Was gibt der Gemeinschaft im Evangelium ihre eigenartige Kraft, Tiefe und Innigkeit?

1. Sie hat die Zuversicht bei sich, daß sie nicht zerfallen wird: ich habe die Zuversicht, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen.

2. Sie ist Gemeinschaft der Arbeit: ich habe euch in meinen Banden bei der Verteidigung und Bestätigung des Evangeliums in meinem Herzen als die Genossen derselben Gnade.

3. Sie bleibt nicht am selben Fleck stecken, sondern wächst: eure Liebe kann je mehr und mehr reich werden an Erkenntnis und jeder Erfahrung.

1.

Durch das Evangelium entsteht zwischen uns eine große Zuversicht, wie sie keine andere Gemeinschaft uns verleiht. Denn damit wird uns das Werk Gottes am Menschen sichtbar, und das ist ein festerer Grund für unsre Gemeinschaft, als wenn sie sich auf unsere menschliche Verständigkeit und unser eignes Wohlwollen begründen muß.

Den Ruf Jesu hat noch nie jemand so vernommen, daß er zu ihm kam, es sei denn, Gott gebe ihm dafür das Ohr. Daß uns Jesus zu sich beruft, das eben ist Gottes Einladung an uns, durch die wir seine Gnade erleben. Wir können uns aber nur dann mit gewissem Glauben an ihn

halten, wenn Gott unſer Herz erfaßt und es zu ihm hin wendet. Wie ſollen wir vom Fleiſchestrieb frei werden, wenn uns nicht Gott die Befreiung von uns ſelbſt gewährt? wie uns mit tapferem, freudigem Sinn gegen unſre Sünde wehren, wenn nicht Gott uns ſein Vergeben ſchenkt und ſeiner Gnade uns gewiß macht? Daß wir im Evangelium leben, das iſt Gottes Werk, da es dabei bleibt, daß niemand in Aufrichtigkeit Chriſtus ſeinen Herrn nennen wird, wenn ihn nicht Gottes guter und heiliger Geiſt dazu führt.

Dieſes Werk Gottes nennt Paulus ein gutes Werk, weil es Gottes Güte iſt, die es in uns wirkt. Er erzeigt uns damit ſeine heilſame Liebe und macht an uns ſeine Gnade offenbar.

Dieſes gute Werk läßt Gott nicht unvollendet. Wie ſollte er verleugnen, was ſeine Güte uns gab, wie wieder zerbrechen, was ſeine Gnade begann? Darum erhalten wir durch das Evangelium eine große Zuverſicht, nicht nur jeder für ſich ſelbſt, ſondern wir alle für einander.

Wie weit erſtreckt ſie ſich? Der, der das gute Werk begonnen hat, der wird es auch vollführen, ſagt Paulus, bis zum Tag Jeſu Chriſti, bis zu dem Tage, an dem er ſeine Gemeinde vollenden wird. So weit dehnt ſich keine andere Gemeinſchaft aus. Und wenn uns der Tag Chriſti beſcheert iſt, dann hört die im Evangelium gegründete Gemeinſchaft noch nicht auf, ſondern kommt dann erſt recht zur Kraft, Innigkeit und Seligkeit. Vollendet wird ſie werden, nicht dadurch daß ſie untergeht und verſchwindet, ſondern dadurch, daß ſie zur Herrlichkeit ewigen Lebens gelangt.

Wenn zwei einander die Hand zur Ehe geben, ſo mag die natürliche Sympathie und irdiſche Liebe wohl ausreichen, ſie bei einander zu halten nicht nur für die guten Tage, ſondern auch für die böſen, nicht nur wenn die Anmut der Jugend ſie verbindet, ſondern auch dann, wenn die irdiſche Schönheit welkt, wie des Graſes Blume. Aber hinüber zum ewigen

Leben und hinauf zu Gottes Tron reicht ihre Gemeinſchaft nur dann, wenn ſie durch das Evangelium getragen iſt, nur dann, wenn ſie im gemeinſamen Aufblick zu Gott im Namen Jeſu ihre nach innen gewendete Wurzel hat.

Wohl mögen wir durch die Gemeinſchaft unſrer Intereſſen bewogen werden, mit redlicher Treue zu fleißiger Arbeit zuſammen zu ſtehn. Solche auf unſre Intereſſen gebaute Gemeinſchaft hat aber gegen den Neid, Hader und Haß nie einen ſichern Verſchluß. Wie oft ſchlägt die Gemeinſchaft der Intereſſen in ihren bittern Konflikt und in Zerwürfnis um! Keine Stadt hat ein unerſchütterliches Fundament, als die, die Gott gebauet hat; keine Gemeinde beſitzt die Verheißung, daß die Pforten der Hölle ſie nicht überwinden, als diejenige, die im Evangelium vereinigt iſt.

Daß wir ſolche Zuverſicht für einander haben, macht durchaus nicht, daß wir nicht zugleich auch für einander die Sorge im Herzen bewegen. Denn ſie gründet ſich nicht auf unſer gutes Werk, auf unſere Verſtändigkeit und Tüchtigkeit, ſondern auf Gottes gutes Werk, das er in uns begonnen hat. Sehen wir auf des Menſchen Werk, dann freilich ergreift uns immer die Sorge, nicht nur diejenige für den auswendigen Verlauf des Lebens, daß wir krank werden können oder ein Unglück uns treffen kann, ſondern vor allem und ganz beſonders diejenige für unſern inwendigen Stand. Wenn unſre Zuverſicht dieſe Sorge erſtickt, blind wird und ſchwärmt, dann ſtammt ſie nicht mehr aus dem Evangelium, hat nicht mehr Jeſu Bild vor Augen und hört nicht mehr auf ſein Wort. Solche Sorge, die wir für einander hegen, bleibt auch nicht ein heimliches Sinnen und Nachdenken, ſondern gewinnt ihre Echtheit und Wahrhaftigkeit durch die Tat. Wir ſind einander das Bußwort ſchuldig und gönnen es uns auch, ſo gewiß uns Jeſu Evangelium regiert. Darum entſteht freilich immer und überall durch dasſelbe unter uns ein Kampf, ein tapferer Widerſtand gegen das Böſe, ein

gemeinsames, treues Ringen gegen alles, was in Gottes Licht nicht bestehen kann.

Dieser Kampf entzündet jedoch nie Hader und kann nicht Zerwürfnis und Feindschaft stiften, so gewiß wir im Evangelium bleiben. Wo dieses waltet, nimmt man das Bußwort an, nicht als einen Erweis der Feindschaft, sondern als eine Wohltat, für die man von Herzen dankt. Mit denen, die uns das Bußwort richtig geben, so daß es uns zur Hilfe wird, sind wir aufs innigste verbunden. Bei diesem Kampf bleibt auch, wenn wir vom Evangelium nicht weichen, immer die Zuversicht bei uns, daß Gott sein gutes Werk in uns begonnen habe und es darum auch vollenden werde. Eine ungläubige Sorge schöpfen wir nie aus dem Evangelium. Immer, wenn wir uns die Gefahr und den Fall deutlich machen, die an die andern herantreten, haben wir auch aufzusehen zu Gott, damit wir uns beides klar machen, was der Unverstand der Menschen tut, und wie Gottes Gnade an uns handelt. Der gute Hirte kann nie unserm Auge entschwinden, der es reichlich an uns allen bewährt, daß er für seine Herde sorgt. An ihm hat unsre getroste, mutige Zuversicht, mit der wir auf einander sehn, ihren festen Halt, und deßhalb entspringt aus dem Evangelium eine Gemeinschaft, die mit keiner andern vergleichbar ist.

2.

Für unsre Verbundenheit mit einander ist es weiter von größter Wichtigkeit, daß uns das Evangelium in eine gemeinsame Arbeit bringt. „Ich habe euch in meinem Herzen bei mir“, sagt Paulus seinen Philippern; warum? „Ich habe hier das Evangelium zu verteidigen und zu bekräftigen“; das ging unmittelbar seine Philipper an. Wie könnte er nur an sich selbst, etwa nur an seine Rettung oder nur an sein letztes Stündlein denken, das ihm selber das Ende der Arbeit bringen wird? Läßt er das Evangelium fallen, so bringt er

seine Gemeinde ins Schwanken und raubt ihr ihr Bestes, das, woran sie ihre Versetzung in Gottes Gnade hat. Ebensowenig konnten sich die Philipper ihrerseits von ihm trennen, eben weil er für das Evangelium kämpft, an dem auch sie mit ihrer ganzen Person in Glauben und Liebe beteiligt sind. Kämpft er für dieses, so kämpft er auch für sie. So bildet die große Arbeit, in der sie gemeinsam stehen, das starke Band, das sie zu fester Verbundenheit mit einander vereint.

Es hat auch für unsere Gemeinschaft die größte Wichtigkeit, daß wir bei ihr nicht nur den Genuß suchen, sondern zur Arbeit kommen. Wer nur genießen will, bleibt ein einsamer Mensch; er wird die andern soweit benützen, als es für seinen Genuß dienlich ist, kommt aber gerade deßhalb nie zu echter Gemeinschaft. Auch bei unsern religiösen Versammlungen kann es nie zu echter Gemeinschaft kommen, mag man noch so viel von ihr reden und über die Herrlichkeit der Liebe plaudern, wenn wir bei denselben nichts als Genuß suchen. Begnügen wir uns damit, für uns selbst, so viel wir können, Anregung, Wärme und vergnügliche Stimmungen zu holen, so kommen wir bei all dem doch nicht aus unsrer einsamen Verlassenheit heraus.

Auch mit bloßen Betrachtungen, lehrreichen Erörterungen und geistreichen Gedanken erreichen wir die Gemeinschaft immer noch nicht. Das rechte Mittel um sie zu finden, ist, daß wir mit einander arbeiten.

Gibt uns das Evangelium etwa keine Arbeit? Haben wir es nicht so gut wie Paulus und seine Philipper, die sofort wußten, was sie zu tun hatten, weil sie das Evangelium zu verteidigen hatten? Ist es heute so, daß es keiner Verteidigung mehr bedarf? Es hat diese heut so nötig wie damals, und dieser Kampf und diese Arbeit sind so ernst wie je. Verteidigt muß das Evangelium von uns werden zuerst gegen uns selbst. Die Einrede gegen Gottes Gnade und Regierung wird in uns nicht still, und die Neigung, nach

der Sünde hinüberzusehn, hört in uns nicht auf. Immer wieder gilt es für jeden unter uns, durch die enge Pforte einzugehn, da sich uns stets daneben auch ein andres Tor öffnet, das wir meiden müssen, und auf den schmalen Weg zu treten, während sich uns gleichzeitig ein breiter anbietet, der uns lockt. Wir haben Gott zu gehorchen, und zum Gehorsam gelangen wir nur durch die Arbeit hindurch. Du sollst Gott gehorchen, aber nicht du allein, sondern du und die Deinigen, du und dein Volk, du und die Welt, so weit sie ist. So groß ist das Arbeitsfeld, das sich vor uns öffnet. Greifen wir tapfer zu, wo uns Gott die Arbeit vor die Augen stellt, so haben wir einander nötig und sind dann einander zur Hilfe und Förderung. So wird die Gemeinschaft gesund, echt und stark.

3.

Unsre Gemeinschaft wird auch dann leiden, wenn sie nicht vorwärts kommt und wachsen kann, sondern immer nur im alten Maß sich wiederholt. Dann tritt Ermüdung, Abstumpfung und Gleichgiltigkeit ein. Man hat sich ausgesprochen und einander nichts mehr zu sagen. Man übt seine Pflicht in der gegebenen Form, aber es wird für die andern keine frische Gabe und neue Kraft daraus. So wird die Gemeinschaft matt, geht zurück und wird schwach. Vielleicht scheint es uns, das Evangelium gebe uns nicht mehr. Denn es pflanzt in uns eine gewisse Erkenntnis Gottes, die immer wahr bleibt und Tag um Tag gesagt sein muß. Es schreibt uns unsre Pflicht in deutlicher Klarheit vor, der wir Gehorsam schulden immer wieder in pünktlicher Regelmäßigkeit. Allein das ist noch nicht alles, was uns das Evangelium beschert. Paulus bittet für die Philipper darum, daß ihre Liebe je mehr und mehr reich werde in Erkenntnis und jeglicher Erfahrung. Das bringt in diejenige Gemeinschaft, die uns das Evangelium gibt, das fröhliche Wachstum hin-

ein. Freilich ist es dafür die erste, unerläßliche Bedingung, daß wir das mit Treue bewahren, was uns gegeben ist. Wir können nicht wachsen, wenn wir verlieren, was uns Gott anvertraut hat. Mit der Gewißheit, die uns geschenkt ist, müssen wir haushalten, und die Kraft verwerten, die jetzt unser Eigentum ist. Einen Schritt vorwärts tun und zwei zurück, das führt uns nicht zum Ziel. Allein wir hören in unserm Text nicht nur, wie Paulus für das Empfangene dankt, sondern auch wie er um ein Neues bittet, und nicht nur darum bittet, daß die Gemeinde bewahre, was sie erhalten hat, und in der Gewißheit bleibe, die sie jetzt besitzt, und die Kraft nicht verliere, mit der sie jetzt ausgerüstet ist, sondern wie sein Gebet sich für sie nach einem reichen, starken Wachstum streckt, nach einer Zunahme durch volle Erkenntnis und Erfahrung, damit sie mit den Früchten der Gerechtigkeit gefüllt seien.

Damit erinnert uns Paulus an das, was für uns alle das Wachstum nötig macht. Die Erkenntnis bildet sich allmählich Schritt um Schritt in uns; die Erfahrung ist nicht mit einem Male da, in fertiger Abgeschlossenheit. Hier läßt sich nichts übereilen, nichts erhaschen; hier muß treu gearbeitet sein.

Wohl mag es uns scheinen: es sei mit einem Male vor unsern Augen alles hell geworden und wir seien plötzlich in das volle Tageslicht hinüber versetzt, wenn wir zum erstenmale aus der Gottlosigkeit in die Gewißheit Gottes und in sein Evangelium hinübertreten. Allein wir werden rasch wahrnehmen, daß sich bei diesem hellen Licht doch vieles unserm Auge noch undeutlich und nur dämmernd zeigt. Die Erfahrung wird uns kommen, die uns dessen überführt, wie viel immer wieder von uns gelernt werden muß.

Das gibt auch unsrer Gemeinschaft ihren innern Wert. Damit unser eignes Auge schärfer werde, dazu sind uns die andern unentbehrlich. Ihre Erfahrung bereichert die unsrige, und an ihrer Erkenntnis wird unser eignes Auge klar. So

dienen wir einander, wie die Glieder eines Leibs, die sich zu gemeinsamem Wachstum die beständige Handreichung tun.

Nur, daß wir dabei nie vergessen: Paulus bat, daß die Liebe der Gemeinde je mehr und mehr durch Erkenntnis und Erfahrung reich werde. Was sollte uns eine Erkenntnis helfen, die nicht der Liebe als Werkzeug dient? Bloße Zunahme an Erfahrung ist kein Fortschritt, wenn nicht die reich gewordene Erfahrung die Liebe stärkt. Daran liegt es Paulus, daß wir mit der Frucht der Gerechtigkeit gefüllt werden, und nicht einem leeren Baum gleichen, ohne Frucht oder doch nur mit spärlicher Frucht, sondern dem Baum, der mit Früchten angefüllt ist und alle seine Zweige zu rüstiger Arbeit tätig macht.

Darüber steht als letztes höchstes Ziel der Blick auf Gottes Preis und Lob. Soll ich meinen: ich allein abgesondert von der Gemeinschaft, begründe Gottes Ehre und Verherrlichung? meine Stimme genüge, um sein Lob zu singen, mein Wort sei stark genug, um seine Wahrheit zu bezeugen, mein Leben so reich, daß es den Reichtum seiner Gnade zu offenbaren im Stande sei? O nein! nicht ich und du für sich allein, jeder in seiner Absonderung, bringt Gott Preis und Ehre dar; sondern die Gemeinde ist seine Verherrlichung und der Chor der unzählbaren Stimmen legt vor ihm die Anbetung nieder. Wem es mit ernstem Willen daran liegt, zu Gottes Preis und Lob zu leben, der kann nur das eine suchen, daß er als ein lebendiges Glied zu jener Gemeinde gehöre, die ihre Einheit und Verbundenheit an Gottes Evangelium besitzt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

K. UNIV. BIBL. TÜBINGEN

2. Advent.

(4. Dezember 1904.)

Lukas 12, 35–48.

L. Fr. Wenn uns Jesus gesagt hätte: legt den Gurt ab; macht es euch bequem; geht zur Ruh; löschet die Lampen; ihr Schein stört den, der schlafen möchte; Schlafen ist süß und Träumen lieblich: das würde unsrer Neigung entsprechen. Es hat eigentümliche Schwierigkeiten, den Menschen aufzuwecken, so daß er sein Leben nicht verschläft, vertändelt und verträumt. Ein Schlafender weiß nichts von dem, was um ihn her geschieht; man ruft ihn an, aber er antwortet nicht; er sollte helfen, er ist aber nicht zur Stelle und nicht bereit. Unter dieses Bild hat Jesus das menschliche Leben gestellt, so wie es ohne ihn ist. Voll von uns selbst, mit uns selbst beschäftigt, sehen wir nicht, was um uns her geschieht. Der Ruf zur Arbeit ergeht an uns; aber keiner ist wach. Die Gnade Gottes tritt an uns heran, aber keine Hand regt sich, um sie zu empfangen. Es geht nach dem Wort des Propheten: „Den ganzen Tag strecke ich meine Hände aus nach einem Volk, das widerstrebt“ (Jes. 65, 2).

Aber der Herr hat die Heilandsarbeit unternommen, uns Menschen zu wecken. Warum tut er das?

Für ihn macht er uns wach,
Uns zum Schutz,
Und uns zum Segen.

1.

Nicht dadurch will uns Jesus zum Wachen bringen, daß er uns Angst und Grauen in die Seele legte. Zwar hat er so klar, wie kein andrer, die Gefahr gesehen, die an uns herantritt. Die Tiefe des göttlichen Gerichts und den Ernst der menschlichen Schuld: wer hat sie ermessen wie er? Doch nicht dadurch, daß wir in angstvolle Unruhe versetzt werden, werden wir wach. Dadurch wird der Schlaf nur fester, der Traum nur wilder. Mancher hat es zwar schon versucht, sich dadurch wach zu halten, daß er die Furcht beständig in sich aufrüttelte, z. B. so, daß er einen Totenkopf in sein Zimmer stellte, damit er ja nie vergesse, daß der Herr komme, um ihn abzurufen, oder so, daß er sich ein Bild des göttlichen Gerichts, der Verlorenheit und Hölle einprägte, um damit den Schlaf der Weltlust von sich wegzuscheuchen. So hat es Jesus, wie ihr seht, nicht gemacht. Er nimmt sein Gleichnis nicht vom Soldaten, der auf Vorposten steht und keinen Augenblick weiß, wann der Feind heranschleicht und die Kugel ihn trifft, sondern vom Knechte, dessen Herr zum Feste ging. Er weiß daher nicht, wann er wieder kommt; denn die Feier kann sich bis tief in die Nacht ausdehnen. Vielleicht wird der Herr in der ersten oder erst in der zweiten oder dritten Nachtwache vor der Türe seines Hauses stehn. Weil der Knecht dies nicht weiß, darum wacht er und seine Lampe verlöscht nicht. Das ist kein kummervolles Wachen, wie es etwa die Sorge erzeugt. So wacht die Treue, die mit Freuden dient. Jesus hat uns dazu dieses Gleichnis gegeben, damit wir für ihn wach werden. Darum hat er uns auch keine Verheißung vorgelegt, die aus Gottes wunderbarem Licht geschöpft und daher mit solcher Genauigkeit ausgestattet wäre, daß wir sie einfach an den Gang der Ereignisse hinhalten und an ihr Gottes Regierung berechnen könnten. Denn so erwachen die Leute nicht. Wir haben es im Ge-

genteil in der Kirche hundertfach erlebt, daß man ſich auch mit den großen Weisſagungen Jeſu in den Schlaf verſenken kann. Es iſt eine wunderhübſche Sache, auf das Paradies hinauszuſehen und ſich daran zu erquicken, daß uns dorthin der Zugang bereitet iſt. An der ſeligen Gewißheit, daß wir in den Himmel kommen, erfreuen wir uns, und — ſchlafen nun vollends feſt. Es iſt eine unerſchöpflich herrliche Wahrheit, daß das Ende aller Dinge Gottes Herrlichkeit ſein wird, daß er wie der Erſte, ſo auch der Letzte iſt und die Wege aller Menſchen vor ſeinem Trone enden. Der jüngſte Tag ſchließt mit einem hellen Lichtſchein unſern Vorblick in die Zukunft ab. Wir zweifeln nicht an ihm; er gehört zum Kreiſe unſrer chriſtlichen Überzeugungen; aber der jüngſte Tag, denken wir, kommt noch lange nicht, und bis dahin ſchlafen wir. Wir haben es auch in der Weihnachtsgeſchichte mit beſonderer Deutlichkeit vor Augen, wie man im Beſitz der Weisſagung doch ſchlafen, ja Gottes Regierung und Gnade gänzlich verſchlafen kann. Herodes ſchickt ſeine Boten zu den Weiſen Iſraels: wo wird Chriſtus geboren? „In Bethlehem“, lautet ſofort ihre ſchriftkundige Antwort. Die Verheißung ſteht ihnen feſt; keiner jener Männer zweifelt an ihr. Zweifeln wäre ja Sünde. Und Gottes Verheißung iſt ihnen auch teuer und bildet das Ziel ihrer glühenden Sehnſucht. Und doch ſchlafen ſie, ja verſchlafen die Gnadenzeit. Keiner war da, der wachte und bereit wäre, als der Herr kam, und ihm die Türe öffnete.

Es liegt eine wunderbare Demut und Größe in der Art, wie Jeſus ſein Weisſagungswort beſchränkt. Wenn wir an den Verkehr des Sohnes mit ſeinem himmliſchen Vater denken und zugleich die Art des menſchlichen Herzens auf ihn übertragen, wie ganz anders müßte dann ſein Weisſagen ſein! Auf Schritt und Tritt wurde er an die die Welt beherrſchende Stellung Roms erinnert. Im Lande regierte der Statthalter und jedermann wußte, daß Israel

als ein kleiner Teil vom großen Gefüge des römischen Reiches umklammert war. Soll er den Vater nicht fragen: was machst du mit Rom? Er tat es nicht; er schweigt. Bei jedem Feste kamen sie aus dem fernen Osten, aus den alten Königsstädten jenseits des Euphrats, aus Susa, aus Ekbatana, vielleicht schon aus China. Weithin sah sein Auge in die Völkerwelt. Soll er nicht fragen: Vater, was machst du einst mit ihnen? Wann berufst du auch die Chinesen? wann geht dein Wort zu den Indiern? Er tat es nicht; er schweigt. Warum? weil er selber wach ist und die Seinen wach machen will. Er selbst hält sich als den, der wacht, dem Vater zur Verfügung. Wenn die Sendung des Vaters an ihn kommt, dann geht er an das Werk. Ist des Vaters Stunde da, dann wird er sich offenbaren. Auf den Gehorsam gründet er sein ganzes Werk. Darum braucht er nicht jetzt schon zu wissen, wie Gottes Reich sich ausbreite; denn des Vaters Wille gilt. Eben deßhalb gibt seine Weissagung auch uns keinen Unterricht über den Lauf der Weltgeschichte; wir würden ja doch nur vergnüglich schlafen, bis die vorbestimmte Stunde kommt.

Wach sein heißt er uns für ihn. Dem Knechte stellt er uns gleich, der auf seinen Herrn wartet. Er tut es mit Freuden; denn es ist sein Dienst. Er gehört ja nicht sich selbst, er gehört seinem Herrn. Für ihn ist deßhalb sein Auge offen und sein Herz munter. Damit hat uns Jesus deutlich gemacht, was uns allein als wache Männer in das Leben stellt und die Träume, die uns mit dichtem Dunst Auge und Geist benebeln, von der Seele scheucht. Wer an ihm seinen Herrn gefunden hat, der ist nicht mehr in sich selbst gefangen und verbringt seine Tage nicht mehr wie ein Geschwätz. Für ihn leben, für ihn sterben, das ist der Stand der wach Gewordenen. Die Liebe macht uns wach; sie allein hat das Vermögen, uns das Auge aufzuschließen, daß wir sehen, wozu uns Gott beruft, und uns die Hand fleißig zu

machen, daß wir Gottes gnädigen Willen, wie im Himmel, also auch auf Erden tun.

2.

Allerdings haben wir auch unsern Schutz daran, daß wir wachsam sind. Wir überwinden dadurch eine ernste Gefahr. Als Petrus fragte: „Herr, das sagst du doch nicht uns, deinen erkornen Aposteln, denen du die herrliche Berufung gabst? uns gilt doch diese Mahnung kaum!“ da hat ihm Jesus gezeigt, warum er wachen muß sich selbst zum Schutz. Sein treues Heilandsherz ermißt die Gefahr, die für die Jünger aus seinem Kreuzesweg entstand. Für Jesus selbst war sein Abschied der Eingang zum Vater; der abwesende Herr feiert in seinem Gleichnis das fröhliche Fest. Allein für den Knecht ist diese Lage versuchungsreich. Ernst stellt sich deßhalb Jesu Gegenfrage vor die Seinen hin: wer unter euch ist nun der kluge und treue Haushalter? Darauf kommt es nun für euch an, daß ihr selber klug und treu in eurem Dienste steht. Was hat denn Jesus für eine Gefahr für uns gefürchtet? Nicht irgend ein unbeschreibliches Unheil stellt er uns dar, nicht daß irgendwo ein Feuer ausbreche, das den Weltenbau zerstört, oder aus den Tiefen des Jenseits sich Widersacher erheben, die uns in Gefahr bringen. Im Gegenteil: er beschreibt uns, wie der Knecht die Abwesenheit seines Herrn für sich selbst ausnützt. Der Herr ist weg; er kommt noch lange nicht; das ist eine bequeme Situation für denjenigen Knecht, der weder treu, noch klug ist, sondern ein Schalk und ein Narr. Nun fängt er an, die Knechte und Mägde zu schlagen. Jetzt regiert er, da ja der Herr weg ist, und er weiß, wie man regiert; dazu braucht man eine starke Faust. Das ist aber nicht das einzige, womit er seine Tage füllt. Dieser großmächtige Herrscher will es gut haben. Er fängt an zu essen und zu trinken und trunken zu sein.

Es ist eine gewaltige Weissagung, die Jesus hier seinem Petrus gegeben hat. Sehen wir in die Geschichte hinein: welche Erfüllung hat sie gefunden! Weltförmiges Christentum, das regiert mit Prunk und Zwang, Jünger, die die Knechte und Mägde schlagen, und daneben, vielmehr eben deßhalb der gierige Griff nach den irdischen Gütern, die Sorge für den vollen Geldbeutel und die reich besetzte Tafel – damit ist ein großes Stück der Kirchengeschichte umspannt.

Weltförmiges Kirchentum hat es aber nur deßhalb gegeben, weil es weltförmige Christen gab. Was sich in öffentlichen Ereignissen ans Licht gab, hat seinen verborgenen Grund in der stillen Bewegung der Herzen. Und weltförmiges Christentum gab es nicht nur, sondern gibt es, und nicht nur in Rom, sondern auch in uns selbst. Das ist die Gefahr, vor der uns Jesus in Gnaden bewahren will. Er weckt uns deßhalb aus dem Schlaf auf, damit wir nicht nach jenen falschen Zielen greifen, die uns die verkehrte Begier vorspiegelt, die unser Leben im Dienst unsers Ruhms und Genusses verzehrt.

Ein so verschlafenes Leben endet durch Gottes Gericht. Die Stunde kommt, wo der Herr vor seinem Knechte steht, der ihn vergaß. Nun fährt das Schwert aus der Scheide und er zerschmettert ihn. Ist das der liebe Heiland, der so spricht, jener, dem wir nächstens wieder unser Lob darbringen, weil er auf der Erde den Frieden schuf? Ja, er ist es; er wäre nicht unser lieber Heiland und der Bringer der vollkommnen Gnade, wenn er nicht gegen die, die die andern schlagen und beschmutzen, das Schwert in seine Hand nähme.

3.

Für die, die wach sind, hat er seine Verheißung bereit. Die überströmende Freude, mit der er gibt, lohnt und dankt, hat er auch in diesem Gleichnis prächtig dargestellt. Der Herr kommt vom Gastmahl zurück, und braucht nicht lange an der Tür zu klopfen: der Knecht ist bereit zu seinem Em-

pfang. Nun geht er nicht ohne Dank an ihm vorbei. Er ſagt ihm nicht: deine Schuldigkeit haſt du getan, arbeite weiter. Jeſus gibt ſeinem Gleichnis einen andern Schluß. Der Herr, den er uns beſchreibt, rüſtet ſeinem Knecht das Feſtmahl, ſetzt ihn an den Tiſch und bedient ihn ſelbſt. Die Rollen ſind ſcheinbar vertauſcht und der Herr nimmt den Dienſt des Knechts auf ſich. So hat uns Jeſus wieder, wie oft, bezeugt, wie bereit er ſei, ſeine Gnade und Gabe uns zu ſpenden und unſern Dienſt mit ſeinem himmliſchen Segen zu krönen. Dem Wachen ſtellt er ſeine Hilfe und ſeinen Dienſt zur Seite und gibt ihm an ſeiner Freude teil.

Hat ſich auch dieſe Verheißung erfüllt, wie die andere Weisſagung? Daß der Knecht ſagen kann: weil der Herr weg iſt, regiere ich und ſorge ich für mich, das haben wir vor Augen. Hat ſich nicht nur Jeſu Strafwort, ſondern auch ſeine Verheißung in der Chriſtenheit bewährt?

Was noch vor uns als Zukunft liegt, wie es der Herr weiter mit ſeiner Gemeinde und mit der Menſchheit macht, das kann ich euch nicht erzählen und ihr könnt es auch nicht ergründen. Er heißt uns ja gerade deßhalb auf ſein Walten und Regieren warten, weil er uns nicht zum voraus eine Beſchreibung desſelben zu geben hat. Dagegen liegt das vor unſerm Blick, was hinter uns liegt und Gottes Gnade an uns ſchon getan hat. Wenn er zu uns kam und uns wachend fand, dann kam er mit ſeinem reichen Segen. An manchem Sterbebette hat ſich dies in heller Deutlichkeit bewährt. Was iſt es doch für ein feines Ding, dann bereit zu ſein, wenn der Herr kommt und uns zu ſich ruft! Dann wird ſogar aus jener dunkelſten Stunde ein feierlicher Gottesdienſt, und wir können ſogar jenes Opfer mit Gottes Lob verbinden, durch das wir das Leben und alles, was uns jetzt gehört, ablegen. Wer bereit iſt, an dem hat er immer ſeine Verheißung erfüllt, daß er dem Knecht das Mahl rüſten werde, der mit Treue auf ihn wartete, und hat ihm ſeine große Gnade gezeigt.

Und wenn er kam, um uns Arbeit zu geben, wenn er in seinen Dienst uns führte, und wir bereit waren, lenksam und willig: hat er uns dann nicht gezeigt, daß seine Hilfe mit uns war und seine Gnade unsre Arbeit fruchtbar machte?

Wir haben im Rückblick auf das, was hinter uns liegt, beides vor Augen: wie man Gottes Gnade verschlafen kann und wie man sie mit hellem Auge sehen und erfassen kann. In der Geschichte unsres Volks tritt uns beides im großen Maß entgegen: viel Gnadenzeit hat es verschlafen, und reiche Gnade und Hilfe hat es erhalten, wenn wir wach waren. Im kleinen Maße zeigt uns die eigene Lebensgeschichte dasselbe. Nicht umsonst hat Jesus von der Gefahr gesprochen, in die diejenigen fallen, die nicht wachen mögen; aber ebensowenig sprach er umsonst von dem, was er seinem treuen Knechte geben wird.

Friede auf Erden! Das ist wieder das lobpreisende Wort, mit dem wir ihn zu feiern gedenken. Mit seinem hochgelobten Namen ist auf ewig der Friede für die Erde vereint. Was er uns bringt, ist aber nicht ein Kirchhofsfriede, nicht der Friede der Schläfer, die nicht aufzuwecken sind. Im Gegenteil: so führt er uns zum Frieden, daß er uns aufweckt und uns das klare Auge gibt, das Gottes Willen sieht, und die fleißige Hand verleiht, die seine Liebe an die Arbeit bringt. Dann ist Christi Friede über uns und in uns, wenn wir wach mit gegürteten Lenden und brennenden Lampen unsern Weg gehen, bis er kommt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

Weihnacht.

(1904.)

Joh. 1, 14–18.

Aus ſeiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade.

Damit iſt die beſondere Art der Weihnachtsfeier deutlich ausgeſprochen. Sie bringt uns einen Tag des Dankens, und das macht uns heute ſo froh und unſre Freude ſo ſtark und ſo rein. Wir feiern heute nicht uns ſelbſt, nicht ein Genie, nicht einen Helden, nicht eines Menſchen oder der Menſchheit Arbeit, Kampf und Sieg. Solche Feſte mögen zwar äußerlich großartiger als der Weihnachtstag verlaufen. Dann winden wir Kränze, laſſen die Trompeten blaſen und die Fahnen wehen und der Feſtredner ſucht nach den höchſten Tönen. Und doch bringen uns ſolche Feſte niemals die tiefſte Feier und die hellſte Freude, und der Weihnachtstag ſteht unvergleichlich über ihnen. Denn heute rühmen wir nicht uns und begeiſtern nicht uns: heute danken wir.

Warum iſt der Dank das ſeligſte Erlebnis, das uns Menſchen widerfahren kann? Als die Dankenden haben wir nicht nur einen Gewinn vor Augen, den wir uns zu Nutzen machen, ziehn nicht nur eine Gabe an uns, die uns bereichert und Vorteil bringt, ſo daß wir uns wohlgemut an Gottes Tiſch ſetzen und mit Vergnügen verzehren, was uns aufgetragen wird, ſondern wer dankt, hat in der Gabe und über ihr den Geber gefunden, und ſchaut von der Gabe auf zu dem, der ſie ihm reicht, und erkennt in ihr die Liebe, die

ſie uns gewährt, und das erſt iſt die vollendete Freude, die uns ſelig macht und uns eine echte Feier ſchafft.

Laßt uns Chriſttag halten! Das will ſagen: laßt uns danken, weil wir aus ſeiner Fülle alle genommen haben Gnade um Gnade.

Wir ſehen den Geber an und ſeine Fülle,
die Empfänger in ihrer unermeßlichen Schar: wir alle!
die Gabe: Gnade um Gnade.

1.

Die großen Männer, die Gottes Regierung zu ihren großen Werken gebraucht hat: Johannes den Täufer, die Apoſtel, Moſe, ſtellt der Evangeliſt um Jeſus her, damit wir erkennen, was wir an ihm haben und wofür wir ihm danken. Johannes der Täufer iſt ſchon in der Weihnachtsgeſchichte mit Jeſus vereint. Als ein großes Geſchenk der göttlichen Güte brachte der Prieſter aus dem Tempel die Gewißheit mit, ihm werde ein Sohn geboren, nicht nur als die Freude ſeines Alters, nicht nur zur Beglückung der Mutter, der ſeine Geburt das lang gehegte Sehnen erfüllt, ſondern für die ganze Gemeinde zum unvergänglichen Segen, weil mit ihm der Prophet geboren iſt, der ſie für die Ankunft des Herrn rüſten wird. Und ſo geſchahs. Er hat hernach als Gottes Zeuge zu Iſrael, ja zu aller Welt geſprochen mit unvergänglicher Macht, fromme Hoffahrt zerbrochen, ſchlafende Gewiſſen erweckt und den Weg in Gottes Reich gezeigt dadurch, daß er zur Buße führte und die Frage hervortrieb: was ſollen wir tun, damit wir für Gottes Reich uns bereiten? Allein die Geburt des Johannes reicht für ſich allein nicht aus zur Weihnachtsfeier, und er ſelbſt war ſich deſſen mit voller Klarheit bewußt. Er hat ſeine Arbeit nur auf Grund der Gewißheit getan: vor mir und über mir ſteht ein anderer, und er kommt mir nach, und bringt zur Vollendung, was ich nur beginnen kann. Und dasſelbe gilt von aller Fortſetzung der Arbeit des Täufers,

die uns nach Gottes Reich fragen lehrt und uns vom Bösen abwendet. Sie hat daran ihre Möglichkeit und Wahrheit, ihre Kraft und ihren Segen, daß wir den haben, der größer als Johannes ist. Daher fragen wir nicht nur: wo ist Gottes Reich? sondern wissen, wo wir es finden: schaut ihn an! fragen auch nicht nur: was sollen wir tun? sondern haben darauf den klaren Bescheid, der uns den Weg des Lebens zeigt: kommt zu ihm und bleibt bei ihm.

Neben den Täufer, der vor Jesus seine Arbeit tat, stellt der Evangelist sich selbst und seine Gefährten, Jesu Boten. „Wir alle," sagt er, die die Christenheit sammelten in der die Welt überwindenden Liebe und durch die die Welt erleuchtende Wahrheit, auf die die christlichen Gemeinden mit tiefster Ehrfurcht schauten als auf ihre geistlichen Väter und Führer, alle jene hohen Namen, die wie die Sterne am Himmel leuchten: Johannes, Petrus, Paulus, und sie alle, die seither hinzugekommen sind als Lehrer und Leiter ganzer Völker und vieler Geschlechter, wir alle haben alles von ihm. Was seht ihr auf uns, als hätten wir mit unsrer Kraft oder unsrer Frömmigkeit solches getan? Aus seiner Fülle schöpften wir. Sein ist das Wort, das wir euch sagten; sein die Liebe, die wir euch brachten; sein alle geistliche Segnung in himmlischem Gut, die durch uns in euer Leben kam. Und so ist es wieder geblieben bis auf den heutigen Tag, und wir genießen in all dem, was uns durch Jesu Boten und Gemeinde widerfährt, den Weihnachtssegen. Alle, die uns Gottes gute Gaben bringen, schließen sich jenen Hirten an, die in der Weihnacht bei der Krippe Jesu knieen. Von ihrer Gabe weisen sie uns hin zu ihm, von ihrer Liebe hin zu seiner Gnade. Sie schaffen durch Jesu Frieden den Frieden auf Erden und bringen durch seine Gnade zum Menschenkind Gottes Wohlgefallen.

Von der Gegenwart schaut der Evangelist zurück auf die alttestamentliche Gemeinde, die auf den größten Namen der Vorzeit gegründet war, auf Mose, mit dem in der Geschichte

der Menschheit kein zweiter vergleichbar ist. An ihm hatte sie ihren Gründer und Mittler mit Gott, weil er ihr eine unschätzbare Gabe brachte, das Gesetz, das das Unrecht richtet und das Recht aufrichtet, die Bosheit schlägt und uns zum Gehorsam beruft. Auch Moses Werk ist unvergänglich; denn sein Gesetz erwacht immer wieder in jedem Gewissen zu neuem Leben. Aber kann das Gottes einzige Gabe sein? Haben wir damit empfangen, was der Mensch bedarf? Sollen wir Gott nur so nennen: du bist der Geber des Gesetzes, der Wirker des Rechts, der Richter der Schuldigen und Beschirmer der Gerechten? Es gibt noch etwas Größeres, Heiligeres, Göttlicheres als das Gesetz, und eben dieses Größere ist uns Menschen unentbehrlich; wir können nicht leben, nicht mit Gott und für Gott leben, ohne diese neue Gabe. Das ist die Gnade und Wahrheit; sie sind durch Jesus Christus geworden. Können wir uns noch etwas Höheres denken, was noch hinausläge über der Gnade, die die Wahrheit in sich hat? Nie hat ein menschliches Auge etwas Höheres geschaut. Wir sind am Ziel. Was wir bedürfen, ist uns gegeben mit dem, aus dessen Fülle man Gnade um Gnade schöpft.

Johannes überschaut schließlich den ganzen Bereich der Menschheit. Wer kennt in ihr Gott? Welcher Fromme, welcher Weise, welcher Meister des Gedankens, des Worts oder der Tat hat Gott gesehen? Niemand. Es kann auch nicht anders sein, weil Gottes Unerreichbarkeit für uns zu seiner Gottheit und Herrlichkeit gehört. Soll es nun so bleiben, daß wir vor dem verschlossenen Tempel stehn, vielleicht wie Kinder spielend auf den Tempelstufen, vielleicht mit verhüllten Häuptern sehnsuchtsvoll nach der Pforte schauend, die für uns doch verschlossen bleibt? Sollen wir ein Welträtsel vor uns haben, aber dazu keine Lösung, Lebensrätsel, aber keine Antwort? Vielmehr ist uns das Kind geboren, das Gott in seinen Armen hält als seinen einigen lieben Sohn, und er hat es uns verkündigt.

Das Wort ward Fleisch. Gott hat sein Wort nicht in sich verschlossen, so daß wir es nicht vernehmen könnten. Er hat es in die Menschheit hineingestellt, jenes Wort, das er zu uns spricht, durch das er uns zu ihm beruft und in die Gemeinschaft mit ihm versetzt. Darum ist die Fülle der Gnade in ihm. Und obgleich er bei uns wohnte, das Fleisch an sich trug und ganz in unsere menschliche Art einging: der, der Gottes Wort als den Grund seines Lebens in sich hat, bleibt der Träger seiner Herrlichkeit; denn die Gnade und Wahrheit ist in ihm.

2.

Wir alle haben aus seiner Fülle geschöpft, du auch, ich auch, wir alle in unermeßlicher Schar. Was heute am Weihnachtstag geschieht, bildet einen wunderbaren Vorgang, wenn wir ihn mit den Augen des Geistes zu sehen vermöchten: überall sind heute die Menschengeister auf Jesus hingewendet mit dem Bekenntnis: aus deiner Fülle nahm ich Gnade um Gnade. Sie haben die alte Erfahrung gemacht, die immer wieder neu wird, die alte Geschichte erlebt, die sich schon ungezählte male zutrug und immer wieder geschieht, daß man, wenn man zu Jesus kommt, von ihm Gnade um Gnade empfängt. Als Johannes sagte, es sei eine unzählbare Schar, die aus Jesu Fülle die Gnade nehme und deshalb das weiße Festgewand vor Gottes Thron trage, ging sein Wort noch über alle Rechnung der Erfahrung hinaus. Heute ist es wahrhaftig eine unzählbare Schar, die ihm dankt. Willst du dich nicht auch ihr anschließen? Mußt nicht auch du bei aufrichtiger Ueberlegung dir sagen: aus seiner Fülle habe ich das Beste, was ich bin? Was wäre aus mir geworden ohne ihn und was sollte weiter aus mir werden ohne ihn!

Freilich wir sind noch nicht eine vollendete Gemeinde; darum mischt sich in die Stimme des Danks auch noch die der Klage. Vielleicht hat mancher den Weihnachtsabend in

wehmütiger Sehnsucht zugebracht: einst zwar war er mir eine frohe Stunde, einst; doch wo ist heute dieses einst? Es ist zwar auch ein Geschenk Gottes, wenn uns der Weihnachtstag die Sehnsucht erweckt, uns unruhig macht und aufweckt, damit wir nicht in der Ferne von Gott verbleiben. Immerhin ist es heute meine Pflicht, euch zu sagen: die ganze Weihnachtsfeier ist das noch nicht, wenn sie nur die Sehnsucht nach verlorenem Frieden und vergangenem Glauben in uns erweckt. Der Christag ist dazu da, damit wir Gott danken, weil es auch für uns so steht, wie für die ganze Christenheit, daß uns eine Fülle von Gnade entgegenkommt, aus der zu schöpfen jeder von uns berufen ist.

Vielleicht ist auch gerade durch die Festzeit der scharfe Riß, der durch unser Volk geht, uns wieder eindrücklich geworden. Im Nachbarhaus brennt auch der Christbaum; aber der Name Jesu ist verlöscht. Menschliche Liebe reicht auch dort ihre Gaben; aber nur an die menschliche Liebe wird gedacht, und von Gottes Liebe, die darüber steht, war kein Laut zu hören. Heute am Festtag sollen uns solche Wahrnehmungen dazu helfen, daß wir uns selbst darüber klar werden, wie viel wir ihm verdanken, was alles in unserm Leben sein Werk und seine Gabe ist: daß wir von ihm unsere Gewißheit Gottes haben, von ihm unsere Versöhnung mit ihm, unser gutes Gewissen, unsere Liebe und unsern Mut zu jeglicher Arbeit in Gottes Dienst, von ihm unsere Berufung zum ewigen Leben. Kommt in diesen Tagen die Frage an uns: wollt auch ihr weggehen? so laßt uns antworten: aus deiner Fülle haben wir Gnade um Gnade erlangt.

3.

Diese uns zu geben, das ist der Beruf Jesu. Deswegen ist das Kindlein geboren; das war seine Sendung von Anfang an. Gottes Macht muß uns nicht erst Jesus zeigen. Daß Gott menschlichen Trotz bändigen kann, daß wir ab-

hängig sind und in vieler Hinsicht ohnmächtig, umfaßt von einer uns überlegenen Kraft, daß diese Kraft unerschöpflich ist und sich nicht abnützt und nicht vergeht, sondern in immer neuen Bildungen sich als unerschöpflich erweist, das ist nicht erst Jesu Wort. Das uns zu zeigen, dazu ist schon die Natur vor unser Auge gestellt. Ebenso ist uns auch Gottes Recht bekannt. Wir wissen, daß seine Macht ihr Gesetz in sich hat und daß dieses nicht nur unsern auswendigen Lebenslauf ordnet, sondern auch über unserm Willen steht mit heiliger Gewalt, so daß es keine Auflehnung zerbrechen kann. Das steht klar in unserer Erkenntnis und ist uns auch schon von Mose bezeugt. Jesus hat dagegen einen andern Beruf. Wer hat uns gesagt, daß Gottes Schöpfung aus seiner Gnade stammt, daß sie die ganze Regierung Gottes trägt, daß seine Gnade uns das Leben gab, und auch durch die dunkelste Nacht mit uns geht, daß wir mit Gedanken, Wort und Tat sie preisen dürfen und daß dies unser Beruf ist und unserm Leben Sinn und Einheit gibt? Das ist das Christtagswort; Jesus sagt uns das. Dabei kommt alles darauf an, wie er es uns sagt. Wie viel wird uns gesagt, und gewinnt doch für uns keine Bedeutung; denn es bleibt für uns ein leeres Wort. Daß Gottes Gnade eine Wirklichkeit ist, und uns nicht nur als ein schöner Gedanke erscheint oder als ein poetischer Schmuck, den wir zur Wirklichkeit hinzufügen, nicht nur als eine Theorie oder Theologie, nein, daß sie für uns die allerrealste Wirklichkeit wird, die wir glauben, die uns hält, bestimmt, im Denken und Wollen, im Handeln und Leiden, im Leben und Sterben: wer bewirkt und vermag das? Jesus allein. Dazu lag er als Gottes Wunderwerk in der Krippe und war auch in der Krippe in des Vaters Schoß; dazu handelte er hernach in der Mannesarbeit mit Gottes Kraft und redete in Gottes Wahrheit; darum ging er den Kreuzesweg und trat in die himmlische Herrlichkeit, damit wir es wirklich hörten, daß Gott gnädig ist, so es hörten, daß

wir es auch vernähmen und glaubten und erlebten, und daher zu ihm uns wendeten und aus seiner Fülle Gnade um Gnade holten.

Gnade um Gnade! Das macht unsern Festtag reich und voll; Christus fügt Gnade an Gnade in einer Kette, die nicht zerreißt. Wir schauen heute rückwärts auf ein Ereignis der Vergangenheit, das uns Gottes Werk enthüllt und den Himmel offen zeigt. Allein wenn wir einzig rückwärts schauen müßten, hätten wir die volle Festfeier noch nicht erreicht. Es ist nicht so, daß die Gnade nur einst erschien, und bloß in der Vergangenheit ihre Wahrheit kund, ihre Herrlichkeit offenbar machte; vielmehr umschließt Jesu Fülle Gnade um Gnade in unzerreißbarer Kette, in nicht wankender Treue, in steigender Herrlichkeit. Das uns kund zu tun, ist Jesu Beruf und Arbeit an uns. Darum feiern wir seine Geburt dankbar im Rückblick, in froher Gewißheit im Vorblick. Was wird aus uns noch werden? Eins steht fest: aus seiner Fülle kann man Gnade um Gnade nehmen für und für. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

3. Sonntag nach dem Erſcheinungsfeſt.

(22. Jan. 1905.)

Joh. 4, 5—15.

Es iſt ein werktäglicher Vorgang, mit dem wir uns heute zu beſchäftigen haben. Die ſamaritiſche Frau hat ihr Sonntagskleid nicht angelegt und ſich nicht andächtig gemacht, ſondern ſie ging ihrem häuslichen Geſchäft nach und holte beim Brunnen Waſſer. Auch Jeſus hat keine Predigt meditiert und keinen Talar angezogen, und keinen Organiſten bei ſich, der die Zuhörer in Stimmung verſetzt, ſondern vom Anbruch des Tages an hat er auf ſteinigem Pfade eine mühſame Wanderung vollbracht, und weil er ſich nun am Brunnen ausruht, trafen ſich die Beiden. Dieſer werktägliche Vorgang hat aber für ungezählte Sonntage den Grund und Stoff geſchaffen, für echte Sonntage, nicht für gemachte, nicht nur für religiöſe Komödien, ſondern für wirkliche Gottesdienſte, für ſolche Stunden, wo das himmliſche Licht in die Dunkelheit der Herzen tritt und der Menſch die Stimme Gottes hört und ihr antwortet: „Rede, Herr! dein Knecht hört.“

Dieſen werktäglichen Vorgang hat Jeſus zu ſeiner Offenbarung und Ausrichtung ſeines Werks deshalb benützt, weil er ſeine Gabe nicht neben unſre Geſchichte hinſetzen will als eine Zutat und Beigabe, die mit dem wirklichen Menſchen und dem Verlauf unſeres Lebens nichts zu ſchaffen hat. So machen wir es häufig mit ihm und ſeinem Wort. Wir hören die Verkündigung des Evangeliums etwa wie ſonſt einen Vortrag; hier und dort empfangen wir Anregung, wenn auch

die Stimmung eine verschiedene ist; doch wir finden es hübsch, daß es verschiedene Stimmungen gibt. Wir sind Glieder der Kirche, wie wir an hundert andern Vereinen beteiligt sind. Wir haben religiöse Fragen, wie wir auch soziale, politische oder wissenschaftliche Fragen in uns bewegen. Das ist nicht die Meinung Jesu; sonst hätte er niemals das, was er gibt, „lebendiges Wasser" genannt. Wasser — das ist etwas Unentbehrliches, eine Lebensbedingung; der Schmachtende weiß, daß er es braucht. Ohne Wasser verdorrt jedes Gewächs und jede Menschenkraft. Die samaritische Frau erschien Jesus als eine dürstende und schmachtende, einem welken Gewächs gleich, dem das Wasser versagt ist, dem Wanderer ähnlich, der durch die Wüste im Sonnenbrand zieht. Er aber kann ihr lebendiges Wasser reichen, und er kann es nicht nur, er will es auch und hat es getan.

Was dem Weibe fehlte und was ihr Jesus gab, werden wir erkennen, wenn wir uns verdeutlichen, woher sie kommt, aus einem öden Haus; ein Trümmerhaufe ist ihr Heim; und weiter: wohin sie geht, zum Jakobsbrunnen, dem Heiligtum einer verödeten Kirche. Ein verödetes Haus und eine verödete Kirche — da tut lebendiges Wasser not.

1.

Woher kommt sie? Wir hören es, als ihr Jesus sagte: rufe deinen Mann. Das war doch ein freundlicher Auftrag, von dem wir erwarten sollten: sie erfülle ihn mit größter Freude. Jesus bot ihr seine Gabe an; soll sie nun nicht auch ihren Mann holen, damit er diese zugleich mit ihr empfange? Allein dieses einfache Wort Jesu bringt den ganzen Jammer ihres Lebens ans Licht. „Ich habe keinen Mann." Dahinter liegt ein schneidendes Weh. Das zuckt; nun pochte das Herz und hämmerte der Puls. Muß denn auch er nach ihrem Mann fragen? Immer wieder nahen ihr die alten Schatten, die sie auf Schritt und Tritt begleiten und sich nicht weg-

ſcheuchen laſſen; immer wieder brennt die Wunde, die nicht heilen kann und jedes Glück zerſtört. Wird wohl, erwägt ſie ängſtlich, die Decke halten, mit der ſie ſich zu ſchirmen ſucht, jene halbe Wahrheit, die doch eine große Lüge war? Ihr wißt, daß ſie ihr Jeſus weggenommen hat; ſonſt könnte er ihr das lebendige Waſſer nicht geben. Er gibt es ihr dadurch, daß er ſie ins Licht ſtellt und ihr zur Wahrheit hilft aus allem Schein und Trug heraus. Bei ihm iſt nicht von Umſtänden die Rede, von Mißgeſchick, von Naturell, vom Milieu, von allen jenen großen Lügen, unter die wir uns verſtecken. Er iſt nicht ſo unbarmherzig, daß er die Frau mit ſolchen Mitteln tröſtete. Nein: er hebt ſie in die Wahrheit hinüber. Endlich einmal darf ſie aufrichtig ſein, endlich einmal ehrlich werden. Aber das Licht, in das er ſie hineinſtellt, iſt nicht ein rächender Blitz, der ſie zerſchmettert. Sie ſchaut erwartungsvoll auf ihn: wird er ſich von ihr abwenden, mit Eckel und Abſcheu, als der Vertreter des Gerichts, das kein Erbarmen kennt? Sein Auge ruht in dem ihrigen, wahr, ernſt, eins mit Gottes Recht und Ordnung, unberührt von jedem unreinen Hauch; als der Heilige ohne Schwanken ſteht er vor ihr. Und doch ſucht ſie ſein Auge und hält ſie bei ihm feſt. Gnade wird ihr erwieſen, von ihm, dem Chriſtus, der im Vater lebt und nun gleichzeitig auch ihr die Hand reicht, der vom Vater kommt und nun zu ihr hintritt und ſie beruft. Der König iſt es, der ihr verzeiht, der Heiland, der ſie in die Gemeinde derer lädt, die in Gottes Gnade ſtehen. Dadurch hat er ihr lebendiges Waſſer gereicht zu unvergänglichem Troſt und unverlierbarer Kraft.

L. Fr. Die Geſchichte der Samariterin ſtellt uns des Menſchen Los dar. Die verödeten Häuſer mit den ausgebrannten Herzen ſtehen nicht bloß in den ſamaritiſchen Dörfern. Wir haben ein menſchliches Herz vor uns mit ſeiner Leidenſchaft, ſeiner Jagd nach dem Glück, deren Ergebnis iſt:

Was ſind dieſes Lebens Güter?
Eine Hand voller Sand
Kummer der Gemüter.

Ja, noch etwas Schlimmeres ſteckt in dieſem Sand, mit dem die gierige Hand ſich füllt, ein Wurm, der nagt, ein Feuer, das brennt.

Das aber, was die Samariterin bei Jeſus erlebt, das iſt das Erlebnis der ganzen Chriſtenheit, auch unſer Erlebnis, ſo wie uns Jeſus erkennbar wird, und wir es wahrnehmen, was er in der Welt tat und immer tut. Dann fallen auch bei uns die Hüllen; Schuld und Elend des Menſchen ſtehen klar im Licht, und gerade ſo tritt er an uns heran als der, der uns die Gnade Gottes bringt.

Die Samariterin mußte in ihr ödes Haus zurück, das ſich nicht ſofort in ein Paradies verwandelt hat. Die menſchliche Geſchichte iſt ernſt und die Trümmer, die ſie ſchafft, ſind nicht gleich wieder weggeräumt. Dennoch war nun in ihrem öden Haus alles anders geworden; ſie hat ja der Gnade Gottes ins Auge geſchaut. Wer das tat, der weiß, wie man lebendiges Waſſer trinkt.

2.

Wir müſſen jedoch noch etwas anderes erwägen, weil es nie einzig das Haus iſt, wodurch ein menſchliches Leben ſeine Geſtalt bekommt. Wir ſtehen gleichzeitig in den großen Gemeinſchaften, die unſerm Lebenslauf den Inhalt geben. Auch die Samariterin war Glied einer Kirche. Sie gibt ſich ja ſehr eifrig als Samariterin, dem Juden Jeſus gegenüber, dem ſie zuerſt zutraut, daß er ihre Religion verachte. Sie hält ihm ihre herrlichen Heiligtümer vor, den Brunnen des Erzvaters, und auf der Bergeshöhe oben die Tempelſtätte, auf der die Väter beteten ſeit Joſua. Doch es war eine verödete Religion, die zwar nach dem lebendigen Waſſer Sehnſucht erweckte, aber ſie nicht zu ſtillen vermochte. Wir dürfen uns zwar nicht denken, daß es bei den Samaritern langweilig und

ſchläfrig zugegangen wäre; im Gegenteil, die Leute waren mit vollem Eifer dabei. Sie hatten ſich von der großen Gemeinſchaft Iſraels abgelöſt und daraus ergab ſich ein heißer Eifer. Sie mußten ihre Sekte ſchützen, verteidigen und verherrlichen. Weil man einen Kampf zu führen hatte, ſo entſtand daran die Leidenſchaft, der große Egoismus, wie er in einer ſolchen Gemeinde leicht die Herrſchaft erringt. Daraus erwuchſen aber ſtachlige und bittere Früchte. Wir lächeln jetzt mit Recht über jene fabrizierten Reliquien und über den heiligen Brunnen, deſſen Würde darauf beruhte, daß Jakobs Schafe aus ihm tranken. In ſolchen Heiligtümern iſt kein Leben, kein Quell der Gnade und Wahrheit, an dem ſich ein durſtiges Herz ſtärken kann. Das gab eine Religion, die vom Zanke lebte, und das ergibt immer nur ein Scheinleben, nicht echte Kraft. Weil wir es ſo machen, die andern aber anders, ſo muß man ſtreiten, beweiſen, widerlegen, ſich groß machen, die andern ſchlecht — ein arbeitſames Geſchäft, mit dem man nicht fertig wird, allein ein Geſchäft, bei dem der Menſch verdorrt. Woher kam der Zank? Der Menſch machte ſich hier ſelbſt ſeine Religion und ſeinen Gottesdienſt zurecht. Wir, ſagten die Samariter, weihen dieſen Tempel; wir heiligen dieſe Reliquie, wir ſetzen die Grenze unſerer Kirche ſo feſt, wie es für unſern Vorteil ratſam iſt; wir beſchenken Gott mit unſrer Verehrung und unſrem Dienſt; wir erwerben uns dadurch ſeine Gnade. So baut ſich der Menſch ſelbſt die Himmelsleiter bis hinauf zu Gott. Dann muß er freilich ſtreiten und ſeine eigne Schöpfung gegen die ſchützen, denen ſie nicht gefällt. Dem Streit tritt aber ein ſchlimmer Begleiter an die Seite: der Zweifel, wie ein Glutwind brennend, gefährlich für das Leben. Machen wir es ſo, ihr macht es anders; wer hat nun Recht? Wo iſt nun die heilige Stätte, in Jeruſalem oder auf dem Garizim? Wer weiß es? So wird aus dem Gottesdienſt eine Frage ohne Antwort und darum eine Klage ohne Troſt, nicht eine Stärkung, ſondern

eine Laſt, die uns bedrückt. Darum hat die Samariterin lebendiges Waſſer nötig, und Jeſus reicht es ihr.

„Ich, der Chriſtus, ſtehe vor dir“; mit einem Schlag wird damit ihre ganze Religion verändert. Er iſt vom Vater zu ihr geſandt, als der Bringer ſeiner Gnade, als ihr Herr, der ſie beruft, bei ſich erhält und zur Vollendung bringt. Zu ihm zu kommen und bei ihm zu bleiben, das iſt nun ihr Gottesdienſt, nicht mehr eine Religion, die der Menſch macht, ſondern die Gott macht, nicht ein Aufſchrei des Menſchenherzens, das den Himmel mit ſeinen Wünſchen und Zweifeln beſtürmt, ſondern Gottes Antwort, welche Gewißheit ſchafft, nicht der Aufbau einer eigenen Gerechtigkeit mit der immer vergeblichen Anſtrengung, die der Sünde nicht entrinnt, ſondern die Gewährung derjenigen Gerechtigkeit, die uns Gottes Verzeihen und Lieben verleiht, nicht die Erhebung des Menſchen zu Gott, durch die er ſich ſelbſt vergeiſtigt und vergöttlicht, ſondern die Einſetzung in die Gemeinſchaft mit Gott durch den, der uns beruft.

Auch dieſer Zug in unſerer Erzählung ſtellt den immer wiederkehrenden Verlauf der menſchlichen Geſchichte dar. Ob die Kirche ſamaritiſch oder lutheriſch, methodiſtiſch oder katholiſch heißt, das macht kleine Verſchiedenheiten. Der entſcheidende, weſentliche Unterſchied iſt der, ob wir eine Religion haben, die der Menſch macht oder die, die Gott macht. Ein von uns gemachter und betriebener Gottesdienſt ergibt einen ſchweren Stand, einen einſamen Stand, ein Suchen ohne Finden, ein Bemühen ohne Frucht. Umgekehrt ſteht es mit der Religion, die Gott macht: das iſt ein ſeliger Stand, unſer Gekommenſein zum Vater, unſer Eintritt in die Kindſchaft, unſere Einſetzung in den Frieden. Und die Stunde, durch die uns der Unterſchied zwiſchen beiden Formen der Religion deutlich wird und uns der Uebergang gelingt aus ſelbſtgemachter Religion hinaus in die, die uns Gott gibt, iſt für uns alle diejenige, wo uns Jeſus erkennbar wird, wenn

wirs faſſen, daß wir an ſeiner Liebe Gottes Willen zu erkennen haben und an ſeinem Kreuz den Grund beſitzen, auf welchem wir in Zeit und Ewigkeit in Gottes Frieden ſtehen.

Möchten wir klagen: der Weg zu Jeſus ſei für uns weit! ſo kann uns dabei tröſten, daß er auch für die ſamaritiſche Frau nicht leicht geweſen iſt. Der Evangeliſt hat uns die Hinderniſſe klar beſchrieben, die ihr den Zugang zu Jeſus zunächſt erſchwerten. Da er ihr als ein Jude gegenüberſteht, während ſie eine Samariterin iſt, kommt es ihr zunächſt vor: ſie ſei von ihm durch eine tiefe Kluft getrennt. Ein ähnlicher Gedanke ſchreckt viele von uns zurück. Er iſt ein Jude, anders in ſeiner auswendigen Art als wir, andern Zeiten angehörend, Glied einer andern geiſtigen Welt, als die, in der wir ſtehn. Wie aber die Samariterin merkt, daß er nicht nur wie ein Jude mit ihr ſpricht und ihr die Ahnung kommt, er ſtehe mit Gott im Bunde und empfange ſein Wort und ſein Werk von ihm; da kommt ihr der abergläubiſche Gedanke: vielleicht beſitze er ein zauberhaftes Lebenswaſſer, mit dem er ſie wunderbar verwandeln und verklären wolle. Auch ſolche Gedanken legen ſich immer wieder als dichter Schatten um Jeſu Bild. Er iſt von unſern Gedanken ſo ganz verſchieden und hält ſich ſo weit entfernt von dem, was wir mutmaßen, daß hier immer wieder ein breiter Raum entſteht, auf dem der menſchliche Aberglaube ſich umtreibt. Dann ſucht man bei ihm in allerlei Form, wie das ſamaritiſche Weib es tat, ein Krüglein mit Wunderbalſam, der uns gewähren ſoll, was das Herz ſich wünſcht.

Allein Jeſus hat auch heute noch ſeine alte Weisheit und Macht, daß er über alle Hemmniſſe hinweg die Türen aufzutun vermag. Er findet auch bei uns den lebendigen Punkt, wie bei der ſamaritiſchen Frau, und bereitet uns die Stunde, in der wir vor ihm wahr und aufrichtig werden, ſo daß er uns nun mit jener Hilfe aufrichten kann, die aus Gottes Gnade ſtammt. Iſt es uns aber aufgegangen, daß

Gott sich uns in Jesus offenbart, daß Jesu Angesicht uns Gottes Antlitz sichtbar macht, und sein Werk das ist, was Gott für uns tut, dann haben wir jene Religion, die Gott macht, und einen Gottesdienst, bei dem man nicht dürstet und schmachtet, sondern der lebendiges Wasser gewährt.

Der Herr hat der Frau verheißen: was er ihr gebe, das werde in ihr ein immer sprudelnder Quell, der nicht mehr versiege. Nicht jetzt bloß schenkt er ihr eine selige Stunde, an die sie später bloß die Erinnerung hat. Er gibt mit redlicher Güte und ernsthaftem Ziel. Darum wird aus dem lebendigen Wasser, das er ihr reicht, eine Quelle, die sich immer wieder erneut, ein fortströmender Bach, der nicht austrocknet. Wir können die Lebensgeschichte jener Frau nicht weiter verfolgen, da die Evangelisten uns nie erzählen, was aus den Leuten, an denen Jesus seine Arbeit tat, hernach geworden ist. Auf ihn und sein Werk richten sie unsern Blick, nicht auf die, zu denen er Gottes Wort und Gnade bringt. Gleichwohl, wenn wir auch nicht übersehen, was die samaritische Frau noch durchlebt und durchlitten hat; eines ist gewiß: als ihre matten Lippen nach dem letzten Trunk begehrten und ihr die letzte Labung nötig war, da starb sie mit Jesu Namen auf den Lippen. Gott gebe uns allen diesen Lebensschluß. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

Septuagesima.

(19. Febr. 1905.)

Matth. 11, 16—24.

Septuagesima.

(19. Febr. 1905.)

Matth. 11, 16—24.

Jesus redet hier als Richter über die Orte, deren Einwohner er lange Zeit hindurch oft um sich versammelt hatte, weil sie nicht Buße getan haben. Sie haben sich nicht bekehrt. Wir haben also durch unser Textwort die Gelegenheit zu lernen, was Jesus Bekehrung heißt. Das ist für jede Zeit ein wichtiges Thema; denn der inwendige Verlauf unsers Lebens, sein Gehalt, sein Segen, sein Ausgang, sind davon abhängig, ob wir uns bekehrten und ob wir uns so bekehrten, daß Jesus damit einverstanden ist und auch seinerseits unser Verhalten eine Bekehrung heißt. In unsrer Zeit haben wir vollends noch einen verstärkten Anlaß, Jesu Ausspruch über die Bekehrung mit Ernst zu erwägen. Es ist unsrer Zeit ein großer Segen damit beschert, daß die ganze evangelische Christenheit weit näher zusammengerückt ist als je früher. Wenn heute jemand in Amerika oder England auch nur ein bischen kräftiger zu predigen beginnt, gleich tönt auch sein Wort zu uns herüber. In dieser starken Verbundenheit, die eine einige Christenheit aus uns macht, liegt unverkennbar eine große Gabe. Aber eben deßhalb ist es für uns besonders notwendig, daß wir uns für solche Grundfragen der Frömmigkeit Jesu Meinung deutlich machen. Das gibt ein Gewirre von Stimmen, und dieses kann uns ver-

wirren, wenn wir uns nicht ernſtlich Mühe geben, darüber klar zu werden und klar zu bleiben, wie Jeſu Wort uns den Heilsweg beſtimmt. Nicht darauf kommt es an, wie dieſer oder jener die Bekehrung darſtelle, was da oder dort ſich zutrug und dieſem oder jenem zum Erlebnis ward. Das Entſcheidende iſt: welche Bekehrung verlangt der Herr? welche hat ſein Lob, ſeine Verheißung, ſeine Gnade?

Wir wollen zuerſt an Jeſu Wort lernen, was er nicht Bekehrung hieß.

1.

Religiöſe Aufregung hat er nicht Bekehrung genannt. Die Leute von Kapernaum ließen Jeſus nicht auf der Seite unbeachtet ſtehn. Er hatte keinen Mangel an Zuhörern, keine ſtumpfſinnigen Verſammlungen, die kalt blieben im Anblick ſeiner Taten und unter dem Eindruck ſeines Worts. Ihr wißt ja: bis tief in die Nacht hinein ſtanden ſie vor ſeiner Haustüre; ſie füllten in ſeinem Zimmer jede Ecke, ſo daß der Gichtbrüchige durch das Dach hinab zu ihm gebracht werden mußte. Es ſind die Männer und Frauen von Kapernaum geweſen, die am Seeufer dicht gedrängt ſtanden, ſo daß ihnen Jeſus vom Bot aus Gottes Reich verkündigt hat. Und eben dieſe Männer und Frauen von Kapernaum und Bethſaida hat es verdroſſen, daß er ſo oft abweſend war, in der Wüſte drüben oder in der Gegend von Tyrus, und ſo oft die Kunde kam: er iſt wieder da! zogen ſie ihm nach Tage lang, bis in die Wüſte hinein, ſo daß er dort fünftauſend Gäſte bekam. Denkt euch an dieſen Platz einen ſchwärmeriſchen Menſchen und eiteln Prediger: welch ein Erfolg! würde er ſagen. 5000 Zuhörer, alle tief bewegt, Tage lang, hunderte in Tränen: wie viele Bekehrungen! Wir haben den offenkundigen Beweis vor Augen, daß das mit Jeſus nicht ſtimmt. Er hat dieſen ſelben Leuten geſagt: ihr habt euch nicht bekehrt.

Er hat zwar die religiöse Bewegung, die in die Leute hinein fuhr, nicht verachtet oder unnütz genannt. Er brachte sie ja selbst hervor, und wenn sie ihm nachzogen in die Wüste, hat er sich nicht vor ihnen versteckt, sondern er kam, war ihnen zu Diensten und gab ihnen sein Wort. Es tut manchem Schläfer unter Umständen recht gut, wenn man ihn kräftig schüttelt. Mit den Kleinigkeiten des alltäglichen Betriebs beladen, haben wir alle manchmal einen festen Stoß nötig, damit wir erwachen. Nur über das eine laßt uns klar bleiben: Bekehrung ist das noch nicht.

Wenn wir diese Erkenntnis festhalten, kann sie sowohl für unsern eigenen Lebenslauf, als für unsern Umgang mit den andern Menschen sehr fruchtbar werden. Nicht damit treten wir auf Gottes heilsamen Weg, daß wir uns religiös aufregen, jetzt dies lesen, dann das, jetzt dafür schwärmen, dann hiefür uns begeistern und darüber forschen und grübeln. Das kann uns nützen, oder auch schaden, anregen, oder auch verwirren und aufhalten. Unter allen Umständen ist dies aber noch nicht die Bekehrung, die Jesus will.

Wir können hiezu gleich noch eine zweite Beobachtung fügen: auch das Bekenntnis zu Jesus ist noch nicht schon die Bekehrung. Die Leute von Kapernaum haben manches preisende Wort über Jesus gesagt, das ihnen warm aus dem Herzen kam und bewundernde Verehrung für ihn aussprach. Wenn er ihnen seine großen Taten gab, so sagten sie: nie haben wir so etwas gesehn, nie hat Gott sonst solche Macht einem Menschen gegeben. Sie verstanden zwar die ganze Sendung Jesu noch nicht; wer verstand sie, ehe er sein Werk vollendet hatte, ehe das Kreuz und die Auferstehung das Licht auf Gottes Willen legten? Wenn sie aber noch nicht verstanden, warum er sich den Gesalbten und König in Gottes Reich hieß, so haben sie ihn doch einen Propheten genannt, ja den Elias in ihm vermutet, der Gottes Reich an-

bahnen wird. Nicht das, daß ihr Glaube noch unvollständig und ihre Erkenntnis noch lückenhaft war, hat den Grund gebildet, weßhalb sie Jesus schalt. Er hat den glimmenden Docht nicht zertreten und nicht als harter Meister eine vollkommene Erkenntnis verlangt. Warum sagt er denen, die sich für ihn begeistern, ihn preisen und verehren: ihr wart zum Himmel erhoben; nun folgt der höllentiefe Sturz? Darum, weil sie trotzdem nicht Buße taten. Warum er so gesprochen hat, könnt ihr an jener Frau sehen, die ihm mit überströmender Verehrung den Lobpreis zurief, in der zartesten Form, so, wie sie denkt, daß ihm ihre Verehrung besonders wohltue, so nämlich, daß sie seine Mutter pries, der er allen Erfolg und Ruhm seiner Arbeit gern zu Füßen legen werde: selig die Brust, die dich genährt! Es ist ein Bild zum Malen. Unsre Maler haben uns ja viel derartiges wunderschön dargestellt: ein entzücktes Frauenantlitz in der Glut der Verehrung aufwärts gewandt dem Heiland zu! Wo war das Menschenherz, das hier gerade bliebe und sich aufrecht im Dienst Gottes hielte? Jesus hat diese Aufgabe gelöst. Er antwortet ihr: ja selig die, die Gottes Wort hören und bewahren. Da haben wir Jesu Meinung vor uns, die uns auch erklärt, warum er der ihn bewundernden Schar in Kapernaum sagte: ihr habt euch nicht bekehrt.

Das ist wieder eine wichtige Wahrheit, die wir für uns selber und für die andern notwendig brauchen. Natürlich sollen wir uns zu ihm bekennen, und ihn nicht verleugnen, noch uns seiner schämen. Wir dürfen ihm sogar das Beste geben, was wir haben: lieb haben dürfen wir ihn. Aber nicht unser Bekenntnis zu ihm ist für sich allein schon die Bekehrung. Denn wir können mit demselben immer noch die sündige Sucht in uns hegen, und wegstehen von Gott, statt hin zu ihm gewendet zu sein.

Warum hat Jesus Kapernaum verworfen? Es hatte sich in der Stadt nichts geändert. Jesus hält ihnen vor:

ihr ſeid dieſelben Leute geblieben, wie früher, mit demſelben böſen Willen, wie vorher. Die religiöſe Bewegung, die über ſie kam, hat ihre gewöhnliche Lebensführung unterbrochen, aber nicht geändert. Nachher kehrte alles wieder in die alten Geleiſe zurück. Daß ſie ſich für Jeſus erwärmt und begeiſtert haben, war eine Zutat geblieben, die ſie zu ihrer ſündlichen Art hinzufügten. Sie blieben ſo verlogen, ſo boshaft, ſo ſchmutzig und geizig, wie bisher, und gaben von all dem nichts preis, ſondern taten nur ein bischen Verehrung für den hinzu, der Gottes große Zeichen tat. Darum lautet Jeſu Schlußurteil: ihr habt euch nicht bekehrt.

Deshalb muß er ihnen auch ſagen: ihr habt kindiſche Art, macht es, wie die Kinder auf dem Markt, die mit einander zanken, weil jedes ſeine Laune hat und keines dem andern nachgeben will. Gewaltig griff das Wort des Täufers ihre Sünde an; aber ſie wußten ſich zu helfen. Wer kann ſich an ihn anſchließen? Er ißt nicht und trinkt nicht, iſt trübſinnig, überſpannt, von einem böſen Geiſt geplagt. Dieſer Einwand war gegen Jeſus nicht mehr brauchbar. Er hat das Größere als der Täufer getan. Er ging nicht in die Wüſte, ſondern ſie hatten ihn bei ſich in ihrer Stadt und ſahen vom Morgen bis zum Abend, wie ers trieb. Er lebt unter den Leuten und gleichzeitig beim Vater, ſteht in die Gemeinde hinein und iſt droben, ißt und trinkt und lebt im Geiſt. Aber Gründe, ſagte einſt jemand, ſind ſo wohlfeil wie Brombeeren, wenn man das Evangelium totſchlagen will. Auch Jeſus macht es ihnen nicht recht, er, der Geſelle der Sünder und Zöllner! In dieſer kindiſchen Art wehrt ſich der Menſch gegen die Zumutung, daß er ſeine Sünde laſſe. Ihr zulieb wird er zum Kind, das ſich in ſeine Laune verſteift und ſich hinter ſeine verworrenen Eindrücke verſchanzt. Das wird nicht anders werden. Vom erſten Tag ſeiner Arbeit an hat ſich Jeſus Kritiker gefallen laſſen müſſen, und dieſe ſterben nicht aus. Ihr dürft darüber nicht erſchrecken,

und euch nicht verwundern, daß sich die Geschichte von den Kindern auf dem Markt immer wiederholt. Wir werden vor solchen Einreden nicht in Angst geraten, sowie wir uns deutlich machen, was dahintersteht. Wenn das Bußwort an den Menschen kommt, so wehrt er sich; dazu braucht er Gründe; die Hauptsache sind aber dabei nie die Gründe, sondern der Wille, der sie braucht.

Wir hören aber durch unser Textwort nicht bloß das was nach Jesu Urteil noch nicht Bekehrung ist, sondern erfahren auch, was er Bekehrung nennt, der er seine Verheißung verleiht.

2.

Die Bekehrung wird uns dadurch ermöglicht, daß Gott sich uns bezeugt und seine Gnade darreicht. Jesus hat nicht Tyrus und Sidon, die benachbarten heidnischen Städte, gerichtet, sondern Kapernaum. Drüben in Tyrus wurde auch gesündigt, noch leichtsinniger und leidenschaftlicher, als in Kapernaum. Er hat aber mit jenen heidnischen Städten Erbarmen gehabt; sie stehen in der Nacht des Heidentums und unter der Herrschaft einer schlimmen Sitte; sie können nicht anders. Kapernaum dagegen ward bis zum Himmel erhoben, so soll es auch himmlisch gesinnt sein. Ihm waren die göttliche Gnade und Wahrheit erschienen; darum soll es sie auch fassen. Dazu hat Jesus seine Arbeit an ihnen mit Wort und Werk getan, damit sie das Vermögen haben, Buße zu tun. Die Gnade des göttlichen Reichs ist ihnen zum Erlebnis geworden; so können sie die Sünde von sich abstoßen; die Türe zu Gott hin ward ihnen aufgetan; sie können eintreten, und weil sie jetzt dennoch nicht eintraten, so fällt der Richter seinen Spruch.

Das ist auch wieder eine wichtige Wahrheit, die wir uns kräftig anzueignen haben. Unsre Bekehrung hat zum Grund, daß Gott uns bewegt. Er hält uns seine Hand hin; dann können wir sie erfassen. Er macht uns seinen

Willen klar; dann können wir ihm folgen. Er legt uns seine Gnade ins Herz; dann können wir sie glauben und bewahren.

Es ist ein gefährlicher Gedanke, wenn wir uns einbilden: bekehren könne sich der Mensch stets; das stehe in unserm freien Belieben; in dem Augenblick, wenn wir die Lust dazu haben, gehe es schon. Mit diesem Gedanken täuschen wir uns selbst und behandeln auch die andern Menschen falsch. Wir haben nicht zu jeder Zeit die freie Verfügung über uns selbst, und können uns nicht in selbstherrlicher Macht wenden und bewegen, wann und wie es uns gefällt. Damit wir aufstehen können, muß uns die Hand dessen ergreifen, der uns aufrichtet. Wir werden von der Sünde dadurch los, daß uns das Licht gegeben wird, durch welches wir sie erkennen, und die Gnade, durch welche sie uns verziehen wird, und die Kraft, die uns ein neues Wollen und Vollbringen gibt. Keine Bekehrung ist je geschehen anders als durch Gottes Gabe, und über diese verfügen nicht wir. Wir zaubern sie nicht her mit unsern Künsten oder Entschlüssen. Ueber sie verfügt er in seiner königlichen Regierung nach seiner freien, souveränen Gottesart.

Freilich ist Gottes Gnade in unsagbarer Fülle über uns alle ausgeschüttet; doch verbindet sich mit diesem Reichtum immer die feste, gerechte Regel, eine heilige Oekonomie und saubere, straffe Sparsamkeit. Die Hand Gottes will dann erfaßt sein, wenn er sie uns bietet; der Ruf Gottes dann gehört sein, wenn er zu uns kommt. Im Licht Gottes sollen wir uns bewegen und wandeln, wenn es scheint; hernach kommt die Nacht, in der man nicht mehr wandeln und nichts mehr wirken kann.

Auch für den Verkehr mit den andern Menschen ist diese Grundwahrheit von großer Wichtigkeit. Sie behütet uns davor, daß wir an ihnen Künstlichkeiten versuchen, als könnten wir durch unsre Beredsamkeit, Zucht, Strafe und Gesetzgebung den andern zur Bekehrung helfen. Wir sollen es nicht wagen, an den Menschen gewaltsam herumzudrücken;

ſie kommen leicht aus ihrer Faſſung und Geſtalt, und ſind dann ſchwer in diejenige Geſtalt zurückzubringen, die ihnen Gott gegeben hat, wenn einmal Menſchenhände ſich an ihnen vergriffen haben. Gottes Stunde gilt es in Wachſamkeit und Treue zu benützen, wenn er ſie uns beſchert.

Dann geſchieht die Bekehrung in Wahrheit und Kraft, wenn wir Gottes Gnade dazu benützen, um das Böſe an uns zu ſehen, uns ſeinetwegen zu beugen und es abzutun. Gottes Gnade dazu brauchen, die Sünde abzuſtoßen und Luſt und Willen von ihr wegzuwenden, das iſt diejenige Bekehrung, die Jeſus ſucht und mit ſeiner Verheißung verſieht. Indem er unter den Leuten von Kapernaum mit ſeinen Taten wirkte, machte er ihnen zunächſt die Freude, die jede Wohltat begleitet. Die helfende Kraft Gottes ſchenkte durch ihn Leidenden die Geneſung und trug bittere Not hinweg, ein großes Geſchenk. Aber damit war Jeſu ganze Abſicht noch nicht erfüllt. Er ſieht nun ſeinen Leuten zu, was ſie mit Gottes Gnade machen, wozu ſie ſie benützen. Wollen ſie einzig und bloß diejenige Hilfe, die ihnen den Leib herſtellt? An ſeine Taten ſchloß ſich noch ein Größeres an, nicht nur irdiſche Hilfe, ſondern auch religiöſer Genuß. Gott ſo zu ſchauen, wie er an Jeſus ſich offenbart, den Mann bei ſich zu haben, der ſo aus Gott zu ſprechen weiß, ſein Werk zu ſchauen, das jedermann ſo deutlich in Gottes Nähe ſtellte: welch ein Erlebnis war das! welch ein Gewinn! Aber auch das konnte unmöglich die ganze und letzte Abſicht Jeſu bleiben. Er ſieht auch jetzt wieder ſeinen Leuten zu: was macht ihr mit eurer Freude an Gott? Braucht ihr ſie, um das Böſe abzulegen, oder ſetzt ihr euern alten Weg und Willen weiter fort? Wenn uns Gott deutlich wird, ſo liegt darin immer die Befähigung und Verpflichtung: fort mit der Sünde! Wollt ihr nun oder wollt ihr nicht? Das war Jeſu Frage an die Gemeinde von Kapernaum. Sie wollten nicht; deßhalb ging er weg.

Damit tritt uns freilich das Geheimnis entgegen, das der Schöpfer aller Geister in jeden Menschen hineingelegt hat: jene Macht des Willens, die sich zu Gott hin bewegen oder in den bösen Reiz hineinsenken kann, jene Fähigkeit des Menschen, zu Gott zu kommen oder von ihm weg zu stehn. Wer in der Art unseres Gleichnisses ein Kind sein will, mag dieses Geheimnis leugnen, weil er es nicht in sein System einfassen kann. Jesus dagegen hat die Willensmacht des Menschen immer geehrt. Er trat vor seine Leute stets mit der Gewißheit: auf euch zählt Gott; kommt zu ihm.

Entsteht aber wirklich durch diesen Vorgang eine Bekehrung, die dieses Namens wert ist? Oder bleibt es doch immer nur beim bloßen Versuch: ich möchte aufstehn, falle aber immer wieder um, habe gute, reine Wünsche, und immer wieder sündige Zuckungen, die uns mit Übermacht wegreißen? Das was Jesus mit der Macht seiner Gnade uns darbietet und darum auch von uns verlangt, das ist Bekehrung, wirkliche Befreiung, ein wirkliches Ende der Sünde, ein Aufstehen, das zum Stehen kommt und nicht immer wieder stürzt. Das gilt nicht wegen der Macht unsres eignen Wollens, nicht deshalb, weil wir nun eine eiserne Art an uns hätten, die jeden Stoß aushielte, nicht deshalb, weil uns von innen und außen keine Versuchung und Versündigung mehr angriffe. Nein! sondern darum ist das, was uns Jesus gewährt, Bekehrung, weil sie uns die Gnade Gottes stellt.

Darum, weil Jesus in Kapernaum war, war es bis zum Himmel erhoben, und konnte, wenn es wollte, auf dieser Höhe bleiben zu ewigem Leben. Darum, weil der Sohn in das Haus des Vaters zurückkehrt, bleibt er in demselben; denn des Vaters Liebe hält ihn in demselben fest. Für unsre Beobachtung sind die Ereignisse, die wir Bekehrung heißen, klein und gering; sie sind vielleicht umlagert und überdeckt von vielen schmerzlichen Erfahrungen. Dennoch sind sie im Licht der göttlichen Gnade die Geburtsstunde, die ein Leben zeugt, das vollendet wird.

Ich weiß wohl, l. Freunde, daß man den Leuten keine Freude macht, wenn man über die Bekehrung spricht. Das gehört mit zu unsrer tiefen Not, daß wir an das Bekehrungswort Verstimmungen, Angst und Abscheu gefügt haben. Dieser Stand der Dinge, der unter uns eine öffentliche Macht geworden ist, gehört unter den Spruch: „es muß in der Welt Ärgernis kommen". Denn es liegt darin ein schweres Ärgernis, daß wir Angst haben: mit dem Bösen verlören wir das Glück, und der schwerste Unfall, der uns begegnen könnte, sei, wenn wir tapfer die Sünde abstoßen. Diese Angst ist aber der reine Aberglaube, nichts als dunkler Wahn. Nicht die Sünde lassen, sondern die Sünde haben, das ist die bittere Not und das schwere Unglück. Die Sünde lassen, das heißt Gott gewinnen. Naht euch zu Gott, so naht er sich zu euch, und er naht sich zu uns nicht mit einem wandelbaren Herzen, nicht als eine schwankende Gestalt, jetzt so, dann anders, sondern mit seiner ganzen Treue und ewigen Gnade. Darum sind wir, wenn wir uns zu ihm wenden, wirklich bekehrt.

Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Oculi.

(26. März 1905.)

Joh. 6, 47—46.

Mit diesen Worten übernimmt Jesus die Fürsorge für unser Leben. Er nennt sich das Brot, weil dieses uns nährt und uns zum Lebensmittel wird. Jesus verheißt uns damit: er werde dafür sorgen, daß wir leben. Das tut uns niemand als er. Für unsern Leib finden wir freilich alle reichlich und leicht die Nahrung; denn die Natur ist das große Vorratshaus, aus dem der Mensch durch seine Arbeit immer wieder schöpfen kann, was ihm den Leib erhält. Es ist auch nicht allzuschwer, Leute zu finden, die sich um unsre Bildung bemühen, oder solche, die sich unsrer Unterhaltung widmen. Damit aber, daß wir satt und unterrichtet und ergötzt sind, haben wir noch nicht das Leben erlangt; vielmehr kann es für uns immer noch eine schwarze, schwere Frage bleiben: was ist denn das — Leben? ein solches, das nicht Rauch und Wind ist, nicht begraben in Nichtigkeit und vergiftet mit dem Fluch der Unseligkeit? Einer hat das große Amt von Gott erhalten, das Brot zu sein, von dem die Menschheit lebt. Wenn wir nach Leben verlangen, so tritt er zu uns und spricht zu uns: Ich bin das Brot.

Nun tritt freilich ein großes Geheimnis in die Sache: unser Text gibt die Verheißung des Lebens und ist zugleich die Weissagung seines Tods. Leben und Sterben berühren sich hier und kommen zusammen. Dadurch, daß Jesus sein Fleisch preisgab, ist er das Brot, und sein Blut wird dadurch zum belebenden Trank, daß er es verschüttete. Das ist Gottes großes Wunder, das schon der irdischen Arbeit Jesu eine unergründliche Tiefe gab; deshalb bestand sein Werk auf Erden in der Kreuzestat. Daher bekommt auch das

Evangelium seine wundersame Gestalt, daß das seligmachende Wort die Verkündigung des Gekreuzigten ist. Daher kommt auch in den Christenstand immer wieder dasselbe Geheimnis: uns ist das Leben erschienen; allein

Das Weizenkorn, bevor
es fruchtbar sproßt zum Licht empor,
muß sterben in der Erde Schoß,
zuvor vom eignen Wesen los,
durch Sterben los.

Damit wir Gottes Geheimnis verstehen, laßt uns erwägen:

Wie kann Jesus sein Fleisch das lebendige Brot nennen? Und wie können wir es essen?

1.

Er preist sein Fleisch, den natürlichen Stoff, durch welchen er existiert und die menschliche Art und irdische Wirklichkeit hat. Er rühmt sein Blut, das ihm, wie uns allen, Tag um Tag frische Kraft und Regsamkeit zuführt. Die andern widersprachen ihm; sie dachten: wozu soll sein Fleisch nützen, oder was kann uns sein Blut helfen? Wenn er sein Blut verschüttet hat, so ist es tot und verwest; was soll daraus noch entstehen? Mit der Preisgabe des Bluts ist es nach ihrer Meinung mit ihm aus. So haben aber Jesu Zuhörer nicht wegen einer besondern Rohheit oder Gottlosigkeit gedacht; als Menschen dachten sie so, und die Menschen aller Zeiten haben so gedacht, und auch wir, l. Fr., wir denken zuerst genau eben so. Daher haben wir auch immer die Neigung, dieses Wort Jesu zu verdrehen und ein bloßes Bild daraus zu machen, wodurch es getötet wird. Er könne es, sagen wir, doch nicht ernstlich gemeint haben; was soll es denn heißen: sein Fleisch sei das Leben spendende Brot und sein Blut der wahrhafte Trank? Allein die Stunde, in der Jesus diese Worte gesprochen hat, war viel zu ernst, als daß er jetzt mit leeren Bildern gespielt hätte. Das Volk trat

von ihm weg, die Jünger auch; er mußte Petrus fragen: wollt auch ihr weggehen? eben darum, weil er ſagte: ich gebe mein Fleiſch für das Leben der Welt. Das war eine ernſte Sache, Jeſu große Tat. Das Wort, das er dabei ſpricht, iſt nicht ein bloßes Bild; ſo meint er es. Er ſagt es, weil es ſo iſt, weil er es ſo ſagen muß, weil ſo Gottes Regierung geſchieht mit ihrem unerſchütterlichen Recht und ihrer unerſchöpflichen Barmherzigkeit.

Er pries ſein Fleiſch; denn mit ihm tat er Gottes Willen. Es iſt Gottes Gnade, die durch ſeinen Leib jetzt ihr Werk vollbringt. Sein Blut verherrlicht er, denn ſamt ſeinem Blut und durch dasſelbe lebt er in der Liebe Gottes und richtet er ſeine Sendung aus. Mit dieſen Worten hat Jeſus ausgeſprochen, daß er Gott wirklich kennt und hat, und mit ihm wirklich verbunden iſt, nicht in Gedanken, nicht träumend, auch nicht bloß durch eine Hoffnung, ſo daß er auf ein Jenſeits wartete, in welchem er Gott ſchauen und bei ihm ſein werde. Nein, mit ſeinem Fleiſch, in ſeiner menſchlichen Wirklichkeit, ſo wie er damals auf der Erde ſtand, iſt er der, der in der Gemeinſchaft Gottes lebt, im Vater iſt, ſein Wort redet, und den Willen ſeiner Gnade vollbringt. Hier ſpricht Fleiſch und Blut Gottes Wort; hier tut Fleiſch und Blut Gottes Willen. Darum iſt er der Heiland, durch den Gott uns Menſchen offenbar und gegenwärtig wird. Hier trifft zu: Immanuel — Gott mit uns.

Wie nötig haben wir Menſchen, daß uns Jeſus zu ſeinem Fleiſch und Blut hinführt, wir Träumer! Mit der Gottloſigkeit und Gottverlaſſenheit des Menſchen, die wir alle kennen, hängt es zuſammen, daß eine tiefe Geringſchätzung und Verachtung für Fleiſch und Blut in der menſchlichen Seele ſitzt. Sie kommt immer wieder zu allen Zeiten in merkwürdiger Weiſe ans Licht. Es iſt beiſpielsweiſe nach dieſer Seite hin recht lehrreich, welch überſchwenglichen Dank die Menſchheit ihren Dichtern zollt, die träumen und uns träumen helfen, und uns dadurch wegführen von Fleiſch und

Blut, weg von der Wirklichkeit, hinüber, hinüber ins Reich der Träume und Schatten. Wer uns dorthin den Weg bahnt, dem danken wir als einem großen Mann. Und mit den sogenannten Denkern steht es nicht viel anders; sie träumen auch, und sind deshalb große Leute, weil sie uns beim Träumen helfen, zwar weniger frei und ungebunden, als unsre Poeten; aber auch sie wenden sich von der Wirklichkeit ab und schaffen sich in ihrem Innern eine Welt von Bildern, die uns nun wie ein Paradies anlockt, als könnten wir uns dorthin retten vom Fleisch und Blut fort, aus der Existenz heraus, in der wir stehn, weg von der Wirklichkeit, die wir doch selber sind. Und in der Religion — da träumen die Menschen erst recht. Sie kommen in die Kirchen, um zu träumen; sie suchen dort einen süßen Gedanken, eine liebliche Empfindung, nur nicht Wirklichkeit. Uns Träumern ruft Jesus zu: seht auf mich! hier steht Fleisch und Blut vor euch, erfüllt mit Gottes Leben, und es wird euch zur wahrhaften Speise und zum rechten Trank. Liebliche Träume bringen uns wohl einen hübschen Genuß; allein Leben kommt nicht aus Träumen. Wilhelm Tell auf der Bühne macht niemand frei und gedachte Tugenden der Philosophen tun nichts. Zum Leben braucht es Fleisch und Blut, solches Fleisch und solches Blut, das in der Verbundenheit mit Gott steht, durch ihn bewegt und regiert wird, so daß es Gottes Willen tut. Solches Fleisch ist das Lebensbrot.

Er gibt es. Darin wird wieder die völlige Verschiedenheit Jesu von uns offenbar, und wir erkennen hier wieder, warum wir nicht bei uns selber bleiben, sondern zu ihm kommen, und nicht auf uns trauen, sondern an ihn glauben. Mit der Geringschätzung des Fleisches geht in der menschlichen Denkweise in seltsamer Mischung die zärtliche Fürsorge für dasselbe Hand in Hand. Wir hegen und hätscheln es, wir wehren uns für dasselbe und beschirmen es. Warum auch nicht? Was das Fleisch trifft, das trifft uns; sein Schmerz

tut uns weh; seine Lust ist unsre Wonne; unser Fleisch beschützen, heißt uns selbst verteidigen. Darum haben es Jesu Hörer nicht verstanden, daß Jesus sein Blut hergeben und es dadurch für uns zum Trank machen will, der uns das Leben schenkt, daß er sein Fleisch nicht für sich behalten, sondern ablegen will und daß er so aus ihm das Brot bereitet, von dem die Menschheit lebt. Das macht freilich den großen, fundamentalen Gegensatz deutlich, der Jesus auf die Seite Gottes stellt, weg von uns. Aber eben deshalb ist er das Brot.

Er gibt sein Fleisch und Blut. Warum? Weil das Leben von Gott kommt, dadurch entsteht, daß wir die Versöhnung mit Gott empfangen, dadurch besteht, daß wir in Gemeinschaft mit Gott bleiben, und dadurch sich vollendet, daß unsre Gemeinschaft mit Gott vollendet wird. Gott gegenüber ist aber unsre erste Aufgabe: Lösung vom eigenen Ich. Da hat nicht Selbstsucht und Selbstverteidigung Raum und Recht; da kann sich nicht der eigene Wille durchsetzen, der sich selber sucht; da kann nicht der Mensch sich selbst erhöhen, um für sich selber zu leben, und in sich das Ziel zu finden, an das er seine Kraft hingibt. Gott ist größer als wir; vor ihm gilt es sich zu beugen; ihm soll das Herz gehören, nicht uns, das Leben dienen, nicht uns. Hier haben wir zu geben, ganz, ohne Vorbehalt, mit ganzer Liebe, nicht halb und halb: „dir ein Bischen, mir ein Bischen“. Solche ganze Liebe hat Jesus eben dadurch Gott erzeigt, daß er mit seinem Blut nicht sparte und sein Fleisch nicht schonte. Indem er sein Fleisch und Blut von sich gibt, übt er die ganze Ehrung Gottes, die volle Beugung vor ihm, die Anerkennung Gottes als Gott.

Sie war seine Pflicht, weil wir es anders machen. Wie könnte er zum Brot des Lebens werden, wenn er es machte wie wir? Unter die, die sich selber im Sinne haben, trat er als der gehorsame Sohn mit dem auf den Vater gerichteten Blick, der ihm alles gibt. Das vollbringt er durch den Kreuzeswillen, dadurch, daß er Fleisch und Blut hergibt.

In ſeinen Augen war dies eine ſelige Pflicht. Gott Fleiſch und Blut darzugeben — wie ſollte er darüber murren? Was Gott gegeben wird, iſt bei ihm wohl aufgehoben und kommt in reicher Gegengabe wieder zu uns zurück. Darum finden ſich hier Sterben und Leben zu ſolch wunderbarer Vereinigung zuſammen, weil hier das Leben Gott gegeben wird. Daraus entſteht ein ſolches Sterben, aus dem erſt das rechte Leben kommt. So kann er ſagen: mein Fleiſch iſt Speiſe, mein Blut Trank. Denn indem er es hingab, vollbringt er den wahrhaftigen Gottesdienſt, nicht in Träumen, nicht in Gedanken, Symbolen, Tönen, Worten, nein: mit Fleiſch und Blut, in vollendeter Tat. Da ward das lebendige Brot, das auch uns das Leben gibt.

2.

Nehmet, eſſet, ſpricht der Herr. Wie können wir es aber eſſen? Die Frage wird dadurch ihre Antwort finden, daß wir verſtehen, wie es uns Jeſus gibt. Unſer Nehmen beruht auf ſeinem Geben, unſer Vermögen auf dem, was er für uns tut. Ihn hat kein Zweifel angefochten, daß er durch ſeinen Tod für die ganze Menſchenwelt die Gabe ſchaffe, die ihr Heil und Leben iſt. Warum? Er ſtirbt für Gott, in der Gemeinſchaft mit ihm, in des Vaters Gnade und in ſeinem Gehorſam. Was durch Gott für Gott geſchehen iſt, das bleibt getan in unvergänglicher Macht. Weil er ſein Leben dem Vater gibt, nimmt er es wieder und nun ſo, daß er die Heilandsmacht für alle Zeiten hat und der Segen ſeines Kreuzes die ganze Gemeinde Gottes umfaßt, ſo daß nun aus ſeinem Kreuz das Leben ſproßt und blüht, wohin immer ſein Wort dringt und ſein Geiſt weht, in unvergänglicher Friſche, eine Gemeinde ſchaffend aus ewig Lebendigen in unzählbarer Schar.

Eine ſolche Gewißheit trug er in ſich, weil er mit ſeinem Fleiſch Gott dient und ſein Blut für Gott vergießt und aus ihm die Opfergabe macht, mit der er für uns vor Gottes Trone ſteht, Vergebung ſuchend und erwerbend für eine Sün-

derwelt. Die Inſeln, ſagte einſt der Prophet, ſind wie ein Stäubchen vor dir! Noch viel mehr hat unſer Herr geſagt: was ſind alle Fernen der Zeiten und Räume vor Gottes Gnade? Sie umſpannt ſie alle; ihr Arm erfaßt die Welt; ihr Geben macht ſie alle reich; ihr Verſöhnen macht ſie alle rein.

Es gibt noch eine andre Frage als die: wie reicht Jeſu Wirkung von Golgatha her durch die Weite der Zeiten bis zu uns? und dieſe zweite Frage erſchüttert den Menſchen noch heftiger. Das iſt die, die aus der inwendigen Stellung unſrer Seele zu Gott entſteht: „Kann ich Jeſu Fleiſch und Blut genießen, ich in meinem Zuſtand, ich in meiner Schuld?“ Das iſt die ſchwere Frage, nicht die andre, die uns oft unnötig plagt, wie ſeine Gotteshand uns zu berühren im Stande ſei und uns den Segen ſeines Todes in die Seele lege. Um uns für jene ſchwere Frage die Antwort zu verſchaffen, eben dazu hat Jeſus ſein Fleiſch in den Tod gegeben und ſein Blut vergoſſen. Darum beſteht das Lebensbrot nicht in einer Himmelsſpeiſe, auch nicht nur in herrlichen Worten ewiger Wahrheit, ſondern in jener Gnade, die zu ſterben weiß, in jener Liebe, die den Tod erträgt. Eben dazu hat es Jeſus ſo gemacht, damit wir nicht ſagen: Gott ſei für uns zu groß und zu heilig, wie ſoll ich ſolches für mich glauben, wie ich es empfangen! So ſollen wir nicht ſagen, weil der Herr eben darum mit ſeinem Fleiſch und Blut die Gnade uns erworben hat, damit ſie für uns in unſerm Zuſtand und unſerer Schuld vorhanden ſei. Er bietet uns allen das lebendige Brot an; jeder erhält und ißt dasſelbe, der zu ihm kommt.

Wir freilich haben es nun zu eſſen, mit eignem Anteil, mit freiem Herzen und geſammeltem Sinn, ſo daß ſeine Gabe unſer und in uns wirkſam wird. Wie fangen wir das an? Das, l. Fr., iſt einfach zu ſagen: wir bleiben in ſeiner Leitung; wir tun, was er ſagt; wir gehorchen. So ißt man das lebendige Brot.

Dazu hat uns Jesus auch das Abendmahl gegeben. Es hilft uns, den Segen seines Kreuzes zu empfangen, und ihn zu erkennen als das wahrhaftige Brot, und uns mit ihm zu nähren zum ewigen Leben. Das kann es freilich nicht dann, wenn wir es willkürlich nach unserm Gutdünken umgestalten, sondern wir müssen es so lassen, wie er es uns gegeben hat, und dürfen nicht einen abergläubischen Götzendienst daraus machen. Wir lassen das Mahl Jesu dann so, wie er es uns gegeben hat, wenn Wort und Brot bei einander bleiben. Das Wort gehört zum Mahl, damit wir wirklich zu ihm kommen, zu seinem Fleisch und Blut, zu seiner Heilandstat und Gnadengabe, und durch sie den Vater sehn. Sodann gehört zu einem rechten Abendmahl ein Empfänger, nicht nur ein offener Mund. Du, l. Fr., gehörst zum Abendmahl; man kann es nicht feiern, wenn keine Empfänger da sind, keine Hände, die mit herzlichem Verlangen nach Jesu Gabe greifen. Dieses Du, das zum Abendmahl gehört, ist ein gebeugtes Du, das begreift, warum Jesus sein Fleisch für die Welt hergab und sein Blut für uns vergossen hat, nicht ein hoffärtiges Menschenkind, das sein Fleisch hätschelt und in seiner sündigen Art sich wohlgefällt und dafür Gottes Gunst und Hilfe haben will. Das gebeugte Herz, das zum Abendmahl gehört, ist aber zugleich ein dankbares Herz. Nicht zitternd und zagend, nicht in knechtischer Angst, treten wir nach Jesu Ordnung zu seiner Gabe herzu. Das Brot, das uns nährt, sollen wir bei ihm empfangen, und solches nimmt man mit herzlichem Dank. Darum ist der Glaube, der Jesus dankt, zu seinem Mahle unsre rechte Ausrüstung und Würdigkeit. Dann geschieht immer und immer wieder das große Wunder, nicht daß sich Brot verwandelt, wohl aber, daß der ewig lebendige Gott Leben gibt uns Toten durch das wahrhaftige Lebensbrot. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

Ostern.

(23. April 1905.)

Matth. 28, 1—10.

„Erwecker der Toten", das ist derjenige Name Gottes, der das Größte ausspricht, was wir von ihm wissen, unsern letzten Einblick in sein Werk und Reich. Wie kommt Gottes Reich? Durch Auferstehung. Wohin führt uns Gott? Zur Auferstehung. Durch welche Gabe offenbart er seine Gnade an uns? Durch Auferstehung. Das ist der fernste, erhabenste Punkt, der noch in unsern Horizont hineinragt und unserer Erkenntnis erreichbar wird. „Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches und ewiges Leben". Größeres können wir zu Gottes Preis nicht sagen; damit vollendet sich das Bekenntnis der Christenheit. Wie wunderbar, daß dieses tiefste aller Geheimnisse heute in voller Oeffentlichkeit über die Erde schallt! Wie wunderbar, daß auch wir hier in unsrer Stadt es hören, glauben und zum Grund unsrer Anbetung machen dürfen, daß Gott der Erwecker der Toten ist; denn Christus ist auferstanden aus dem Grab.

Nicht das, was die Natur schafft, ist damit beschrieben, wohl aber das, was Gott tut. Auferstehung geschieht

nicht durch das Naturgesetz,
wohl aber durch Gottes Willen.

1.

Auch die Natur bietet uns eine große und feste Gewißheit dar, aus der wir Menschen ein gewisses Maß von Hoffnung, Freude und Lebensmut gewinnen können. Es ist wieder Frühling. Überall trifft unser Blick die schwellenden Knospen. Es ist uns nicht bange um sie. Die Hülle wird brechen und

der Zweig mit Blatt und Blüte entwickelt sich aus ihr. Wir sehn die Blüte welken und klagen nicht um sie; denn wir wissen: in ihrem Innern ist der Keim befruchtet und dieser entwickelt sich zu neuem Wachstum und neuem Blühn. Wir begrüßen mit Freude das Kind am Tage seiner Geburt, so hilflos und machtlos es noch ist. Denn wir wissen: in diesem kleinen hilflosen Wesen ist eine Fülle von treibenden Kräften verborgen; es wird wachsen und sich entwickeln, und Schritt um Schritt wird an ihm zum Vorschein kommen, was zu einem vollen, reichen Menschenleben nötig ist. Wir sehen mit Zuversicht auf den Gang unsers Volks, ob auch die Personen und Verhältnisse wechseln. Denn wir wissen: es trägt einen Schatz von Erkenntnissen, von Sitte, von mancherlei Kräften in sich, der nicht verschwinden oder untätig bleiben kann, sondern sich zeigen und regen und entfalten wird, so daß unser Volk eine Entwickelung vor sich hat.

Das ist die Verheißung, die uns die Natur gibt, ihr Trost, mit dem sie uns Freude und Mut beschеert, ihr Gesetz, nach dem sie unsern Lebenslauf gestaltet, ihr letztes Wort: Entwickelung. Aber das ist nicht Gottes letztes Wort. Was er uns sagt, ist noch größer und herrlicher, als was uns die Natur gewährt. Seine Verheißung, sein Trost für uns, sein Gesetz, nach dem er unsern Lebenslauf regiert, sein letztes Wort für uns ist Auferstehung, nicht nur Entwickelung.

Das ist der kräftige, durchgreifende Unterschied zwischen aller Naturreligion und dem Evangelium. Alle natürliche Frömmigkeit baut auf die Entwickelung; der Christenstand ist auf Auferstehung gegründet.

Warum ist Gottes Ziel größer als das, was uns die Natur beschеert? Seht auf Jesus Ausgang. Er neigte sein Haupt und verschied. Jesus war tot. Kann hier Entwickelung helfen? Entwickeln kann sich nur, was lebt. Der Tod reißt alle Entwickelung entzwei. Jesus aber war tot.

Was auf dem natürlichen Wege noch entstehen konnte, war, daß sein Name und sein Ruhm fortdauern und wachsen

werden. War es aber das, was Jesus wollte? Ist er des Ruhmes wegen gekommen? hat er des Ruhmes wegen das Kreuz getragen? Mit dem Ruhm trösten sich die eiteln Menschen; echte Menschen leben nicht des Ruhmes wegen. Menschen Gottes begehren und besitzen etwas Größeres als Ruhm.

Auf natürlichem Wege konnte es geschehen, daß die Erinnerung an ihn blieb, und wuchs und sich entwickelte in immer neuer Kraft. Die Erinnerung an ihn ist in der Tat geblieben; sie in die Herzen derer einzugraben, die bei ihm waren, hat seine Säemannsarbeit ausgemacht, die er treulich vollbracht hat, auch am letzten Abend noch, als er ihnen sein Mahl gab mit dem Befehl: solches tut zu meinem Gedächtnis. Und weil die Erinnerung an ihn geblieben ist, ist sie auch gewachsen von Geschlecht zu Geschlecht und wächst vor unsern Augen weiter mit nicht zu unterdrückender Kraft. War es aber bloß das, was Jesus wollte? hat er uns nichts anderes zu geben als eine Erinnerung? Erinnerungen allein sind keine Offenbarung Gottes. Denn die Erinnerung redet von dem, was einst war, nun aber weg ist, einst geschah, nun aber nicht mehr besteht. Ist denn Gott vergangen, Gottes Gnade vergangen, Gottes Reich vergangen, so daß wir nur noch eine Erinnerung davon hätten: einst sei es so gewesen; jetzt aber ist es nicht mehr so? „Ich bin das Leben"; wer das sagen kann, der ist der Zeuge Gottes. Nun aber war der, der das Leben ist, tot. Was half hier noch Entwickelung?

Mit der Erinnerung an ihn blieb auch seine Lehre, sein Beispiel und Gebot wirksam, und es soll wirksam bleiben in der Welt als ein mächtiger Sauerteig, der um sich greift, bis der ganze Teig durchsäuert ist. Können wir uns aber mit Jesu Lehre und Gebot begnügen? War es das, was er uns geben wollte? Er wollte die Gemeinde Gottes schaffen, die in der Kindschaft Gottes steht und in seinem Reiche lebt. Entstehen Kinder durch Lehre? oder kann man eine Gemeinschaft durch Gesetze schaffen? Das wirkt allein die Liebe, die Leben gibt und Gemeinschaft stiftet. Nun

aber war der, der die Liebe hatte, tot, und die Gemeinſchaft die er ſtiften wollte, zerriſſen.

Nach dem Geſetz der Natur war es mit Jeſu Werk und Sendung aus und vorbei, als er ſein Haupt neigte und verſchied. Darum war auch der Glaube der Jünger damals aus, weil man nicht an einen Toten glauben kann. Aber Gottes Rat und Regierung war nicht aus, und ſeine Hand nicht zu kurz, als daß ſie hier zu handeln vermöchte. Er hat Jeſum auferweckt.

Was wir uns ſoeben an Jeſu Ausgang deutlich machten, gilt aber auch von uns. Keine Entwicklung baut eine Brücke über den Tod hinweg. Wenn etwas Lebendiges vorhanden iſt, was ſich entwickeln kann, dann iſt es freilich eine herrliche Sache um die Entwicklung. Wenn aber der Tod da iſt — und er iſt da und kommt zu uns allen — dann iſt die Entwickelung aus. Darum hat alle nur der Natur zugewandte Andacht und Frömmigkeit ein doppeltes Angeſicht: ein ſonniges, frühlingshelles, wenn die Knoſpen ſchwellen und die Entwickelung ſich vollzieht, und dicht daneben unvermeidlich ein herbſtliches, greiſenhaftes, eiskaltes, wenn der Tod kommt und die Entwickelung zerſtört.

Wir haben aber hiebei noch etwas Zweites zu bedenken. Jeſus war tot; was hat ihm den Tod bereitet? Das hat die Sünde getan. An Jeſu Kreuz rangen nicht nur Tod und Leben, ſondern Sünde und Gerechtigkeit mit einander. Die Sünde empört ſich gegen die Gerechtigkeit; der Menſch lehnt ſich auf gegen Gott. Die Schuld wird offenbar, der Welt Schuld, unſre Schuld. Kann uns hier die Natur noch helfen, die uns Entwickelung verbürgt? Zweifellos entwickelt ſich auch die Sünde mit der ganzen Beharrlichkeit und Wachstumsmacht, die die Natur ihr verſchafft. Die Sünde ſetzt ſich fort und greift um ſich, wirkt und wird reif, und die Schuld wächſt und wird voll. Aber das iſt kein Troſt, ſondern Gericht und Verlorenheit. Aus der Entwickelung der Sünde entſteht der Wurm, der nicht ſtirbt, und das Feuer,

das nicht verlöſcht. Darum ſchreit das Menſchenherz nach dem Ende der Entwickelung, nach Befreiung von ihr, nach dem Abbruch des Alten, nach einem neuen Anfang, nach einer neuen Schöpfung und Wiedergeburt. Dieſen Schrei der menſchlichen Not kann die Natur nicht erfüllen, aber Gottes Werk antwortet ihm mit ſeiner herrlichen Gnade. Eben deßhalb iſt Gottes Weg und Werk nicht nur Entwickelung, ſondern Auferſtehung. Er iſt der Erwecker der Toten; das iſt ſein Name und ſeine Heilandstat an uns. Darum ſehen wir nun über die Natur empor zu Gottes Oſtertat.

2.

Jeſus war tot; aber Gott iſt lebendig, der mit ſeiner ewigen Liebe ſeinen Sohn umfaßt. Nach Leib und Geiſt liegt Jeſus wohl geborgen in ſeinen Vaterhänden. Er verließ ihn in der Todesnot, doch nicht ſo, daß er ſeines Sohns vergäße. Mußte er die Schuld der Welt tragen und Gottes Urteil heiligen, ſo blieb er gerade dadurch in Gottes Wohlgefallen und tat ſein Verſöhnerwerk nach ſeinem Willen. Darum leitet ihn der Vater auf den Kreuzesweg, geht aber mit ihm, und führt ihn in's Grab hinein, aber öffnet es ihm auch wieder, und Jeſus wird auferweckt.

Beides hat Gott damit gleichzeitig geoffenbart: ſeine unerſchütterliche Beſtändigkeit und ſeine zu neuer Gabe bereite Schöpfermacht. Indem ſein Werk Auferſtehung iſt, hat es nicht die geringſte Verwandtſchaft mit launiſchem Wechſel und ſprunghafter Unbeſtändigkeit, als ließe er das alte Werk liegen und machte ſtatt deſſen einen neuen Anfang, gäbe den einen Chriſtus in den Tod und ſchüfe an ſeiner ſtatt einen neuen. So denken ſich Träumer Gottes Walten; er aber iſt ein einiger Gott, und räumt das Feld vor der Sünde der Menſchen nicht, und wechſelt ſeinen Weg nicht, ſondern bewahrt eine unwandelbare Treue. Derſelbe Chriſtus, den das Weihnachtswunder ſchuf, empfängt die Oſterherrlichkeit. Derſelbe Leib, den Maria trug, der am Kreuze hieng, wird nun zum

Gefäß des ewigen Lebens. Jener Mund, der Israel zur Buße rief, sprach nun den Ostergruß, der ewigen Frieden bringt, und dieselbe Hand, die die Kreuzeswunde empfing, erfaßt nun mit dem Griff unsterblicher Liebe aus der Herrlichkeit des ewigen Lebens heraus die schwankenden Jünger. Gott wendet seine Liebe nicht bald dorthin, bald dahin. „Du bist mein Sohn, der einige"; an diesem Gotteswillen ändern Kajaphas und Pilatus, Kreuz und Grab, Sünde und Tod nichts. Darum ist kein andrer Name unter dem Himmel, darin wir sollen selig werden, und niemand wird einen andern Grund legen, als den, der gelegt ist, welcher ist Christus, den Gott auferweckt hat von den Toten.

Und doch wie wunderbar offenbart sich zusammen mit dieser unverrücklichen Beständigkeit der Reichtum der göttlichen Schöpfermacht. Siehe! ich mache alles neu. Es ist derselbe Jesus, und doch ein neuer Herr, den uns der Ostertag gegeben hat. Nun trägt er nicht mehr die verwesliche Fleischesart, wie in den Tagen seines irdischen Dienstes. Der Christus mit den Tränen, der mit der Schwachheit ringt, ersteht nicht wieder; nun ist er der Herr der Herrlichkeit.

Die Schranken, die seine Arbeit auf Erden einengten, der kleine Jüngerkreis, die Sendung an das alte Bundesvolk, dem er sich mit ganzer Treue zu eigen gibt, die Unterordnung unter das Gesetz, das ihn im alten Heiligtum festhält: all das ist nun verschwunden. Nun ist er bei Gottes Thron daheim, und ist der Spender des Geists und das Haupt der Menschheit, der Herr der ganzen Gemeinde Gottes, die er in freier Berufung an allen Orten und zu allen Zeiten um sich sammelt. Nun baut er seine Kirche, „die eine, allgemeine, heilige, die da ist die Gemeinschaft der Heiligen". Etwas völlig neues ist entstanden, und doch behält dieses neue Werk Gottes mit dem alten feste Einheit und Verbundenheit. Es ragt über die Geschichte hinaus und behält doch in ihr seine Wurzeln. Es wird von der Erde frei und trägt doch für immer in sich, was auf Erden in Gottes Dienst und

darum mit unvergänglicher Macht vollbracht worden ist. So ist uns Christus in seiner Ostergestalt wohl bekannt und doch wieder unbekannt, ein Geheimnis und doch wieder ein vertrauter Freund. Er ist uns bekannt und vertraut, denn er ist gewesen, was wir sind, und wir kennen seine Arbeit auf Erden; er ist aber zugleich für uns ein unerforschliches Geheimnis geworden; denn das Alte ist vergangen und das einst Verwesliche nun bekleidet mit der ewigen Herrlichkeit.

Wir müssen jedoch hiebei noch etwas Zweites erwägen. Wir haben jetzt nur auf Gottes Leben erzeugende Macht geschaut; allein das Heiligste und Seligste an Gottes Macht ist der Wille, der sie beseelt, regiert und braucht. Was wird uns als Sinn und Wille Gottes am Ostertage offenbar? Dies, daß er der Gott des Gerichts und der Gott der Gnade ist in unlöslicher, unendlich herrlicher Verbundenheit. Auferstehung wirkt Gott, denn er ist der Gott des Rechts und Gerichts. Es gibt keinen Sprung in die Herrlichkeit hinein an der Sünde vorbei mit leichtem Schwung; erst kommt der Kreuzesweg mit seinem unerbittlichen Ernst. Getragen, gelitten muß sein und der Kelch getrunken werden mit allem, was darin ist. Die Sünde wird offenbar, die Schuld enthüllt und gebüßt. Aber die Gerechtigkeit Gottes, die uns hier entgegentritt, ist mit seiner Gnade eins. Was uns hier sichtbar wird, ist jene unerschöpfliche Liebe, die den Menschen zu sich zieht. Jesu Dahingabe in den Tod war nicht der Widerruf seiner Sendung oder der Abbruch seines Heilandsamts: so richtet er vielmehr dieses aus. Die Sünde wurde durch das Kreuz nicht unverzeihlich; im Gegenteil so wird sie bedeckt und vergeben. Seine Gemeinschaft mit den Jüngern riß nicht ab, sondern wird durch seinen Eingang in die Herrlichkeit vollendet. Als er als der Auferstandene zu den Seinen kam, da zog er sie zu sich mit einem ewigen Band. Auch Israel hat er seine Gnade nicht entzogen, vielmehr ihm eben dadurch die Berufung zu Gottes Reich erst recht gebracht, da sie nun im Namen dessen, den sie kreuzigten, den

aber Gott auferweckt hat, berufen ſind. Er flüchtet ſich nicht in ein Jenſeits hinüber, in ein Paradies, in die Himmelswelt, weil er die irdiſche Welt verachtete, und fährt nicht deßhalb empor in die Höhe, weil er die Menſchheit preisgäbe; vielmehr gerade dadurch, daß er in der verborgenen Herrlichkeit Gottes iſt, iſt er nun erſt recht der Herr aller Herrn und König aller Könige, der Helfer aller Verlornen und der Hirte aller, die ihn ſuchen. Durch Jeſu Auferſtehung iſt das Wort der Weiſſagung erfüllt: die Strafe lag auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch ſeine Wunden ſind wir heil. Weil er dahin gegeben worden iſt, um unſrer Übertretung willen, iſt er auferweckt um unſrer Rechtfertigung willen.

Jeſu Weg ordnet auch unſern eignen Lebensgang. Wir haben auch für uns ſelber feſtzuhalten, daß Gott der Erwecker der Toten iſt und uns Auferſtehung bereitet. Nur dann faſſen wir unſern Lebenslauf geſund und verſtändig nach der Wahrheit auf. Zur Auferſtehung führt uns Gott; das heißt: nicht zum Verſinken in Schuld und Tod, ſondern zum Leben, das er mit ſeiner Schöpferhand ſchafft. Auferſtehung hat Gott für uns im Sinn; das heißt aber auch: nicht eine Verklärung ohne Sterben, eine Kindſchaft Gottes ohne Gericht, eine Heiligung ohne Zucht und eine Seligkeit ohne Geſetz. Vor dem Auferſtehen ſteht inwendig und auswendig in mancherlei Weiſe der Kreuzesweg. Sterben wir mit ihm, ſo werden wir mit ihm leben. Wenn wir das faſſen, ſo haben wir wirklich Gottes Herrlichkeit vor Augen, bei der ſein Recht ſo regiert, daß es der Gnade zum Siege hilft, und ſeine Gnade ſo waltet, daß ſie das Recht vollführt. Wo liegt für dieſes Geheimnis die Löſung? Sie iſt heute auf euer aller Lippen: Chriſtus iſt auferſtanden von den Toten. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Rogate.

(28. Mai 1905.)

Luk. 11, 9—13.

Sonntag Rogate.

(28. Mai 1905.)

Luk. 11, 9—13.

Die Absicht Jesu geht dahin, die Schwierigkeiten für uns wegzuschaffen, die uns am Gebet hindern. Wir wissen alle, wie selten wir zum Gebet kommen und was für große Schwierigkeiten wir dabei zu überwinden haben. Es sieht wohl jedesmal feierlich aus, wenn unsre ganze Versammlung mit der Geberde der Beter sich erhebt. Aber ich spreche nur ein öffentliches Geheimnis aus, wenn ich sage: zwischen dem auswendigen Anblick und dem wirklichen Vorgang besteht hier der allergrößte Unterschied. Wenn das hörbar würde, was beim Gebet inwendig in den Leuten geschieht, so gäbe es keinen wohllautenden, harmonischen Klang, sondern ein häßliches Getöse und wildes Gewirr der Stimmen, hier Geplauder, dort Stöhnen, und dazwischen nicht selten die heiße Klage: „ich kann nicht beten; du weißt es ja, o Gott, daß ich's nicht kann". Nirgends haben wir es so deutlich vor Augen, als beim Gebet, welch ein Reichtum des göttlichen Vergebens, welch eine unerschöpfliche Gnade darin liegt, daß uns überhaupt ein Gottesdienst ermöglicht ist, und daß wir niemals aus ihm ein Verdienst für uns machen können. Dem, was wir verdienen, entspräche, daß uns Gott zum lieben Vieh in einen Stall sperrte oder ins Theater schickte, statt daß wir jetzt Jesu Wort hören dürfen. Darum gibt es auch in unserm Gottesdienst keinen bedeutsameren, inhaltsreicheren und wirkungskräftigeren Augenblick als den, wenn wir mit einander das Unser Vater beten dürfen, weil hier das Gebet des Herrn unsrer Verwirrung, Leere und Schwachheit zu

Hilfe kommt und es uns ermöglicht, uns zu faſſen und vor Gott zu treten.

Um uns über dieſe Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, nimmt uns Jeſus den Gedanken aus der Seele: es nütze doch nichts; wir beteten umſonſt. Wenn wir uns mit dieſem Zweifel und dieſer Sorge quälen, unterlaſſen wir das Gebet ſelbſtverſtändlich. Es wäre ja wahnſinnig, etwas zu tun, wovon wir denken: es nützt nichts. Und wenn wir es dennoch täten, ſo gäbe es ein unheiliges Bitten, ein zerriſſenes Gebet voll Unruh und Streit, bei dem wir ja und nein gleichzeitig ſagten, Gott anriefen: gib! aber damit den Hintergedanken verbänden: du gibſt ja doch nicht! So würden wir Gott loben und ſchänden, zu ihm kommen und von ihm weglaufen gleichzeitig. Es iſt nicht gut, ſo zu beten. Zum Gebet gehört Gewißheit; es erwächſt aus der Zuverſicht zu Gott; es kommt aus dem Glauben. Damit wir dieſen erlangen und ſolche Gewißheit und Zuverſicht finden, dazu gibt uns Jeſus ſeine Verheißung, frei von jeder Einſchränkung, nicht gebunden an Bedingungen, als eine Zuſage ohne Bruch und Riß, nicht bloß für dieſen oder jenen, nicht bloß dann oder da: wer da bittet, der empfängt; wer da ſucht, der findet; wer anklopft, dem wird aufgetan.

Freilich iſt uns damit noch nicht jede Schwierigkeit abgenommen, die uns das Gebet erſchwert; weil dieſe nicht bloß daraus entſteht, daß wir am Erfolg des Gebets zweifeln, ſondern viel tiefer entſpringt. Wir drücken ja im Gebet aus, was wir ſuchen, begehren, von Gott empfangen möchten. Darum wird beim Gebet unſer inwendiger Zuſtand ſichtbar, auch die Kinderei und Leere unſers Geiſts, und die Verwirrung und Verunreinigung unſers Willens. Das kommt alles beim Gebet ans Licht, und macht uns dasſelbe ſchwer, ja unmöglich. Wie wären wir aber erſt dann daran, wenn wir Jeſu Verheißung nicht hätten? Dann kämen wir über das, was uns bei uns ſelber hindert, vollends nicht hinaus.

Darum gibt uns Jesus seine Zusage als den festen Punkt, auf den wir uns stützen können und durch den wir uns über das erheben, was uns in unserm eignen Wesen den Zugang zu Gottes Angesicht verwehrt.

Lasset uns fassen, was er uns verheißen hat! Es ist wohl der Mühe wert, daß wir mit gesammeltem Herzen und aufmerksamem Ohr auf seine Verheißung merken. Hat er uns versprochen, daß sich alle unsre Wünsche erfüllen? Nein. Jesus redet nicht von unserm Wünschen, sondern von unserm Bitten. Es gibt vergebliche Wünsche, aber kein vergebliches Bitten. Und wenn wir beten, wirklich bitten: bedeutet seine Verheißung dann, daß uns jedesmal das Erbetene zu teil werde? Nein. Es gibt unerhörte Bitten, aber es gibt kein vergebliches Bitten.

1.

In einer Zeitschrift stand einmal eine kleine Novelle, deren Spitze gegen dieses Wort Jesu, das uns heute beschäftigt, gerichtet war. Eine Gesellschaft steht auf einem Aussichtsturm, darunter eine Mutter mit ihrem Kind auf ihrem Arm. Man ist vergnügt, unterhält sich und sieht sich um; die Mutter gibt nicht acht; das Kind fällt über die Brustwehr hinunter. Die Mutter schreit: „ach Gott! mein Kind!“ Was geschieht nun? Wird der Fall unterbrochen? Schwebt das Kind? Fliegt es wieder aufwärts in der Mutter Arm? Der Sturz vollzog sich und es kam, was kommen mußte. Und nun, meinte der Erzähler, sagt ihr noch: wer da bittet, der empfängt!

Hat die Mutter gebetet? Einen Wunsch, einen heißen sprach sie aus, aus furchtbarem Erschrecken, aus brennendem Schmerz, aus heißer Liebe. Aber ein Wunsch ist noch kein Gebet. Sie rief Gott an, natürlich, denn sie war wohlerzogen; sie ruft nicht das Donnerwetter an oder den Teufel. Aber trat sie damit wirklich vor Gottes Angesicht? greift sie

wirklich nach Gottes rettender Hand und ſetzt auf ihn ihre Zuverſicht? Eben noch war ſie ſo vergnügt, nicht berührt vom Gedanken, daß Gott ſie höre. Die Geſellſchaft war unter ſich, als ob ihr niemand zuhöre, als ob ſie nicht in Gottes Gegenwart ſtände. Und im nächſten Augenblick redet ſie mit Gott! Kann ſie das? Wir können nicht in jedem Augenblick und in jeder Lage beten, nicht dann, wenn die Wogen der Leidenſchaft über die Seele brauſen und der Sturm des Schreckens und der Angſt durch die Seele heult.

Es iſt von Wichtigkeit, daß wir uns klar machen: wünſchen und beten iſt zweierlei. Sucht, ſagt Jeſus; bittet! klopft an! Das iſt etwas anderes als: wünſcht euch dies und das. Schon dies macht einen großen Unterſchied, daß wir in unſre Wünſche nicht immer und notwendig einen ernſten, echten Willen legen. Ein Gedanke fliegt uns durch den Sinn und erweckt ein gewiſſes Verlangen, aber nicht ſo, daß wir ihn mit einem feſten Griff mit uns verbänden. Eine Luſt flackert in uns auf, aber es ſpricht ſich nicht unſer eigentlicher, letzter Wille in ihr aus. Wir möchten das Gewünſchte wohl gern erlangen, aber wir haben auch noch andre Dinge gern, und finden uns ſchließlich auch ohne jenen Wunſch zurecht. Viele unſrer Gebete, auch von den ſehr fromm klingenden, ſind nichts als Wünſche. Wir ſprechen ſie aus, haben aber damit nichts ernſthaft gewollt, wirklich geſucht. Jeſus hat den heiligen Geiſt jedoch nicht denen verheißen, die ihn ſich wünſchen, nicht denen, die ſagen: „das wäre wohl hübſch, wenn Gottes Gnade und Wahrheit in meinem Herzen regierten; aber es iſt nun einmal nicht ſo und ich kann's auch anders", ſondern denen, die ſuchen, verheißt er, daß ſie finden, denen, die anklopfen und nicht denen, die ſich bloß die Türe beſehn mit dem Wunſch: „ich möchte, ſie ginge auf; nun iſt ſie aber zu." Gottes Geiſt iſt denen verheißen, die ihn haben wollen, denen, die ihm gehorchen wollen, mit aufrichtiger Entſchiedenheit.

Aber auch dann, wenn der Wunſch nicht unfertig und flüchtig bleibt, ſondern ein volles Verlangen ſich in ihm regt, bleibt immer noch zwiſchen ihm und der Bitte ein weſentlicher Unterſchied. Beim Wunſch denken wir nur an uns ſelbſt, an das, was uns Freude machte und Gelingen brächte, und uns vorwärts führte. Wir überdenken dabei unſer Wohl und Weh, das was unſern Lebenslauf fördert oder hemmt. Ein Wunſch iſt ein Monolog, ein Zwiegeſpräch des Menſchen mit ſich ſelbſt, wobei er ſeine Lage überſchaut. Wir formen ihn auch in der Einſamkeit. Darum ſind Wünſche keine Bitten; denn bei der Bitte geht der Blick zu dem hinauf, den wir anrufen. Da ſind wir nicht mehr allein, ſondern ſtellen uns vor ihn, und wenden uns an ſeinen Willen, an ſeine Macht und Gnade. Was wir uns ſelber im Zwiegeſpräch mit unſrer eignen Seele vorerzählen, das hat freilich keine Wirkung; dadurch wird die Welt nicht anders und wir werden auch nicht anders. Aber wenn wir an Gottes Tür anklopfen und uns mit ihm beſprechen, wie kann das vergeblich ſein? Das iſt das größte Erlebnis, das uns in dieſer Zeit begegnen kann.

Wenn es uns einmal vergönnt iſt, einen großen Menſchen zu ſehen oder gar mit ihm ins Geſpräch zu kommen, ſo zeichnen wir einen ſolchen Tag für immer beim Rückblick auf unſern Lebenslauf an. Was will das jedoch beſagen, verglichen mit dem Gebet, mit jenen Stunden, wo unſer Auge zu Gottes Angeſicht hingewandt iſt, wo unſre Rede an ihn geht, wo wir in ſeiner Gegenwart ſtehn, ihn fragen, ihn bitten, ihm danken, und wiſſen, daß wir ihm verbunden ſind?

Das iſt niemals vergeblich, und weil es nie umſonſt geſchieht, hat unſer Beten die Gewißheit der Erhörung bei ſich. Das iſt deßhalb wichtig, weil dadurch verhütet wird, daß aus unſerm Gebet ein Ringen und Kämpfen mit Gott werde. Weil es von der Gewißheit umfaßt iſt, daß Gott uns hört, wird es ein Gottesdienſt, nicht ein Anſturm gegen

Gott und Aufruhr gegen ihn. Wir wollen es uns aber ernſtlich überlegen, was dieſe Gewißheit der Erhörung beim Gebet in ſich ſchließt.

2.

Wir kehren noch einmal zu jener Mutter zurück, und nehmen an, es ſei ihr gelungen, durch die Angſt und Erregung jenes Augenblicks durchzubrechen, und ſich über den Aufruhr ihrer Seele emporzuheben, ſo daß ſie wirklich zu beten vermocht hat, wirklich auf den Allmächtigen ſchaute, der gegenwärtig iſt, und auf ihn ihr Vertrauen ſetzte. Was heißt in einem ſolchen Fall „Erhörungsgewißheit“?

Sie ruft Gott an, aber nicht wahr, l. Fr., nicht ſo, wie ſie etwa ihrem Kindermädchen ruft, dem ſie den Befehl erteilt: „raſch! raſch! greif zu; komm mir zu Hilfe!“ Sie befiehlt nicht, wenn ſie wirklich betet, auch dann nicht, wenn ihr Herz zuckt. Wie könnten wir Befehl und Gebet je verwechſeln? wie dafür, daß wir Gott Befehle erteilen, uns auf Jeſus berufen? Warum hängt denn in unſern Kirchen das Cruzifix? Warum wird er uns im Kreuzesbild verkündigt? Dazu, damit wir es ganz gewiß wiſſen, daß er nicht dazu gekommen iſt, um aus uns einen kleinen Herrgott zu machen, nach deſſen Pfeife alles tanzen muß. Wenn er den Menſchen mit dem Herrſcherrecht ausgeſtattet und zum Regieren berufen hätte, ſo hätte er niemals die Dornenkrone zu tragen gebraucht. „Deinen Namen, Vater, habe ich verklärt“; das war Jeſu Amt, und dieſes hat ihn auf den Kreuzesweg geführt. Mißbrauchen wir Jeſu Verheißung dazu, um für uns ein Befehlsrecht abzuleiten, dem Erde und Himmel, Natur und Engel, ja Gott ſelbſt in eigner Perſon untergeben ſein ſoll, dann reißen wir ihm ſeine Verheißung von ſeinem Mund weg und berufen uns auf ſie, während wir gleichzeitig ſein Grundwort zertreten: kommt zu mir und folgt mir nach. Ihm nachfolgen, das heißt ein für allemal darauf verzichten,

Gott zu kommandieren; das heißt den Weg des Gehorsams gehn.

Es ist ein großer Unterschied zwischen Befehl und Gebet. Auch mit dem Befehl spreche ich den andern an, aber so, daß ich meinen Willen ihm als Gesetz auflege, so daß er zu gehorchen hat. Mit der Bitte setzen wir umgekehrt den Willen des andern über unsern Willen. Da binde ich das, wonach ich verlange, an seinen Entscheid, an seine Gnade, an der alles liegt. Mit der Bitte lasse ich ihn frei, und stelle mich nicht über ihn, weiß es vielmehr und bekenne es ausdrücklich, daß ich mich vor ihm beuge und ihn ehre in seiner Größe und herrlichen Regierungsmacht. Darum steht in Jesu Wort wohl eine Verheißung für die Bitte, aber nicht eine Ermächtigung zum Befehl.

Aber bitten dürfen wir, und durfte auch jene Mutter in jenem schrecklichen Augenblick, als sie ihrem sterbenden Kinde nachrief: ach Gott! Es ist ja ihr Kind, und Gott weiß, daß es ihr Kind ist. Sie darf zu ihm schreien. Bedeutet nun die Erhörungsgewißheit, daß sie auf ein Wunder rechnen soll? Nein. Darin läge schon wieder eine Überhebung. Das Erste, was wir beim Gebet festhalten müssen, ist, daß wir Gott als den Schöpfer der Natur vor Augen haben. Wir beten zu einem Götzen und nicht zum lebendigen Gott und Vater Jesu Christi, wenn wir vergessen, daß wir es im Gebet mit dem zu tun haben, der die Natur gemacht und uns in sie hineingesetzt hat, nicht damit wir durch sie durchbrechen oder über sie hinaufffliegen, sondern in ihr und durch sie leben. Ihr dürft nicht einwenden: wozu hat dann Jesus seine Wunder getan? Wir scheiden uns dadurch, daß wir die Natur als die uns gesetzte Ordnung Gottes ehren, nicht von ihm, der im Reichtum der Sohnesherrlichkeit seine schöpferischen Taten vollbracht hat in der Herrlichkeit des echten Wunders. Hochgelobt sei unser Heiland für diese seine Wunderwerke, die durch alle Zeiten hindurch leuchten und

Gottes Größe und Herrlichkeit bezeugen. Aber gerade dadurch, daß ſich der Sohn, der in der Vollmacht Gottes zu handeln vermochte, gleichzeitig unter alle Ordnung der Natur gebeugt hat, hat er ſie für uns geheiligt und unzerbrechlich gemacht. Jeſu Anweiſung an ſeine Gemeinde lautet nicht: laßt die Natur hinter euch; zerbrecht ſie; ſpielt mit ihr; benehmt euch, als ob ihr ſie nicht bedürftet; euch ſpeiſt Gott mit ſeiner Wundermacht, und ihr werdet ihn nur als den erleben, der euch mit ſeiner Allmacht über die Natur erhebt. Vielmehr finden wir, indem wir zu Jeſus treten, in ſeinem Vater auch den Schöpfer des Himmels und der Erde, und lernen bei ihm zu dem beten, deſſen Werk und Regierungsmittel auch die Natur in allen Dingen iſt.

Möglich, daß Einzelnen in der Gemeinde Jeſu gelegentlich die Ermächtigung gegeben wird, über die Natur hinauszugreifen nach Jeſu Art. Wir haben mit dem nicht zu ſtreiten, der im gegebenen Fall inwendig die Vollmacht hat, ſein Gebet bis in den Bereich des Wunders hinüber zu erſtrecken. Dies aber iſt deutlich: ſolches Beten hat Jeſus an den Glauben gebunden. Den Glauben kann ſich aber niemand beliebig zurechtmachen: Glaube iſt nur da, wo er gegeben iſt. Hat jene Mutter in jenem Moment an ein Wunder geglaubt? Warum iſt ſie denn am Verzweifeln? Woher rührt ihre Angſt, ihr Schmerz? Was ſie als Gewißheit in der Seele trägt, iſt, daß ihr Kind ſtirbt. Das glaubt ſie, und ſie kann in jenem Moment nichts anderes glauben, und ſie ſoll es auch nicht. Sie betet zwar, aber ſie darf auch bei ihrem Gebet nicht vergeſſen, daß Gott den Menſchen nicht in die Luft, ſondern auf den Boden geſtellt hat, und daß er ſtirbt, wenn er den Boden unter den Füßen verliert. Einzig dadurch, daß ſie ſich dies klar und wahr vor die Seele ſtellt, bleibt ihr Gebet echt und eine Anrufung Gottes, die ihn ehrt.

Nun ſagt ihr freilich: „was hilft denn das Gebet? dann laſſen wir es!“ Wie blind wäre dieſes Urteil! Wir brauchen

zur Erhörungsgewißheit nicht, daß wir den Ausgang unsrer Bitte zum voraus berechnen, wohl aber das, daß wir Gott gegenwärtig haben in seiner ganzen Herrlichkeit, ihn, der die Natur macht und der größer ist als die Natur. Wir haben es mit dem Gott zu tun, der nicht entschlafen ist damals, als er die Natur machte, auch nicht abwesend ist, weil uns die Kräfte und Gesetze der Natur in ihrer unermeßlichen Weite und unverrücklichen Festigkeit umgeben, sondern der dies alles beherrscht, durchwaltet und braucht als sein Eigentum, der ein Herz für uns hat, so gewiß er auch uns ein solches gab, ein Ohr, so gewiß er uns dasselbe schuf, der uns antwortet, so gewiß er uns zu ihm reden heißt, mit dem, der zu uns steht, wie es Jesus in seinem Gleichnis beschreibt, wie der Vater zu seinem Sohn. Mehr als dies brauchen wir nicht zu wissen, damit unser Gebet von der Erhörungsgewißheit durchdrungen sei. Sie faßt sich in das Wort zusammen: „Weg' hast du aller Wegen." Wollten wir weiter rechnen, so gerieten wir gleich in den Vorwitz hinein, wie wenn der Knabe in unserm Gleichnis sagte: „Dieses Stück Brot will ich, von dieser Sorte und so viel." So würde die Bitte wieder ein Befehl und der Knabe wollte regieren. Gott läßt jedoch in seinem Reich kein Kinderregiment zu. Er bleibt der Herr allein, und gerade das ist es, was wir beim Gebet wissen müssen und was uns unsere Gewißheit gibt, eben dies: Du bist unser Herr, in dessen Macht und Gnade wir liegen, Herr über uns nach Leib und Seele, über uns und über den gesamten Weltlauf um uns her, in den unser Leben hineingeflochten ist. Und weil du wahrhaft und wirklich der Herr bist über uns, darum reicht unser Gebet, mit dem wir dich anrufen, bis zu jenem letzten, höchsten Punkt empor, aus dem alles, was unser Wesen und Leben und den ganzen Weltbestand bestimmt, entspringt.

Haben wir dann, wenn uns das Erbetene versagt blieb, vergeblich gebetet? Noch einmal wollen wir an jene Mutter

denken und annehmen: sie habe wirklich gebetet, sei wirklich vor Gott gestanden mit der brennenden Reue über ihren Leichtsinn, blutend im Schmerz über ihren Verlust, und doch stand sie vor Gott und trat nun von seinem Angesicht her an die Leiche ihres Kinds — hat sie vergeblich gebetet? Wollt ihr sagen: es sei einerlei, ob sie von Gottes Angesicht her an die Leiche ihres Kindes tritt, oder mit einem Kopf voll Leichtsinn und einem Herzen voll Leidenschaft? Wer sagt: das sei einerlei, der hat Gott nie erkannt und weiß nicht, was das sagen will: Gottes Gegenwart.

„Vergeblich beten", das ist ja ein wahnwitziger Gedanke. Daß er uns plagt, daß wir mit ihm zu schaffen haben, das zeigt euch wieder, wie in der trüben Atmosphäre, in der wir leben, auch die größte Dummheit uns zu imponieren vermag und der vollendete Wahnsinn uns als wahrscheinlich erscheinen, als Wissenschaft auftreten und öffentliche Meinung werden kann. Aber in diese unsre trübe Luft trat unser Herr Christus hinein und gab uns die Verheißung: „wer da bittet, der empfängt, und wer sucht, der findet, und wer anklopft, dem wird aufgetan." Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

Sonntag Trinitatis.

(18. Juni 1905.)

Matth. 28, 18—20.

Sonntag Trinitatis.

(18. Juni 1905.)

Matth. 28, 18—20.

Gottes Namen hat Jesus, als er nach seiner Auferstehung bei den Jüngern war, ihnen übergeben. Etwas anderes können wir nicht von ihm erwarten. Zu Gottes Ehre und Preis ist er gekommen; um Gottes willen ist er gestorben, und um Gottes willen ist er auferstanden. Das ist seine Gabe und sein Werk an uns, daß wir den Namen Gottes fassen, lernen und brauchen. Als er Abschied nahm, da hatte er seine Jünger soweit gebracht, daß sie den Namen Gottes zu hören vermochten, nicht als ein Zauberwort, von dem man bloß den Klang festhält, auch nicht nur wie ein völliges Geheimnis, das bloß dunkle Ahnungen in der Seele erregt, dagegen keine klare Gewißheit und kein festes, echtes Wollen. Natürlich bleibt für uns Gottes Name ein Geheimnis, so hoch über unsern Worten und Gedanken, als Gott selbst über unserm eignen Lebensmaße steht. Das wird er nicht nur für die irdische Zeit bleiben, sondern auch für die Ewigkeit der Ewigkeiten. Deshalb braucht uns aber der Name Gottes nicht leer zu bleiben ohne Inhalt und Bedeutung, vielmehr hat sich Jesus dazu unsrer angenommen, damit der Name Gottes für uns einen klaren, vollen Inhalt habe, der zwar unendlich größer ist, als das, was wir davon fassen, aber gerade deshalb Licht und Kraft, Wahrheit und Gnade in unser Herz gibt.

Laßt uns bedenken, was wir sagen, wenn wir den Namen Gottes nennen: im Namen Gottes des Vaters und des Sohns und des heiligen Geists.

1.

Vater! Das lenkt unsre Blicke weg von uns selbst, weg von der Welt. Wir schauen damit über alles empor, was geworden ist, zu dem, der vor allem ist und durch den alles ist. So muß es sein; wir müssen, wenn wir Gott nennen, von allem, was wir selber sind, frei werden und es hinter uns lassen, nicht an uns denken, und unsern Blick von allem wegwenden, was in uns und um uns und unter uns ist. Wir sprechen ja, wenn wir von Gott reden, nicht von dem, was wir selber sind und meinen, empfinden und hervorbringen. Ueber all das greift unser Auge hinweg, läßt uns selbst mit der ganzen Welt unter sich zurück, und erfaßt den, der am Anfang war und eben darum Vater heißt, den, der das Leben schafft und dadurch vollbringt, was das Amt des Vaters ist.

Sollen wir deshalb, weil in den menschlichen Verhältnissen der Vatername oft wenig bedeutet, ihn für ungeeignet halten, Name Gottes zu sein, in den für uns sich alles beschließt und zusammenfaßt, was wir an Gott haben? Im menschlichen Verhältnis kann es freilich leicht dahin kommen, daß sich an den Vaternamen Schmerz und Scham, Not und Schuld mit drückender Schwere anhängen, oder daß das Verhältnis zum Vater uns wenigstens leer bleibt und weit hinter dem zurücksteht, was uns andere Leute bieten, Freunde, Lehrer oder wer es sonst sei. Gewiß unsre menschliche Vaterschaft bleibt immer unvollkommen und kann in Unsegen verkehrt und durch Schuld zerrüttet werden. Aber das alles hebt die wuchtige Wirklichkeit nicht auf, die dem Vaternamen seine unvergleichliche Bedeutung gibt. Wir nennen damit den, dem wir verdanken, daß wir sind und was wir sind, bis hinaus zur Farbe unsers Haars und zur Größe unsers Wuchses und bis hinein in die zarten, tief sitzenden Eigentümlichkeiten unsrer geistigen Art. Und dieser mächtige, alles an uns umfassende Zusammenhang ist, wenn er auch noch so geheimnisvoll und

unerklärlich bleibt, dennoch eine hell im Licht liegende Wirklichkeit, unbestreitbar, und für unser ganzes Bewußtsein fundamental, so daß hier eine Gemeinschaft entsteht, die unvergleichlich und unzerbrechlich ist. „Kann auch eine Mutter ihres Sohnes vergessen?“ fragte der Prophet. Eben darum gibt es unter allen unsern Worten und Gedanken keinen zweiten, der in derselben Weise fähig wäre Name Gottes zu sein, so daß wir den damit nennen könnten, durch den wir leben, weben und sind, den, durch dessen Willen wir das Leben haben mit allem, was es in sich trägt. Was an der menschlichen Vaterschaft unvollkommen ist, fällt hier alles ab; hier sehen wir auf zu dem, der der rechte Vater ist über alles, was Kinder heißt, der Leben gibt in frei anhebender Schöpferherrlichkeit, zu dem, der darum auch in eine Gemeinschaft tritt und Treue hält, die eine Ewigkeit aus sich erzeugt.

Können wir überhaupt noch fortfahren? Gibt es außerdem noch einen zweiten Namen, den wir zum Vaternamen hinzufügen könnten? Haben wir damit nicht genug, daß wir den Vater kennen? Es ist wohl verständlich, daß die Leute immer wieder Neigung haben Jesus bei unserm Wort zu unterbrechen und ihm in die Rede zu fallen: „höre auf! fahre nicht fort! Es ist genug, daß wir die Völker im Namen des Vaters taufen dürfen. Was sollten wir mehr bedürfen oder begehren? Beim Vater sein, den Vater kennen, in der Liebe des Vaters leben: das ist die Religion“. Gewiß l. Fr., so ist es. Es kam nie in den Sinn Jesu etwas Größeres zu erfinden, als den Vater. Und doch hat die Menschheit in einer bewegten, interessanten, aber auch höchst schmerzvollen Erfahrung und Geschichte immer wieder erlebt, daß wir mit diesem Namen Gottes noch nicht auskommen, weil damit unser Verhältnis zu Gott noch nicht klar und unsre Verbundenheit mit ihm noch nicht befestigt und vollendet ist. Sehen wir auf zum Vater, so fährt unser Blick weg von uns, weg von der Welt; denn Gott ist größer als wir und nicht wie

wir. Damit trifft unſer Auge auf das Geheimnis in ſeiner Undurchdringlichkeit. Zum Ewigen ſchauen wir auf; was iſt Ewigkeit? zum Töpfer, der den Ton bildet; wie ſollen wir Ihn verſtehen? zur Quelle des Lebens; ſie liegt aber ſo tief, daß wir ſie nicht mit Augen ſehen; zur Sonne, von der alle Wahrheit kommt; aber ſie ſtrahlt ſo mächtig, daß ſie uns unſichtbar wird. Nennen wir ihn den Vater, ſo wiſſen wir, daß er die Liebe in ſich hat; ſonſt wäre ſein Name entwertet und zerſtört. Sind wir ihrer wert? Gehört ſie uns? Die Frage kann ſchwer werden, drückend ſchwer. Iſt er der Vater, wo ſind ſeine Kinder? Biſt du ſein Sohn, bin ichs? Wer von uns darf ſagen: ſieh mich an, ſo ſiehſt du Gott? Das wäre eine Lüge, die uns alle durch ein unzweideutiges Gewiſſenszeugnis verwehrt iſt. Wir dürfen nicht von unſern Gedanken ſagen: das ſind Gottes Gedanken; ich will es ſo, alſo will es Gott ſo; ich mache es ſo; alſo macht es Gott ſo. Wir wiſſen alle: dies wäre Sünde und tiefer Fall. Wir dürfen den Namen Gottes nicht zu all dem hinſetzen, was wir in uns tragen, dürfen nicht alles mit Gottes Namen umfaſſen, was unſre menſchliche Art ausmacht. Das hat bewirkt, daß der Vatername Gottes zwar oft ſo hell in der Menſchheit hervorſtrahlte, aber immer wieder verblaßt. Er erweckt eine Religion der Sehnſucht, vielleicht der Hoffnung, die mit Kraft nach dem verborgnen Geheimnis ſich ſtreckt, eine Religion des Schmerzes und der Entbehrung, vielleicht des Gehorſams und der Anſtrengung, die den uns fernen Gott mit uns verſöhnen und für uns gewinnen will; eine Religion der Angſt, die unſern Streit mit Gott ſchwer empfindet, aber nicht ſtillen kann. Darüber werden die Leute immer müde und laufen wieder weg. Sie ſagen zuerſt wohl mit Andacht und Ernſt: „über dieſem Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen!“ über dieſem Sternenzelt — das iſt weit weg — muß ein lieber Vater wohnen! So wünſche ich es, ſo will ich es; ſo ſage ich es mir immer wieder vor

und präge es mir ein; es muß, es muß so sein! Daran wird man müde und probiert schließlich, ob es nicht eine Wohltat für den Menschen wäre, wenn wir ohne Gott existieren könnten. So geht es aber auch nicht, erst recht nicht. Jesus hat uns die Hilfe gebracht, die wir nötig haben. Geht! sagte er, tauft die Völker im Namen des Vaters und des Sohns.

2.

Der Sohn: das ist eine neue Weise der Gegenwart und Wirkung Gottes, darum auch eine neue Religion. Wenn Jesus zum Namen des Vaters denjenigen des Sohns fügt, so spricht er nicht bloß vom ewigen Leben und Lieben Gottes, in welchem der Vater und der Sohn vereinigt sind; so wäre uns nicht geholfen. Damit hätten wir doch nur wieder das unerfaßliche Geheimnis vor uns und unser Auge müßte ins Jenseits hinüberdringen, in das wir nicht hinüberkommen. „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden"; das ist das Wort des Sohns; „ich bin bei euch alle Tage", da hören wir ihn. Wir kennen ihn; er steht vor euch allen als der euch wohl bekannte in seinem Kreuzesbild. In der vollen Wirklichkeit eines Menschenlebens war Jesus der im Vater lebende Sohn, und ist deshalb für uns kein undurchdringliches Geheimnis mehr.

Nach der andern Seite wird freilich durch die Gegenwart des Sohns bei uns das Geheimnis, das im göttlichen Wesen sich uns zeigt, noch größer. Es muß so sein, wenn uns Gott begegnet; je näher er uns kommt, um so größer und näher wird uns das Geheimnis. Wir wollen gar nicht damit anfangen, es uns zu erläutern, wie Jesus mit der Sohnschaft Gottes zugleich die volle Wahrheit eines Menschenlebens in sich zu tragen und in sich zu pflegen vermochte, wie Gott es fertig brachte, ihn mit seiner ganzen Gemeinschaft zu umfassen, auch damals, als er als Kind in der Krippe lag, und damals, als er den Kreuzesweg ging. In

dieſes Geheimnis werden wir mit unſern Gedanken nicht eindringen; es ſoll uns genügen, was uns Jeſus gab, dadurch daß er ſich als den Sohn offenbart und erkennbar macht, wie er es in unſerm Text mit den Worten tut: mir iſt gegeben alle Gewalt, und ich bin bei euch alle Tage. Damit macht ſich Gott mitten in der menſchlichen Geſchichte drin offenbar und gibt ſich bei uns eine wirkſame und erkennbare Gegenwart. Wie völlig anders werden nun alle unſre Vorſtellungen von Gott! Wenn wir bisher fragten: was ſagt uns Gott? und nicht recht wußten, wie wir zu antworten haben: nun hören wir den Sohn; was er uns ſagt, das ſagt uns Gott. Wir fragten: was iſt Gottes Wille? und hatten daran eine ſchwere Frage. Nun aber haben wir die deutliche Antwort: Jeſus zeigt uns, was Gottes Wille für uns iſt und wie man Gottes Willen will. Suchen wir den Einblick in Gottes Regierung und Ziel, was ſein Werk an uns ſei und wozu er uns bereite und führe: „Mir iſt alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben“ und „ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“: nun kennen wir Gottes Reich und Werk.

Das iſt nicht bloß eine Veränderung in unſern Gedanken über Gott, als ob bloß die Lehre von ihm und unſre Vorſtellungen von ihm andre würden. Indem uns der Sohn geoffenbart iſt, hat die Menſchheit ein Erlebnis und eine Erfahrung gemacht, die ihr vorher noch nicht beſchieden war. Wenn Gott in ſeinem Sohn zu uns kommt und uns ruft, damit wir zu ihm uns wenden, wenn er uns die Hand reicht, damit wir ſie erfaſſen, indem wir ihm glauben, wenn er uns das Vaterhaus öffnet, damit wir eintreten: was haben wir damit erlebt? Gnade! was es heißt, daß Gott verſöhnt. Darum fragen wir nun nicht mehr: ob wir ſeiner Vaterliebe auch wert ſeien; Chriſtus beruft uns, die wir ſeiner Liebe nicht wert ſind, damit wir ihm glauben. Wir klagen auch nicht mehr: unſre Schuld drücke uns in die Erde

und scheide uns von Gott; denn der Sohn Gottes hat uns berufen und geliebt mit seiner Versöhnermacht. „Ich bin bei euch alle Tage", das ist die lebendige Gnade in ihrer Unsterblichkeit.

Wollen wir noch weiter fahren? „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist" — es kann uns vorkommen, wir hätten nichts weiter nötig. Wenn er uns sagte: nehmt die Taufe im Namen des Vaters und des Sohns, wüßten wir nicht genug und übergenug? hätten wir damit nicht die volle Bezeugung des göttlichen Willens und Liebens erlangt? Ihr wißt, l. Fr.: Christum haben heißt alles haben, aber eben dazu, damit wir ihn haben, hat er befohlen: taufet sie im Namen Gottes des Vaters und des Sohns und des heiligen Geists.

3.

Ich bin bei euch, sagt uns der Herr; was hilft uns dies, wenn nicht auch wir bei ihm sind? Seine Gegenwart bei uns besteht nicht bloß darin, daß er sich zu uns stellt, sondern auch darin, daß wir uns zu ihm wenden, nicht bloß darin, daß er auf uns schaut, sondern auch darin, daß wir zu ihm schauen, darin, daß er uns beruft und wir ihn anrufen, daß er uns gibt und wir ihm danken. Wie machen wir das? Wie wendet sich ein Menschenherz nach oben? Wie kommt es zum Herrn? Er sagt uns: „lehrt sie alles, was ich befohlen habe". Lernen können wir zwar Jesu Worte leicht; allein wir sollen sie so lernen, daß wir sie halten. Wie geht das zu? Was nützt uns Jesu Wort, wenn wir es nicht tun? Wir haben am Evangelium nichts, wenn wir es nicht glauben. Seine Verheißung für uns lautet: ich bin bei euch mit der Macht, die Himmel und Erde umfaßt. Dadurch sind wir geborgen in seinem Schutz und gegen Sünde, Tod und Teufel wohl verwahrt. Kann uns aber dieser Schutz auch dann helfen, wenn unser Widersacher in

uns ſelber ſeinen Sitz und ſeine Heimat hat, wenn der Wurm, der unſer Leben zerſtört, in uns ſelber hauſt, und das, was uns ſiech macht, unſer eigner Zuſtand iſt? „Ich bin bei euch“; eben weil der Herr das ernſthaft meinte und ſo meinte, daß es uns zum Heil und Segen dienen ſoll, kommt das dritte Wort zu Gottes Namen hinzu: tauft ſie im Namen des heiligen Geiſts.

Das iſt die dritte Weiſe, wie Gott bei uns gegenwärtig iſt und ſich für uns offenbar macht. Da verändert ſich noch einmal der Schauplatz, auf dem Gott ſich bezeugt, und ein dritter Ort wird zur Stätte ſeiner Wirkung und Verherrlichung. Aus ihrer ewigen Herrlichkeit und Schöpfermacht tritt die Gottheit im Sohne hinein in unſere menſchliche Geſchichte, und im Geiſte verlegt ſich nun ihr Werk in unſer eignes inwendiges Weſen und Leben hinein. Gott berührt unſer Herz und wendet es hin zu ihm. Mit dem Geiſt ergreift er den Lauf unſrer Gedanken und macht ſie der Wahrheit untertan. Im Geiſte faßt er mit ſeiner großen Künſtlerhand das Getriebe unſers Begehrens und Wollens und macht es vom böſen Antrieb frei und ſchafft, daß wir lieben können. Seine Hand zerbricht, wenn er uns anfaßt, nichts. Das ganze Gefüge unſers natürlichen Weſens bleibt, wenn uns Gottes Geiſt erfaßt, völlig in ſeiner Ordnung und geht ſeinen richtigen, regelmäßigen Gang. Ebenſo wenig iſt aber Gott dadurch gehindert, in uns das zu pflanzen, was von oben iſt.

Auch in des Geiſtes Wirken wird Gott offenbar. Wir reden damit nicht bloß von einem Geheimnis, von einem ſogenannten Glaubensartikel, von einem dunkeln Wort, dem keine Wirklichkeit entſpricht. Es bleibt bei Jeſu Spruch, den er Nikodemus gab: „Der Wind weht, wo er will, und du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt“; das iſt das Geheimnis, das mit der Predigt vom heiligen Geiſt verbunden iſt. Wir ſehen Gott nicht zu, wie er mit ſeinem Geiſt uns erfaßt und bewegt. Doch Jeſus fährt fort:

„ſeine Stimme hörſt du; ſo iſt ein jeder, der aus dem Geiſt geboren iſt“. Es iſt ein deutlicher, gewiſſer Unterſchied zwiſchen dem, was aus uns ſelber ſtammt, und dem was Gott uns gibt. Alles, was aus uns ſelber kommt, trägt den Stempel: ich, ich, ich! Es gibt aber im menſchlichen Leben auch noch andres; das trägt den Stempel: „Gott“, und das, was dieſen Stempel trägt, hat nicht menſchliche Kunſt hervorgebracht, auch nicht unſre eigne Güte und Willensſtärke; das macht Gott durch ſeinen heiligen Geiſt.

Und dieſe drei ſind eins. Nicht dazu bezeugt ſich Gott an uns durch den heiligen Geiſt, damit wir Jeſus entbehren können, Wohlgefallen an uns ſelber bekommen, in uns ſelbſt uns einſchließen und nur bei uns ſelbſt auf Gottes Stimme und Willen horchen; vielmehr dazu iſt Gott im Geiſte in der Welt da und wirkſam, damit er uns zum Sohne führe. Nie wird es uns gelingen, den Geiſt vom Vater und vom Sohne loszureißen, ihn zu haben, ohne daß wir Chriſto gehorſam werden und durch ihn zum Vater kommen. Das iſt gerade das Werk des Geiſts, daß wir Chriſtum verſtehn, und an ihn glauben und bei ihm bleiben, wie er bei uns bleibt. Ebenſo wenig werden wir im Genuß der Liebe und Gnade Chriſti ſtehn, wenn wir zwar ihn, aber nicht den Vater ſuchen, und von ihm etwas anderes begehren als die Gewißheit unſrer Verſöhnung mit Gott und den Gehorſam gegen Gottes ſchlichtes, heiliges Gebot. Keine Menſchenhand wird hier auseinanderlöſen, was Gott vereinigt hat. Eben in dieſer Einheit von Vater, Sohn und Geiſt haben wir vor uns die ganze Gottheit in der Herrlichkeit ihrer vollendeten Gnade.

Und dieſer Name Gottes iſt ſchon im Anfang unſeres Lebens über uns genannt worden; das bildet den erſten Akt, mit dem unſre Lebensgeſchichte beginnt. Damit iſt uns von Anfang an all das bezeugt und gegeben, was wir für unſern ganzen Lebenslauf brauchen. Wir bedürfen, wohin immer

uns das Leben führt, ja auch im Sterben, keine andere Gnade, als die Taufgnade, eben jene Gnade, die uns bezeugt und zugesagt worden ist, als uns das Wasserbad gegeben worden ist im Namen des Vaters, des Sohns und des heiligen Geists. Es gibt nur eine Gnade; denn es gibt nur einen einigen Gott, der uns als Vater, Sohn und Geist alles darreicht, was wir bedürfen, damit wir unser Leben vor ihm und zu ihm hin vollführen. Darum nennen wir immer wieder über jedes Menschenleben, ob es an seinem Anfang stehe oder an seinem Schluß, den dreieinigen Namen Gottes, der uns die Gnade unsers Herrn Jesu gewährt und die Liebe Gottes des Vaters und die Gemeinschaft des heiligen Geists. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

4. Sonntag nach Trinitatis.

(16. Juli 1905.)

Matth. 8, 5—13.

Heute dürfen wir von unserm lieben, alten Bekannten sprechen, vom Hauptmann in Kapernaum, vom berühmtesten aller Soldaten, der noch berühmter geworden ist als Alexander der Große mit seinem Wagen ohne Grenzen, oder als unser Moltke, dem keine Rechnung je mißlang. Diese Berühmtheit verdankt unser Hauptmann dem, daß Jesus an ihm zeigen konnte, was Glaube sei. So ist er für uns alle schon vielfach zum Lehrer des Glaubens geworden, an dem wir uns verdeutlichten, was der Herr meine und von uns verlange, wenn er uns zum Glauben beruft. Wenn uns die Leute verwirren und es uns unklar werden will, was es eigentlich heiße: gläubig sein, was die christliche Botschaft eigentlich meine, wenn sie unser ganzes Verhältnis zu Gott auf den Glauben stellt: dann brauchen wir nur an unsern Hauptmann zu denken, dem der Knecht zu Hause krank lag, ohne daß er ihm helfen konnte, und nun kommt er zu Jesus und sagt ihm: „sprich nur ein Wort!“, an unsern Hauptmann, der ein Heide war und dadurch von Jesus geschieden ist, aber trotzdem zu Jesus kommt, weil er weiß: er ist der Gnädige! und daher zu ihm sagt: „sprich nur ein Wort“. Wenn wir bekennen: „Ich glaube an Jesus Christus unsern Herrn“, so sagen wir: Herr! wir treten so zu dir, wie der Hauptmann von Kapernaum zu dir kam. Und wenn wir beten: Herr, mehre uns den Glauben! so sagen wir: bereite uns, daß wir uns so redlich und völlig zu dir halten, wie der Hauptmann von Kapernaum sein Vertrauen auf dich gestellt hat.

Weil er glaubte, gab ihm Jesus nicht nur das Erbetene, die Genesung seines Knechts, sondern fügte noch die große Verheißung hinzu: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit den Vätern Gottes Gäste sein in seinem Reich. Hernach fährt er fort: Aber die Kinder des Reichs werden hinausgestoßen, weil er in Israel solchen Glauben nicht gefunden hat. Damit ist uns nun freilich ein großes Geheimnis enthüllt, nicht eines von denen, die wir auf die Seite stellen können, weil sie uns nichts angehen, sondern dieses Geheimnis berührt den Kern und Ausgang unsers Lebens, und darum müssen wir einen vollen, tiefen Blick in dasselbe gewinnen. Warum hat Jesus die ewige Entscheidung an das Glauben geheftet?

Und warum kann der Heide glauben, während es Israel nicht kann?

1.

Zwischen dem, was der Hauptmann tat, und dem, was ihm Jesus gab, besteht keine Proportion, kein berechenbares Verhältnis der Gleichheit oder Billigkeit. Der Hauptmann kommt zu ihm, um seine Gabe zu holen, und bekommt sie einfach deshalb, weil er glaubt, und nicht bloß das: Jesus gibt ihm überdies noch die ewige Verheißung mit, die ihn in Gottes Reich einsetzt, einfach deshalb, weil er glaubt. Ist denn der Glaube eine so große Sache? Ist nicht schon mancher ganz ebenso, wie der Hauptmann zu Jesus ging, zum Hexenmeister gegangen oder zum Kapuziner oder auch zu einem wissenschaftlich geschulten Arzt und hat ihm gesagt: „Sprich nur ein Wort! alles, was du sagst, will ich glauben, alles, was du verordnest, tun; sprich nur ein Wort! ich habe mein ganzes Vertrauen auf dich gesetzt“? Und doch haben wir vor einem solchen Glauben keinen Respekt. Daran seht ihr jedoch nur, daß es nicht bloß darauf ankommt, daß wir überhaupt glauben, sondern wem wir glauben. Das ist beim

Glauben das, was über seinen Erfolg und Ausgang durchaus entscheidet. Nicht irgend einen unbestimmten Glauben mutet uns Jesus zu, sondern daß wir ihm glauben. In allen Lebensverhältnissen schafft der Glaube für sich allein nichts; er bringt uns nur so viel Gabe zu, als der Geber, dem wir vertrauen, uns darzubieten vermag, und vermittelt uns nur so viel Kraft, als der, auf den wir uns stützen, hat. Die Wirkungskraft des Glaubens liegt nicht darin, daß wir glauben, sondern in dem, dem wir glauben. Darum ist der Glaube eine große Sache, nicht weil unser Herz unermeßlich groß wäre oder durch den Glauben über seine natürlichen Grenzen hinaus sich ausdehnte, sondern weil der groß ist, dem wir unsern Glauben geben.

Auch der Hauptmann hat nichts Großes aus seinem Glauben gemacht. Wenn er das getan hätte, so hätte ihm Jesus sicherlich dasselbe gesagt, was er zu den Jüngern sprach: wenn du doch Glauben hättest auch nur wie ein Senfkorn! Er sagt aber zum Herrn: ich habe unter mir meine Soldaten; wenn ich ihnen einen Befehl gebe, soll ich dann zweifeln, ob er geschehe? Wenn ich meinem Knecht einen Auftrag gebe, brauche ich mich dann zu ängstigen, ob mein Wort auch ausgeführt werde? Soll ich nun zweifeln, ob dein Wort gelte; Angst und Sorge haben: dein Wille geschehe nicht und deine Gabe komme nicht in meine Hand? Ich bin, sagt er, ein Mensch der Obrigkeit untertan. Das bist du nicht. Was Jesus ist, weiß er noch nicht ganz; jedenfalls hat er keinen Oberst über sich, auch den Kaiser nicht. In wessen Dienst steht er denn? Unzweideutig in Gottes Dienst. Soll er nun sagen: dein Wort, wer weiß, ob es gilt; deine Verheißung, wer weiß, was sie wert ist; dein Wille, wer weiß, ob er gut sei? Er sagt das nicht einmal von sich selber, und noch weniger von ihm. Ihr seht: der Glaube gilt ihm als das für ihn Selbstverständliche, als das einzige Richtige. Er nimmt den Herrn, wie

er vor ihm steht, läßt ihm seine gebietende Macht, und setzt zu ihr sein williges, fröhliches Ja. Solcher Glaube ist freilich groß, aber deshalb, weil der Herr groß ist. Er, der zu sprechen weiß, so daß es geschieht, und auch im Heidenhaus Gottes Hilfe offenbart und über alle Not und Schuld Gottes Gnade aufgehen läßt, er steht wahrhaftig groß in unserer Geschichte vor uns, und das macht den ihm dargegebenen Glauben groß, reich, wirkungsmächtig und stark.

Wir lassen uns in diesem Stück leicht verwirren und bilden uns ein: der Glaube müsse doch eine wunderbar große Leistung sein, ein Prachtstück menschlicher Tugend, und weil er eine so wundermächtige Sache sei, darum sei im Neuen Testament so oft von ihm die Rede und darum habe Jesus sein ganzes Werk auf ihn gestellt. Hütet euch vor solchen Einbildungen. Der Glaube ist keine Tugend; wer so über ihn urteilt, von dem wird wohl Jesu Wort gelten: auch bei euch finde ich keinen Glauben. Da geht nun freilich das Geheimnis für uns an, weil wir immer in der Einbildung drin stecken: unser Schaffen und Machen, unser Rennen und Laufen, was wir als unser Lebenswerk hervorbringen, das sei die Hauptsache und das Entscheidende für den Verlauf und den Ausgang unseres Lebens; davon hänge unser Verhältnis zu Gott ab und unsre Seligkeit. Wenn wir in solchen Gedanken befangen sind, müssen wir auch den Glauben mit großen Worten ausstatten: was für eine prächtige Tugend er doch sei, wie viel Kraft er in sich berge als ein lebendiges und geschäftiges Ding, so daß er einen Strom von Wirkungen aus sich hervorgehen lasse, und was für Süßigkeit und Friedensfülle er wie ein großer Honigtopf in sich habe. Es ist nur schade, daß dieser herrliche und großartige Glaube nur so lange vorhanden ist, als man von ihm predigt; wenn die Leute aus der Kirche sind, so ist von demselben nirgends mehr etwas zu finden. Dann sieht alles ganz anders aus. Mit solchem Gerühme des Glaubens sind

wir direkt Jesu Widersacher, und durchkreuzen dadurch seinen Willen. Er hat gerade dazu vom Glauben gesprochen und das Evangelium auf den Glauben gestellt, nicht damit wir uns groß machen und eine bequeme Gelegenheit hätten, uns zu spreizen, sondern er hat dies dazu getan, damit Gott groß sei, und wir Menschen endlich unsern rechten Platz finden, nicht über oder neben Gott — das ist nicht unser Platz — sondern unter Gott, eben dadurch daß wir nicht an uns und an unsern Glauben, sondern an ihn glauben. Darum hat der Herr dem Hauptmann die Gabe gegeben, lediglich deshalb, weil er glaubte, damit sie Gottes Gabe bleibe und als solche offenbar sei eben dadurch, daß sie dem Glauben gegeben ist. Darum hat er dem Hauptmann des Glaubens wegen das Himmelreich geöffnet, weil dieses Gottes Reich ist, in dem seine Gnade und Gabe aller Leben füllt, und hat ihn des Glaubens wegen mit Abraham, Isaak und Jakob an Gottes Tisch gesetzt, weil das die Gemeinde Gottes ist, die er durch seine Erwählung schafft und durch sein Lieben lebendig macht. Gerade darum wird aus dem Glauben eine Kraft, die größte Kraft auf Erden, weil er in sich selber keine Kraft und Größe ist, wohl aber uns mit dem verbindet, der wirklich groß ist. Darum hat es Wahrheit, wenn das Lied sagt: „Meine starke Glaubenshand wird in ihn gelegt befunden", nicht deshalb, weil meine Glaubenshand ihre Stärke in sich selber hätte, sondern deshalb dürfen wir von unsrer starken Glaubenshand reden, weil sie „in ihn gelegt befunden wird". Was er hält, wird stark, eben deshalb weil er es hält, unzerbrechlich stark, stärker als alle Mächte der Welt.

Unser Hauptmann war ein braver Mann, kein Hurer und Säufer, auch kein Leuteschinder; sie haben ihn in Kapernaum gern gehabt, und haben Jesus nachdrücklich gesagt: er, der Heide, hat uns sogar das Bethaus gebaut! Wollen wir nun darüber murren, daß Jesus von all dieser

braven Art des Hauptmanns kein Wort sagt? Es kostet doch wahrhaftig nicht wenig, ein braver Hauptmann zu sein; wie viel Mannesmut gehört dazu, wie viel Selbstüberwindung, Rechtssinn und Wohlwollen! Soll all dieses nichts gelten, da Jesus darüber kein Wort sagt, und einzig auf den Glauben des Hauptmanns sieht? Hat aber der Hauptmann einzig seine brave Art an sich? Kommt es auf das an, was der Mensch leistet, so genügt ein einziges Wort, um uns zu sagen, wie es mit dem Hauptmann stand: er war ein Heide. Das bedeutet eine Unsumme von finstern Gedanken. Wo aber die finstern Gedanken sind, da sind auch die dunkeln Regungen des Herzens, die wilden Begehrungen, Sünde und Fall. Allerdings sagt Jesus kein Wort von der braven Art des Hauptmanns, er sagt aber auch von seiner Sünde keine Silbe. Gottes Gabe schenkt er ihm und Gottes Reich öffnet er ihm, ohne daß von all dem, was dunkel und sündlich im Leben des Hauptmanns war, geredet wird. So handelt Jesus als der Träger der göttlichen Gnade, als der, der wahrhaft und endgültig verzeiht, und deshalb hat er nicht vom Werk des Hauptmanns gesprochen, nicht von seinem guten Werk und nicht von seinem bösen Werk, sondern ihm Gottes Gabe deshalb gegeben, weil er glaubt.

Die Juden dagegen, die ihn vor Jesus rühmen, heben aus dem Leben des Hauptmanns einige edle Züge und tüchtige Seiten hervor, und wir Menschen können es nicht anders machen. Jede Biographie sieht so aus, jede Grabrede, jeder Versuch menschlicher Geschichtsschreibung. Wie wollen wir es anders machen als die jüdischen Ältesten, die sich daran halten: der Hauptmann war ein braver Mann und hat uns das Bethaus gebaut? Wenn wir es anders versuchen, wie es etwa unsere jüngsten Dichter tun, die gern Wahrheit darstellten und Realisten wären, dann entsteht ein so grauenvolles Bild, daß man nicht mehr hinsehen kann. Wir müssen eine Decke über das menschliche Wesen legen, und uns an

das halten, was daran brav und löblich ist. So wird aber jede Darstellung des Menschen unwahr. Soll denn Jesus das Evangelium auf Lügen gründen, auf Lügen unsern Anteil am Himmelreich bauen? Wäre dem Hauptmann damit geholfen, wenn ihm Jesus eine Lobrede hielte im Styl der Juden, von der er innerlich weiß: wahr sind die schönen Worte nicht? Weil Jesus mit der Wahrheit uns zu Gott beruft und in sein Reich einführt, darum hat er unsre Gemeinschaft mit ihm und mit Gott in das Glauben gestellt, und nicht auf das gegründet, was wir sind, sondern auf das, was er ist, nicht auf das, was wir leisten, sondern auf das, was er gibt, nicht auf unser Werk, sondern auf unsern Glauben an ihn.

Darum dürfen wir auch unsern Glauben nicht als ein Verdienst ansehen, als ob er uns deshalb zu Jesus brächte, weil er uns durch seine verdienstliche Kraft Jesu Gnade und Gottes Freundschaft verschaffte. Denn beim Verdienst denken wir immer an das, was uns ein Recht an den Dank der andern gibt, wodurch wir sie uns verpflichten. Eben das will Jesus wegschaffen, dadurch daß da, wo er regiert, unser Hinzutritt zu Gott zum Glauben wird. Damit fällt jeder Anspruch dahin. Der Glaube läßt den frei und ungebunden, an den er sich mit seinem Bitten wendet. Seinen Soldaten befiehlt der Hauptmann, nicht dem Herrn; dieses unterläßt er, so gewiß er glaubt und dadurch, daß er glaubt. Freilich entsteht durch den Glauben eine feste Gemeinschaft mit dem Herrn, die ihn mit uns verbunden und seine Gnade zu unserm Eigentum macht. Das hat Jesus aufs kräftigste bezeugt: „wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen“. Er kann nicht anders, so gewiß er der Sohn ist, der aus der Gemeinschaft des Vaters nicht weicht und seinen Beruf an uns vollbringt. Daher läßt sich mit einer gewissen Wahrheit sagen: es entstehe durch den Glauben für den Herrn eine Notwendigkeit, ein „Müssen“, er könne nicht

anders, er müſſe nun mit ſeiner Hilfe und Gabe antworten. Es entſteht in der Tat durch den Glauben ein feſtes Verhältnis zu ihm, das uns volle Sicherheit gewährt. Er kann den Hauptmann nicht wegſchicken; warum nicht? eben weil er ſein Vertrauen auf ihn ſetzt. Dieſes zerſtört Jeſus nicht. Der Hauptmann greift nach Gottes helfender Macht; Jeſus kann ihm nicht ſagen: das iſt ein Traum und Phantom! nein, er macht es ihm ſichtbar, daß er damit die wirkliche Macht und wirkliche Gnade anrührt. Er kann nicht anders Gottes wegen, weil er Gott nicht hart heißen kann, wenn der Menſch Gottes Gnade ſucht, ihn nicht als fern darſtellen kann, wenn der Menſch zu ihm kommt, weil es dabei bleiben muß, daß Gott all die Gnade, Macht und Herrlichkeit hat, die unſer Glaube bei ihm ſucht, und noch unendlich mehr. Darum bringt der Glaube nicht einen unſichern, ſondern einen feſten Stand vor Gott hervor, aber nicht dadurch, daß wir ihn irgendwie zu zwingen, zu verpflichten oder an uns zu binden vermöchten. Aus dem Herrn ſelber kommt die Feſtigkeit in unſre Gemeinſchaft mit ihm hinein; ſie wächſt aus ſeinem freien Erbarmen, freien Helfen, ſeinem eignen freien Lieben.

Daher kommt es auch, daß in einer ſolchen Begegnung mit dem Herrn, wie der Hauptmann ſie hatte, ſo raſch dieſe Geſchichte verläuft, dennoch die ewige Entſcheidung liegt. Für den menſchlichen Blick ſcheint ein ſolches Erlebnis gering und unſcheinbar; es währt ein paar Minuten, und alles iſt vorbei. Und dennoch entſteht uns aus demſelben das ewige Gut. Wir kommen mit unſern Gedanken hier nicht zurecht, wenn wir den Glauben an ſich ſelbſt als die gewaltige Kraft anſehen, die für ſich ſelbſt alles wirken kann. Ewig iſt in unſrer Geſchichte nicht der Hauptmann mit ſeinem Glauben, ſondern einzig der Herr, und weil er es iſt, darum hebt uns der Glaube über die Zeit und alles Endliche und Vergängliche empor. Der Herr bleibt, und vergißt den nicht, der

zu ihm kam; er ist für immer gefunden, wenn wir ihn glaubend erfassen; denn er hält uns in ewiger Herrlichkeit Treue. Davon haben wir auch schon im weitern Fortgang unsres Lebens einige Erfahrung. Wenn wir mit wirklichem Glauben zum Herrn gekommen sind, vergessen wir ihn nicht mehr, und es wird dadurch aus dem Glauben eine wirksame Sache, die allen unsern Wandel regiert. Wir denken dann an sein Bußwort, an das, was er als Sünde verwirft, denken an sein Kreuz, wie es das Versöhnen Gottes offenbart, denken an sein Auferstehen, wie es uns das Hoffen gibt. Und wenn wir an ihn denken, so ist das nicht die Erinnerung an einen Toten, der von uns geschieden wäre, sondern die Gemeinschaft mit dem, der da lebt und regiert. Weil der, dem wir glauben, ewig ist, gewährt uns der Glaube die ewige Frucht. Und wie unser Glaube die ewige Verbundenheit mit ihm ist, ebenso ist der Unglaube die ewige Geschiedenheit von ihm.

2.

Nun aber wollen wir auch darauf achten, daß der Herr dem Heiden den Vorzug vor dem Juden gibt. Wenn er in Gottes Reich hinüberschaut, so denkt er an die Väter, an Abraham, Isaak und Jakob. Zu ihnen werden alle versammelt, die Gottes Gemeinde sind. Was hat aber der Heide mit den Vätern, mit Abraham und Jakob, zu tun? Durch diese Beschreibung des Himmelreichs hält uns Jesus die Tatsache nachdrücklich vor: daß es eine Gemeinde Gottes gibt, die ihren Anfang, ihre Geschichte, ihre Lehre, ihre Ordnungen hat. Ihr anzugehören ist große Gnade; in ihr zu stehen ein herrlicher Vorzug. Wer sie entbehrt, steht draußen, und ist zunächst dem Himmelreich fern.

Der Hauptmann hat dies wohl gefühlt. Er kam nicht in der Meinung zu Jesus: sein Haus sei ein Palast, recht geeignet, daß Jesus darin sich aufhalte. Er sagt ihm: ich darf dich nicht zu mir laden; in meiner Gesellschaft zu sein,

ſchickt ſich für dich nicht, da ich dich nicht aus Gottes Gemeinde und Gottes Geſetz herausreißen darf. Gleichwohl kehrt nun Jeſus das Verhältnis um und ſagt von Israel: ſolchen Glauben fand ich nicht bei euch, während er zum Heiden ſagt: dir geſchehe, wie du geglaubt haſt.

Gerade weil Israel die Gemeinde Gottes geweſen iſt, iſt ihm das Glauben ſchwer geworden. Es iſt über Gott unterrichtet, weiß, was Gott will, weiß auch, was Chriſtus iſt, wie er kommen muß nach der Schrift. Nun mag es nicht hören, mag nicht lernen. Israel war mit dem Gehorſam gegen Gottes Gebot beſchäftigt und tat den Willen Gottes; ein herrliches Los iſt ihm zugefallen; ſein Leben hat Sinn, Zweck und Tiefe. Es beginnt deshalb jeden Tag mit Gottes Preis und ſchließt ihn mit dem Loblied anbetenden Danks. Dienſt Gottes iſt ſeine unabläſſige Arbeit, über der die Verheißung Gottes ſteht, und der Vatername Gottes iſt ihm verliehen. Es iſt reich; es kann nicht bitten, bei Jeſus nichts ſuchen; es braucht nichts und will nicht empfangen.

Der Heide dagegen weiß, daß er lernen muß. Er iſt willig zu hören, bereit aufzumerken auf das, was Gott ſagt und tut. Er weiß, daß er arm iſt und Gottes Gnade erſt empfangen muß. Darum kann er glauben, kann zu Jeſus kommen, mit einem völligen und fröhlichen Vertrauen, durch das er Jeſu zugewendet und ihm verbunden iſt.

Darin liegt für uns alle und die ganze Chriſtenheit ſtets wieder die ernſteſte Lehre. Wir haben es an unſrer Geſchichte deutlich vor Augen, wie ſogar die Religion und Erkenntnis und Gewißheit Gottes den Unglauben erzeugen kann. Weil uns Gottes Gabe zu teil geworden iſt und uns zur Kraft, Ehre und Freude geworden iſt, ficht uns die Verſuchung an, daß wir ſatt bei uns ſelber bleiben; da wir ja den Schatz Gottes bei uns haben, ſo bewundern wir uns. Durch die Erkenntnis und Gewißheit, die wir haben, ſcheinen wir uns wohlverſorgt und auf uns geſtellt, ſo daß wir nun

mit dem, was wir selber haben, auskommen. Deshalb stehen wir beständig in der ernsten Gefahr, daß uns sogar das, was Gut des Glaubens ist, wieder vom Glauben trennt und zum Unglauben den Anlaß gibt. Wir lassen uns dadurch verleiten, nicht mehr aufwärts zu sehen, sondern nur noch einwärts, und legen unsre Glaubenshand nicht mehr in die seine, damit sie dadurch stark werde, sondern suchen in ihr selbst unsre Stärke und Gerechtigkeit. Da wir unterrichtet sind, und wissen, was Gott will, und tun, was er will, wie sollten wir immer wieder so zu Jesus kommen, wie der Hauptmann kam? So kommt das Resultat heraus, das man oft genug in der Christenheit vor Augen hat, daß man wohl Religion und dennoch keinen Gott hat, Christentum hat, aber keinen Christus mehr, einen Christenstand hat und Christenwerk vollbringt, aber nicht mehr glauben kann.

Das ist jedoch nicht der normale Gang; es muß nicht so sein, denn es ist nicht der Herr, der uns zu diesem traurigen Ende führt. Der gesunde, richtige Gang des Christenlebens ist, daß es, wie es im Glauben beginnt, also auch im Glauben schließt und in ihm sich vollendet. Dazu ist aller inwendige Besitz an Erkenntnis, Liebe und Kraft uns gegeben, damit er uns immer aufs neue zum Herrn hinwende, so daß daraus immer wieder als seine letzte Frucht und letztes Ziel der einfache schlichte Glaubensvorgang wird und wir allezeit wieder so zum Herrn kommen wie der Hauptmann: sprich nur dein Wort! das ist mir genug. Solches Glauben ist der Anfang aller Frömmigkeit und ihr Abschluß, ihre Wurzel und wiederum ihre Frucht. So oft wir aber, wie unser Hauptmann, zu Jesus kommen, wird auch uns stets wieder seine Antwort zu teil werden: wie du geglaubt hast, so geschehe dir. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

8. Sonntag nach Trinitatis.

(13. Auguſt 1905).

Matth. 19, 16—26.

8. Sonntag nach Trinitatis.

(13. Auguſt 1905).

Matth. 19, 16—26.

Nach menſchlichem Urteil wird uns hier ein Mißerfolg von Jeſus erzählt. Er berief den reichen Jüngling vergebens; dieſer ging weg. Freilich dürfen wir nicht vergeſſen, daß Jeſus nicht ſofort den Stab über ihn gebrochen hat, weil er damals wegging. Er hat bei dieſem Anlaß das Wort geſagt: es gibt Letzte, die werden Erſte ſein. Als der Jüngling die Berufung Jeſu ausſchlug und wegging, da ward er ein Letzter; aber Jeſus hat auch im Blick auf ihn geſagt: es gibt Letzte, die Erſte werden. Doch wir haben nicht davon zu ſprechen, was aus dem reichen Jüngling noch geworden iſt; denn davon redet der Evangeliſt nicht, ſondern, wie immer, einzig und allein von Jeſu Wort und Tat. Wenn wir aber dieſe erwägen, wer will da von einem Mißerfolg ſprechen? Das iſt eine ſeiner Großtaten, einer ſeiner glorreichſten Siege.

Als Bonifatius das Chriſtentum nach Deutſchland brachte, hieb er eine mächtige Eiche um, auf die unſre Vorfahren mit Scheu hinſahn: ſie ſei heilig ihrem Gott, und mit jener Eiche fiel gleichzeitig ein großes Stück des alten deutſchen Heidentums. Allein es gibt noch mächtigere Götzen, als jener geſpenſtiſche Gott, von dem einſt unſre Ahnen träumten. Einer der gewaltigſten Götzen, an den ungezählte Menſchengeiſter geknechtet ſind mit ſchweren Ketten, iſt der Reichtum. In unſrer Geſchichte nimmt Jeſus die Axt und zerbricht dieſen Götzen für ſeine Gemeinde. Einen wuchtigen Hieb führt er gegen das goldne Kalb, daß die Splitter flogen. „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelloch, als ein Reicher

ins Himmelreich.“ Wenn wir in unsrer Stadt nicht alle samt und sonders die Knechte des Geldes sind, wenn in uns Verlangen nach Befreiung, Sehnsucht nach Erlösung von seiner Allgewalt ist, und wenn solche Sehnsucht ihre Erfüllung fand und wir die Freiheit besitzen, daß wir die Herrn unsers Geldes sind, einerlei, ob es wenig sei oder viel: wem verdanken wir das? Eben dem Herrn und seinem gewaltigen Wort, das uns wie ein Stachel im Gewissen sitzt, gegen den wir nicht löcken können: „so verkehrt, ungeschickt, untauglich steht der Reiche vor Gottes Reich, wie ein Kamel vor dem Nadelloch.“

Freilich ist auch heute gerade dieses Wort der Anlaß, weshalb viele von Jesus weggehen. Wenn ihr die neuen Darstellungen Jesu ins Auge faßt, die gegen das Evangelium gerichtet sind, so könnt ihr leicht bemerken, wie gerade an dieser Stelle ihre Verfasser sich von Jesus trennen, nicht grob, mit Höflichkeit, aber doch entschlossen: von ihm sei freilich nichts anderes zu erwarten in seiner Zeit; aus der Stimmung derselben sei ein solches Wort verständlich; aber für uns im Zeitalter der Eisenbahnen und Fabriken, der sozialen Aufgaben und Kämpfe, sei es doch sonnenklar, daß wir dieses Wort vergessen müßten; wir hätten eingesehen, daß der ein Tor sei, der sein Geld weg gebe statt es zu behalten. Allein Jesu Wort läßt sich nicht tot machen; es ist wie ein Blitz durch alle Geschlechter gefahren. Und je mehr die Macht und der Wert des Geldes steigen, um so größer wird die Bedeutung unsers Texts, und desto tiefer gräbt es sich ein in die Gewissen, daß Jesus seine Gemeinde frei vom Reichtum macht.

Warum macht er uns vom Gelde frei? Wir sehen das an unsrer Geschichte deutlich. Er wollte dem reichen Jüngling Vollkommenheit geben; das ist das Erste. Er wollte ihm den Schatz im Himmel verschaffen; das ist das Zweite. Er wollte ihn in seine Gemeinschaft nehmen; das ist das Dritte.

1.

Die tiefe Bedeutung unſrer Geſchichte beruht darin, daß hier Jeſus mit einem frommen Reichen ſpricht, nicht mit einem von denen, die alle Tage herrlich und in Freuden leben, während an ihrer Türe Lazarus unter den Hunden liegt. Daß Jeſus gegen ſolche Reiche mit flammendem Zorn geſprochen hat, gerade deshalb weil er der Erbarmer iſt, das verſtehen wir leichter. Aber wir haben hier nicht einen geizigen Reichen vor uns, der ſein Geld nur für ſich und ſeine Wohlluſt braucht; im Gegenteil wie viel Vorzüge ſind in dieſem Mann beiſammen, ſo viele, daß er zu allen Zeiten und allenthalben der Liebling aller wird. Er war jung, reich, fromm. Wir alten Leutchen ſind ohnehin allein auf Gottes Barmherzigkeit geſtellt; wir können nicht mehr viel leiſten, etwa noch einen Rat geben; doch das iſt nicht viel. Die fruchtbare Arbeit müſſen die Jungen tun. Und der, der zu Jeſus kam, war noch jung; weit und reich lag die Zukunft vor ihm; er kann noch eine Arbeit tun, etwa wie Petrus oder Paulus. Wie trefflich konnte ihn dabei ſein Reichtum unterſtützen; ihr wißt ja, wie viel das Geld wert iſt. Allerdings wenn er gleichzeitig frivol und leichtſinnig, gott- und zuchtlos geweſen wäre, ſo würden wir verſtehen, daß Jugend und Reichtum allein vor Jeſus nichts gelten. Aber der Jüngling iſt am Geld nicht blind geworden für Gott und Gottes Berufung und Gottes Gebot, ſo daß er mit denjenigen Vergnügen und derjenigen Ehre zufrieden geweſen wäre, zu welcher der Reichtum hilft. „Was muß ich tun, daß ich das ewige Leben erlange?“ Dieſe Frage ſteht in ſeinem Herzen. Um die Antwort für ſie zu finden, hat er ſich nicht bloß ſolche Meiſter geſucht, von denen er erwarten konnte, daß ſie einen bequemen Weg zur Seligkeit zeigen, das Fleiſch ſchonen und die Sünde hätſcheln würden. Zu Jeſus kommt er mit ſeiner Frage, zum guten Meiſter, bereit zu tun, was er ihm rät, willig zu

gehorchen in all dem, was er befiehlt. Und als Jeſus das klare, gerade Gebot Gottes heiligt und ihm keinen Weg zum ewigen Leben zeigt neben den göttlichen Geboten vorbei, ſondern ihn an dieſe weiſt, da darf er im Angeſicht deſſen, vor dem Eitelkeit und Heuchelei zerſtoben, ſagen: „ich habe dies alles gehalten von Jugend an.“ Er hat zu denen gehört, die von Kindheit an die heilige Schrift wußten, und unter der Leitung der göttlichen Gebote ihr Leben lang ſtanden. Wenn wir ſolche junge Leute in unſrer Stadt hätten, würden wir ſie bewundern und lieben als leuchtende Beiſpiele der Frömmigkeit. Vom menſchlichen Geſichtspunkt aus würden wir dem Herrn raten: „den nimmſt du ſelbſtverſtändlich zu dir; der gehört in deine Gemeinde als eine Zierde deiner Jüngerſchaar!“ Der Herr beruft ihn auch und öffnet ihm ſeine Gemeinſchaft; aber er ſagt ihm: „komm ohne dein Geld,“ und der Jüngling erſchrack und ging.

Warum macht es Jeſus ſo? Mag er die Reichen nicht? Das haben viele Leute geſagt, die ein neidiſches Herz haben und gegen Gott murren, weil er ihnen nicht viel Geld gegeben hat. Sie ſagen, wenn ſie unſern Spruch leſen: „Da ſieht man's; Chriſtus mag die Reichen auch nicht.“ Das iſt aber eine Verleumdung Jeſu. Wir dürfen unſer neidiſches Herz nicht an ihn heranbringen, denn dieſes iſt genau ebenſo feſt an den falſchen Götzen gebunden, wie das des Reichen. Ihr ſeht ja, daß Jeſus dem Reichen das Größte anbietet, was er zu ſchenken hat; den ganzen Reichtum ſeiner Gnade und Gabe hält er ihm entgegen. „Willſt du vollkommen ſein?“ Vollkommenheit will er ihm ſchenken, einen feſten, gewiſſen, entſchiedenen Stand vor Gott.

Der Jüngling war zwar fromm, aber inwendig unruhig und ungewiß. Die Frage quält ihn: was muß ich tun, damit ich das Leben erlange? Das ſcheint ihm ein dunkles Rätſel, eine ſchwere Frage. Wie viel Unſicherheit, Dunkelheit, Not und Angſt liegt darin, daß dieſe Frage ohne Antwort

bleibt, wenn wir nicht wiſſen, was wir zu tun haben, und wohin unſer Weg führt, zum Leben oder zum Tod. Er geht herum bei den Meiſtern und holt ſich Rat und kommt auch zu Jeſus, damit er ihm rate, und erſt Jeſus muß es ihm ſagen: „Keiner iſt gut als Gott.“ Meinſt du denn, Menſchen könnten einen Weg ins ewige Leben erfinden? darüber könne ein Theologe verfügen oder ſonſt einer, dem es einfällt, Geſetze zu geben? Meinſt du, Menſchen ſetzen feſt, was gut ſei? Gott iſt gut, einzig er, er aber ganz. Merkwürdig! er war fromm von Jugend an, in der Schrift bewandert, und muß es erſt hören: Gott iſt gut. Er hat bei all ſeiner Frömmigkeit einen fernen, ihm fremden Gott, von dem er nicht weiß, wie er zu ihm ſteht, was er von ihm will, der keine Gemeinſchaft mit ihm hat. Soll Jeſus nicht mit ihm Erbarmen haben, mit dieſem armen Reichen, der nicht weiß, was er zu tun hat, und nicht weiß, wie er ins ewige Leben kommt? Ja, er hatte Erbarmen mit ihm. Er ruft ihm zu: Komm! heraus aus deinem Schwanken, aus deiner Halbheit, aus deinem bloßen Wünſchen, das nicht zum Wollen und Vollbringen wird, heraus aus deinem beſtändigen Suchen, das nicht zum Ziel gelangt! Du darfſt vollkommen ſein, fertig und ganz, zum Ziel gelangen, den feſten geſchloſſenen Stand bekommen vor Gott. Du findeſt dies dadurch, daß du dein Geld wegtuſt und zu mir kommſt. Das iſt ganzer Gehorſam; dann machſt du Ernſt mit deinem Verlangen nach dem Himmelreich, und behandelſt Gott als Gott. Das iſt ehrliche Liebe, redliches Verlangen nach Gott. Gehorchſt du, ſo haſt du die Sünde hinter dir, dann biſt du frei von deiner Halbheit, und die Zeit des Schwankens und Suchens iſt vorbei; dann darfſt du danken, darfſt glauben, darfſt gewiß ſein. Denn du kommſt zu mir und damit zur ewigen Gnade, die geſtern und heute dieſelbe iſt und in Ewigkeit.

Meint es Jeſus nicht gut mit dem Jüngling? Gibt er ihm nicht das Beſte, was wir empfangen können? Freilich

wenn er von der Vollkommenheit spricht, so heißt das nicht, daß er bei ihm bloß ein süßes Ruhen und Genießen finde und nichts mehr. Diejenigen, die der Herr zu sich berufen hat, stellt er in eine fröhliche, tapfere Arbeit. Sie lernen das, was Paulus von sich sagt: laufen nach dem Kleinod und Tag um Tag vergessen, was dahinten ist, und sich strecken nach dem, was vorne ist. Und doch ist es Vollkommenheit, ganze Liebe, nicht halbe, geteilte, ganzer Einsatz des Mannes, kein Vorbehalt, ganze Hingabe, keine Hintertüren, darum auch ganze Gnade, ganze Verheißung, ganze Erlösung.

Eben darum hat der Herr gesagt, daß der Reiche vor dem Himmelreich stehe, wie ein Kamel vor dem Nadelloch, weil das Geld uns die Entschiedenheit für Gott schwer macht. Es entsteht durch dieses so leicht ein schwankender Zustand, zwei Seelen: in der einen sitzt die Frömmigkeit und die Religion, in der andern die Kasse und das Geschäft. Das ist ein unseliger Stand, nicht Vollkommenheit, sondern Zerrissenheit, Elend. Hundert und hundert Leute haben ihre Bekehrung nicht dadurch erlebt, daß sie den Katechismus kannten, auch nicht dadurch, daß sie unsere Glaubenslieder mit Rührung sangen, etwa das, mit dem wir den Gottesdienst begannen: „Meinen Jesum laß ich nicht", sondern dadurch, daß sie den ersten Hundertmarkschein vergnügt hergaben. Da kam es zum Klappen, zur Entscheidung: wessen Knecht bist du? was willst du eigentlich? liegt es dir an Gott oder liegt es dir nicht an ihm? für wen bist du da und für wen lebst du? Wenn man immer wieder Leute trifft, die religiös interessiert und angeregt sind, aber es nicht zu einem ordentlichen Glaubensstand bringen, beständig zappeln und schwanken, zu dem und jenem Meister laufen und fragen: was soll ich tun? ohne daß sie zum Stehen kommen, da muß man immer fragen: lieber Freund, wie steht es mit dem Geld? sitzt dort der Strick, der dich bindet? findet sich dort das, was dir den

Frieden ſtört und dir die Vollkommenheit nimmt, daß du nicht mit ganzem Herzen zu Gott kommen und bei ihm bleiben kannſt? Eben darum iſt unſer Wort eine unvergängliche Gabe für alle Zeiten und ganz beſonders für unſer Geſchlecht.

2.

Will Jeſus den Jüngling elend machen und arm? „Du wirſt", ſagte er ihm, „einen Schatz im Himmel haben". Nicht arm, ſondern reich ſoll er werden, reich durch den, der im Himmel iſt und wahrhaft gut und mit dem Reichtum ſeiner Güte den umfaßt, der zu ihm kommt. Der Jüngling freilich ſagte ſich: „ich bin in einem ſchönen Hauſe aufgewachſen; nun ſtellt mich Jeſus auf die Gaſſe; ich habe ſo viele Knechte und nun ſoll ich niemand mehr haben, der mich bedient; ich hatte einen völlig ſorgenfreien Ausblick in die Zukunft, und nun ſoll ich nicht mehr wiſſen, was morgen ſein wird; ich hatte bisher Ehre und Anſehen bei jedermann, und nun ſoll ich zu denen gehören, die nichts haben und darum nichts gelten". Darum ging er weg. Aber damit verfehlt er Jeſu Meinung ganz und gar; er will ihn nicht plagen, quälen und elend machen. Im Gegenteil, er verhilft ihm zum Reichtum deſſen, der Gott für ſich hat. Da kommt er nicht auf die Gaſſe, ſondern in die Fürſorge Gottes, nicht zum Bettel, ſondern zur Arbeit, auf der Gottes Segen liegt, nicht zur Schande, ſondern zur Ehre deſſen, der Knecht Gottes iſt.

Gerade deshalb, weil wir immer wieder ſo leicht ſagen: „der Schatz im Himmel — was iſt doch das! ein paar Banknoten ſind unendlich mehr wert!" darum hat der Herr geſagt: nur durch ein Wunder Gottes tritt ein Reicher in das Himmelreich hinein. Seht! darum können wir in der Chriſtenheit auf die armen Leute nicht verzichten. Sie haben in der Gemeinde Jeſu einen unentbehrlichen Dienſt und ein hochheiliges Amt, das ebenſo nötig iſt, ja vielleicht nötiger,

als das Amt der Pfarrer und der Profeſſoren. Im Staate mögen dei Herren, die dort das große Wort führen, ſagen: die kleinen Leute intereſſieren uns nicht; kleine Leute ſind kleine Steuerzahler; die können wir entbehren. Aber in der Kirche Gottes ſteht es anders. Der Herr Chriſtus braucht die armen Leute, braucht ſolche, die ohne Geld in Gott fröhlich, ſauber, tapfer ihren Lebenslauf führen Tag um Tag. Er braucht die, die es immer wieder ans helle Licht ſtellen, daß der Schatz im Himmel Zufriedenheit gibt auch ohne die irdiſchen Schätze. Das uns zu zeigen, ergibt ein hochheiliges Amt für die, denen Gott ſein Evangelium ohne Geld gegeben hat. Die ſollen nicht murren, ſondern Gott danken, daß ſie ihn als den preiſen dürfen, der ſeine Gnade, ſeine Berufung und Gemeinſchaft ihnen gegeben hat, damit ſie daran ihren Frieden und ihre Freude haben als die armen Leute nach dem Urteil der Welt.

3.

„Komm und folge mir nach“; das iſt das, was der Herr dem Jüngling anbietet. Damit hat er ihm auch klar gemacht, warum er ſein Geld preisgeben muß. Er hat nicht ein zweckloſe Zerſtörung des Eigentums verlangt. Das iſt ein widerſinniger Gedanke, den wir nicht an unſern Text anhängen dürfen. Wir würden ihm nicht gehorchen, wenn wir heimgingen und unſre Häuſer anzündeten; denn er ſpricht nicht davon, daß das Eigentum aufgegeben, vergeudet und verdorben werden ſollte ohne Zweck und Frucht. Wenn er dem Jüngling ſagt: gib es her! ſo macht er ihm deutlich, weshalb. Denn er öffnet ihm ſeine Gemeinſchaft, nimmt ihn in den Jüngerkreis. Er darf mit ihm gehen nach Jeruſalem, dem Kreuze zu und dem Oſtertag entgegen. Dazu kann er ihn aber nicht brauchen mit ſeinem Geld. Das war rein unmöglich Jeſu wegen und des Jünglings wegen.

Seht: für den Herrn war es einfach Pflicht, daß er

vollständig frei von allem Besitz dastand, als der, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte. Das hat unmittelbar zu seinem Amt und Beruf gehört; deshalb ist er der Heiland, weil er sich auf Gott stützte und auf Gott allein, los und frei von allen irdischen Mitteln. Himmelreich und Geld dürfen nicht durcheinander gemengt werden. Gott und Reichtum — das ist zweierlei. Das hat der Herr Christus ans Licht gebracht in Wort und Werk, und darum blieb er selbst der arme Mann und darum hat er auch keine reichen Jünger gehabt. Wie soll er auf dem Kreuzesweg, auf den er gestellt ist, vorankommen, wenn er einen vierspännigen Wagen mit Geldkassen und Rechnungsbüchern hinter sich herziehen soll? Der trägt das Kreuzholz nicht, der noch mit Geld und Gut belastet ist.

Aber auch für den Jüngling war der Weg, den ihm Jesus zeigt, der einzig mögliche. Der Herr hat schon einen unter seinen Jüngern gehabt, der mit dem Geld nicht fertig geworden ist und es nicht über sich vermocht hat, alles preiszugeben, den immer wieder der Gedanke anfocht: es wäre doch schön, wenn Jesus seine Gaben zu einem greifbaren Ertrag verwertete. Ihr wißt, l. Fr., wer der war, der noch ein Geschäft machen wollte, als alles aus war und Jesus zum Tode ging, wer damals noch nach den Silberlingen griff. Einen Judas hat Jesus in seinem Jüngerkreis gehabt, damit die Schrift erfüllt und das Maß seiner Leiden voll werde; aus dem reichen Jüngling aber hat er keinen Judas gemacht, gerade deshalb nicht, weil er ihn lieb hatte. Darum stellt er ihn klar und unausweichlich vor die Wahl: komm! sei mein Freund; werde mein Begleiter, geh mit mir zum Sterben und zum Leben; allein komm ohne dein Vermögen! Nur so brachte Jesu Berufung dem Jüngling das Heil.

Daraus ergibt sich der Maßstab, nach welchem wir den Gebrauch unsers Worts für uns selbst einzurichten haben.

Zweckloſe Zerſtörung ſeines Geldes wird niemand zugemutet. Es gilt aufzumerken auf des Herrn Leitung und das Geld ſo zu brauchen, daß wir im Gehorſam gegen ihn handeln und bei ihm bleiben. Was dadurch uns zur Pflicht wird, nimmt jeder wahr, der aufmerkſam auf das Wort der Schrift und auf des Geiſtes ſtilles Walten achtet. Immer aber bleibt es für uns alle eine tiefernſte Sache, daß wir unzweideutig das Zeugnis Jeſu haben: meine Gemeinde beſteht aus freien Männern. Daraus entſteht für uns alle die Frage: biſt du frei?

Das letzte Mal haben wir vom Hauptmann von Kapernaum geſprochen, heute vom reichen Jüngling. Wenn ihr beide Geſchichten zuſammenſtellt, dann habt ihr den ganzen Chriſtus, das ganze Evangelium. Dort habt ihr den Herrn, der nichts als Glauben begehrt und ihn erhört mit des Himmelreichs Gnade. Hier habt ihr den Herrn, der die Sünde ganz abtut, der Entſchloſſenheit und Entſchiedenheit fordert, die zu ihm hintritt, weg von allem, was uns hindern kann, und er krönt auch hier den ganzen Gehorſam und die echte Buße mit ſeiner ganzen Verheißung; er will ja ſogar den durch Gottes Macht ins Himmelreich bringen, der für dasſelbe ſo ungeſchickt iſt, wie ein Kamel für den Durchgang durch das Nadelloch. Haltet beides zuſammen in ſeiner feſten inneren Einheit; dann ſeid ihr auf Jeſu Weg. Hört ihr das Bußwort Jeſu, ſo vergeßt nicht den, der euch glauben heißt und dem Glauben ſeine Verheißung gibt; hört ihr die Verheißung, die der Herr dem Glauben gibt, ſo vergeßt nicht den, der euch von der Sünde wegberuft mit mannhafter Tat. Das zuſammen iſt der eine und ganze Chriſtus und das geſunde, wahrhaft heilſame Wort Gottes. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

16. Sonntag nach Trinitatis.

(8. Oktober 1905.)

Joh. 15, 1—11.

16. Sonntag nach Trinitatis.

(8. Oktober 1905).

Joh. 15, 1—11.

Dem königlichen Hause bringt diese Woche einen festlichen Tag, den Geburtstag der Königin. Aus dem hohen Beruf des Königs ergibt sich unmittelbar, daß es unserm Volk zur Freude und Pflicht wird, an allem teilzunehmen, was das königliche Haus bewegt. Klarheit und Kraft soll unsre Teilnahme am Festtag der Königin durch das Psalmwort erhalten, Ps. 119, 105: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Weg. Liegt nicht an sich schon auf dem Wege einer Königin sonnenhelles Licht? Viele unter uns bewegt jeden Tag mit Ernst die Sorge um die nötigen Lebensmittel; eine Königin dagegen wird von dieser Sorge nicht berührt. Wir müssen uns um Geltung und Achtung, um unsern Platz in der menschlichen Gesellschaft, wehren; die Königin besitzt ihn in unstörbarer Sicherheit; überall, wo sie erscheint, ist sie die Majestät. Allein wir bedürfen nicht bloß deßhalb für unsern Fuß eine Leuchte und für unsern Weg ein Licht, weil uns von außen her nächtliche Schatten berühren; dann hätten wir freilich, je höher und sichrer unsre Stellung würde, um so weniger das göttliche Wort als unsern Führer nötig. Die Dunkelheit, die uns nach dem Licht von oben verlangen macht, liegt vielmehr im Menschen selbst. Das kommt uns an einem Geburtstag besonders deutlich zum Bewußtsein. Mit dem Ablauf der Jahre stellt sich die Frage ernst vor uns: woher und wohin? was vermag in uns selber Klarheit und Frieden, Freudigkeit und Kraft zu schaffen? Diese Sorge wird nicht kleiner, auch wenn uns der allerhöchste Platz in der äußern Ordnung der

menſchlichen Geſellſchaft gegeben iſt. Freilich fallen dann jene Anliegen weg, die uns andre mit elementarer Wucht ergreifen; aber die Hauptfrage wird dadurch nur um ſo gewichtiger, wie ein Menſchenherz warm werden kann in einer reinen und bleibenden Liebe, klar in einer ſichern Gewißheit und untrüglichen Weisheit, ſelig in einem unverlierbaren, voll befriedigenden Gut. Wer könnte einen Geburtstag zu einem Feſttag machen, wenn wir nicht darauf die Antwort hätten? Allein die Leuchte, die unſern Fuß leitet, iſt uns gegeben, und das Licht, das unſern Weg beſtrahlt, iſt uns erſchienen: Dein Wort iſt meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Weg. Darum feiern wir einen Geburtstag und vollends den Geburtstag der Königin als ein Feſt.

In unſerm Evangelium gibt Chriſtus dieſem Pſalmwort die tiefſte, vollſtändigſte Auslegung: Ich bin der Weinſtock, ihr ſeid die Reben. Dadurch, daß ſich Chriſtus unſrer ſo annimmt, wie er es in dieſem Gleichnis beſchreibt, und wir ihm ſo verbunden ſind, wie es die Reben mit dem Weinſtock ſind, dadurch iſt uns die Leuchte gegeben, die unſern Lebensweg beſtrahlt. Das iſt ein unerſchöpfliches Thema. Wie nimmt Chriſtus unſrer ſich an? So, daß er unſre Verbundenheit mit ihm *innerlich* macht und dadurch *feſt* und darum *frei* und darum uns *zur Reinigung*.

1.

Die Rebe hängt nicht äußerlich nur am Weinſtock, als wäre ſie dort bloß angebunden oder angenagelt, ſondern ſie iſt durch einen inwendigen Zuſammenhang mit ihm verbunden, der durch eine lebendige Kraft hergeſtellt wird. So übt Chriſtus ſeine Macht und vollzieht in uns ſeine Wirkſamkeit. Bevor wir ſelber innerlich mit Chriſtus in Berührung kommen, muß es deßhalb für unſer natürliches Auge das unverſtändlichſte Rätſel bleiben, wie er es denn anfange, um in der Welt ſein Reich zu bauen und Menſchen zu gewinnen

und zu regieren. Er hat keine Soldaten, übt keinen Zwang, zahlt keine Löhne und gewährt keine Vorteile. Man kann ihn auch nicht beweisen; im Gegenteil was die Welt und die Natur uns zunächst zeigen, sieht ganz anders aus als er. Er verbündet sich auch nicht mit unsern Leidenschaften, so daß er uns durch diese an sich kettete; im Gegenteil, was aus der natürlichen Sucht des Menschenherzens kommt, das streicht er durch und lehnt er ab. Demnoch gibt es nur einen Menschen, der ein echtes und wirksames Königtum auf Erden ausübt, nur einen, der regiert gestern und heute und in Ewigkeit, weil er immer wieder Menschen an sich zieht, so daß sie an ihn glauben, ihn lieben und ihm dienen, und mit Paulus sagen: leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn; darum, ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn. Wie geht das zu?

Wenn wir so fragen wollten, so wären unsre Gedanken genau so klug, wie wenn einer an der Rebe nach kleinen Fäden suchen würde, durch die sie an den Weinstock angebunden sei, oder nach dem Leim forschte, mit dem sie angeklebt sein müsse. Ihre Verbundenheit mit dem Weinstock entsteht nicht durch die Arbeit eines Schreiners oder Schlossers, sondern durch ein innerliches Band. Ebenso faßt uns der Herr inwendig und zieht uns dadurch ganz an sich: „bleibt in mir und ich in euch".

Er hat uns das Geheimnis seiner Macht in unserm Gleichnis aufs einfachste erläutert. „Ich bin der rechte Weinstock und mein Vater ist der Weingärtner". Diesen Weinstock hat der Vater gepflanzt; für ihn wächst er und für ihn trägt er Frucht. Jesus kann uns sagen: ich lebe durch Gott und ich lebe für Gott. Seht! das gibt ihm die unvergleichliche Macht. Was von oben kommt, das wirkt von innen, und was uns von innen ergreifen soll, das muß von oben kommen. Weil Jesus aus Gott ist und für Gott wirkt, deßhalb ist seine Verbundenheit mit uns innerlich.

Es gibt im Menſchen keinen tieferen, innerlicheren Punkt als unſre Anlage für Gott. Die ganze Natur bleibt uns fremd und leer, kahl und kalt ohne Gott. Alles Wiſſen bleibt Stroh ohne die Gewißheit Gottes, alle Arbeit Sklaverei, ehe ſie zum Dienſt Gottes wird, alle Gemeinſchaft der Menſchen unter einander Kampf aller gegen alle ohne den Frieden Gottes. An dieſer Stelle muß uns der faſſen, der uns wirklich faſſen will. Wer uns anderswo anfaßt, der kann uns nur von außen her bewegen. Er kann uns beſtechen durch Geld, berauſchen durch Leidenſchaft, bereden durch Gründe, bezwingen durch Gewalt. Das ſind alles zerbrechliche Mittel einer vergänglichen Macht. Wir ſind Gottes bedürftig; wir brauchen ihn. Darum iſt der, der von Gott kommt, der mächtige Herr, der ſeine Wirkung nicht auf Zwang und Kunſt zu gründen braucht. Denn er redet mit dem Menſchen ſo, daß er ihn in der Tiefe ſeines Weſens hört, und faßt den Menſchen ſo, daß er ihm ſich innerlich und ganz ergibt. An den Weinſtock, den Gott gepflanzt hat, können wir mit innerlicher Verbundenheit anwachſen: in ihm bleiben wir.

Darum iſt es auch kein Widerſpruch, vielmehr innerlich ein notwendiger Zuſammenhang, daß das königliche Amt in der Hand deſſen liegt, der zugleich auf Erden der Demütige war. Das Gleichnis vom Weinſtock iſt ein Königswort, ein vollſtändiger Ausdruck der Majeſtät Jeſu. „Ohne mich könnt ihr nichts tun“; ſo ſpricht der Herr. Aber dasſelbe Gleichnis iſt zugleich der tiefſte Ausdruck der Demut Jeſu. Wer ſieht denn, wenn er vor den Weinſtock tritt, nach dem Stock? Sind nicht die Reben das, was unſer Auge feſſelt, mit ihrem hoch und weit ſich dehnenden Wachstum, mit ihrer Fülle von Blättern und ihrem Reichtum an Frucht? Unſcheinbar und verborgen verſteckt ſich darunter der Weinſtock ſelbſt. Sein Geſchäft iſt einzig, die Reben zu formen, damit dieſe die Frucht bringen, und das alles einzig und allein für den Weingärtner, der ihn gepflanzt hat. Darin haben wir die

Demut Jesu vor uns nicht nur in seinem Verhältnis zum Vater — dort versteht sie sich von selbst; wie sollte der Weinstock den Weingärtner vergessen, der Sohn gegen den Vater sich erheben? — sondern auch in seinem Verhältnis zu seinen Jüngern, seiner Gemeinde und jedem unter uns. Dazu braucht er seine Lebenskraft, damit wir leben, wachsen und Frucht bringen. Das ist eine demütige Macht und darin hat sie das Siegel der Gottesmacht und kann uns deßhalb da fassen, wohin keine andre Macht reicht; denn sie vermag innerlich eine Gemeinschaft zu stiften, die nicht zerbricht. Daher fährt er fort: „gleichwie mich mein Vater geliebet hat, also liebe ich euch auch; bleibt in meiner Liebe". Das ist innerliche Gemeinschaft und Verbundenheit.

2.

Diese bloß innerliche Wirksamkeit imponiert uns freilich nicht, bevor wir ihn kennen. Wir täuschen uns jedoch: das ist feste Verbundenheit. Alles, was in der Rebe ist und geschieht, ist so, wie es ist, weil sie aus dem Weinstock wächst. Jede Regung irgend einer Faser, jeder Zacken am letzten Blatt, aller Saft der Beeren: alles ist gestaltet und beherrscht durch des Weinstocks Art. So hält es auch Christus mit uns. Er gibt allen, die er in seine Gemeinschaft zieht, mit sich eine feste Verbindung, die ihr ganzes Wesen umfaßt. Nichts an uns, weder Kleines noch Großes, weder Irdisches noch Geistiges, weder Kopf noch Herz, kein Interesse, keine Arbeit, keine Überzeugung bleibt unberührt von seinem Bild. Man kann nicht halber Christ sein, sondern nur ganzer. Sind wir Christen, so ist alles an uns christlich, nicht so, daß das Natürliche an uns verschwände, sondern so, daß alles, was uns die Natur mitgegeben hat, dem Wort Christi unterstellt und nach seinem Willen geordnet wird. Auch nicht so ist man ganz Christ, daß das natürliche Widerstreben unsres Begehrens gegen Gottes heiligen Willen aufhörte, wohl aber

ſo, daß dieſer Widerſtreit beſtändig in uns aufwacht und nicht verdrängt und abgeſtumpft werden kann, wobei uns Chriſtus hilft, uns ſelbſt zu überwinden und nicht bei uns ſelber zu bleiben, ſondern bei ihm.

Man kann in dieſer Sache jedermann nur herzlich bitten: laßt euch nicht auf inwendige Spaltungen ein. Wenn man ſich ſelber ſpalten möchte und ein Stück von ſich dem Herrn gibt, und das Übrige für ſich und der Sünde gibt, dann hat man alles preisgegeben. Halber Glaube iſt kein Glaube; denn Glaube iſt, daß wir unſre Zuverſicht ganz auf ihn geſtellt haben. Halber Gehorſam iſt kein Gehorchen, ſondern die Verweigerung des Gehorſams. Das iſt die Herrlichkeit der Gemeinſchaft Jeſu mit uns, daß ſie uns ſo mit ihm verbindet, daß alles in uns von ihr erfaßt und durch ſeine Liebe geſtaltet wird.

Wir haben das auch da vor Augen, wo die Gemeinſchaft mit ihm aufgegeben worden iſt. Man kann freilich die Rebe vom Weinſtock abbrechen; ein einziger gewaltſamer Riß iſt nötig, ſo liegt ſie abgebrochen da. Was wird dann aus ihr? Brennholz, nichts als das. Und damit iſt bewieſen, was ihre Verbindung mit dem Weinſtock bedeutet hat, daß ſie aus ihm ihre Lebenskraft zog. L. Fr., man kann in unſrer Zeit nicht dringend genug bitten: macht doch nicht immer wieder den Verſuch, was aus dem Menſchen wird, wenn er ſich von Chriſtus geſchieden hat. Wir haben dieſen Verſuch wahrhaftig ſchon oft genug gemacht, und was dabei herauskommt, ſteht für jedermann im klarſten Licht. Sie ſind noch alle verzweifelt, die es ohne den Herrn verſuchten, trotz aller Herrlichkeit der Natur, die in der Tat unermeßlich herrlich iſt, und trotz aller Regſamkeit des Menſchengeiſtes, der in der Tat einen wunderbaren Reichtum von Fähigkeiten in ſich trägt. Was hilft uns das, wenn der innerſte Punkt in uns leer und tot bleibt? Was wird aber aus der Religion, ohne Chriſtus? Traum und Phraſen. Was wird aus unſrer

Geſelligkeit ohne ihn? Tand, bei dem doch immer der ſinnliche Kitzel zur Hauptſache wird. Was wird aus unſerm Geld und Beſitz? Ein wertloſes Häufchen von Dingen, die uns nichts nützen, ſondern recht oft ſchaden. Was wird aus unſrer Liebe? Eigennutz, wenn auch vielleicht parfümierter Eigennutz. Wir Chriſten würden auch verzweifeln ohne ihn; ja noch mehr, wir ſind in der Tat an uns ſelber verzweifelt, ſo gewiß wir ihm glauben: „ohne mich könnt ihr nichts tun.“ Aber wir ſind getroſt und ſtark, weil wir wiſſen, daß nicht die Rebe den Weinſtock, ſondern der Weinſtock die Rebe hält und belebt.

3.

Dadurch, daß uns Jeſus eine innere und feſte Verbundenheit mit ſich gibt, macht er uns frei. Wenn Menſchen uns an ſich ziehen, ſo iſt jedesmal unſre Freiheit in Gefahr. Sie machen uns von ſich abhängig, brauchen unſre Kraft für ſich und wollen ſich ſelbſt durch unſern Dienſt erhöhen. Anders geht der Weinſtock mit ſeinen Reben um. Er macht ſie nicht matt und welk, weil er allen Saft für ſich behielte, macht ſie auch nicht träg und unnütz, weil er ſich ſelber die Frucht anhienge, ſondern dazu ſchafft er die Reben, damit dieſe die Frucht bringen, und ſpendet ihnen ſeine Lebenskraft. So nimmt ſich Jeſus unſer an, daß er uns das Größte übergibt, was er zu geben hat, ſein Wort, damit wir es ſagen, ſeine Liebe, damit wir ſie an einander betätigen, ſeine Gnade, damit ſie durch uns offenbar und verherrlicht ſei. So baut er ſeine Gemeinde und ſein Reich. Wie aus dem Weinſtock die Reben und aus dieſen die Früchte kommen, ſo kommen aus dem Herrn ſeine Boten und Jünger, und aus den Apoſteln die Gemeinde von Geſchlecht zu Geſchlecht. Deßhalb bringt aus der Gemeinſchaft mit dem Herrn ein ganzes Lichtbündel von Geboten heraus, ein Schatz von Pflicht und Beruf, eine Unerſchöpflichkeit von Aufgaben und Arbeiten, ein Ziel, unendlich hoch für jeden unter uns, ein Kleinod, nach

dem zu laufen ſich lohnt mit dem Einſatz aller Kraft. Das kommt daher, weil der Weinſtock nach der Frucht begehrt und ſeine Reben dazu ſchafft, damit ſie dieſe tragen.

Auch an dieſer Stelle finden wir uns oft ſchwer in Jeſu Weſen, und verſtehen die Art und Ordnung ſeiner Gemeinde und das Grundgeſetz ſeiner Herrſchaft ſchlecht. Er regiert und gibt Freiheit, und nicht ſo, daß hier das Eine mit dem Andern im Streit wäre, ſondern ſo, daß das Zweite aus dem Erſten folgt. Wir finden uns darin ſchwer, weil das, was wir Menſchen bauen, immer nur Maſchinen ſind, äußerlich ineinander gefügt und zuſammengehämmert, wenn auch mit großer Kunſt und Einſicht, aber immer ſo, daß wir keine lebendige Kraft hineinlegen können. Daher erſcheint es uns leicht unglaublich, daß Chriſtus in der Freiheit ſeine Herrſchaft zu üben vermöge. Wir verlangen Gleichförmigkeit, halten eine hantliche Regel für nötig und wünſchen einen eintönigen Klang, etwa wie eine Mühle klappert. Gewiß fehlt es der Gemeinde Chriſti nicht an der Einheit. Einen Weinſtock hat der Weingärtner gepflanzt und aus dieſem wachſen die Reben heraus, und ſchaffen alle Frucht durch das Leben, das der Weinſtock ihnen gewährt. Er läßt ſie nun aber wachſen in reicher Fülle, nicht eine einzige, ſondern viele, jede ihm verbunden und ihm allein. Sogar ſeinen Apoſteln hat der Herr beim Abſchied ernſtlich geſagt: ihr ſeid nicht der Weinſtock, ſondern nur die Reben; der Weinſtock bin einzig ich; wie viel mehr gilt dies jedem unter uns. Nicht ich darf ſagen: hänge dich an mich und bleibe in mir, ſondern wir haben unſre Einheit und Gemeinſchaft darin zu ſuchen, daß wir alle in ihm bleiben. Das iſt eine wichtige Regel, ſowohl für die Führung unſers eignen Lebens, als für unſern Verkehr und Umgang mit einander.

4.

Weil der Rebe ihr freies Wachstum gegeben iſt, reinigt ſie der Weingärtner. Sie ſetzt ihre Ranken an und treibt

ihre Blätter. Aber nicht die Rebe hat zu beurteilen, ob dieſe Blätter bleiben und dieſe Ranken auswachſen dürfen. Darüber entſcheidet der Weingärtner, je nachdem ſie die Ernte mehren oder mindern, und er bricht heraus, was der Frucht ſchädlich iſt.

Wir haben unſre eigne Art, unſern eignen Platz, unſre eigne Pflicht, unſre eignen Gedanken und Vorſätze. Schön! wir ſollen ſie haben und damit den uns gegebenen Dienſt vollenden. Aber eben deßhalb weil unſer Eignes ſich geltend machen darf und ſoll, reinigt uns der Weingärtner. Darum gibt es kräftige Eingriffe, wie viele unter uns ſchon erfahren haben. Unſre Gedanken ſcheitern, unſre Vorſätze brechen, unſre Arbeit mißlingt, und der Erfolg wird uns verſagt. Wir müſſen uns fügen; damit bricht der Weingärtner eine Ranke ab, von der wir meinten, ſie wachſe friſch und fruchtbar. Aber nicht, was wir meinten, entſcheidet. Der Weingärtner greift ein und er nahm ſie uns weg. Wenn Jeſus ſeinen Jüngern ſagte: ich bin der rechte Weinſtock, ſo hat er ihnen damit verheißen, daß ſie lauter Liebe und Gnade von ihm empfangen, ſo gewiß der Weinſtock ſeinen Reben lauter Pflege und Hilfe gewährt. Aber er hat ihnen damit nicht das zugeſagt, nicht einmal ſeinem Johannes oder Petrus, daß alles, was ſie ſich vornehmen, gelinge oder alle ihre Arbeit erfolgreich ſei. Darum fügt er bei: Eine jede Rebe reinigt der Weingärtner, gerade deßhalb, weil ſie am Weinſtock hängt und an ihm bleiben und ihre Frucht für ihn tragen ſoll.

Das iſt wieder einer der Punkte, in die wir uns immer ſchwer finden. Wir werden hier kopfſcheu, weil wir leidensſcheu ſind, und das ergibt dann die Verwirrungen und Erſchütterungen bis tief hinein in den Glaubensſtand. Wir ſagen: wir haben es doch ſo gut gemeint, haben es im Glauben unternommen, im Namen des Herrn begonnen und mit aller Treue betrieben, und nun geht es ſo! Wir ſollen uns aber, ſtatt zu klagen, der Verheißung Jeſu getröſten, daß

er die Rebe deßhalb reinigt, damit ſie mehr Frucht bringe. Es iſt ganz verkehrt, wenn wir das Werkzeug hinwerfen, die Arbeit künden und verdroſſen und kleinmütig auf die Seite ſtehn. Damit widerſtreben wir der Abſicht des Weingärtners. Vielmehr ſoll durch alles, woran wir ſeine reinigende Hand erfahren, unſre Freudigkeit und Fähigkeit zur Arbeit nicht ſinken, ſondern wachſen.

So weh uns ſolche Eingriffe in unſer Leben und Wirken oft tun: ſie machen es uns nur um ſo deutlicher, warum Jeſus alles, was er verlangt, in das eine Wort zuſammenfaßt: bleibt in mir. Bleiben wir in ihm, ſo übernimmt er die Fürſorge für uns, daß wir ihm mit lebendiger und innerlicher Gemeinſchaft verbunden bleiben bis zum letzten, großen Erntetag. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen.

18. Sonntag nach Trinitatis.

(22. Oktober 1905.)

Joh. 9, 24—39.

Die Versammlung von Richtern und Lehrern, vor die der Blindgeborne berufen wurde, sagte ihm: „Wir — und du begreifst doch, was für gewichtige Leute wir sind — wir wissen, daß Jesus ein Sünder ist“, oder wie man heute etwas höflicher sagen würde, ein Phantast und Schwärmer. Viele Glieder unsers Volks sind gegenwärtig in derselben Lage. Den Arbeitern sagen viele von ihnen hochverehrte Führer: wir wissen, daß es mit der Religion nichts ist. Den Gebildeten sagen viele von ihnen nicht weniger hoch verehrte Roman- und Theaterdichter: wir wissen, daß das Christentum abgestorben ist. Unsern Jünglingen, die an der wissenschaftlichen Arbeit teilnehmen, sagen viele hoch zu ehrende Forscher: wir wissen, daß der Glaube an Gott grundlos ist. Wie nun? was sollen wir machen? Der Blindgeborne zeigt es uns „Eins weiß ich“, erwiderte er der hochansehnlichen Untersuchungskommission, „daß ich blind war und bin nun sehend“. Das ist der Weg zum Glauben. Möchten wir das begreifen, und mehr noch, laßt uns das ergreifen mit der ganzen uns gegebenen Fassungskraft:

In unser Verhältnis zu Gott darf keine fremde Macht hineinregieren;

Die von uns erlebte Gnade ist des Glaubens sichrer Grund.

1.

Die hohen Herren sagen dem Blindgebornen: „wir wissen!“ und sie meinen, es sei nun seine Pflicht, daß er sich vor ihrer

Entſcheidung untertänig beuge und ſage: eure Meinung iſt mir Geſetz und euer Urteil mir Befehl. Aber wie könnte er das? So würde er ſich ſelber preisgeben und zertreten; damit hätte er ſeine Seele verkauft. Und was hülfe es dem Menſchen, wenn er den Beifall aller gewänne, die da ſagen: wir wiſſen! wenn ſie ihn in ihre eigne Zahl einſchlöſſen als den Klügſten von allen Klugen und das genialſte Genie, wenn er gleichzeitig ſich ſelbſt weggeworfen, verloren und getötet hat. Gott hat jedem von uns ein eignes Auge gegeben, damit wir es brauchen; wir dürfen es nicht eigenwillig zuſchließen. Was er uns als Wahrheit und Gewißheit ins Herz geſchrieben hat, das iſt ſein Geſchenk; wir dürfen es nicht wegwerfen. An den Ort, an dem wir ſtehen, hat er uns geſtellt, damit wir dort ſtehen, nicht aber, damit wir uns hin und her drehen. Er iſt uns mit ſeiner Gnade begegnet und hat ſich uns bezeugt, damit ſie uns gehöre; wir dürfen ſie nicht verkaufen.

Es liegt eine ungeheuerliche Härte in dieſer Zumutung: „wir wiſſen, dieſer Menſch iſt nicht von Gott“, und du mußt dich beugen. Wir ſollen den ganzen Abſcheu und alles Erſchrecken, das wir vor der Tyrannei und dem Glaubenszwang haben, auf jede ſolche Zumutung werfen. Damit wird dem Menſchen das genommen, was an uns das Menſchliche iſt und den Wert des Lebens und die Würde des Menſchen ausmacht. Es wird uns abgeſtritten, daß wir ein eignes Leben haben, das ſein eignes Ziel hat, eigne Augen, die ſehen, was ſie ſehen, ein eignes Gewiſſen, an das wir verpflichtet ſind, daß auch uns die größte aller Fähigkeiten verliehen iſt, in der das menſchliche Vermögen gipfelt, die nämlich, daß auch wir glauben dürfen, daß auch uns Gottes Liebe angeboten iſt und auch wir der Wahrheit uns ergeben dürfen, die Gott uns ſchickt. Wohl ſteht geſchrieben, daß wir in Gottes Händen liegen, wie der Ton in des Töpfers Hand, und in ſeinen Händen iſts ein köſtliches Ding, nichts zu ſein als Ton. Wenn aber Menſchenhände nach uns greifen wie nach Ton,

den sie drücken und formen dürften nach ihrem Sinn: das ist hart.

Das wird auch offenbar im Ausgang des Verhörs. Als der Blindgeborne sich nicht beugen wollte, sagten sie ihm: Du willst uns belehren, du, der du ganz in Sünden geboren bist! Welcher Gegensatz zu Jesu Art! Er hat seinen Jüngern verboten, darüber zu grübeln, wer am Schicksal des Blinden schuld sei. Er hat ihre Gedanken abgelenkt vom Verdienst und der Schuld der Menschen, damit sie auf das achten, was Gott tut. Gott will am Blinden sein Werk offenbaren; darum ist er blind. Aber diese harten Meister denken anders; ihnen ist jedes Mittel recht, den Blinden zu entehren. Sie halten ihm darum seine Geburt vor als das offenbare Merkmal seiner Schuld. Und sie stießen ihn hinaus und taten ihn in den Bann.

An solcher Härte haben wir stets ein deutliches Kennzeichen, daß wir es nicht mit der Wahrheit Gottes zu tun haben. Die Gaben Gottes lassen sich nicht von einander trennen. Gottes Licht und Gottes Liebe können wir nie auseinander reißen. Man kann nicht nur in seinem Verstand die Gabe Gottes empfangen, während der übrige Mensch von ihr unberührt bleibt. Darum ist überall da, wo die Liebe fehlt, auch die Wahrheit verblichen. Es mögen noch Worte da sein, die an sie erinnern, wie ja auch in unsrer Geschichte die Meister darauf sich berufen, daß Gott mit Mose geredet hat. Aber es sind tote Überreste einstiger Erkenntnis, jetzt doppelt gefährlich, weil sie nun als Waffe dienen in der Hand eines bösen Sinns. In einer Zeit, wie die unsrige, die uns nötigt, ein eigenes Urteil zu gewinnen, ist es von Bedeutung, daß wir diesen einfachen Maßstab gebrauchen lernen. Das Wort des Apostels hat volle Geltung: „Habt ihr bittern Neid und Zank in eurem Herzen, so rühmet euch nicht und lüget nicht wider die Wahrheit, denn das ist nicht die Weisheit, die von oben herabkommt, sondern irdisch, menschlich, teuflisch“. Jak. 3, 14.

Allerdings kann auch die Liebe gelegentlich scharfe Worte brauchen. Das ist ihr gutes Recht, oft ihre heilige Pflicht. Sie darf dringend bitten, scharf schneiden. Auf der andern Seite kann auch der herrische Sinn, der uns knechten will, recht oft schmeicheln; er hat auch lockende Töne. Und doch ist es nicht zu schwer, hier die Grenze wahrzunehmen, welche das, was von oben kommt, und das, was von unten stammt, trennt. Wir werden es deutlich erkennen, ob die Leute das Ihre suchen, ihre Macht und die Geltung ihrer Meinung, oder ob es ihnen darum zu tun ist, daß wir alle aufgerichtet seien mit einer Gewißheit zu dem Gott, der unser aller Vater ist.

Der Blindgeborne ist von Anfang an bis zum Schluß tapfer geblieben. Wir haben es an ihm vor Augen, was es für eine köstliche Sache um einen einzigen tapfern Menschen ist: er tut unzähligen Schwankenden wohl. Ohne Tapferkeit wäre unser Blindgeborner freilich nicht durchgekommen. Als er immer wieder zu seinen Richtern gerufen wurde, hätte auch ihm ein Kriegsmann sagen können, was ein solcher einst einem andern zurief, der auch vor eine Versammlung trat, die ihm vorhielt: wir wissen! „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang". Aber auch die schweren Gänge kann man gehen. Wenn z. B. in einer Fabrik einer allein mit Gott seinen Weg geht, und alle andern spotten, so gibt das freilich einen schweren Gang. Und wir alle brauchen Tapferkeit, um uns gegen die stets neuen Einflüsse zu wehren, die von unchristlichen Gedanken und gottlosem Treiben auf uns übergehen. Aber darüber, daß Gott uns ein tapferes Herz zumutet und zutraut, laßt uns doch bei Leib und Leben nicht jammern. Das wäre freilich das allerschlechteste Mittel, sich zur Tapferkeit zu rüsten. Dafür laßt uns danken.

Wenn aber jemand klagen wollte: „Du willst mich zum Einsiedler machen; ich soll ein Separatist werden, aus dem Verkehr mit den Menschen heraustreten und mich gegen das,

was alle Welt bewegt, abschließen", so wäre dieser Klage die Antwort bald gegeben. In der Leitung Christi ist noch niemand ein Einsiedler und Separatist geworden; dazu kann Starrköpfigkeit und Eigensinn jemand machen, Dinge, die uns von Christus trennen, nicht aber das, was er uns gibt. Wie sollten wir an Gottes Hand die Gemeinschaft verlieren, an der Hand dessen, der uns mit allem verbindet, was er geschaffen hat? Wie sollte uns Christus in unsern eignen Kreis einschließen, er, der Herr der Gemeinde, der dazu gekommen und dazu gestorben ist, daß der Weinstock die vielen Reben trage zum Preise dessen, der ihn gepflanzt hat, er, der Quell der Liebe? Wir werden vielmehr erst dadurch, daß wir die Tapferkeit gewinnen, die den eignen Glaubensstand schützt und das eigne Gewissen heiligt, rechte Glieder der Gemeinschaft. Was bedeutet noch eine Gemeinschaft, in der jeder Einzelne sich zerbrochen und tot gemacht hat? Wie soll eine Kette halten, an der die Ringe zerbrochen sind? Einsame Wege mag es geben auch an Gottes Hand, aber nicht deshalb, weil wir die andern ausstießen, sondern vielleicht deshalb, weil sie uns ausgestoßen haben. Schweigen mag unsre Pflicht sein, doch nicht aus dem Grund, weil wir die andern nicht verständen und ihnen das Wort nicht gönnten, sondern weil ihnen das Ohr für uns fehlt. Und wenn unser Weg einsam wird und uns nichts bleibt, als was der Herr dem Blindgebornen nachher gab, als er ihn fragte: „Glaubst du an den Sohn Gottes? Du hast ihn gesehn", solche Einsamkeit läßt sich wohl tragen, in der uns der Blick nach oben hell und klar erhalten bleibt.

2.

Wie kommen wir aber zu solcher Tapferkeit? Der Blindgeborne erwidert: „Eins weiß ich, daß ich blind war und bin nun sehend". Dagegen kam die Erklärung der Machthaber nicht auf, die ihm sagten: wir wissen! Die erlebte Gnade, die uns die Blindheit nimmt und uns sehend macht, ist des

Glaubens ſichrer Grund. Sollten nicht auch unter uns viele ſein, die, wie der Blinde, ſagen können: „Eines weiß ich: ich war blind, ehe deine Hand mich berührte, ehe du ſprachſt: werde ſehend! Und nun bin ich ſehend“?

Nehmt einmal einen Menſchen, der ſich darauf einläßt, als ein vergnügtes Tierchen zu leben. Er kann das, wenigſtens für einige Zeit. Er ißt und trinkt und iſt vergnügt, treibt auch ſein Geſchäft, damit er das Nötige habe, womit er ſich verſorgen kann. Und wenn es ihn auch ein bischen drückt, darüber kommt man hinweg. Nun tritt der Herr zu ihm und rührt ihn mit ſeiner heilenden Hand an. Wie er ihn anrührt, ſieht man nicht, ſowenig der Blindgeborne ſah, wie Jeſus ſeine Hand auf ſeine Augen legte. Aber die Augen gehen ihm auf: er iſt in die Gegenwart Gottes geſtellt. Er ſieht, daß er nicht ein Tierchen iſt, ſondern berufen zu Gott, daß ihn Gott mit etwas Größerem ausgerüſtet hat als nur mit einem Magen, daß ihm ein Auge gegeben iſt, das Gottes Wahrheit ſchaut, ein Ohr, das Gottes Wort hört, ein Wille, der Gottes Willen tun darf. Nun hat er einen Dienſt, einen Beruf, der ſein Leben füllt, und ſein Blick geht über die Grenze weg, die der Tod unſerm irdiſchen Leben ſetzt; nun winkt ihm ein ewiges Ziel. Iſt es nicht buchſtäblich wahr, daß ſich die beiden Hälften ſeines Lebens wie Nacht und Tag zu einander verhalten, und ihm ein neuer Sinn aufgegangen iſt, wie dem Blindgebornen, dem Jeſus zum Sehen verhalf? Er wird nun ſagen: „Eines weiß ich: ich war blind; was ich bisher für wirklich hielt, iſt es nicht; woran ich damals meine Freude hatte, hilft mir nichts; dafür iſt nun das mir wirklich, was ich einſt für einen bloßen Schatten hielt, und das mir das ewige Gut, wonach ich mich früher nicht umſah; nun bin ich ſehend“. Wird er nun nicht tapfer ſein und unerſchüttert bleiben trotz aller, die ihm ſagen: „wir wiſſen“?

Ich will euch noch einen andern Blinden zeigen, der ſehend werden kann. Er unterſcheidet ſich von jenem dadurch,

daß ihm die Beschränkung auf die greifbaren Dinge nicht gelang. Er kommt mit dem Essen und Trinken allein nicht aus. Die Welt dünkt ihm leer, und das Leben erscheint ihm als ein Rätsel. Er fängt an zu fragen: woher und wohin? Er sucht einen Gott, dem er dienen, den er lieben könnte. Aber nun kommt er in die Dunkelheit; das Rätsel will sich nicht lösen, der gesuchte Gott sich nicht finden. Er schwingt sich auf, aber die Flügel fehlen, und der Flug mißlingt. Er strengt sich an zu glauben, aber ein angestrengter Glaube knickt immer wieder um. Nun begegnet ihm der Herr und er hört seine Stimme: „komm zu mir". Geht es nicht auch hier zu, wie wenn der Blinde sehend wird und der Tag die Nacht verdrängt? Statt des fernen Gottes hat er nun den gekannten, statt des ungewissen Ziels den klaren Weg, statt eines Glaubens, der sich anstrengt und aufschwingt, den Glauben, der Gottes Ruf hört und ihm antwortet und das ergreift und annimmt, was Gottes Liebe uns bereitet hat. Auch er wird sagen: „Eines weiß ich, daß ich blind war und bin nun sehend". Wir werden ihn getrost seine Straße ziehen lassen: das ist nun ein tapferer Mann.

Und wie geht es zu, wenn wir durch Gottes Ordnung und Gesetz durchbrechen, wenn die Leidenschaften in uns kochen, daß wir straucheln und sündigen? Sind wir dann nicht blind? Man kann nicht mit sehenden Augen ins Böse greifen, sowenig jemand mit sehenden Augen die Hand ins Feuer steckt. In der Sünde ist immer Verblendung. Und wenn uns nachher die Erkenntnis kommt und uns im Blick auf die Sünde die Einsicht ergreift, daß sie verwerflich und für uns verderblich ist, so führt uns diese Erkenntnis erst recht in die Nacht. Ratlos und ohnmächtig steht jedes Menschenkind vor seiner Schuld; es kann sie nicht überwinden, nicht tilgen und aufheben. Das Geschehene ist geschehen und seine Folgen wirken fort. Wir können keine Tat widerrufen. In der letzten Woche stand ein armer Mensch in Berlin vor den Richtern,

der immer wieder ernſthaft erklärte: er ſei eben ein grundſchlechter Menſch. Es war wahr, ganz wahr; aber dieſe Erkenntnis iſt keine Hilfe; ſie iſt noch kein Licht, das Leben erzeugt. Und nun tritt der Herr zu uns und ſeine Hand berührt uns, jene, die das Kreuz trug. Nun hören wir die göttliche Gnade, das göttliche Vergeben, den Verſöhnerwillen Gottes, der die Sünde vergibt und die Schuld begräbt, der das Tote lebendig macht und das Gefallene emporhebt mit der Wundermacht deſſen, der den Gottloſen gerecht ſpricht und dem, das nicht iſt, ruft, daß es ſei. Und wenn nun das Pſalmwort in uns laut wird: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat, der dir alle deine Sünde vergibt und heilet alle deine Gebrechen, der dein Leben vom Verderben erlöſet, der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit“: gilt dann nicht: „ich war blind und nun bin ich ſehend“, und haben wir nun nicht guten Grund zu tapferm Stand?

L. Fr. Es ſind in dieſer Woche wieder unſre jungen Leute bei uns eingezogen, deren Aufenthalt bei uns für unſre ganze Stadt bedeutſam iſt. Was wird er ihnen bringen? Wir wünſchen ihnen ein tapferes Herz, tapfer gegen die Lüſte der Jugend, die den Geiſt verſengen zur Schlacke, tapfer auch gegen alle profanen Gedanken, die das Beſte in uns entweihen, das Heilige verſchütten, Gott begraben und Chriſtum vergeſſen. Es hat noch keinen gereut, der tapfer geweſen iſt von Jugend an; im Gegenteil, der Vers iſt noch für alle wahr geworden:

Der Ausgang, der geſchehen,
iſt uns fürwahr nicht leid.
Es ſoll noch beſſer gehen
zur ſtillen Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

18 MAI 1969

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen.

Vierter Jahrgang
(1905—1906).

K. UNIV. BIBL. TÜBINGEN

Von

D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1905
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen. Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark.

Zweiter Adventssonntag.

(10. Dezember 1905.)

Röm. 14, 7—12.

Als der Prophet das Wort sprach: „Mir wird jedes Knie sich beugen, spricht der Herr", war Babylon die Großmacht auf Erden. Die Namen der babylonischen Götter wurden auf allen Gassen gehört, und vor seinen Königen beugten Völker die Knie. Verglichen mit diesem Lärm war die Stimme des Propheten leise. Menschen konnten denken: sie verwehe im Wind. Aber über Babylon kam das Schweigen; es versank. Seine Götter, seine Könige, seine Priester und Gelehrten sind dahin, und das Wort ist geblieben: „mir wird sich jedes Knie beugen, spricht der Herr". Es hat neue Kraft gewonnen, weil der kam, der es bekräftigt und auf sich angewendet hat, Jesus. Damals war es die römische Zeit. Das Weltreich stand fest gefügt da, wie es schien, wetterhart und unerschütterlich für die Jahrhunderte. Jesus dagegen war auf dem Kreuzesweg, als er sprach: „mir werden sich beugen alle Knie". Man konnte wieder denken, sein Wort verhalle; er spreche von etwas Unerfüllbarem, von einem Traum, der sofort zerrinne. Aber das Weltreich verschwand und die großen Namen, vor denen die Menschheit damals kniete, sind vergangen; und unvergänglich bleibt das alte Wort: „mir wird sich beugen jedes Knie", und beruft mit wachsender Kraft die Menschheit zur Anbetung. Auch wir rüsten uns wieder zur Weihnachtsfeier, rüsten uns dazu, unsre Knie vor ihm zu beugen und seinen Namen zu bekennen. Es ist eine wundersame Sache um die Weihnachtsgemeinde, die jetzt an der Stelle der Hirten und Weisen vor der Krippe kniet, zerstreut durch alle Nationen, umringt vom Lärm der

Revolutionen, unter all den Völkern, die gegen einander die Waffen erheben. Wie viel blühendes Leben umfaßt sie, Jugendmut und Manneskraft, bereit zu fröhlichem Lob, und neben ihnen knien viele Verwundete, Gebrochne und müd Gewordene, die doch noch danken, jetzt erst und jetzt recht danken lernten. Ist sie gewachsen, die Weihnachtsgemeinde, seit wir das letzte Mal die Feier hielten, auswendig an Zahl und an Arbeit, inwendig an Wahrheit und Gehorsam? Gott weiß es; wir sehen Gottes Werke nicht. Vor des Herrn Richtstuhl allein ist alles offenbar. Uns aber liegt es ob, uns zu einer freudigen, fruchtbaren Feier zu rüsten. Und wie viel Gaben reicht uns Christus dar, die uns zum heißen Dank bewegen müssen! Wenn wir auch nur erwägen, was in den wenigen Worten unsers Texts zusammengedrängt ist, wie viel Grund zum Danken haben wir! Wir wollen zwei dieser Gaben Jesu uns vorhalten:

Jeder von uns bekommt seine eigene Verantwortlichkeit.

Wir werden über das Leben und Sterben empor auf einen sichern Punkt gestellt.

1.

Zuerst müssen wir freilich unsern Text so lesen, wie er für den Menschen ohne Christus paßt. „Keiner von uns lebt für sich selber"; wenn wir sofort nach diesem Wort griffen, als wäre es für uns gültig, so könnte daraus leicht eine böse Lüge entstehen. Paulus beschreibt damit Jesu Gemeinde, nicht das verkehrte Dichten und Trachten des menschlichen Herzens von Jugend an. Soll unser Vers für uns gelten, wie wir ohne Christus sind, so muß er heißen: „Jeder von uns lebt für sich selber; leben wir, so leben wir für uns; sterben wir — nun ja! dann sieht man, wie man durchkommt, so gut es eben geht. Darum ob wir leben oder sterben, so sorgen wir für uns selbst". Und wenn Paulus

fragt: „was verachteſt du deinen Bruder?“ ſo iſt die Antwort: „Natürlich verachte ich die meiſten Menſchen; wenn ich das nicht dürfte, möchte ich gar nicht leben; da würde mir die Welt zu enge, wenn ich wirklich die andern achten und ehren ſollte. Ich ſchaffe mir meinen Platz dadurch, daß mir hundert andere nichts gelten und ſo viel ſind wie Luft“. Und wenn Paulus fortfährt: „Was richteſt du deinen Bruder“? ſo lautet die Antwort: „Gewiß tue ich das, ſo wie er mir in den Weg tritt und mich verletzt. Dann klage ich ihn an, verurteile ihn, verfolge ihn, zertrete ihn. Soll ich etwa dulden und verzeihn? Ein Mann verficht ſein Recht, und wer ſtärker iſt, der behält Recht“. „Du wirſt“, ſagt Paulus, „für dich Rechenſchaft geben“. „Das fehlte noch“, lautet die Antwort, „daß ich mich dazu herbeiließe, Rechenſchaft zu geben, und anerkennen ſollte, daß ich irgend jemand verantwortlich ſei; höchſtens mir ſelbſt will ich vielleicht gelegentlich Rechenſchaft ablegen. In einer ſtillen Stunde, wie man zu ſagen pflegt, wenn ich etwas melancholiſch bin, kann ich ja einmal überdenken, was eigentlich bei meinem Leben herausgekommen ſei. Aber einem andern Rechenſchaft zu geben, das lehne ich gänzlich ab“. Ihr ſeht, es macht einen großen Unterſchied, wie wir unſern Text leſen, ſo, wie er ohne Chriſtus lautet, oder ſo, wie ihn der Apoſtel ſchreiben kann und wie er in Jeſu Gemeinde gilt.

Was widerlegt die andere Leſung? Es iſt offenkundig, daß wir Menſchen die Meiſterloſigkeit nicht ertragen, und für uns in Deutſchland iſt dies in den letzten Jahren ganz beſonders ſichtbar geworden. Warum werden wir die Despoten nicht los, ſondern bekommen ſie auf allen Stufen und in allen Formaten wieder neu? In manchen Häuſern werden ſchon die Kinder zu Deſpoten erzogen, die das ganze Haus tyranniſieren. Dann geht es, wenn ſie heranwachſen, ſo weiter: ſie quälen alle und auch ſich ſelbſt. In den öffentlichen Verhältniſſen ſieht man dieſelbe Sache noch deutlicher.

Dabei preist jedermann die Freiheit und wünscht sie, und doch wachsen uns immer wieder die Despoten heran. Das kommt daher: wir ertragen es nicht, für uns selber zu leben. Wenn man es mit dem andern Text hält: „jeder von uns lebt für sich selbst", dann haben wir die Despoten. Wir brauchen einen Herrn, der das Regieren versteht, ein Joch, das festsitzt, unweigerlich, und uns leitet. Wir müssen hören, sonst können wir nicht reden, bloß schwatzen; gehorchen, sonst können wir nicht handeln, sondern richten bloß Unfug an. Darum feiern wir Weihnacht, weil uns Gott den Herrn gegeben hat, der das Elend der Meisterlosigkeit von uns nimmt, und uns sein Joch auflegt, das sanfte, das leicht zu tragen ist und uns doch mit Sicherheit regiert. Hätten wir nicht sein Wort, so würden wir nur Torheit schwatzen; gäbe er uns nicht seine Gebote, so könnten wir Gott nicht dienen, sondern unser Gottesdienst wäre eitel Narrenwerk und unsere Lebensarbeit Tand. Aber nun dürfen wir sein Wort hören und bewahren, und seinem Willen gehorchen, also daß wir nicht uns selber leben, sondern ihm.

Damit ist uns die große Gnade gegeben, daß wir niemand mehr verachten können. Das kann man nicht mehr, wenn man an Christus seinen Herrn hat. Es braucht dazu eine Hoffart, die man nur so lange aufbringt, als man meisterlos ist und sich selber lebt. Der Andre gehört ja ebenso gut dem Herrn als ich. Leid tun muß uns vieles an den andern, bitter leid, so daß wir schwer daran tragen. Das geht im irdischen Leben nicht anders, und davon macht uns der Weihnachtstag nicht frei; im Gegenteil, solches Leiden geht mit Christus erst recht an. Aber das ist etwas ganz anderes, als die Verachtung. Das entsteht gerade daraus, daß wir den Menschen schätzen, an seinen Beruf denken und auf Gottes Gnade sehn, die auch ihm gegeben ist, wenn er sie nur nehmen wollte. Wer aber irgend jemand in seinem Herzen verachtet, dem darf man sagen: feire nun endlich ein-

mal Weihnacht und empfange Christi Gabe. Zu ihr gehört auch das, daß du nicht mehr im Stande sein wirst, Menschen zu verachten.

Es gehört freilich das Zweite notwendig dazu, was Paulus mit klarem Verstand hinzugefügt hat: wir müssen auch das Richten lassen. Auch wenn wir noch so voll sind von uns selbst, so können wir doch nicht eine Einöde um uns her schaffen und uns in eine Kammer sperren, in der uns kein anderer Mensch erreicht. Gott hat unsre Lebensläufe in einander verschlungen, und uns in die Gemeinsamkeit hineingesetzt. Wenn nun jeder das Seine sucht, so entsteht der Streit. Wille steht gegen Wille, Meinung gegen Meinung und der eine Kopf prallt an den andern. Nun richten wir. Nun soll der andre uns gehorchen; wir nehmen ihn in unsre Zucht, geben ihm unser Gesetz, und zwingen ihn in unsern Dienst zu unsrer Nachfolge. Das ist auch nur möglich, so lange man sich selber lebt, und hört auf, wenn man seinen Herrn gefunden hat. Richten heißt Herr sein wollen; bin ich denn der Herr? Kann ich mich mit ihm vertauschen? Heißt das gehorchen, wenn ich selbst den Herrn und Richter spiele? Wer wirklich dem Herrn sich untergeben hat, setzt sich nicht selber auf den Richterthron. Zum Richten kommt man nicht mit gebeugtem Knie und mit gesenktem Haupt. Dazu braucht es den steifen Nacken und den trotzig aufgerichteten Sinn, der für sich selber streiten kann. Den nimmt Gott jedem, der zur Weihnachtsfeier willig kommt.

Wir haben auch nicht mehr Zeit zu solchen überflüssigen Geschäften; denn wir haben jeder für sich selbst Rechenschaft zu geben, und daran haben wir genug. Es sieht auf den ersten Blick seltsam aus, daß sich die Christenheit jedes Jahr zur fröhlichen Weihnachtsfeier dadurch rüstet, daß Christus als der Richter verkündigt wird. Bringt das nicht einen übeln Mißklang in die Feststimmung? Sollen wir den feiern, dem wir Rechenschaft schulden und geben werden? Soll denn

das Jubellied: „Chriſt iſt geboren“ zugleich bedeuten: unſer Richter iſt gekommen? Es tönt vielen ſo, als ob uns Paulus die Freude verderbe, dadurch daß er uns an den Richterthron Jeſu denken heißt. Ein Schalksknecht denkt freilich nur mit Bangen an die Stunde der Rechenſchaft. Wer im Finſtern wandelt, kann die Dunkelheit nicht entbehren, ſondern muß das Licht meiden. Aber der Herr kommt ja nicht einzig und zuerſt als unſer Richter, ſondern er kommt zuerſt als das Licht der Welt, das uns aus der Finſternis herausholt. Er kommt zuerſt als der, der uns mit ſeinen Gaben beſchenkt, damit wir als die treuen Knechte unſern Dienſt mit ihnen tun. Dann gehört es aber zur Echtheit und Wahrheit ſeiner Gnade, daß er das Richteramt in ſeine Hand nimmt. So erweiſt er ſich wirklich als unſer Herr, der uns als ſeine eignen Leute ſchätzt und braucht, auf denen ſein Auge ruht, die ſein Wort leitet und ſein Dienſt beſchäftigt. Wir verlangen von allen denen Rechenſchaft, mit denen wir verbunden ſind und denen wir einen Teil unſers Guts und Glücks anvertrauen. Weil wir ihnen trauen, ſind ſie uns verpflichtet und ſchulden ſie uns Rechenſchaft. Wer zur Weihnachtsgemeinde hinzutritt, der empfängt mit dem Weihnachtsſegen auch für ſich ſelbſt die Verantwortlichkeit vor Gott. Er tritt damit unter das heilige Recht, deſſen Säule und Beſchirmer Chriſtus iſt, und der es hinausführen wird bis zum vollkommenen Sieg. Nun gilt auch uns Jeſu Frage: Du biſt geladen zu meinem Mahl; trägſt du das Feſtgewand? Du warteſt auf die Hochzeitsfeier; kennt deine Lampe oder iſt ſie dir verlöſcht? Du haſt erhalten, was mein iſt; wo iſt mein Pfund, und was ſchuf es? Darin bewährt Jeſus, daß es ihm mit unſrer Berufung ernſt iſt, und was könnte uns ein Herr und König nützen, der nicht mit Ernſt an uns den Anſpruch ſtellte, daß wir ihm untergeben ſeien? Darin, daß wir nun ihm verantwortlich ſind, beſteht die Ehre unſers Chriſtenſtandes. Der Frage des Richters können wir nicht

ausweichen; wir ſollen uns bereiten, ihr zu antworten, in aller Demut, als ſolche die das Verzeihen Gottes anrufen und nötig haben, aber auch im Glauben, der ſich unter den Herrn geſtellt hat und ihm lebt und ſtirbt.

Mit dieſem Wort iſt eine weitere Gabe Jeſu beſchrieben von unſchätzbarem Wert, die uns dadurch zufällt, daß ihm die Herrſchaft über uns verliehen iſt.

2.

Ob wir leben, ſagt Paulus, ob wir ſterben, das macht keinen Unterſchied. Wer dieſen Spruch erwägt, den ergreift zunächſt ein tiefes Erſtaunen. Was ſagſt du? Damit ſoll ſich nichts ändern? Das iſt ja ein vollſtändiger Gegenſatz, ein Wechſel nicht nur in einem Stück, nein radikal in Allem! Alles fällt mir aus der Hand im Sterben; die Welt geht dann für uns unter mit allem, was uns in ihr gehört. Es gibt aber in dieſem Wechſel einen feſten Punkt, der nicht mit ſchwankt. „Leben wir, ſo leben wir dem Herrn, ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn“.

So viel tut uns Chriſtus, daß wir ihm ſterben dürfen. Sogar aus unſerm Sterben wird ein Gottesdienſt, ein Werk, das wir für ihn vollführen und womit wir ihn preiſen dürfen. Bedenkt doch, was für ein proſaiſches Geſchäft das Sterben iſt, wie peinlich es oft abläuft, wenn die Leute den ganzen Tag damit vollauf zu tun haben, noch ein bischen zu athmen, oder noch ein wenig Nahrung zu ſich zu nehmen. Das iſt nun noch der ganze Inhalt des Tags, und dies oft ſo lang, Wochen lang, Jahre lang. Und dabei ſchwinden alle geiſtigen Kräfte; die Gedanken vergehn und mit dem Lieben und Dienen iſt es vorbei. Und nun ſollen wir auch dieſes mühſeligſte aller Geſchäfte, bei dem wir auf nichts reduziert werden und ohne Glanz und Schöne in vollſtändiger Ohnmacht daliegen, für den Herrn tun, und es ſoll ſich mit demſelben der allerſüßeſte Kern verbinden, nämlich daß Gottes

Wohlgefallen über demſelben liegt und Jeſu freundlicher Blick uns deshalb zu teil wird? Das iſt nichts Unmögliches. Paulus drückt mit dieſem Wort eine ſehr einfache, aber freilich große Realität aus. Gerade deshalb, weil wir im Sterben ins Nichts verſetzt ſind, kommt es dann deutlich heraus, daß es auf ihn ankommt, nicht auf uns. Wir ſterben ihm, wenn unſer Auge auf ihn ſchaut, jetzt, wo die Nacht ſich auf dasſelbe legt, wenn wir ihm glauben, jetzt, wo alles bricht und wir ſelbſt zerbrechen, wenn wir uns in ſeine gnädigen Hände legen, jetzt, wo nichts uns tragen kann als er allein, wenn wir jetzt an ſeiner Krippe knien, wo wir nicht mit ſeinen guten Gaben überſchüttet ſind, ſondern wo wir alles laſſen müſſen, nur nicht ihn. Das iſt das, was er im Sterben von uns will, was wir ihm ſchulden in der Todesnot, und das läßt er ſich wohlgefallen als ihm getan.

Solange wir für ihn zu leben haben, ſo kann es ſich uns leicht etwas verdunkeln, wer dabei von uns eigentlich gemeint werde. Uns ſelbſt erblüht ja aus unſerm Glauben der reiche Gewinn. Wir gehorchen, doch uns ſelbſt zum Segen, und dienen, doch uns ſelbſt zu einer Freude, die wir nie preisgeben möchten. Es kann ſich dabei unſer Blick leicht verwirren: für wen ſetzen wir Kraft und Leben ein, für uns, für ihn? Wer iſt der Herr, an den ich denke, ich oder er? Im Sterben iſt es uns ſo einfach gemacht; wer will da den Kranz auf ſeinen eignen Kopf ſetzen? Da heißt es glauben, ohne zu ſchauen, nichts als glauben, auf ihn ſich zu verlaſſen, und nur das eine zu ergreifen: ob wir leben, ob wir ſterben, wir ſind des Herrn. Darum können wir für ihn ſterben, weil er uns nicht verläßt, weil ſein Ruf ein ewiger Ruf und ſeine Gnade eine unvergängliche Gabe iſt. Er macht ſeine Gemeinſchaft mit uns feſt, und weil wir ſein ſind, ſterben wir auch für ihn. So iſt auch unſer Sterben geheiligt und hat in ſich das Höchſte, was das Menſchenleben je erreichen kann: Gottesdienſt, Gottes Lob und Preis.

Dieſe Gabe Jeſu hat nicht nur für die alten Leute Wert, oder etwa noch für die, die merken, daß in ihrem Körper etwas nicht in Ordnung iſt, ſo daß ſie damit rechnen müſſen, daß er ihnen bald und plötzlich zerbrechen kann. Im Gegenteil, für unſre Jugend in ihrer Friſche und für unſre Männer in ihrer vollen Arbeitskraft hat dieſe Weihnachtsgabe eine ganz beſondere Wichtigkeit. Schon unſre kleinen Kinder merken bald, daß an unſerm Leben die Unſicherheit hängt, ſo daß wir nicht einen Tag ſicher in der Hand haben, nicht über ein einziges Jahr mit Gewißheit verfügen können. Soll uns dieſe Unſicherheit hemmen? Viele leiden an ihr ſchwer, auch dadurch, daß ſie ihretwegen in ſich die heiße Luſt entzünden, die raſch, raſch noch des Lebens Becher leert. Wir wollen alle die, die daran leiden, zur Weihnachtsfeier laden: „leben wir, ſo leben wir dem Herrn; ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn; denn ob wir leben oder ſterben: wir ſind des Herrn“.

Ihr habt dabei freilich zu beachten, daß wir deshalb für den Herrn ſterben dürfen, weil wir für ihn leben dürfen. Wer nicht für ihn lebt, kann auch nicht für ihn ſterben. Wir dürfen aber bei dieſem Wort des Apoſtels nicht an irgendwelche Künſtlichkeiten denken, als hätte Paulus von uns damit etwas Seltſames und Wunderliches verlangt. Er redet davon, daß wir dem Herrn „leben“. Leben iſt keine Kunſt, die man extra erlernen müßte; Leben, das kann man nicht fabrizieren, auch nicht einſtudieren. Das iſt das, was uns gegeben wird, das, was aus den realen Mächten hervorſproßt, die die Wurzeln für all unſer Denken und Wollen ſind. Wir leben dem Herrn, weil wir ſein ſind. Wir haben ſein Wort; ſo denken wir durch dasſelbe und nach demſelben. Wir kennen ſeinen Willen; ſo gehorchen wir ihm. Wir haben ſeine Gnade; ſo freuen wir uns an ihr und geben ſie denen, die ſie bedürfen, wie wir. Er ſetzt uns mit einander in mancherlei Gemeinſchaft und Verkehr; ſo brauchen wir dieſe

unſre Arbeitsmittel zu ſeinem Preis. So leben wir für ihn, und ſind damit von der Meiſterloſigkeit erlöſt.

Worauf beruht Jeſu Herrenrecht? Er iſt, ſagt Paulus, der Herr der Lebenden und Toten, weil er geſtorben und auferſtanden iſt und lebt. Das iſt der feſte Grund ſeines Königtums. Darum hat er keine Kollegen, keine Rivalen, keine Nachfolger. Das tat er, weil er in der Sendung Gottes kam: „ihr ſeid Chriſti; Chriſtus iſt aber Gottes“. Dieſer Nagel hält. Darum rüſtet euch wohlgemut zur Weihnachtsfeier, damit auch an euch das Wort der Verheißung ſich in ſeinem gnadenreichen Sinn erfülle: „mir wird ſich beugen jedes Knie und jede Zunge Gott bekennen“. Amen.

Am letzten Sonntag des Jahrs.

(31. Dezember 1905.)

1. Timoth. 3, 16.

Am letzten Sonntag des Jahrs.

(31. Dezember 1905.)

1. Timoth. 3, 16.

Das Geheimnis, auf das der Christenstand aufgebaut ist, wird damit, daß die Jahre dahin gehn, und die Vergangenheit anschwillt, immer größer, feierlicher und erhabener. Es wäre nicht richtig, wenn ihr die Sorge hättet: das Geheimnis werde gleichzeitig auch dunkler und ungewisser; im Gegenteil: es wird deutlicher und gewaltiger mit dem Fortgang der Weltgeschichte. Wenn schon Paulus gesagt hat: „kündlich groß ist es", so groß, daß jedermann seine Größe spürt und seine Erhabenheit empfindet, so gilt das erst recht für uns, namentlich heute, wo wir ein Jahr schließen. Heute spüren wir die feierliche Tiefe und Höhe dieses Geheimnisses besonders stark.

Offenbar durch Fleisch.

Wir müssen wieder ein Jahr dahingehn lassen; das ist kein kleines Stück unsers Lebens. Wir Alten lernen mit den Jahren rechnen. Darum empfinden wir heute eindrücklich, was das sagen will: Fleisch. Wir denken an den Propheten, der die Stimme Gottes hörte: „Predige", und er fragte: „Was soll ich predigen?" und die Antwort war: „Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte wie die Blume des Felds. Das Heu verdorrt; die Blume verwelkt; ja, Heu ist das Volk". Wir werden heute nicht widersprechen. Wer will am letzten Tage des Jahrs Fleisch und Blut preisen? mit dem menschlichen Wesen sich brüsten?

Und doch ist es so, wie es Paulus sagt: Offenbar ward er durch Fleisch. Es wird wenige Leute in unsrer Stadt geben, die, wenn sie in unsre Kirche kommen, nicht wüßten,

wer dort auf dem Altar als Sterbender abgebildet ist. Wer hier eintritt, weiß: das ist Jesus. Es haben wenige in unserm Deutschland die Weihnacht gefeiert, ohne zu wissen, wem die Feier gilt, daß heute der Christus geboren ist. Er ist offenbar geworden, eine der Welt bekannte Gestalt. Sein Name ist uns allen bezeugt — durch Fleisch.

Wie ist das möglich? Seine Jahre vergiengen so rasch wie die unsern, und er hat wie wir einen großen Teil derselben für die Kindheit und Jugend nötig gehabt, um zu wachsen und heranzureifen bis dahin, wo er die Hand an sein Werk legen konnte. Und dann als die Stunde kam, da ihn der Vater zur Arbeit berufen hat, wie rasch war seine Zeit vorbei! Da kommt er in seinen großen Kampf hinein und im Fluge ist die Stunde da, die ihn nach Golgatha führt. Die Zeitlichkeit, die das Merkmal unserer Fleischesart ist, bedeutet aber nicht bloß, daß uns eine Frist gesetzt ist und Grenzen gezogen sind, die die Dauer unsers Lebens einschränken. Vielmehr faßt uns die Grenze, die uns durch die Zeitlichkeit auferlegt ist, auch in unserm tiefsten inwendigen Wesen. Das Heute tritt an uns heran und fordert unsere Aufmerksamkeit und Hingabe; ihm müssen wir unser Denken, Sorgen und Arbeiten widmen, und doch rauscht es sofort vorbei und es kommen andre Zeiten. Dieser Zeitlichkeit war auch Jesus mit ganzem Herzen untertan. Zu denjenigen Leuten sprach er, die vor ihm saßen, zu seinen Juden und Galiläern, zu den Pharisäern und seinen Jüngern. Das tat er, was eben jetzt nötig war, nahm den Kampf mit Israels Sünde auf und sagte ihm das Bußwort, wie das Volk es brauchte. Er richtete den Willen Gottes gehorsam aus, wie er eben jetzt für diese Stunde ihm erkennbar war. Und dennoch macht ihn diese zeitliche Arbeit, die das Gepräge ihrer Zeit beständig an sich hat, offenbar. Diese jüdischen Worte, für Juden geredet von einem, der ganz für sie ein Jude war, hören wir alle. Dieses Dienen, mit dem er sich an die

Seinen hingab, tut uns allen wohl und wirkt mit unvergänglicher Fruchtbarkeit fort. Das Geheimnis ist groß.

Er ward offenbar durch Fleisch; das könnte nicht gesagt werden, wenn wir bloß vom Ruhme Jesu sprechen müßten, bloß davon, daß man ihn kennt, sein Wort hat und durch sein Werk ergriffen wird. Damit wäre Jesus entstellt, verlarvt und verborgen; denn er hat nicht das begehrt und gesucht. Der Sohn sucht die Ehre des Vaters. Offenbar ist er nur dann und nur dadurch, daß zugleich Gott in ihm offenbar ist. Wie verhält es sich damit? Ist es nicht so, daß, so oft uns Jesu Name begegnet, die Erinnerung an Gott in uns erwacht, und wir, so oft wir auf Jesu Werk stoßen, wissen: hier hat Gott sein Werk getan? Jeder, der in unsre Kirche kommt und auf den Altar hinsieht und sich sagt: das ist Jesus, hat damit eine Erinnerung an Gott empfangen. Er hört damit Gottes Ruf, Gottes Gnade, die ihm sich anbietet, die ihn haben will und in sein Reich hinein versetzt. So oft ein Spruch Jesu unser Ohr trifft oder in unserm Gedächtnis wieder erwacht, wissen wir es nicht: das ist Gottes Wille? Kommt nicht unmittelbar daraus die Frage an uns: willst nicht auch du gehorchen? Gottes Weg ist recht.

Heute, wo wir das Jahr schließen, liegt für uns ein großer Trost darin, daß er im Fleische offenbar geworden ist. Unser menschliches Wesen mit seiner Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit dient Gott zu seinem Werk. Er verachtet uns, die wir der Blume des Grases gleichen, nicht. In unsre irdischen Hände legt er die himmlische Gabe, die ewige Gnade in unser welkendes Herz.

Weil er im Fleisch offenbar ward, braucht er eine Rechtfertigung. Deshalb ist nicht sofort deutlich, daß er Recht hat und Recht behält trotz allem Widerspruch. Wie macht er das deutlich, daß ihm das Gnadenrecht gegeben ist, unser Versöhner zu sein, und das Herrscherrecht, die Gemeinde Gottes zu gründen und zu regieren und zu vollenden in Ewigkeit?

Gerechtfertigt durch Geist.

Das ist die Weise, wie Jesus sein Recht erweist und verficht: durch Geist. Damit allein bewährt er das Evangelium. Gab er seinen Jüngern Waffen in die Hand? „Ich sende euch wie Lämmer unter die Wölfe“. Gab er ihnen Geld mit? „Silber und Gold habe ich nicht“. Gab er ihnen eine Lehre, die jedermann mitreißt und überwältigt? „Das Wort vom Kreuz ist denen, die verderben, eine Torheit“. Was ist Jesu Rechtfertigung? Wodurch schirmt und erweist er sein Recht? Durch Geist. Er ist der Spender des Geistes. Das Geheimnis ist groß.

Was ist Geist? sagen wir. Was eine Banknote ist, das wissen wir; was Kanonen ausrichten, das leuchtet uns ein; was Naturgesetze und Naturkräfte leisten, davor haben wir Respekt. Aber Geist — was ist Geist? Dennoch bleibt es dabei und Paulus hat Recht: er ist gerechtfertigt durch den Geist.

Es war auch im vergangnen Jahr so und wird im neuen Jahr so bleiben, daß Jesus mit keiner andern Waffe als mit dem Geist sein Werk vollführt, aber so vollführt, daß er dabei gerechtfertigt ist. Er weiß es uns deutlich zu machen, was fleischliches und was geistliches Wollen ist, wie der Fleischestrieb und des Geistes Sinn sich unterscheiden. In seiner Nähe tritt das aus der Verwirrung und Verwicklung heraus und man merkt, was es für einen Gegensatz ausmacht, menschlich oder göttlich gesinnt zu sein. Er beweist uns die Ohnmacht und Gebundenheit des Fleisches zu allem Guten, und verleiht uns, was das Fleisch nicht kann: beten, danken, glauben, lieben, leiden, dienen, Gott preisen im Leben und im Tod.

Heut am letzten Tag des Jahrs liegt darin für uns ein unerschöpflicher Trost. Vom Anfang der Welt heißt es: „Die Erde war wüste und leer und es war finster über der Tiefe und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser“. Dasselbe

gilt vom Chaos der Zeit, von diesem Zeitstrom in seiner Unendlichkeit, von diesem beständigen Wechsel des Blühens und Verwelkens, des Geborenwerdens und Sterbens, des Steigens und Fallens, von diesem Getöse des zeitlichen Lebens: der Geist schwebt darüber. Wenn uns einer fragt: habt ihr denn nicht für Jesus Angst, daß er veralte und durch Neues überholt werde — es werden so viele Bücher geschrieben; vielleicht ist auch einmal eines darunter, das das Evangelium ersetzt; es gibt so viele neue Meister; vielleicht mag doch einmal einer den Herrn in den Schatten stellen und er wird veralten — wenn einer uns so fragt, so wollen wir ihm antworten: gerechtfertigt durch Geist; Gottes Geist veraltet nicht. Und wenn uns einer fragt: habt ihr denn nicht auch Angst für euch selber, daß ihr im Zeitstrom ertrinkt und untergeht wie eine Blase, die nur für einen Augenblick seine Oberfläche kräuselt und dann zerplatzt? Dann wollen wir sagen: er ist gerechtfertigt durch Geist. Gott hat uns den gegeben, der der Herr des Geistes und sein Geber ist; Gottes Geist wird nicht altersschwach.

Weil er mit dem Geist seine Arbeit tut, mit dem Geist seine Gemeinde baut und regiert, darum ist er für uns unsichtbar, jedoch nur für uns:

Von Engeln geschaut.

Er ist droben, da, wo man bei Gott ist, da, wo regiert wird. Er steht dort nicht verachtet, obwohl er von der Erde kommt aus unsrer Art, etwa wie der Zöllner im Heiligtum stand mit gesenktem Blick in der Ferne; nein! sichtbar ist er dort, geschaut von den Augen, die Gott schauen. Das Geheimnis ist groß, kündlich groß, daß es einen Weg zum Himmel von der Erde her gibt. Aber es ist deutlich, mächtig, gewaltig, und es wird immer deutlicher, je länger die Zeiten sich dehnen.

Weil er der ist, den die Engel schauen, bleibt seine Gemeinde, wächst sie und wird nicht zerstört durch den Wechsel

der Jahre. Das kommt daher, weil er von oben her in der Macht und Gegenwart Gottes regiert. Wir haben es in diesem Jahr schon an der natürlichen Gemeinschaft, am Staat oder Volk, lebhaft gespürt, daß es sich nicht von selbst versteht, daß diese Gemeinschaften bleiben. Wir werden gegenwärtig daran erinnert nicht nur in der Ferne, sondern auch in unserm eignen Volk, daß Völker oder Staaten auch zerbrechen können, daß Recht zerrissen, Sitte zertreten, Obrigkeit vernichtet, der Friede verjagt werden kann. Und doch ist die natürliche Gemeinschaft mit gewaltigen Klammern gefestigt. Nun erst die Gemeinde Jesu, unsichtbar, nicht mit Machtmitteln ausgerüstet, nur inwendig verbunden und nur mit den Kräften des Geists begabt: wie soll sie bleiben? Aber es ist so, auch in unsrer Stadt im vergangnen Jahr, und es wird wieder so sein im neuen Jahr. Wenn hier gebetet wird: „Unser Vater, der du bist im Himmel", so werden sie da sein, die Leute, die zum Vater mit aufrichtigem Glauben emporsehn im Namen Jesu. Wenn hier gebetet werden wird: „Vergib uns unsre Schulden", so werden sie nicht fehlen, wie auf der ganzen Erde, so auch hier in unsrer Stadt, die Leute, die sich vor Gott demütig beugen und nach seinem Verzeihen, das alle Schuld deckt, gläubig greifen im Namen Jesu. Wir wollen Gott dafür danken, daß er uns seine Gemeinde erhalten hat und erhalten wird. Das Geheimnis ist groß; denn es entsteht daraus, daß er regiert zur Rechten Gottes als der, den die Engel schauen.

Was haben denn wir, wenn er droben und für uns nicht sichtbar ist?

Verkündigt den Heiden.

Von Jahr zu Jahr, von Volk zu Volk läuft sein Wort ungebunden. Paulus nimmt den Ausdruck her von dem, was ein Ausrufer tut, wenn er durch die Gassen geht und seine Botschaft meldet. Wir können nicht viel andres tun, als immer wieder die Botschaft sagen: „Welt war verloren;

Chriſt iſt geboren. Freue, freue dich, o Chriſtenheit"! Was unſre Geſchichtsforſcher tun, um uns Jeſu Lebensgang anſchaulich zu machen, oder was unſre Theologen zuſtande bringen, um ihn zu ergründen, ſein Verhältnis zu Gott uns zu beſchreiben oder uns zu erklären, wie er durch Gottes Rat hineingeſtellt iſt in die Mitte der Zeiten: das iſt alles nicht viel mehr als Kinderwerk. Aber der Ruf bleibt, der den Namen Jeſu nennt, und ſchallt durch die Völker und die Jahrhunderte, und richtet die Blicke hin zu ihm, ſo daß ſie das kündlich große Geheimnis ſehn.

Das ſoll uns beim Uebergang ins neue Jahr ein ſüßer, inhaltsvoller Troſt ſein. Wie die Verkündigung Jeſu uns bis hierher begleitet hat, ſo wird ſie uns auch weiter begleiten. Wir haben ſie auch in unſrer Stadt. Wir können nicht durch dieſelbe gehn, ohne den Kirchturm zu ſehn; er erinnert uns an Jeſu Namen. Wir können nicht in unſre Kirche kommen, ohne daß von allen Seiten her, von der Kanzel her, vom Altar her, von der Orgel her Jeſu Name uns vorgehalten wird. Wir können nicht zu Hauſe unſer Neues Teſtament öffnen, ohne daß ſein Name vor uns ſteht. Das iſt ein unſchätzbarer Segen, den wir im alten Jahr genoſſen haben und wieder im neuen Jahr genießen werden, und dafür wollen wir Gott danken. Das iſt unſer Schutz, wenn wir ſündigen wollen; dann trifft uns die Verkündigung Jeſu und ruft uns zu: „halt im Gedächtnis Jeſum Chriſt", und dann erwachen wir aus unſern böſen Träumen. Das iſt unſre Hilfe, wenn die Sorge kommt, ſchwarz, ſchwer und uns umſchließen will; dann kommt die Verkündigung Jeſu und wir wiſſen, wohin wir mit der Sorge dürfen und was man mit ihr anfangen muß. Das iſt unſre Kraft, wenn wir zu leiden haben; dann kommt wieder die Verkündigung Jeſu und dann können wir nicht mehr zweifeln, ob wir durchkommen, und wiſſen auch, wie wir zu überwinden im Stande ſind.

Was entſteht dadurch, daß er verkündigt wird? Nützt

es etwas? Findet er Gehör? Manchmal freilich geschieht die Verkündigung umsonst. Man kann sich wegwenden und ihn verachten. Wenn aber bloß das aus der Verkündigung Jesu sich ergäbe, so könnte Paulus nicht von einem kündlich großen Geheimnis sprechen. Er darf aber fortfahren und das ist das Allerwunderbarste:

Geglaubt in der Welt.

Er hat Glauben gefunden und findet ihn immer wieder. Es ist möglich, ernsthaft möglich, ihm zu glauben. Diejenigen, die ihm nicht glauben, erklären uns freilich: „das ist unmöglich; man kann das nicht", nicht nur deshalb, weil jeder von dem, was er nicht kann, gleich sagt: das sei unmöglich, sondern noch mehr deshalb, weil es in der Tat ein kündlich großes Geheimnis ist, daß ihm geglaubt wird in der Welt. Wie geht es zu, daß wir auf ihn unsre Zuversicht stellen, und merken: in ihm ist dir Gott gegenwärtig und ruft dich und versöhnt dich mit sich selbst; in ihm ist dir ewiges Leben gegeben, so daß wir ein Herz zu ihm fassen und seinetwegen vor Gott getrost sind? Kündlich groß ist dieses Geheimnis, jedoch eine helle, offenkundige Wirklichkeit. So ist es nicht nur gewesen, so ist es und so wird es sein im neuen Jahr.

Daß er Glauben fand, das ist der Lohn seiner Arbeit auf Erden; daß er Glauben wirkt, ist die Frucht seiner Regierung von oben. Er begehrt keinen andern Dank für sein Leiden, keine andre Verklärung, als daß wir ihm glauben.

Geglaubt wird ihm in der Welt, wo es so ganz anders aussieht und zugeht, wo so viele Stimmen sich an uns heandrängen und um unser Interesse werben, wo so ganz andre Maßstäbe in Geltung sind. Dennoch so laut der Lärm der Welt ist: die Stimme Jesu dringt durch. Und so dunkel sie ist: sein Licht scheint herein und läßt sich nicht verdrängen noch überwältigen durch die Finsternis. Sein Licht scheinet in der Finsternis. Und so fremdartig er uns er-

ſcheint, ſo ſchwer wir ihn faſſen: wir merken es: Du biſt Immanuel; dir glauben wir.

Wir mögen im Rückblick auf das vergangene Jahr bei mancher Arbeit, bei Erfolg und Gewinn, bei Freuden hier und dort verweilen. Wir dürfen und ſollen uns das heute dankbar verdeutlichen. Aber das Allerbeſte an einem ſolchen Rückblick iſt immer das, was uns Paulus am Schluß ſeines Lebens vormacht, als er auf ſeine Lebensarbeit zurückſah: „Ich habe den Lauf vollendet, ich habe das Glauben bewahrt“. Aus aller Regſamkeit und Arbeitſamkeit, in die wir unſre Kraft legen, wie es unſre Pflicht und unſre Ehre iſt, wollen wir uns am Schluß eines Jahrs zum Allerbeſten und Allertiefſten zurückwenden, zu dem, was der Eckſtein und Grund unſers Lebens iſt, ſoweit es von Gottes Regierung und Gnade umfaßt iſt, und dieſes Beſte und Innerlichſte iſt in dem Wort ausgedrückt: ihm ward geglaubt in der Welt. Wenn das auch uns umfaßt, dann iſt das große Geheimnis für uns nicht nur in die Ferne gerückt, ſondern bildet dann unſern Beſitz und bringt in die Flucht unſerer Jahre den ewigen Gehalt. Warum?

Aufgenommen in die Herrlichkeit.

Darum iſt der Glaube Gottes Gabe und unſre Kraft und Gerechtigkeit, weil er uns mit dem verbindet, der in die Herrlichkeit emporgenommen iſt. Laßt uns das alte Jahr im Namen Jeſu ſchließen, dann iſt es gut geſchloſſen, im Namen deſſen, der in die Herrlichkeit erhoben iſt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Vierter Sonntag nach dem Erſcheinungsfeſt.

(28. Januar 1906.)

Röm. 2, 4—11.

Vierter Sonntag nach dem Erſcheinungsfeſt.

(28. Januar 1906.)

Röm. 2, 4—11.

Geſtern feierten wir des Kaiſers Geburtstag. Da kommt uns heute unſer Text mit ſeinem Licht und Reichtum herrlich zu ſtatten: „Gott iſt wider jeden, der das Böſe tut; Gott iſt für jeden, der das Gute tut“. Damit iſt unſre Freude an der deutſchen Größe und am deutſchen Reich dagegen geſchützt, daß ſie unfruchtbar bleibe, und uns gezeigt, wie wir ſie in eine fruchtbare Kraft verwandeln. Wir ſind auch davor durch unſern Text bewahrt, uns in einen törichten Übermut hinauf zu ſteigern. Denn es gibt bei Gott kein Anſehn der Perſon; Gott hat keine Günſtlinge. Deutſche Bosheit iſt ihm genau ſo zuwider wie die franzöſiſche; denn Ungnade und Zorn, Trübſal und Angſt fällt auf jeden, der das Böſe tut. Zugleich iſt uns auch geſagt, wie weit wir unſre Gemeinſchaft im großen Ganzen unſers Volks erſtrecken dürfen und wo die Grenze ſich findet, bei der wir die Verbundenheit zu brechen haben und uns der Gemeinſchaft entziehen müſſen. Soweit als Gott ſein Wohlgefallen und ſeinen Segen erſtreckt, nämlich über jeden Menſchen, der das Gute tut, da ſollen wir uns mitfreuen, mithelfen, mittun in tapferer Eintracht. Wiederum wo Gott Ungnade und Zorn, Trübſal und Angſt hinlegt, davon ſollen wir die Hände abziehn und die Gemeinſchaft brechen, nämlich jedem gegenüber, der das Böſe tut.

Wer noch ein Gewiſſen als lebendige Kraft in ſich trägt, wird unſerm Text beiſtimmen. Dennoch gehört er ganz beſonders zu denjenigen Worten der Schrift, gegen die die Leute Einreden erheben und proteſtieren. Ungezählte Male iſt er

widerlegt worden; er wird weggedeutet, so daß er nicht mehr sagen darf, was er sagt, oder man schlüpft um ihn herum und lacht den einfältigen Paulus aus. Wo ist eine Kirchgemeinschaft, die nicht mit dem Aberglauben zu tun hat: sie sitze ganz besonders warm und weich in Gottes Schoß, als Gottes allerliebste Kinder? Wo ist ein Menschenherz, das nicht mit sich selbst Not und Plage hat, bis es sich unter das gemeine Recht Gottes beugt und es anerkennt, daß die eine und selbe Ordnung Gottes auch ihm gilt, und den Versuch aufgibt, bei Gott für sich noch einen sonderlichen Vorteil herauszuschlagen? Aber „das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben", auch das Wort: „Trübsal und Angst über jeden Menschen, heiße er, wie er wolle, der das Böse tut; Preis und Ehre und Friede für jeden Menschen, heiße er, wie er wolle, der das Gute tut". Denn es gibt bei Gott keine ungerechte Gunst, keine Parteiwirtschaft.

Besteht aber nicht ein wesentlicher Unterschied zwischen Christen und Heiden, zwischen der Kirche und denen, die ihr nur dem Namen nach angehören, zwischen den Gläubigen und den Ungläubigen, zwischen der Gemeinde Jesu und der Welt? O ja, ganz ebenso, wie es zur Zeit, als Paulus seine Arbeit tat, einen realen, von Gott gesetzten Unterschied zwischen den Juden und den Griechen gab, zwischen dem erwählten Volk, dem sich Gott geoffenbart hatte, und den andern, die die Berufung Gottes nicht erlangt haben. Diesen Unterschied hebt auch unser Text ausdrücklich hervor: vornehmlich den Juden und auch den Griechen. Das heißt für uns und unsre Zeit: vornehmlich der Kirche und auch der Welt, vornehmlich den Glaubenden und auch denen, die nicht zu glauben vermögen, vornehmlich für die, die Jesum kennen, und auch für die, denen er nicht erkennbar worden ist.

Laßt uns heute von der Gleichheit und Ungleichheit im Regiment Gottes reden. Wir wollen dabei mit der Gleichheit anfangen, die Gott uns allen gegenüber

festhält, wie er gegen uns alle der eine und selbe ist, der sein heiliges Recht an allen vollzieht.

Trübsal und Angst über jeden Menschen, der das Böse tut. Wer hat Lust, sich davon auszunehmen? etwa wir, die Gläubigen? Wir kennen, wir glauben, wir haben ja die Gnade, die nicht aus unsern Werken entsteht und sich nicht auf unser Wesen und unsre Tat gründet. Frei erwählt sie, wen sie erwählt, und erbarmt sich, wessen sie sich erbarmt. Wir sind zu Gott berufen, weil er uns rief und selber das Ohr uns schuf, durch das wir seinen Ruf vernehmen. Wir liegen in seinen Händen, wie der Ton in des Töpfers Hand, und seine Gnade macht aus uns ihr Gefäß durch ihre schöpferische Herrlichkeit. Deshalb sind wir Christi eigen, weil er uns erkauft, erworben und gewonnen hat, daß wir ihm gehören. Das ist Gnade, Gottes selbsteigner Wille, Gottes selbsteigenes Werk. Und dazu soll uns die Gnade berufen haben, dazu Gott sich unsrer angenommen haben, damit wir Böses tun? Niemand kann diesen Gedanken fassen; er ist so dunkel, so närrisch, daß er in keinen Menschen hineingeht, es sei denn, daß wir uns Gewalt tun und es so machen, wie der Text es sagt: „zänkisch werden und der Wahrheit nicht gehorchen, wohl aber der Ungerechtigkeit". Paulus darf jeden unter uns fragen: weist du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße ruft, daß Gott deshalb gegen dich gut ist, damit du das Böse lassest? und wir sagen alle von Herzen: ja gewiß, so ist es! Wenn uns Jesus die Herrlichkeit der göttlichen Güte an der Sonne beschreibt, die über Gute und Böse aufgeht, und am Regen, der für Ungerechte und Gerechte niedergeht, wenn er uns die freigebige Hand Gottes zeigt, die alle belebt und begabt, seien sie böse oder gut: können wir zweifeln, ob wir dadurch zur Bosheit oder zur Güte berufen seien? Soll Gott gütig sein gegen mich, damit ich schlecht bleibe? soll er mir seine Sonne schicken, damit ich andre zertrete, verderbe und darob auch

mich ſelbſt zerſtöre? Dazu breitet ſich Gottes Güte über uns aus, damit wir an ihr gütig werden. Gottes Güte zieht uns nicht zum Teufel, Gottes Güte zieht uns zu ihm. Darum iſt in aller Güte Gottes die Befreiung von der Bosheit enthalten und ſeine Gnade ſprengt immer die Ketten, die uns zur Sünde hinziehn. Oder wenn wir wahrnehmen, daß Gott die Welt alſo geliebt hat, daß er ihr den eingebornen Sohn gab: ſollen wir nun fortfahren: Dazu tat er dies, damit wir bequem das Böſe tun, und, ſoweit es an uns liegt, Gottes Willen brechen und Gottes Werk zerſtören? Man kann mit einem ſolchen Gedanken nicht an Jeſus glauben. Oder wenn wir den Höhepunkt der göttlichen Gnade erfaſſen, daß wir gerechtfertigt ſind vor Gott durch den Glauben und haben mit ihm Frieden, weil die Liebe Gottes in unſre Herzen ausgegoſſen iſt durch den heiligen Geiſt: wollen wir daraus ableiten: Gottes Recht ſei zerbrochen und gelte uns nicht; wir, die alſo Begnadeten, wir dürften das Böſe tun? Gottes Geiſt kehrt als der Zeuge der göttlichen Liebe bei uns ein, als der, der uns lieben macht, und hat mit Bosheit nichts gemein. Darum, l. Fr., wollen wir, die wir uns nach dem Namen Chriſti nennen und uns ſeiner Gnade rühmen, uns ſelbſt niemals von dem Wort ausnehmen: „Trübſal und Angſt über jeden Menſchen, der das Böſe tut“.

Oder wollen wir uns auf Gottes Verzeihen berufen? Ja, Gott verzeiht. Zwar iſt es unbegreiflich, ein undurchdringliches Wunder; ein Menſchenmund ſträubt ſich, es auszuſprechen; denn es iſt zu groß für unſer Glauben und zu hoch für unſer Verſtehen. Dennoch iſt es ſo: Gott verzeiht, macht Sünde nichtig, begräbt die Schuld, ſpricht den Gottloſen gerecht und hat, — denkt doch, wie wunderbar! — dich und mich lieb. Wozu? Dazu, damit wir ſagen: zum Dank für dein Verzeihen fahren wir fort das Böſe zu tun? Seht, daß man mit ſolchen Gedanken ſtreiten muß, das zeigt, wie dick der Nebel dem Menſchen im Kopf und im Herzen

ſitzt, und wie unentbehrlich uns Jeſus iſt, daß wir immer wieder vor ihm auf die Kniee müſſen, um ihm für ſein Wort zu danken, für jene Kinderworte, die aber voll von der Wahrheit Gottes ſind. Wir haben einen Fürſprecher bei dem Vater, wenn wir ſündigen, der gerecht iſt und uns Vergebung darreicht, wahrhaftes und göttliches Vergeben, das uns geſund macht und nicht krank läßt, uns aufrichtet und nicht fallen macht. Wozu? Damit wir nicht ſündigen. „Simon", ſagte der Herr zum Phariſäer, „ich habe dir etwas zu ſagen. Ein Gläubiger hatte zwei Schuldner; der eine ſchuldete ihm fünfzig, der andere fünfhundert Groſchen, und beiden erließ er die Schuld. Welcher von beiden wird ihn am meiſten lieben?" Damit hat er ausgeſprochen, weßhalb er verzeiht und was er mit ſeinem Vergeben ſchafft. Anders haben wir ihn nicht zu unſerm Fürſprecher als ſo, daß wir begreifen, wozu er uns verzeiht, daß er uns damit aus unſrer Bosheit heraus ins Lieben zieht und unter das für alle gültige Recht Gottes ſtellt, und zwar ſo, daß wir nun daran nicht unſer Verderben, ſondern unſer Leben haben, deßhalb weil er verzeiht.

Oder dürfen ſich die andern von unſerm Satz ausnehmen, die, die draußen ſind, und ſagen: wir dürfen Böſes tun, weil wir den Weg zum Chriſtentum nicht finden und Jeſus uns nicht verſtändlich iſt und wir nicht an ihn zu glauben vermögen; wir merken auch nichts von Gott, ſondern ſehen die Natur und ſonſt nichts? Geht aber die Grenze, die das Böſe vom Guten ſcheidet, damit wirklich für ſie unter? Kann ſie verſchwinden, ohne daß wir an uns Gewalt üben, zänkiſch ſind und uns dem widerſetzen, was als Gewißheit in unſern Geiſt hineinſtrahlt und den Gehorſam dem verweigern, wovon wir doch wiſſen, daß wir ihm Gehorſam ſchuldig ſind? Keine Unwiſſenheit, keine Verwirrung, kein ſchlechter Unterricht, nichts, was uns verführen und berücken will, entbindet uns von der Regel: Trübſal und Angſt über jeden Menſchen, der das Böſe tut. Am Wege zum Böſen ſteht immer wieder die

Warnungstafel: dahin gehſt du nicht; das tuſt du nicht. Dieſes Wiſſen entſteht nicht erſt auf einer beſondern Höhe der Bildung, verlangt auch nicht einen beſondern Grad der Theologie oder des Unterrichts, ſondern das iſt das tiefſte und feſteſte Band, mit dem uns Gott inwendig zu ſich wendet. Hier entſcheidet ſich unſer Verhältnis zu Gott und damit auch unſer Zugang zur Wahrheit oder unſre Entfernung von ihr. Wenn wir das Böſe zu tun imſtande ſind, verfinſtert ſich auch das Auge und das Herz wird dürr.

Aber auch das zweite Wort ſteht für uns alle ohne Ausnahme in Geltung und beſchreibt uns, wie Gott in gerechter Gleichheit mit uns allen fährt: Preis und Ehre und Friede für jeden Menſchen, der das Gute tut. Wer iſt hier geneigt, für ſich eine Ausnahme zu verlangen? Sollten wieder wir hiezu Luſt haben, wir, die Gläubigen, eben deshalb, weil wir gläubig ſind? Wollten wir etwa ſagen: Gott ſei Dank! er hat mir das Glauben geſchenkt; inwendig iſt er mir nah, deutlich und gewiß, ſo daß ich mich auf ihn verlaſſe; ich habe den Weg zum Heiland gefunden und ſeine Hand erfaßt; das iſt es ja, wozu er mich beruft und was ihm gefällt und nun — was kommt nun? nichts? Täuſchen wir uns nicht: es gibt kein Anſehn der Perſon bei Gott. So lange die Welt ſtand, hat es noch nie einen Günſtling Gottes gegeben, noch wird es einen ſolchen geben, dem Gott verſtattete, daß er das Gute nicht zu tun brauche, weil er ihm auch ohne das ſo nah, ſo vertraut und verbunden ſei. Warum iſt das unmöglich? Wenn wir uns ſo auf unſer Glauben ſtützen und Gott mit unſerm Glauben abfinden wollen, ſo hört ja das Glauben auf. Wie könnten wir vor Gott treten und ihm ſagen: das zu tun, was gut iſt, das mag ich nicht, aber glauben will ich wohl? Ich will nicht davon reden, wie es ſein wird, wenn wir vor Chriſto ſtehen, dort, wenn er in der königlichen Herrlichkeit vor uns erſcheint, ob wir wohl dann noch den Mut haben,

ihm zu ſagen: ich habe freilich niemand gedient, und nichts Gutes getan, aber ich war ein Glaubender! Laßt uns vielmehr zum Gekreuzigten gehn, laßt uns ihm ins Auge ſchauen, ihm, dem Sterbenden. Wollen wir ihm ſagen: Gutes tun mag ich nicht, gehorchen will ich nicht, aber glauben? Wir müßten ja ſchamrot werden und das Gewiſſen würde uns ſagen, daß der Herr in ſeiner Heilandsmacht uns dazu gegeben iſt, damit wir das Böſe meiden, daß er mit ſeiner Kreuzesgnade dazu bei uns iſt, damit Gottes Preis, Ehre und Friede uns zu teil werde, weil wir das Gute tun.

Oder dürfen ſich die andern ausnehmen und etwa ſagen: „Gutes tun, das ſollte unſre Ehre ſein? darauf ſollte Gottes Preis und Friede liegen? Iſt nicht Bildung ein ungleich größerer Beſitz? Wer geſcheit iſt, der hat es getroffen; oder wer Kunſtverſtand hat, wenn wir uns ſelbſt den Genuß am Schönen zu verſchaffen wiſſen, oder gar ihn andern zu ſpenden imſtande ſind; was kann neben ſolchen Vorzügen ankommen auf das, was wir tun?“ Was ſind aber alle dieſe Dinge, wenn ſie uns nicht zu Tätern des Guten machen? Was hilft uns alles Sammeln von Gedanken, alle Ausbildung unſerer Anlagen, Menſchen- und Weltkenntnis und Verſtändnis für die Natur, wenn wir das, was wir ſammeln, nicht zu verwenden wiſſen? Wir können uns nicht auf unſre Gedanken ſtützen, als wären ſie unſer Beſitz und unſre Ehre, wenn gleichzeitig unſer Tun für die andern ein Quell des Unheils wird, und unſer Werk ihnen nicht nur nicht dient, ſondern ſie verdirbt. Unerſchütterlich ſteht vielmehr ein und derſelbe Rechtsſatz über allen: Gott iſt für jeden, der das Gute tut.

Vielleicht gibt es aber noch einen ganz bequemen und klugen Ausweg. Böſes tun iſt immer anrüchig; man ſcheut ſich davor; Gutes tun greift an und ſchmeckt der Trägheit und dem Eigennutz nicht. Liegt nicht dazwiſchen vielleicht eine hübſche Mittelſtraße: wir tun gar nichts? Nun kann man

freilich vielleicht lange Jahre vertändeln und mit Scherz und Nichtigkeiten ausfüllen, so daß man mit einigem Recht sagen kann: nichts ist geschehen, nichts Gutes, aber auch nichts Schlechtes. Jedoch daß das nicht für immer geht, dafür sorgt Gott. Seine Regierung ordnet es so, daß jeder seine Arbeit leisten muß, und an jeden die Stunde kommt, wo es heißt: sieh, hier habe ich für dich eine Pflicht; willst du sie tun? willst du sie nicht tun? Es hat eine ernste Gefahr bei sich, sich auf das Nichtstun zu verlegen; denn so wird uns die Pflicht, wenn sie einmal kommt, ganz besonders schwer. Die Gefahr wird dadurch groß, daß wir dann das Böse tun. Einmal: „wer da weiß Gutes zu tun und tut es nicht, dem ist es Sünde". Sodann: auch das Vollbringen des Guten muß gelernt und geübt werden. Durch Übung stärken wir unsre Kraft, und wir schwächen sie, wenn wir unsre Zeit leer verlaufen lassen. So kann uns die Pflicht überfallen, wie ein gewappneter Mann; wir sind nicht gerüstet und unfähig und tun das Böse, und empfangen nun nicht Gottes Preis, Ehre und Frieden, sondern die Trübsal und die Angst.

Nun stellt aber Gott auch Unterschiede mit dem Walten seiner Gnade und mit dem Vollzug seiner Regierung zwischen uns her. Das Recht Gottes besteht nicht in einer einförmigen, armseligen Gleichmacherei. Eine unendliche Fülle des Gebens und Liebens tritt uns in seinem Regiment entgegen; er ist unerschöpflich im Reichtum seiner Führungen. Der wesentlichste und innerlichste Unterschied, der zwischen uns besteht, ist derjenige zwischen der Gemeinde Jesu und der Welt, zwischen denen, die Christus in seine Schar berufen hat, und denen, für die er noch keine Bedeutung gewann, womit derjenige Gegensatz erneuert und vertieft ist, den Paulus vor sich hatte, indem er sowohl vom Juden, als vom Griechen spricht. Jenem sagt er: vornehmlich gilt dir Gottes Recht. Die gerechte Gleichheit, die Gott durchführt, verschwindet unter diesen Unterschieden nicht, sondern erhält sich in allen

ſeinen Wegen. Aber ſein Recht wächſt, je reicher ſeine Gnade ſich offenbart; es gilt um ſo feſter, je inniger er ſich mit uns verbindet und je näher er uns im Glauben an ſich zieht. Dem Glied der geheiligten Gemeinde iſt geſagt: tuſt du das Gute, ſo darfſt du vornehmlich darauf hoffen, daß Gottes Preis und Ehre und Friede bei dir ſind; tuſt du das Böſe, ſo haſt du vornehmlich darauf zu zählen, daß Ungnade und Zorn auf dich fallen und Trübſal und Angſt dir bereitet ſind. Wir dürfen ohne Bedenken dieſes „vornehmlich“ hinüber nehmen auf uns ſelbſt, auf uns, die wir heute in der Kirche Chriſti ſtehn.

Erwägen wir auch nur das Eine: wie viel uns damit gegeben iſt, daß unſer Auge nicht einzig die Dinge und die Menſchen ſieht, ſondern über ihnen den ſchaut, der ſie gemacht hat und regiert, daß uns in Chriſtus Gewißheit Gottes und Gewißheit ſeines Willens zu teil geworden iſt, wodurch wir über unſer armes Ich hinaufgehoben ſind. Welch eine Ausrüſtung und Befähigung zum Tun des Guten liegt auch nur in dieſer einfachen, fundamentalen Wahrheit, auf die unſer Chriſtenſtand gegründet iſt. Darum ſollen wir es beſonders freudig und dankbar erfaſſen, daß Gott Preis, Ehre und Frieden zu allem fügt, was wir im Aufblick zu ihm und in ſeiner Leitung tun.

Wir haben aber nicht nur einen beſondern Grund der Freudigkeit, das Gute zu tun, ſondern wie reich ſind wir dafür dadurch ausgeſtattet, daß uns Gott auch ſeine geiſtliche und himmliſche Gabe verliehen hat, ſo daß wir nicht bloß für den Leib und etwa noch für den Kopf der Leute zu ſorgen wiſſen, ſondern Gaben für ſie haben, die ewigen Wert beſitzen und in das Inwendige der Menſchen hineinwirken, und ihnen bieten, was ihnen dort Not tut und Hilfe bringt. Da gilt: vornehmlich wird Preis und Ehre und Friede mit denen ſein, die im Dienſt der Gnade Gottes als das Werkzeug ſeiner berufenden und heilenden Liebe das Gute tun.

Aber auch das andre „vornehmlich“, jenes, das mit der Trübsal und der Angst verbunden ist, gilt der Christenheit. Denn je größer unsre Erkenntnis ist, desto tiefer ist der Fall; je reicher die Gnade, desto schwärzer wird der Verrat, und je fester Gottes Treue uns umfaßt, desto schwerer ist die Schuld dessen, der sie bricht.

Bei der Erwägung unsers Texts muß sich das Wort des Psalmisten uns aufs neue erprobt haben: „Die Rechte des Herrn sind wahrhaftig, köstlicher als Gold und viel feines Gold, süßer als Honig und Honigseim“. Erst mag es uns gefröstelt haben, wenn wir hören, wie der Apostel ohne Ausnahmen und Hintertüren uns alle unter Gottes Recht stellt, jede Aussicht auf Parteilichkeit uns abschneidet und uns allen erklärt: ihr werdet Gott finden je nach eurem Werk, für euch, wenn ihr das Gute tut, wider euch, wenn ihr das Böse tut. Wenn wir aber in den Text hineinsehen, so nehmen wir auch hier Gottes Herrlichkeit und Anbetungswürdigkeit wahr. Wie könnte denn Wahrheit und Ernst in unser Verhältnis zu Gott kommen, wenn er wirklich parteiisch wäre, und was wäre das noch für eine Gnade, wenn sie mit ungerechter Gunst vermengt wäre? Wie könnten wir an ihn glauben, wie uns auf ihn verlassen, wie ihm mit willigem Herzen gehorchen, wenn wir nicht wüßten: er steht fest und hat einen unerschütterlichen Willen, der in aller Mannigfaltigkeit seiner Berufung und Führung derselbe bleibt, eine nie schwankende Gerechtigkeit für alle. Das ist das Fundament unsrer Gewißheit, der Eckstein unsres Glaubens, der Quell unsrer Freudigkeit zu Gottes Dienst. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Reminiscere.

(11. März 1906.)

Jakobus 1, 2—12.

Sonntag Reminiscere.

(11. März 1906.)

Jakobus 1, 2—12.

Durch dieſes Wort des Apoſtels tröſtet uns Gott, ſo, wie Gott tröſtet, nicht mit weinerlichen oder zuckerſüßen Worten, die uns nur weichlich und feige machen. So tröſtet Gott nie, ſondern er hat einen kraftvollen und tapfern Troſt für uns: Haltet es für lauter Freude, wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet. Gott ſchont unſre Weichlichkeit nicht; in den Kampf müſſen wir hinein; die Anfechtung kommt, nicht nur ein einzigesmal, nein! immer wieder. „Mancherlei Anfechtung“ faßt uns an, und ſie erſchüttert uns bis in unſere Tiefen hinein; denn ſie wird uns zur Verſuchung, mit der wir ringen. Dennoch trotz der ſchweren Gefahr, die an der Anfechtung hängt, und trotz des ſtarken und peinlichen Druckes, mit dem ſie uns wehtut, haltet es für ganze, ungetrübte Freude, wenn euch Gott zum Kampf beruft. Warum? Ihr dürft ja glauben, und der Glaube wird durch die Anfechtung bewährt, und der bewährte Glaube ſchafft Geduld, und die Geduld arbeitet, ſo daß ſie ein ganzes Werk herſtellt, und mit dem ganzen Lebenswerk entſteht der fertige, reife, ganze Menſch, nicht ein Krüppel, nicht ein Schwächling, ſondern ein fertiger Mann, wie ein ausgewachſener Menſch reif und vollendet iſt und keines ſeiner Glieder entbehrt. Das iſt der Segen und Gewinn, den uns der Kampf des Lebens bringt, und das iſt für uns ein guter Troſt, da wir in einer verſuchungsreichen Zeit leben. Darüber dürfen wir uns, l. Fr., nicht täuſchen. „Kampf überall bringt uns das Leben auf Erden“; ſo ſang man ſchon längſt, aber für uns

trifft der Vers mit besonderem Ernst zu. Unsre jungen Leute haben einen schweren Kampf zu bestehen, wenn sie die Keuschheit sich retten wollen; die Versuchung zur Unkeuschheit drängt sich von allen Seiten an uns heran. Die Versuchung, die am Geld hängt, muß für viele unter uns gegenwärtig sehr schwer sein; sonst würde uns nicht jede Zeitung von solchen berichten, die wieder dieser Versuchung erlagen und zu ehrlosen Betrügern geworden sind. Der Kampf um den Glauben ist heute ebenfalls eine ernste Sache; es wird uns bequem gemacht, gottlos zu sein und Christum zu verachten. Wir alle müssen uns tapfer und entschlossen wehren, wenn wir Gott im Glauben verbunden bleiben wollen bis zum Schluß. Anfechtung haben wir wahrlich genug, also auch Freude genug von der Art, von der Jakobus spricht, Gelegenheit genug, einen bewährten Glauben zu gewinnen und eine starke Geduld zu erhalten, Hilfsmittel genug, damit wir ganze Leute werden.

Wir haben aber gegen diesen Trost Einreden im Herzen und diese kennt auch der Apostel. Mit der Weisheit, die der Geist Gottes gibt, hat er zwei der schwierigsten und tiefsten Einreden, mit denen wir uns feig und schwächlich machen, erwogen, beleuchtet und widerlegt. Wir werden im Blick auf die Schwachheit unsers Verstands weich. Wer aufrecht und gerade durch das Leben kommen soll, muß Weisheit haben; denn er muß den rechten Weg erkennen und wählen. Dazu braucht er Verstand, ein helles Auge und einen klaren Blick. Aber haben wir diese? Irren ist menschlich; Leute, die einen so schwachen Kopf wie wir haben, müssen fehltreten und gehen notwendig irre. Dazu kommt ein zweiter Gedanke, der ebenso schädlich ist und unsern Mut zum tapfern Kampf schmälert: ich bringe es dann nicht so weit wie die andern; ich bereite mir Nachteile für mein Fortkommen; ich leide Schaden; es kostet mir Opfer an Geld, an Ehre und Glück.

Dem ersten Gedanken antwortet Jakobus: wer unter euch die Weisheit, die er braucht, nicht hat, der bitte Gott

und ſie wird ihm gegeben werden. Dem zweiten antwortet er: der Bruder, der niedrig iſt, der rühme ſich ſeiner Höhe.

1.

Der erſte Rat des Apoſtels mag uns vielleicht faſt lächerlich erſcheinen: wenn wir uns nicht zu raten wiſſen, und merken, daß unſre Einſicht nicht ausreicht, dann ſollen wir beten? Ja, macht denn Beten verſtändig? Iſt das nicht ein ganz verkehrter Rat? Was würden denn die, die den Rat des Apoſtels lächerlich finden, demjenigen raten, der der Weisheit entbehrt? Ich denke, ſie würden ſagen: mache deine Augen auf; das hilft mehr als Beten. Dieſer Rat: macht die Augen auf, iſt vortrefflich; da ſind wir alle mit ganzem Herzen dabei, und gerade der, der nach dem Wort des Apoſtels handelt und, wenn er die Weisheit nicht hat, zu Gott kommt und ſie von ihm erbittet, der läßt ſich dieſen Rat mit Freuden geben. Er begehrt ja gerade von Gott das offene Auge, und will nicht mit verſchlafenen und verträumten Augen durch das Leben gehen. Er erbittet von Gott den klaren Gedanken, das verſtändige Urteil und den richtigen Entſcheid. Schon das, daß einer merkt, die Weisheit fehle ihm, zeigt, daß er die Augen offen hat. Die, welche verſchlafene Augen haben, merken bei aller Torheit dennoch nicht, daß ihnen die Weisheit fehlt. Aber wir kommen mit dem Rat: mache deine Augen auf! nicht aus. Einmal iſt es ſchon eine recht ernſte Sache, ſeine Augen aufzubringen und ſie wirklich offen zu haben. Das iſt nicht ſo einfach, ſo daß man uns bloß mahnen könnte: öffne deine Augen, und nun hätten wir ſie ſchon offen. Denn es liegt vieles auf unſerm Blick wie ein dicker Schleier, ſo daß wir oft ſchwer dazu kommen, die Leute und die Dinge richtig anzuſehn und ſcharf und deutlich wahrzunehmen, was um uns her geſchieht und was wir zu tun haben. Und wenn wir die Augen offen haben: wer von uns hat noch nicht erlebt, daß wir keines-

wegs allwiſſend ſind und unſre Scharfſichtigkeit nicht weit reicht und wir häufig ratlos ſind, auch wenn wir uns redlich bemühn, die Sehkraft, die Gott uns gab, zu brauchen? Es wäre ein ſchlechtes Zeichen für unſre Verſtändigkeit, wenn wir noch nie erlebt hätten, daß wir auch mit offenen Augen ratlos daſtehen und nicht ſehen, was der richtige Weg für uns ſei, und der Weisheit ermangeln.

Wenn wir ſie entbehren: Gott hat ſie. Bittet ihn, ſagt Jakobus. Welch ein einfacher Rat! Sollte der, der das Auge gemacht hat, nicht ſehen, der, der uns den Verſtand gegeben hat, ihn nicht leiten und mit ſeinen Gaben füllen können? „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn", ſollte der nicht im Stande ſein, auch den Lauf unſrer Gedanken zu ordnen und uns den guten und richtigen Willen zu geben? Oder iſt etwa unſer Inwendiges für Gott verſchloſſen und unzugänglich? Steht nicht das, was inwendig in uns geſchieht, in ſeinem hellen Blick? Iſt es nicht jederzeit erreichbar für ſeine alles durchwaltende Hand? Reicht nicht ſeine Gnade ebendahin, wo der Herd unſers Lebens iſt, und die entſcheidenden Dinge, die unſer ganzes Leben beſtimmen, vor ſich gehn? Sollen wir Gott zutrauen: ein krankes Bein könne er heilen, aber nicht unſern närriſchen Kopf? Sollen wir von ihm erwarten, daß er zwar unſer Schickſal ändere, die Lage, in der wir uns befinden, und die Dinge, um die ſich unſer Intereſſe dreht; dagegen könne er unſer Herz nicht bewegen, unſer Auge nicht ſtark und klar und unſern Willen nicht rein und recht machen?

Allein ſo einfach unſer Wort iſt, jedesmal, wenn es wieder verleſen werden muß, tritt es als eine nagelneue Wahrheit an uns heran. Es ſteht nun ſchon 1800 Jahre im Neuen Teſtament und iſt auch heute noch für uns eine Ueberraſchung. Lieber laufen die Leute zu den unſinnigſten Ratgebern und Beichtvätern, zu jedem religiöſen Pfuſcher, als daß ſie zu Gott kämen und ſagten: ich habe Weisheit

nötig; bitte, gib ſie mir! Lieber erwarten und erbitten ſie ſich Zeichen, fallen auf die Knie und ſagen z. B.: „jetzt ſchlage ich die Bibel auf und der Spruch, den ich treffe, muß gelten“, lieber, als daß ſie ſagen: ich brauche einen klaren Gedanken, ein richtiges Urteil, Weisheit; du haſt ſie und gibſt ſie gern; reiche mir dar, was ich nötig habe, damit ich klar ſehe und richtig entſcheide. Und am häufigſten tappen wir in ſorgloſer Torheit drauf los, einerlei was geſchieht.

Er bitte im Glauben. Seht! da liegt die Schwierigkeit, weshalb das Wort des Apoſtels uns immer wieder überraſcht, ſo einfach es iſt. Zum Bitten gehört natürlich Glauben. Ich kann doch Gott nicht bitten, wenn ich Verdacht und Argwohn gegen ihn im Herzen habe. Ohne Glauben zu bitten, iſt Sünde. Ein ſolcher Menſch, ſagt Jakobus, meine nicht, daß er etwas vom Herrn empfangen werde.

Iſt es nicht merkwürdig, daß wir Gott viel leichter zutrauen: er regiere die Welt, als er regiere uns, unſre Gedanken und Entſchließungen? daß es uns leichter wird zu glauben: er bereite uns unſer Schickſal und ändere die Dinge, als, er wende uns mit ſeiner Gnade aus der Bosheit in die Weisheit und ſtelle uns auf ſeinen Weg und führe uns an ſeiner Hand? Woher das kommt, deutet uns unſer Text durch die Worte an, mit denen uns Jakobus zum Bitten ermuntert: „Gott gibt einfältiglich, gern, ohne Hintergedanken, und er ſchilt dich nicht, rückt dir nichts vor; du darfſt zu ihm kommen, ohne zu fürchten, er ſchelte dich aus“. Wenn wir mit Gott über unſer Schickſal reden, haben wir immer noch die ſtille Hoffnung: „in das, was in mir ſelber iſt, ſchauſt du nicht hinein; das iſt der verborgene Winkel, der unter meiner Obhut ſteht und in den du nicht hinein darfſt“. Das iſt natürlich ein törichter Gedanke, aber wir haben ihn doch. Wenn wir aber um Weisheit bitten, müſſen wir ſelber zu Gott heran. Davor haben wir Angſt, ſelbſt in Berührung mit Gott zu kommen und ſelbſt in die Gemein-

ſchaft mit ihm zu treten. Denn wir wiſſen, daß wir vieles in uns tragen, was wir nicht Gottes Werk und Gabe heißen dürfen. Darum wendet ſich der Blick des Menſchen auch im Gebet ſtets nach außen. Und doch iſt der Glaube uns dazu gegeben, damit wir ſelber an Gott angeheftet und Gott zugewendet ſeien, damit es für uns Gemeinſchaft mit Gott gebe, indem ſeine Gnade und Gabe in unſer Inwendiges hineintritt, erleuchtend, heiligend, Leben ſchaffend, das aus Gott iſt. Darum iſt es des Glaubens erſter und nächſter Erweis, daß wir das, was uns inwendig fehlt, vor Gott bringen und, wenn es uns an Weisheit fehlt, ihm ſagen: ſchaffe du Licht in mir, du Geber aller Wahrheit, du, der rechte Führer, an deſſen Hand wir nicht irre gehn.

Die andern, die den Glauben nicht haben, ſagen: ſo würden wir hoffärtig; ſchließlich falle es uns noch ein, unſere Gedanken für Offenbarungen Gottes auszugeben, und zu behaupten: er habe uns unſre Entſchlüſſe eingegeben; ſo käme ja erſt recht Narrheit zu ſtande, weil wir ſo unſern Eigenſinn und Eigenwillen hartnäckig feſthalten und ſogar noch mit Gottes Namen zieren wollten. So ſpricht man aber nur aus der Ferne, wenn man ſelbſt die Sache nicht kennt und ſie darum auch nicht richtig beſchreiben kann. Der Glaube, von dem Jakobus ſpricht, iſt tief demütig. Wenn es dazu kommt, daß wir unſern Eigenſinn mit Gottes Namen verherrlichen, dann hat uns jener Glaube, der Gott um die Weisheit bittet, gefehlt. Wozu uns der Apoſtel ermahnt, das iſt ja gerade das, daß wir nicht uns, ſondern Gott für weiſe halten, uns nicht auf uns verlaſſen, ſondern auf ihn, und nicht befehlen, ſondern bitten. Auch mit dem, was als Erhörung unſrer Bitten uns zu teil wird, können wir nie groß tun, und nie damit uns ſelber zieren. Denn die Erhörung unſrer Bitten führt uns nie aus dem Glauben heraus und über ihn hinauf, ſondern wird uns dazu gegeben, damit wir im Glauben zu bleiben vermögen. Derjenige, der Gott im

Glauben um Weisheit gebeten hat, handelt nun mit dem, was ihm inwendig an Einsicht gegeben ist, und stellt den Ausgang Gott anheim, und Gott wird dafür sorgen, daß er nicht zu schanden wird.

Im Gegenteil, die andern, die sich der Bitte schämen, sind die hoffärtigen Leute. Sie muten Gott gerne zu, daß er Mißgeschick von ihnen fern halte, daß keine bösen Zufälle ihre Berechnungen durchkreuzen und ihre Pläne stören; aber für ihre Absichten und Pläne kommen sie selber auf. So denkt der hoffärtige Mensch, obwohl wir oft genug erfahren, daß wir keinen Anlaß haben, auf unsere leeren Köpfe stolz zu sein.

Er bitte im Glauben den, der gern gibt und niemand schilt, und zweifle nicht. Hier sitzt die Not, die viele gegenwärtig schwächt. Wer kennt nicht jenes Menschenherz, auf das das Gleichnis unsers Textes paßt, daß es „der Meereswoge gleich sei, die vom Wind getrieben und gewebt wird", immer hin und her, auf und ab in beständigem Schwanken. Es möchte wohl, will aber nicht, sagt ja und nein im selben Augenblick, ist jetzt voll von sich und gleich darauf an sich verzweifelt. Jetzt hängt es sich an die Menschen und verachtet sie gleichzeitig, jetzt betet es und schilt gleichzeitig Gott, er sei nichts und tot und höre nicht. Da hat jener Trost, den uns Jakobus für die Anfechtung gewährt, freilich keine Anwendbarkeit. Es kann aus ihr keine Freude werden, wenn kein Glaube da ist, der durch sie bewährt werden kann; so entsteht auch nicht Geduld aus ihr, sondern Ungeduld, und kein ganzer, sondern ein gebrochner Mensch.

Wer heilt uns von dieser Not? Wie lernt ein Mensch, der wie eine Meereswoge schwankt, stehen? Wer ist der Helfer, der uns vom Zweifel erlöst, vom Zweifel an Gott? Denn das ist der schwere Zweifel, der den tötenden Frost in unsre Seele bringt. Siehe, ich verkündige euch große Freude: Christus ist geboren, der Retter vom Zweifel, er,

der uns glauben macht, der, an welchem wir sehen, daß Gott für uns sorgt, wie ein Vater für seine Kinder, nicht nur für das, was uns auswendig berührt, sondern für das, was wir inwendig sind, so daß er sich um den Gang unsers innern Lebens bekümmert, und eine Gnade für uns hat, die uns zur Weisheit wird, wenn wir sie nicht haben, und zur Gerechtigkeit, wenn sie uns fehlt, und zur Kraft, die in unsrer Schwachheit wirksam wird.

2.

Es giebt aber noch eine zweite Schwierigkeit, die wir zu überwinden haben, bis wir mit dem Apostel fröhlich sagen können: im Kampf des Lebens liegt Segen und aus der Anfechtung wird Freude. Wir sind schlecht dazu ausgerüstet, um an uns den Trost des Apostels zu erfahren, so lange der niedrige Bruder, wie ihn Jakobus nennt, im Blick auf seine engen Verhältnisse und seine ärmliche Lage weich und niedergeschlagen wird. Ein bedrückter Sinn macht uns ungeschickt zum Kampf und für die Versuchung zugänglich. Dasselbe gilt in seiner Art auch vom Reichen, der sich im Blick auf seinen Vorzug mit hoher Zuversicht und Einbildung anfüllt. Auch das macht nicht stark gegen die Anfechtung.

Die Weise, wie wir mit einander verkehren, und wie unser öffentliches Leben eingerichtet ist, verschärft diese Schwierigkeit außerordentlich. Den „niedrigen Brüdern“ bringen wir es in unserm Verkehr beständig in Erinnerung: du hast nichts und giltst nichts. Es wird für den Niedrigen schwer, vernünftig zu bleiben, wenn jedermann mit ihm unvernünftig umgeht, schwer, tapfer zu sein, wenn jedermann auf ihn drückt. Und dasselbe widerfährt auch unsern Reichen, denen jedermann sagt: ihr seid unendlich bevorzugt und äußerst glückliche Wesen. Da ist es auch schwer, nüchtern und besonnen zu bleiben, und einen wachen Kopf zu behalten, der den Wert des Geldes richtig schätzt, wenn jedermann um uns her denselben überschätzt.

Darum mahnt Jakobus: der Bruder, der niedrig ist, rühme sich; er lasse sich nicht weich machen und zertreten, er habe einen hohen Mut und hebe seinen Kopf, und gehe gerade, nicht krumm. Er rühme sich seiner Höhe.

Was hat denn ein niedriger Bruder für eine Höhe? Er ist dadurch auf eine Höhe gestellt, daß er Gott glauben, und in den Kampf des Lebens mit der Zuversicht des Sieges treten und aus jeder Anfechtung Freude ziehen darf; er steht hoch dadurch, daß er geduldig wird und sein Werk ganz macht und ein fertiger Mann wird; hoch dadurch, daß er zu Gott kommen und ihn um all das bitten darf, was ihm fehlt, ihn, der reicher ist als alle Welt. Solcher Höhe sollen wir uns freuen, nicht uns schämen; dafür sollen wir danken, nicht uns grämen. Und das empfangen wir, auch wenn wir nichts von jenem Flitter haben, mit dem die Reichen sich schmücken. Das Haus des niedrigen Bruders ist kein Palast, und doch das Beste, was auf Erden stehen kann, ein Kirchlein Gottes, Gott geheiliget. Der niedrige Bruder hat wenig Welterfahrung, hat aber die größte Erfahrung gemacht, die, wie Gott einen Menschen zu sich zieht. Er kennt sich in den Büchern nicht aus, und ist doch weiser als viele unsrer verbildeten Gebildeten und verkehrten Gelehrten: darum weil er weiß, daß er nicht weise ist, und weiß, daß Gott weise ist, und daß er zu ihm kommen und bitten darf und dies nicht umsonst.

Wir haben alle, l. Fr., in dieser Hinsicht gegenwärtig eine ernste Pflicht auf uns; denn das Trostwort Gottes, das uns von jeder Versuchung verspricht, daß wir sie überwinden können, ermächtigt keinen, andre in die Versuchung zu führen, ebensowenig als jemand seinetwegen in die Versuchung laufen darf. „Wenn ihr in mancherlei Anfechtung fallet“, dann verheißt uns Gott den Sieg, nicht wenn wir uns in sie hineinstürzen. Ebensowenig darf uns die Verheißung sorglos machen, wenn wir andre in die Versuchung führen. Wir haben aber gegenüber den niedrigen und geringen Gliedern unsrer

Gemeinde hier noch viel zu lernen, damit wir sie nicht dadurch in Versuchung bringen, daß wir mit unserm Luxus und den Vorteilen, die das Geld gewährt, großtun und ihnen es empfindlich vorhalten: ihr habt eigentlich das Beste am Leben nicht. Alle jene Gaben, die Geld und Gut gewährt, sind freilich wunderhübsch, wie die Blume des Felds, von der Jakobus sein Gleichnis nimmt. Wer freut sich nicht ihrer? Wir erwarten wieder mit Freuden den Frühling und werden den herrlichen Schmuck des Felds aufs neue bewundern. Ebenso liegt viel Genuß und Schönheit in dem, was Geld und Gut gewährt. Allein die Blumen welken, und wir sollen uns nicht stellen, als ob der Blumenschmuck des Lebens sein bestes, echtes Kleinod sei.

Der Apostel hebt unsern Blick höher von dem weg, was der verwelkenden Blume des Feldes gleicht, zur Krone des Lebens. Denen, die Gott lieben, ist sie verheißen. Sie dürfen in jeden Kampf mit der Gewißheit treten: wir haben Gott bei uns. Mit Gott wird jeder Kampf zur Freude. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Palmsonntag.

Abendmahl der Konfirmierten.

(8. April 1906.)

Leidensgeschichte:

Matth. 26, 26—28; Luk. 22, 36—38.

Wenn wir die Kinder, die heute zum erstenmal zum Abendmahl gehen, fragten: habt ihr auch je Mangel gehabt? ihr besaßt ja noch kein eignes Vermögen und hattet keine eigne Kasse zu verwalten, so könnten die meisten unter ihnen, wie die Jünger, so lange sie unter Jesu Fürsorge lebten, sagen: nie keinen! Wenn wir uns nun aber um den Tisch Jesu sammeln, über dem feierlich das Zeichen des Kampfes, das Kreuz, steht und miteinander das Brot und den Becher empfangen, über denen die Worte vom zerbrochenen Leib und ausgeschütteten Blut des Christus gesprochen werden, so tritt es an uns alle heran, daß das menschliche Leben nicht nur fröhlicher Scherz und lustiges Kinderspiel ist, nicht so, als ob nun die Sorge bei uns einziehen sollte; die Sorge hat niemals und in keiner Lage eine rechtmäßige Gewalt über uns. Der Herr hat seine Jünger nicht dazu gefragt: habt ihr, so lange ihr bei mir wart, auch je Mangel gehabt? damit sie nun die Sorge überfalle. „Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln"; das ist eine feste, starke Verheißung Gottes, „je gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort". Dazu hat der Herr seine Frage an die Jünger gerichtet, um ihnen zu sagen: nun braucht ihr ein Schwert; das ist euch jetzt nötiger als alles andere; nun verschafft euch eine gute Wehr und Waffe. Wir sammeln uns darum um den Tisch Jesu, weil uns mit deutlicher und vielfältiger Erfahrung klar geworden ist, daß auch mir eine gute Wehr

und Waffe nötig haben zum aufrechten Stand und zum geraden Gang, und daß uns Christus diese reicht. Als er das den Jüngern sagte, sahen sie sich um, wer von ihnen einen Säbel habe. Zwei konnten sie dem Herrn vorweisen. Aber er hat sie mit ihren Eisen weggeschickt: dergleichen braucht ihr nicht mehr, sondern habt andere Wehr und Waffen nötig.

Vielleicht ist es sogar jetzt, wo wir zu unsrer lieblichen und zugleich ernsten Feier vereinigt sind, für uns nötig, daß wir eine gute Waffe bei der Hand haben, um uns tapfer zu wehren, z. B. gegen schlechte Witze, die sich manchmal schon in den jugendlichen Sinn tief einhacken. Nehmt euch in Acht vor einfältigen Witzen und lästerlichen Gedanken, damit sie euch das Abendmahl nicht stören, nicht als würde euch der Herr deßhalb sofort wegwerfen. Er ist langmütig, geduldig und von großer Treue. Ohne das könnten auch wir Alten nicht zum Abendmahl. Aber es ist schade, wenn wir uns unsern Gang zum Abendmahl beschmutzen. Das erschwert uns den spätern Zutritt zum Tisch des Herrn und bereitet uns die Gefahr, daß wir fern bleiben. Wir brauchen zu allem, was wir tun, ein gutes Gewissen, und es ist schade, wenn wir uns beim Abendmahl das Gewissen krank machen.

Der Herr hat uns sein Mahl gegeben, um uns mit dem auszurüsten, was uns nötig ist. Das tut er erstens dadurch, daß er uns in seine Gemeinde versetzt, und zweitens dadurch, daß er uns die Vergebung der Sünden darreicht.

1.

Auch an den andern Tagen, wenn nur wenige vereinzelt zum Tisch des Herrn kommen, bringt uns derselbe eine wichtige Seite am Heilandsamt Jesu vor die Augen. Es gehört auch zu seinem Werk und Amt, daß er mit jedem von uns besonders spricht und für jeden seine besondere Gnade hat, entsprechend dem Anliegen, das jeden in der Tiefe seiner Seele bewegt, und dem Kampf, den jeder für sich selbst und

allein vor Gott zu führen hat. Wir treten nicht falsch zum Tisch des Herrn, wenn wir alles hinter uns lassen und vergessen, alle Menschen um uns her, und uns allein in die Gegenwart Gottes stellen, um von ihm zu hören, was sein Wille für uns ist, und von ihm zu empfangen, was unsre eigne Seele nötig hat. Aber das Beste und Höchste, was Christus in der Menschheit schafft und uns gibt, ist damit noch nicht ausgesprochen; denn er ist als der Schöpfer und der Herr der Gemeinde Gottes gesendet, und in dieser seiner höchsten Würde als der Herr der Gemeinde Gottes steht er uns heute vor Augen, wo die große Gemeinde um seinen Tisch sich vereint. Wir haben heute viele Hausgemeinden in unsrer Mitte, Eltern mit ihren Kindern, die heute am Tisch des Herrn ihre Verbundenheit mit einander fest machen und vollenden. Und um die vielen kleinen Hausgemeinden her steht die große Gemeinde, ohne die jene nicht bestehen können. Daß wir wahrhaft und innerlich eine Gemeinde bilden, das ist des Herrn Werk. Wie kommt es unter uns zu einer Gemeinde, die in Wahrheit geeinigt und verbunden ist? Wie gelangen wir dazu, daß wir für die großen Rätsel des Lebens dieselbe Antwort haben? Dadurch, daß wir Jesu Wort bewahren und uns durch ihn zum Vater führen lassen. Wie erreichen wir es, daß wir für unsern schwankenden und umgetriebnen Willen alle ein und dasselbe Gesetz haben? Dadurch, daß wir Jesu Willen tun und durch ihn in den Gehorsam Gottes gestellt sind. Wie kommt es dazu, daß wir trotz der mannigfaltigen Wege der Menschen dennoch ein und dasselbe Ziel vor uns haben, nach dem wir in Eintracht streben? Dadurch, daß wir zu Christus kommen und in ihm unser Ziel haben. Er ist der Herr der Gemeinde und hat deßhalb das Vermögen und den Beruf, uns alle zu vereinen um einen und denselben Tisch.

Darin liegt, l. Fr., für uns ein starker Schutz und eine gute Wehr. Es liegt eine unerschöpfliche Wahrheit darin,

daß Jesus den Irrweg der Menschen mit einem verirrten Schaf verglichen hat, das von seiner Herde wegläuft, und darum vom Hirten, das auf einsame Wege sich wagt, und damit auf gefährliche Wege. Für euch, liebe Kinder, handelt es sich zunächst darum, daß ihr die Gemeinschaft mit euern Eltern und den Eurigen allen treu und fest bewahrt, auch in der Fremde. Wenn wir heute am Tisch des Herrn Haus um Haus unsre Gemeinschaft mit einander festmachen, so beruht das auf Gottes Stiftung; das sind heilige Bande. Es liegt ein großer Schutz, auf den keiner verzichten soll und den keiner verachten darf, darin, daß wir diese Bande unzerrissen lassen.

Aber auch die große Gemeinde ist uns unentbehrlich. Dadurch, daß wir das gemeinsame Gebet der Christenheit, Jesu Gebet, das sie alle beten, lernen, dadurch werden wir fromm und dadurch lernen auch wir beten. Dadurch, daß wir die gemeine Regel für alle, das Neue Testament, das für uns alle die eine und selbe Richtschnur ist, bewahren, lernen wir Gottes Willen tun. Dadurch, daß wir uns vom Tisch des Herrn nicht trennen, durch den wir uns zu allen bekennen, die seinen Namen lieb haben, lernen auch wir im Glauben an Gott uns halten und in seinem Reiche stehn. Keiner wird beten lernen, dem das gemeine Gebet aller als leer und gering erscheint, keiner einen gesunden, geraden und gewissen Gedanken über Gott haben, der sein Neues Testament verachtet, keiner zur lebendigen Gemeinschaft mit Gott gelangen, der sich von seiner Gemeinde trennt.

In der Gemeinde ist ihr Schöpfer und Herr die Hauptsache; darum ist auch für unsre Gemeinschaft mit einander unsre Gemeinschaft mit ihm der Hauptpunkt. Die wilde Sucht des Menschenherzens reißt uns auseinander und zersprengt alle Bande. Aber probiere es einmal, ob nicht er sie bändigt, diese wilde Sucht, er, der Träger des Kreuzes, der dich zu seinem Tische lädt. O, all das, was unsre Gemein-

ſchaft hemmt und bricht, werden wir los bei ihm. Das Opfer unſrer Eitelkeit, die Erlöſung vom Götzendienſt mit uns ſelber, die Befreiung von der Blendung durch die Kleinigkeiten und Nichtigkeiten des Lebens, um deren willen wir uns gegenſeitig entzweien und freſſen, all das gibt uns der Herr, indem er uns vor ſich ſtellt und uns ſagt: ſieh doch einmal her! dieſer Leib iſt zerbrochen worden deinetwegen, dieſes Blut iſt verſchüttet worden deinetwegen; warum? damit Gottes Gnade dein eigen ſei. Das überwindet die wilde Sucht.

Wir können darum die Gemeinſchaft mit ihm erlangen, weil er Gemeinſchaft mit uns hält. Es gibt in der menſchlichen Geſchichte nur einen einzigen Vorgang, in dem vollkommene, ganze Gemeinſchaft real und wirkſam wurde, eben jene Stunde, in der das Abendmahl entſtand. Er gab den Jüngern ſeinen Leib und ſein Blut; was konnte er ihnen noch mehr geben? nicht ein Stück ſeiner Habe, auch nicht einige ſeiner Gedanken, nicht ein Andenken an ihn oder eine Kraft, die er aus ſich heraus holte, ſondern ſeinen Leib und ſein Blut: das iſt alles, was er hat und iſt; das iſt er ſelbſt. Da wurde jene Liebe offenbar, die ſtärker iſt als der Tod und ſtärker als die Schuld. In Jeſu Tat entſteht ſie darum, weil er mit ganzer Liebe dem Vater zugewendet iſt, geeint mit ihm. Indem er Gott mit einem ganzen Ja ergreift, erfaßt er auch uns in unerſchütterlicher Treue. Und daß er Gemeinſchaft mit uns hat, das iſt unſre gute Wehr und Waffe.

2.

Alle Gemeinſchaft beſteht im Nehmen und Geben; was reicht uns Jeſus dar und was empfangen wir? Er ſagt es uns mit dem Wort: das iſt das Blut des neuen Teſtaments für viele vergoſſen zur Vergebung der Sünden. Das iſt Jeſu Gabe, die er für uns erworben hat und uns ſpendet; das empfangen wir aus ſeiner Hand. Dadurch baut er uns

die ſichre Burg und verleiht uns die Waffe, die uns im Kampf des Lebens den Sieg verſchafft.

Ohne die Vergebung der Sünden geht das Menſchenleben abwärts, von Sünde zu Sünde, von Fall zu Fall, von Jammer zu Jammer. Ohne die Vergebung der Sünden wären wir in unſern böſen Willen gefangen und kämen nicht los von ihm. Durch die Vergebung der Sünden wendet ſich, was fällt, empor in die aufwärts führende Bahn. Durch die Vergebung der Sünden werden wir frei von unſrer Vergangenheit und eine Zukunft wird uns wieder aufgetan. Durch die Vergebung der Sünden wird die Saat zertreten, die wir ſtreuten, und ein neuer Boden uns gegeben zu guter Saat. Wir haben ſie ſo nötig, wie das Brot. Darum ſpendet ſie uns der Herr.

Ohne die Vergebung der Sünden würden wir niemals fromm, hätten nur Angſt vor Gott, und Abſcheu gegen alles das, was uns an ihn erinnert. Dann müßten auch wir Theorien und Künſte erſinnen, damit wir Gottes vergeſſen, wie ihr es an vielen Leuten ſeht. Durch die Vergebung der Sünde ſind wir zum Vater berufen; nun können wir bitten, danken, loben; nun iſt es unſers Wiſſens Kern und unſers Willens Anker, daß wir mit dem Pſalmiſten ſagen dürfen: „Und nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußerſten Meer, ſo würde mich doch deine Hand daſelbſt führen und deine Rechte mich halten; fahre ich gen Himmel, ſo biſt du da“.

Ohne die Vergebung der Sünden hätten wir auch keine Gemeinſchaft mit Jeſus; denn er tritt nicht ſo zu uns heran, daß er an unſrer ſündlichen Art Wohlgefallen hätte und mit unſerm böſen Willen einverſtanden wäre. Und doch hält er ſich zu uns in feſter Verbundenheit mit der ewigen Berufung. Das iſt erlebte Vergebung unſrer Sünde. Er hat ſie in ſich in ſeiner Geburt, in ſeinem Gang zum Kreuz, in ſeinem Auferſtehn. Wo er iſt, wo er uns mit ſich verbindet und

uns regiert, da ist die Vergebung der Sünde empfangen und erlebt.

Und wir brauchen sie auch für unsre Gemeinschaft miteinander. Denn wir können nicht so zusammenleben, daß wir einander anlügen und vor einander uns verbergen. Das ist keine Gemeinschaft, sondern ihr Tod. Echte Gemeinschaft kommt nur zu Stande über die erkannte und verurteilte Sünde hinweg, d. h. nur dadurch, daß wir verzeihn. Wie könnten wir aber vergeben, wenn wir die Vergebung nicht selbst empfiengen? wie wir Menschen Vergebung erweisen, wenn nicht Gott sie uns schenkte? Darum weil wir sie täglich für jeden Verkehr mit einander brauchen, darum spendet sie uns der Herr.

In jeder Abendmahlsgemeinde haben wir aber hier die gewaltige Schwankung, auf der einen Seite die Verzagten, die sagen: wenn ich es nur glauben könnte! ich höre das Wort Vergebung wohl, aber es ist so unglaublich, wie wenn du mir von Vögeln erzähltest, die ohne Flügel fliegen, und auf der andern Seite die, die sagen: Vergebung? bloß das! das ist ja selbstverständlich; auf der einen Seite die Glaubenslosen, die das Wort nicht fassen können, weil es ihnen als zu groß und wunderbar erscheint, auf der andern Seite die Gedankenlosen, die sich nicht verdeutlichen, was das sagen will: Sünde verzeihn! was damit geschieht, daß Christus stirbt und sie zu sich ruft.

L. Fr. da hilft nur eines: daß wir unsern Blick auf Gott klar und bestimmt machen. Wir müssen zu Gott heran. An dieser Schwankung ist unser getrübtes Gottesbild, unser verdunkelter Aufblick zu Gott schuld. Dann freilich erscheint es uns bald als unmöglich, bald wieder als gleichgültig, daß Gott uns die Vergebung darreicht.

Was ist zur Vergebung der Sünde nötig? Die ganze Kraft Gottes, seine Schöpfermacht, nicht weniger, als um tausende von Sonnen zu schaffen, Schöpfermacht, die spricht und es geschieht und du bist frei, Macht, die die unheilvolle

Verkettung unſrer Lebensgeſchichte zerreißt, und die Schuld, ſo real ſie iſt, tilgt. Die Gemeinſchaft iſt zerbrochen; die Schöpfermacht ſtellt ſie wieder her. Das Geſetz iſt zerriſſen; die allmächtige Gnade ſpricht dich gerecht. Aber es braucht nicht nur die ganze Gottesmacht, damit uns verziehen ſei; es braucht mehr als das: Wille. Nicht durch die Entfaltung bloßer Kraft kann Schuld beſeitigt werden. Das tut nur Wille; was für ein Wille? Der, der Gnade iſt, der ſich zu uns wendet, weil wir ſeiner bedürfen, der, der kein Wohlgefallen daran hat, daß wir ſterben, ſondern daran, daß wir leben, und uns nicht den Fall, ſondern das Aufſtehen und die Kraft in ihm zuteilt, der uns in ſeinem eignen Lieben zu ſich holt. Und dieſen Gott mit ſeiner allmächtigen Gnade findeſt du beim Herrn. So ſieht der Gott und Vater Jeſu Chriſti aus. Das iſt der Gott, der das Kreuz errichtet hat, dem Jeſus dient in ſeinem Todesgang, dem er ſich zum heiligen Opfer für uns dargegeben hat. Darum lernen wir bei ihm, was Vergebung heißt, trotz unſers Unglaubens, der die Größe der Gnade nicht faſſen mag, und trotz unſers Leichtſinns, der ſie verachtet. Und indem wir durch ihn an Gottes Vergebung glauben lernen, *haben* wir ſie, und indem wir ſie haben, haben wir die gute Wehr und Waffe. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Cantate

(13. Mai 1906).

1. Theſſalonicher 2, 9—13.

Sonntag Cantate

(13. Mai 1906).

1. Theſſalonicher 2, 9—13.

Wenn Paulus in eine griechiſche Stadt, z. B. nach Theſſalonich, kam, gab es dort für die Leute eine große Überraſchung, weil Paulus nichts für ſich begehrte, keinen Lohn, keinen Gehalt, keine Geſchenke, keine Ehrung, weder Kranz noch Bildſäule, noch Inſchrift, keinen Vorteil für ſich. Das war den Griechen völlig ungewohnt, und ſie haben ihn ſicher lange im Verdacht gehabt und ihn mit Spannung beobachtet, ob er nicht doch noch ſeine Rechnung präſentiere und es verſtehe, auf ſeine Koſten zu kommen. Sie haben vergeblich gewartet. Paulus iſt ſo uneigennützig gegangen, wie er gekommen iſt. Damit hat uns Paulus eine der Quellen ſeiner Kraft gezeigt, eine der Wurzeln, aus denen die Macht und der wunderbare Erfolg ſeiner Arbeit ſtammt. Er erinnert darum die Gemeinde an ſein Verhalten, und wir begreifen leicht, wie er darauf zählen konnte, daß ſie dies in deutlichem Gedächtnis behalten haben. Es war ja für ſie ein völlig neues und unvergeßliches Erlebnis: ein Menſch, der nichts für ſich ſuchte, der ihnen das Beſte gab, Gottes Berufung zu ſeinem Reich und ſeiner Herrlichkeit, und ſeine ganze Kraft und ſein Leben für ſie einſetzte, und dabei nichts für ſich ſelber wollte. Ein ſolches Erlebnis prägt ſich in das Gedächtnis ein; echte, ganze Liebe iſt ſo ſelten auf Erden und ein ſo großes Wunder Gottes, daß der, der ſie einmal erlebt, ſie nicht mehr vergißt.

Wenn ein Meiſter in irgend einer Kunſt uns erklärt, worin das Geheimnis ſeiner Kunſt beſtehe, mit welchen Mitteln er ſeine großen Werke geſchaffen habe, dann hören wir

aufmerksam zu. Wenn uns Paulus das Geheimnis seiner Arbeit beschreibt, und uns enthüllt, worauf die Macht seiner Wirksamkeit beruht hat, wollen wir nicht auch hier aufmerken? Wem könnte es eine gleichgültige Sache scheinen, ob unsre evangelische Kirche dürr sei und versteinert und tot, oder ob sie lebe, ob wir in unsrer Stadt eine lebendige Gemeinde haben oder eine tote? Und jeder hat einen Dienst Gottes auszurichten, und es muß uns alle bewegen, wie wir ihn mit Erfolg vollführen, so daß er für uns und die andern zum Segen wird, nicht zur Last, Qual und Schuld. Es ist daher für niemand unnütz, auf das zu achten, was uns Paulus über den Grund seines Erfolgs sagt und uns als die Mittel bezeichnet, durch die er seine Arbeit so herrlich ausgerichtet hat.

Mit dem Wort, mit dem unser Text beginnt, sagt er uns, daß er die Sache Gottes und die Geldsachen scharf, reinlich und ganz getrennt hat. Das Mittel, durch das er dies für seine eigene Person fertig brachte, hat ihm eine große Anstrengung auferlegt. Er hat nie daraus ein Hehl gemacht, daß diese Einrichtung seiner Arbeit für ihn sehr peinlich und hart geworden ist. So hartes darf man von niemand verlangen; denn niemand hat das Recht, andern Hartes aufzuerlegen. Darum geben wir selbstverständlich allen, die in der öffentlichen Arbeit stehn, aus dem öffentlichen Gut die Lebensmittel. Dennoch hat das, woran Paulus hier zuerst seine Gemeinde erinnert, eine bleibende und hochwichtige Bedeutung. Es gibt viele tote, oder doch kranke und welke Kirchen; warum? Dabei ist immer eine Hauptfrage die: wie werden die Geldinteressen zur Religion in Beziehung gebracht? Wird Gottes Sache und die Geldsache mit einander vermengt? Wird aus dem Gottesdienst ein Gewerbe gemacht, durch das Einfluß, politische Macht, Besitz, Ehre, Kunst, Kultur oder was es ist, eingehandelt werden soll? Dann sterben die Kirchen. Einen Tempel, der zum Kaufhaus wird oder auch zum Kunsthaus oder zur Kulturfabrik, macht Gott zu. So

kann man weder für andre Gottes Werk tun, noch für sich selbst einen echten und lebendigen Christenstand behalten. Das ist das allererste, was dabei zu beachten ist, daß wir Gottes Sache und unsern Vorteil unterscheiden, und daran keinen Zweifel aufkommen lassen, daß wir dann, wenn wir von Gott und Gottes Willen sprechen, nicht unser eigenes Interesse meinen. Wer diese Unterscheidung nicht fertig bringt, der soll auf den Christennamen verzichten. Und bei jedem Kirchgang wollen wir es uns immer wieder deutlich machen, daß Gottes Sache und die Geldfrage zweierlei ist. Das ist ja an unserm sonntäglichen Gottesdienst das Schöne, daß uns hier in unserm lieben Deutschland ein Ort bereitet ist, wo nicht von Geld, Zinsen, Verlust, Schulden, vom Haben und Erwerben und noch mehr Erwerben die Rede ist, sondern alle diese Anliegen bei Seite treten. Sie müssen zwar an ihrem Ort auch verständig und treu verwaltet werden; aber hier dürfen wir uns von ihnen frei machen, und daran denken, daß Gott uns noch etwas Besseres gegeben hat, ein inwendiges Leben, in das er seinen Namen hineinlegt und in dem er seine Erkenntnis pflanzt, so daß wir die Berufung zu seinem Reich und seiner Herrlichkeit empfangen. Wen ruft er? Uns. Wozu? Zu seinem Reich und zu seiner Herrlichkeit, d. h. dazu, daß wir sehen und erleben, wie herrlich er regiert.

2.

Paulus nennt uns einen zweiten, wichtigen Punkt, auf dem seine ganze Arbeit beruhte und der ihm seine Kraft und seinen Erfolg verlieh: „Ihr wißt, sagt er, daß ich einen jeden von euch ermahnt, getröstet und ihm bezeugt habe, zu wandeln, wie es Gottes würdig ist.“ Am Wandeln der Leute lag es dem Apostel, daran, daß sie ihm nicht sitzen blieben an dem Fleck, an dem er sie getroffen hat, sondern rüstig ihren Weg antreten und zurücklegen, wie er ihnen nun durch das Evangelium gewiesen war. Paulus hätte ihnen ja auch

ſchreiben können: „Ihr wißt, wie intereſſant ich gepredigt habe; ihr habt zeitlebens noch nie einen ſo geiſtreichen Lehrer gehört; ihr wißt, wie viel ſchöne Geſchichten ich euch erzählt habe, aus meiner Erfahrung und aus Jeſu Leben und aus dem Alten Teſtament; ihr wißt auch, wie viel ihr gelernt habt, welche neuen Erkenntniſſe euch beſchert wurden, Erkenntniſſe tiefſter Art, die euch die Herrlichkeit Gottes deutlich machten von der Schöpfung an bis zur Vollendung aller Wege Gottes.“ Allein Paulus hat nicht ſo geſchrieben, ſondern ſo: Ihr wißt, daß ich jedem von euch geholfen habe zu wandeln, wie es zu Gottes Ruf paßt. Darum war das Wort des Paulus intereſſant, gerade deshalb, weil es ſein Ziel im Wandel der Hörer hatte, und darum war ſeine Anweſenheit bei ſeinen Gemeinden für dieſe fruchtbar und ein Gewinn. Man kann nicht mit Beredſamkeit, nicht mit Theorien, nicht einmal mit Erkenntnis Gottes, ſo unentbehrlich und herrlich ſie iſt, eine lebendige Gemeinde begründen oder für ſich ſelbſt einen lebendigen Chriſtenſtand gewinnen. Wenn wir verſuchen, einzig mit unſern Gedanken uns Gott zuzuwenden, erleben wir ſtets, daß das unmöglich iſt und Gott uns ſo nicht annimmt und dadurch keine reale, lebendige Gemeinſchaft zwiſchen ihm und uns entſteht. Er ſagt uns: es iſt wohl ſchön, daß du an mich denkſt; aber ich will nicht bloß deine Gedanken; ich berufe d i ch, nicht dazu, damit du dir eine Theorie über mich machſt und mancherlei religiöſe Meinungen in dir ſammelſt, ſondern ich berufe dich zu meinem Reich, damit ich über dich regiere, wie ich Herr und König bin und ſein werde über alle Kreatur. Wir wollen uns das auch bei unſerm Kirchgang gegenwärtig halten; hier iſt der Ort, wo vom Wandeln des Menſchen geſprochen wird, und dazu treten wir in Gottes Gegenwart, damit wir wandeln lernen, nicht bloß denken und ſprechen, ſondern unſer ganzes Leben in Gottes Gehorſam und Dienſt geſtellt ſei.

Iſt dies ein unerſchöpfliches Thema? Muß es nicht

langweilig werden, wenn wir immer wieder unſern Wandel und unſere Pflicht zu bedenken haben? „Ich habe euch ermahnt, ſo zu wandeln, wie es Gottes würdig iſt;“ das iſt ein unerſchöpfliches Thema, eine Aufgabe von unendlicher Spannkraft, die uns alle immer wieder über uns ſelbſt emporhebt und nicht einmal im ewigen Leben ausgeſchöpft werden kann. Er hat uns zu ſich berufen und uns mit ſich in die Verbundenheit geſetzt. Verbundenheit ſchafft Verpflichtung, eben die, daß wir uns als die benehmen, die Gottes ſind und ihm gehören.

Damit iſt uns nichts Unmögliches zugemutet, nichts von dem, was einer wunderlichen Verzerrung und Verrenkung der menſchlichen Art gliche. Wenn uns Gott beruft, ſo weiß er, daß wir kleine, ſchwache, ſündhafte Weſen ſind. Daß er es dennoch für ſeiner würdig hält, uns zu ſich zu rufen, dafür ſteht er ſelber ein, und nimmt die Verantwortung dafür auf ſich; denn dadurch macht er die Herrlichkeit ſeiner Gnade offenbar, daß er Menſchen zu ſeinem Reich berufen hat. Nun aber, nachdem er uns ſeine Berufung gegeben hat, haben wir in unſrer Art und mit dem uns gegebenen Maß von Kraft ſo zu handeln, wie es Gottes würdig iſt, deſſen Namen wir bekennen und in deſſen Gemeinde wir ſtehn.

Das meint die Bibel, wenn ſie von Heiligkeit redet: „Ihr ſollt heilig ſein.“ Wir denken dabei leicht an allerlei Spektakelſtücke; aber davon iſt gar nicht die Rede. Heilig iſt der, der Gottes iſt, den Gott mit ſich verbunden hat, ſo daß er zu ſeinem Eigentum gehört. Sich heiligen heißt daher, ſich ſo halten, daß es deutlich wird: wir ſind Gottes Eigentum. Das ergibt nichts Unmenſchliches oder Uebermenſchliches, weil Gott uns in unſrer menſchlichen Art mit ihrer Schwachheit und Sündlichkeit zu ſeinem Eigentum erwählt, aber es iſt dies freilich ein Thema, das ein menſchlicher Mund nie vollſtändig beſchreibt, mit dem wir immer wieder von neuem beginnen dürfen.

Daher hält Paulus den Theſſalonichern vor: „Ihr wißt, wie heilig und gerecht und unſträflich ich ſelbſt bei euch, den Glaubenden, geweſen bin.“ Er hat an ſeinem eigenen rechtſchaffenen Verhalten das Mittel zu ſeiner Arbeit gehabt. Weil es ihm am Wandel der Leute lag, kam es darauf an, wie er ſelber wandelte. Er wäre nicht Chriſti Jünger geblieben, wenn er das als gleichgiltig verachtet hätte. Denn unſer Herr hat das, was wir für Gott, und das, was wir für einander zu tun haben, mit einem unzerreißbaren Band mit einander vereint. Was wir Gott ſchulden und was unſern Gottesdienſt ausmacht, und was wir einander ſchulden und was unſre Arbeit für die Menſchen ergibt, was unſre Liebe Gott, und was ſie dem Nächſten gibt, das macht Jeſus eins. Darum hat ſich Paulus nicht bloß auf ſein Amt geſtützt und geſagt: „ich bin ja der Apoſtel!“, ſondern er hat ſeiner Gemeinde vorgehalten: „heilig und gerecht und untadelich war ich bei euch.“ Dadurch war er Jeſu Jünger und darin liegt das Geheimnis ſeiner Kraft.

3.

„Jeden von euch, ſagt er, habe ich gemahnt und getröſtet und ihm bezeugt, daß er Gottes würdig wandle.“ Auch darin liegt eine wichtige Wahrheit. Paulus iſt nicht zu groß geweſen, um jedem dieſer Theſſalonicher zu zeigen, wie er mit ſeinem Wandel zurechtkomme und einen fruchtbaren, vor Gott richtigen Lebenslauf erhalte Er hat nicht geſchrieben: „Ihr ſeid deſſen eingedenk, wie ich vor Tauſenden ſprach, und ſie haben alle gelauſcht, wie ſie ſich in der Synagoge drängten, wenn ich auftrat, und kein Platz mehr im Betſaal war; ihr wißt doch, daß ich der Apoſtel der Heiden bin, geſandt in die große weite Völkerwelt, daß alle Generationen auf mich hören;“ ſondern er hat geſchrieben: „Ihr wißt, daß ich jeden von euch ermahnt habe.“

Man hört oft klagen, die Kirche richte nichts aus und viele Arbeit im Dienſt Chriſti geſchehe umſonſt. Das iſt nicht

richtig; denn für das bischen Arbeit, das wir tun, wird uns immer wieder überreichlich der Erfolg und Gottes Segen verliehen. Wir läuten mit den Glocken, rufen die Leute zusammen und halten ihnen eine schöne Predigt. Ja, das ist noch keine Arbeit, sondern Vergnügen, Freude, Erquickung, Erbauung. Die Arbeit geht dann an, wenn man den Versuch machen muß, den Menschen bei ihrem Wandel zu helfen, wenn man dem als Krücke dienen muß, der selbst nicht gehen kann, und das Auge dem zu leihen hat, der selber nicht sieht, und tragen, stärken, heilen muß, was nicht selbst zurechtkommt. Und diese Arbeit hat Paulus in Thessalonich getan und jedem seiner Thessalonicher seine Weisheit, Liebe und Kraft zur Verfügung gestellt, damit er so wandeln möge, wie es Gottes würdig ist.

Wir haben hie und da die Freude, einen der wandernden Prediger in unsrer Stadt zu hören; dann sind unsre Kirchen und Säle voll, und viele danken ihnen sicherlich für das von ihnen gehörte Wort. Gleichwohl kommt nachher jedesmal wieder die zweifelnde Frage: „Was hat es denn aber nun genützt?“ L. Fr. die Erwartung, die in dieser Frage sich ausspricht, ist verkehrt. Gottes Werk läßt sich nicht in Bausch und Bogen tun, en gros gleichsam. Gott arbeitet nicht durch schallende Stimmen und große Rhetoren. Selbstverständlich ist undeutliches Gemurmel und inhaltsloses Gerede nie Christenpflicht. Geschwätz ergibt keinen Gottesdienst. Wer zu sprechen hat, tue es mit Verstand und Gehalt. Aber nicht in einer weithin schallenden Stimme und in einer auffallenden Beredsamkeit besteht das Mittel, durch das wir in Gottes Dienst wirkliche Erfolge schaffen. Dann, wenn das Wort ins Leben greift — die Keime, aus denen Leben wird, bilden sich aber in der Stille, und in der verborgenen Innerlichkeit arbeiten die Kräfte, die Lebendiges im Menschen wirken — dann erst ist wirkliche Arbeit in Gottes Dienst getan. Darum bedarf es für jeden fruchtbaren Dienst unter Gottes

Führung jene Demut, die an das Einzelne und Kleine die volle Kraft, die ganze Liebe und den ganzen Mann zu setzen vermag Wäre Paulus dazu zu groß gewesen, um sich mit jedem Thessalonicher einzulassen, und ihm bei der Führung seines Lebens zu helfen, so wäre er nicht Jesu Jünger geblieben. Denn der gute Hirte setzt seine ganze Kraft daran, ein verlorenes Schaf zur Herde zurückzubringen, und unser Herr hat seine Kreuzesarbeit getan, nicht mit dem Anspruch, daß ihm nun die ganze Stadt zufallen müsse, sondern so, daß er in Jericho den Zöllner und am Kreuz den Schächer gewonnen hat. Das war der ganze Gewinn seiner schweren Arbeit und ebenso hat er Gottes Werk vollbracht.

Wir wollen das auch für unsern Kirchgang festhalten, daß uns dabei Gottes Demut immer entgegentritt, die sich mit jedem einzelnen kleinen und geringen Menschenkind einläßt und ihm sein Wort so sendet, daß jeder von uns es ergreifen darf als ihm selbst gesagt.

4.

Weil die Arbeit ins Leben hineingreift, darum ist sie schwer und ernst, und deshalb brauchen wir notwendig noch den vierten Punkt, mit dem unser Text endet: „Wir danken Gott ohne Unterlaß, daß ihr das Wort göttlicher Predigt angenommen habt.“

Paulus hat vieles geschrieben, was die menschliche Sinnesweise überrascht und stößt. Aber dieses Wort gehört ganz besonders zu denjenigen, die uns unerwartet kommen und nie aus unserm eigenen Gedankengang entstanden wären. Wir sagen: die Thessalonicher haben Paulus dankbar zu sein, und würden es durchaus begründet und verständig finden, wenn ihnen Paulus geschrieben hätte: „Ihr werdet es zeitlebens nicht vergessen, wie sehr ihr mir zum Dank verpflichtet seid, und euch immer ernstlich bemühen, eurer Dankespflicht genug zu tun.“ Paulus hat aber nicht geschrieben: „Ihr habt mir

zu danken, daß ich euch das Evangelium gebracht habe", sondern: „Ich danke Gott, das ihr es angenommen habt." Das rührt daher, daß Paulus aufrichtig und völlig in der Gewißheit handelt: das Wort, das ich euch brachte, ist zwar Menschenwort, weil Gott Menschen zu seinem Werkzeug braucht, und ist eben deshalb Gottes Wort. Dann gebührt aber der Dank ihm. Hier liegt die Grundbedingung aller fruchtbaren Arbeit für Gott. Wenn wir nicht unser Wort und Gottes Wort unterscheiden, und eben dadurch auch wieder vereinen, so daß durch unser Wort Gottes Wort verkündigt wird, gibt es kein fruchtbares Christenwerk. Wer Gottes Wort so sagt, daß es als sein eigenes Wort gelten soll, macht sein Wort tot. Daran stirbt jede Kirche. Das heißt: jede fruchtbare Arbeit muß im Glauben geschehen, so, daß wir von uns wegsehen und zu Gott aufsehen, nicht auf uns uns stützen, sondern auf Gott, und darum dabei nicht das Unsre suchen, sondern das, was Gottes ist. Darum sagt Paulus in unserm Text zuletzt: „Gott ist es, der in euch wirket, in euch, die ihr glaubt."

Jener Vers, mit dem wir den Gottesdienst begannen: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen," ist eine feine und nötige Bitte. Wir haben aber vielleicht noch nicht recht bedacht, was denn eigentlich der Geist der ersten Zeugen war. Wir hören es durch unsern Text. Er sagt uns, wie jener Geist aussieht und was er macht. Darum laßt uns jetzt noch einmal von Herzen bitten: „Wach auf, du Geist der ersten Zeugen!" Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Pfingsten.

(3. Juni 1906.)

Apostelgeschichte 2, 32—41.

Ihr habt durch unsern Festtext wieder gehört, wie die Kirche entstanden ist und wie sie zu Tausenden in sie durch eine weit geöffnete Tür eingetreten sind. Petrus lädt alle ein und gibt allen die Zusage: ihr werdet den Geist Gottes empfangen, denn euer und eurer Kinder ist die Verheißung und aller, die jetzt noch in der Ferne sind, die aber Gott herzurufen wird. So entstand die Kirche als eine offene Gemeinschaft, zu der jeder den Zugang hat. Das ist die einzige für alle offene Gemeinschaft, die wir in der Menschheit haben. Keine andere kann alle einigen, alle Jahrhunderte, alle Völker, alle Individualitäten, den König und den Bettler, den Ehrenmann und die gebrochenen Existenzen, die Kinder und die reifen Geister. Denn, wenn wir uns mit unsern natürlichen Kräften wegen unsrer natürlichen Anliegen verbinden, so entsteht mit der Einigung immer zugleich wieder eine Trennung. Die Kirche ist dagegen deshalb eine für alle offene Gemeinde, weil sie durch den Geist Gottes entsteht und durch ihn gesammelt und regiert wird.

Wir sehen aber an unserm Text, daß die Gemeinde Jesu gleichzeitig eine geschlossene Vereinigung ist und nicht einer Stadt mit zerfallenen Mauern gleicht, sondern von einer festen Einfassung umschlossen ist, so daß hier niemand etwa durch List oder Zwang, durch Verstellung oder Geburt sich den Eingang verschaffen kann. „Laßt euch retten von diesem verkehrten Geschlecht", das ist die Pfingstpredigt. Sie zeigt, daß die Kirche einen festen Verschluß und Riegel hat, wiederum

deshalb, weil Gottes Geiſt ſie ſammelt und regiert, und Gottes Geiſt tritt in keine Gemeinſchaft mit unheiligem Weſen.

Gottes Gnade und Gabe kommt uns allen zu gut. Darum ſind wir alle hier, um die Pfingſtverheißung Gottes zu hören, weil ſie auch für uns in Kraft ſteht. Wir haben alle den Zugang zur Gemeinde Gottes. Aber es gilt auch für einen jeden unter uns, daß in ihr nicht menſchliche Willkür ſchaltet und waltet, ſondern Gottes heiliges Geſetz unzerbrechlich bleibt und geſchieht, ſo daß wir zu gehorchen haben. Und wer nicht gehorchen will, ſteht draußen. Wir verdeutlichen uns ein unendlich wunderbares, herrliches Werk Gottes, wenn wir heute darauf achten: wie Gott der Kirche beides gibt, die weite Offenheit und den feſten Riegel und Verſchluß.

1.

Zuerſt wollen wir auf die offene Türe ſehen, die auch uns den Eingang in die Gemeinde Jeſu gewährt.

Als Jeſus von ſeinen Jüngern Abſchied nahm, gab er ihnen das Verſprechen: ich werde euch hernach den Geiſt ſchicken, der euch zu meinen Zeugen macht. Dieſe Verheißung war nun erfüllt, und Petrus kann auf ſich und ſeine Mitapoſtel hinzeigen und ſagen: Jeſus, durch die Rechte Gottes erhöht, hat die Verheißung des Geiſtes empfangen und ausgegoſſen, was ihr an uns ſeht und hört. Wie fährt er nun fort? Wenn er nicht im heiligen Geiſt ſpräche, ſondern mit des Menſchen Geiſt, dann würde er fortfahren: „uns, jawohl uns! hat Gott den Geiſt geſandt, aber nicht euch; wie ſolltet ihr dazu kommen, Gottes Geiſt zu empfangen? Uns iſt er gegeben, die wir Jeſus nachgefolgt ſind, nicht euch, die ihr ihn gekreuzigt habt; uns, die wir berufen ſind die Kirche zu regieren, nicht euch, die ihr einfach zu gehorchen habt". Das wäre nach des Menſchen Sinn geſprochen. So redet des Fleiſches Geiſt; denn er iſt ein geborener Separatiſt und

richtet immer Zwietracht und Trennung an. Aber der Geist Gottes spricht anders, wie ihr es an Petrus hört: „Jeglicher trete herzu und empfange die Gabe des heiligen Geistes". Und das muß so sein, gerade weil der Geist heilig ist und Gottes. Denn darum preist er nicht den Menschen, sondern Gott. Darum tötet er den Neid und die Eifersucht und freut sich daran, in Gottes Dienst den Menschen helfen zu dürfen. Der Geist ist Gottes Gabe, und wo er ist, da weiß man, daß er Gottes Gabe ist, die man nicht an sich rafft zu eignem Genuß und eigner Ehre, als wäre es genug, daß wir fromm und wir selig und wir mit Gott verbunden sind. Gottes Gabe greift ins Weite und für jeden wird der Gewinn und die Freude dadurch umso größer, je mehr sich Gottes Werk ins Weite streckt und je herrlicher sich seine Gnade offenbart.

Darum ist die Gemeinde Jesu eine offene Gemeinde mit offener Türe für jedermann. Da darf niemand die Hand auf Gottes Gut legen, niemand sagen: der Geist ist mein, aber nicht dein, niemand die Gnade Gottes binden an die eigne Person und die eigne Vetternschaft. Der Sonnenstrahl, der mein Auge trifft, erleuchtet zugleich die weite Welt. Das gilt vom geistlichen Licht und von der göttlichen Gabe noch viel mehr als vom natürlichen Licht. Die Gnade, die mir widerfährt, ist, weil sie Gottes Gabe ist, für alle da; die Liebe Gottes, die mich mit ihm verbindet, ist, weil sie Gottes Wille ist, das alle umfassende Gesetz, das aller Menschen Leben trägt. So entsteht die offene Türe, zu der jeder geladen ist.

Und sie kamen, als Petrus sie lud, nicht einer oder zwei, sondern eine ganze Schar bis zu drei Tausend. Wie ging das zu? Wenn wir alles aufzählen müßten, was hier mitwirkte, würden wir nie fertig. Bei jeder menschlichen Tat und Geschichte ist immer eine unzählbare Menge wichtiger und unwichtiger, großer und kleiner Faktoren mittätig. Das Größte hat die Leute zu Petrus gezogen und auch wieder das Kleinste; der

eine kam vielleicht, weil der Nachbar ging, die Frau, weil ihr Mann die Taufe begehrte. Ein anderer hat vielleicht daran gedacht, wie auch er einst Jesus begegnet ist und wie sein Wort in sein Gewissen schlug mit heiliger Macht. Aber wenn wir auch noch so viel Gründe aufzählten, die am Entstehen der Kirche mitarbeiteten: das Wunder bliebe so unbegreiflich und so groß, wie vorher. Jesus sprach vergeblich zu ihnen; Petrus tauft sie. Den lebenden Jesus verwarfen sie; an den gekreuzigten glauben sie. Sie wissen, daß sie gesündigt haben und glauben an Gottes Vergebung. Sie wissen, daß sie den Geist Gottes nicht haben, denn sie waren verirrt und verblendet, und glauben, daß sie ihn empfangen. Wie geht das zu? Das geschah am Pfingsttag, deshalb, weil Petrus nicht bloß vom heiligen Geist redet, sondern weil Gott ihn sendet, weil die Verheißung, die Petrus ihnen geben darf, im Namen Gottes gegeben ist und daher durch seine lebendige Gnade sich erfüllt. Weil der Geist Gottes da ist, der den Menschen inwendig erfaßt, bewegt und zu Gott hin trägt, darum kamen sie.

Seht, darum hört die Christenheit nie auf, weil es immer wieder ebenso zugeht, und der Geist Gottes nicht verschwunden ist, so wenig als Gott verschwindet oder der Herr Christus wieder stirbt. Darum kommen sie immer wieder in allen Generationen, in allen Völkern, an allen Orten mit aller ihrer Not; denn es ist Pfingsten geworden und Gottes Geist schafft Glauben und ruft zur Gemeinde des Herrn. Wer will den Strom dämmen, wenn die Quelle hervorgebrochen ist? Er findet sein Bett und strömt dahin zum Meer, zum ewigen Gottesreich. Gottes Gnadentat ist geschehen; wer will sie um ihre Wirkung bringen? Sie schafft, was sie soll, über aller Menschen Einreden hinweg, durch den Lauf der Geschichte hindurch, nach Gottes Willen. Darum ist die Tür offen und der Eingang jedem frei.

Als sie kamen, einer nach dem andern, Hunderte, und aus

den Hunderten Tausende wurden und es noch nicht fertig war, konnte da nicht Petrus die Sorge ergreifen: Kann ich auch so viele leiten, so viele lehren, für so viele sorgen, daß sie wirklich auf dem Weg des Herrn bleiben und eine Gemeinde sind ohne Zank? Es waren ja keine idealen Menschen, die Petrus herzu zu rufen hat, um aus ihnen die Kirche Christi zu machen. Aus den düstern Gassen Jerusalems kamen sie hervor, bedeckt mit viel Erdenstaub, voll von Torheiten, allesamt Glieder eines verkehrten Geschlechts. Aber Petrus hat keine Sorge und sagt nicht: „Jetzt ist es genug, jetzt müssen wir die Türe schließen; sonst übersteigt es meine Arbeitskraft und meinen Verstand". So hätte er reden müssen, wenn er mit seinem Geist arbeitete und sich zum Grund der Gemeinde gemacht und die Leute an sich gefesselt hätte. So geht es aber in der Kirche Gottes nicht zu; sie ist nicht an einen Menschen gebunden und hängt nicht von der Arbeitskraft und Liebesmacht der Menschen ab, sondern sie ist auf Gottes Geist gestellt, und da hört die Sorge auf. Gottes Geist gibt sich nicht aus und wird nicht arm und müde. Ah! der lehrt anders, als ich es kann oder irgend ein anderer Meister. Wir müssen es darauf ankommen lassen, ob ihr ein Ohr habt; Gottes Geist schafft das Ohr. Er spricht nicht an die Menschen heran, sondern in sie hinein. Er gibt ihnen darum nicht bloß Worte, sondern Erkenntnis, Gewißheit, Glauben. Wir lehren nach einer sogenannten Methode und Manier, alle gleich; der Geist Gottes spricht mit jedem nach dem, was er bedarf, und führt einen jeden auf der rechten Straße, die er gehen kann. Wir wissen nie recht, was die Leute brauchen; der Geist Gottes weiß, was jeder von uns bedarf, und sagt ihm, was ihm nötig ist. Darum hat die Kirche die Verheißung der Wahrheit, nicht weil ihr Lehrstand ein großes Licht wäre; das ist er nie gewesen zu keiner Zeit; wohl aber deshalb, weil Gottes Geist in die ganze Wahrheit führt.

Und wir brauchen ja nicht bloß Lehre, sondern Hilfe,

Kraft, die Willen und Leben ſchafft. Wer kann Leben geben? wer helfend eingreifen in den inneren Lebensſtand der andern? Wir brauchen dieſe Frage nicht verzagt und ratlos auszuſprechen; es iſt Pfingſten geworden; es gibt einen, der Leben ſchafft, Gottes Geiſt. Darum iſt die Kirche eine offene Gemeinde. Ihr Schatz reicht aus zum Leben für alle, und ihr Licht erleuchtet jedes Auge, denn Gottes Geiſt iſt da.

2.

Aber auch darauf wollen wir achten, wie Gott der Kirche die feſte Mauer baut und an die Tür zu ihr den Riegel ſetzt, den keine Menſchenhand wegſchiebt, wenn Gott ihn ſchließt.

Es war das erſte Mal, daß Petrus vor den Leuten Jeruſalems ſtand, ſeit Jeſus tot war. Was ſagt er ihnen? „Leider habt ihr Jeſus mißverſtanden; ſchade, daß die Dinge ſich ſo zugetragen, und ihr ihm den Tod bereitet habt; aber das iſt nun einmal geſchehen, und wir wollen nicht weiter davon ſprechen; laßt uns nun gute Freunde ſein in Brüderlichkeit!“ So ſpricht der heilige Geiſt nicht, ſondern ſo ſpricht wieder des Fleiſches Geiſt, der ein geborener Konfuſionarius iſt und alles durcheinander mengt, Recht und Macht, Teufel und Gott. So ſpricht der heilige Geiſt: „Den Jeſus, den ihr gekreuzigt habt, den hat Gott zum Herrn und Chriſt gemacht“. Klar tritt es auseinander, was der Menſch tat und was Gott tat, was des Menſchen Wille war und was Gottes Wille iſt, und wie beide gegen einander ſtanden, wie ja und nein, daß des Menſchen Wille gegen Gottes Wille ſtreitet, daß Gottes Wille Recht hat und geſchieht, und daß unſer Wille ſündlich iſt und nicht geſchehen darf noch kann. Da wird die ſcharfe Grenze klar gezogen, die zwiſchen dem ſcheidet, was des Menſchen iſt und dem, was Gottes iſt, zwiſchen Gottes Recht und unſerm Unrecht, zwiſchen Gottes Gnade und unſrer Sünde. Dieſe Grenze müſſen wir anerkennen

und sie heilig halten; sonst finden wir nie den Zugang zur Gemeinde Jesu. Es muß uns klar werden, daß der Geist Gottes unsern Willen kassiert, damit Gottes Wille gilt, daß er uns unsere Sünde zeigt, damit wir Gottes Vergebung empfangen, daß er uns unsre Gerechtigkeit durchkreuzt, damit Gottes Gerechtigkeit bleibe. Die Einladung des Geistes lautet nicht: es geschehe, lieber Mensch, was du willst, sondern sie lautet so: erkenne, daß du nicht willst, was gut und recht ist vor Gott, und daß Gott für dich will, was für dich recht und gut ist in Ewigkeit. Wer sich das nicht sagen läßt, für den ist die Türe zur Gemeinde Jesu zu; ohne das gibt es es nie Gewißheit Gottes, niemals Gemeinschaft mit dem Herrn, niemals Friede mit Gott.

Das Wort ging ihnen durch das Herz wie ein Stich, und eben daran merken wir, daß Gottes Geist da ist, daß es ein Wort gibt auf Erden, das uns durch das Herz fährt mit einem scharfen Schnitt, und uns aus aller Träumerei aufweckt und unsre Eitelkeit tötet und uns auf Gottes Seite treten lehrt gegen uns selbst, Gott Recht geben gegen uns und nicht uns glauben, sondern Gott. Das bringt der menschliche Geist nicht aus sich fertig; er sorgt immer für sich, verteidigt seine Ehre und sein Recht und will sich selbst behaupten. Darum weil unser Geist voll von uns selber ist, schickt Gott in seiner reichen Gnade uns seinen heiligen Geist, damit er uns sage, daß nicht wir, sondern Gott Recht hat und gut ist, und daß wir glauben und gehorchen dürfen und nicht selber Herren sind.

Sie kamen, drei Tausend, eine kleine Schar, wenn wir mit dem Maß des göttlichen Erbarmens rechnen, trotz der offenen Tür. Aber sie kamen mit der Pfingstfrage: was sollen wir tun, liebe Brüder? Daran merken wir wieder des heiligen Geistes Gegenwart und gnädiges Wirken. Was sollen wir tun? Das ist der rechte Schluß jeder Pfingstbetrachtung. Sei haben nicht gesagt: Petrus hat schön gepredigt;

auch nicht: die interessanten Wahrheiten, die er uns vorgetragen hat, wollen wir weiter bedenken und studieren; auch nicht: morgen oder vielleicht übermorgen, falls wir Zeit haben, kommen wir, sondern sie haben gesagt: was sollen wir tun? Diese Frage gibt Gottes Geist dem Menschen, denn mit ihr wendet der Mensch sich selbst zu Gott und gibt alle Entschuldigungen und Vorbehalte auf und tritt in Aufrichtigkeit an den Platz, den uns Gottes Gnade bereitet hat. Was sollen wir tun? Wir feiern mit Dank und Anbetung Gottes unsern Festtag, weil wir darauf die Antwort haben. Was sollst du tun, lieber Mensch? Das, was dir Petrus sagt: Komm herzu, ergreife den Namen Jesu, der uns zum Herrn und Christ gesetzt ist; so wirst du den heiligen Geist Gottes empfangen. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Dritter Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfeſt.

(1. Juli 1906.)

Apoſtelgeſchichte 5, 34—42.

Heute, wo wieder im ganzen Land über den jüdiſchen Hohen Rat und den alten Schriftgelehrten Gamaliel gepredigt wird, ſagt mancher: „da merkt man wieder die ſchwerfällige, unpraktiſche, veraltete Art der Kirche. Tauſende von großen Anliegen beſchäftigen uns, die an der Gegenwart entſtehen, und ihr predigt vom alten Gamaliel. Was geht er uns noch an mit ſeinem ſchriftgelehrten Zopf?“ Nun iſt es ſchon wahr, daß wir in der Kirche manchmal ſchwerfällig und langweilig ſind und es immer wieder ſo machen, wie es ſchon der Großvater gemacht hat. Aber der Fehler liegt nicht daran, daß wir die Geſchichte, und zwar die bibliſche Geſchichte miteinander betrachten. Denn die Geſchichte beſitzt die volle Majeſtät der Wirklichkeit. Sie iſt nicht in dem Sinn vergangen, daß ſie uns nicht berührte; vielmehr ergreift und beſtimmt das, was ſich hier zugetragen hat, unſer heutiges Leben mit wirkſamer Macht. Wer darum für die Gegenwart leben will, hat die Pflicht, ſich nach dem umzuſehen, was vor uns geſchehen iſt. Denn auf dem, was vor uns geſchehen iſt, ſteht das, was heute unter uns geſchieht.

Wir können das leicht an unſrer Geſchichte ſehen. An jenem Tag, von dem uns Lukas erzählt, ging es im Hohen Rat zu Jeruſalem lebhaft zu. Die Köpfe ſind heiß geworden, und das Leben der Apoſtel ſchien verloren. Da ſteht Gamaliel auf; was wird er ſagen? „Schuldig oder nicht ſchuldig?“ Daran hing der Gang der Weltgeſchichte. Das iſt keine Übertreibung, ſondern drückt buchſtäblich aus, wie es ſich verhält. Auch unſer ganzes Leben, wie es wir hier in unſrer Stadt führen, wäre völlig unmöglich, wenn Gamaliel an

jenem Tag gesagt hätte: „Schuldig! führt den Matthäus zum Tod;“ dann hätten wir kein Matthäusevangelium; „bringt den Johannes um;“ dann gäbe es kein Johannesevangelium, „tötet den Petrus“. Die ganze Weltgeschichte würde anders.

Wenn man sich die Folgen eines solchen Vorgangs verdeutlicht, so versteht man, daß wir Menschen im Blick auf den Lauf der Geschichte in eine tiefe Angst geraten. Gamaliel steht auf; welcher Laut dringt nun aus seinem Mund heraus? Schuldig — nicht schuldig? Damit entscheidet er über alle folgenden Geschlechter. Wenn wir nur auf Gamaliel achten, der mit seiner Zunge die Weltgeschichte bewegt, muß es uns freilich bange werden. Denselben Vorgang haben wir aber, wenn auch in kleinerem Maß, beständig in unsern eignen Erlebnissen vor Augen. Wenn der und der das und das gesagt hätte, ja statt nein oder nein statt ja, wenn er links gegangen wäre statt rechts, wie ganz anders wäre unser ganzes Leben verlaufen! Ungezählte Stunden werden damit zugebracht, daß wir Menschen darüber grübeln: warum ging es damals nicht so statt so? Wenn jener sich anders benommen hätte und ja gesagt hätte statt nein, oder wenn wir uns anders entschlossen hätten, wie wäre es dann so viel besser. So machen wir unser Herz müde und unsre Hände lahm.

Im öffentlichen Leben haben wir dieselbe Geschichte tagtäglich vor Augen. Jedermann schilt und schreit: so müßt ihrs machen! ihr macht es verkehrt! Jedermann kritisiert jedermann; jedermann ist unzufrieden und gibt guten Rat. Warum? Jedermann spürt: was geschieht, das wirkt nach vorwärts mit unberechenbarer Macht. Da überfällt uns die Angst, ob wir es auch recht machen.

Wir werden im Blick auf die Geschichte nicht ruhig ohne Gott. Wenn wir ohne Gott denken und leben, dann ist die Verkettung der Geschichte eine unheimliche Sache. Wenn wir in den jüdischen Ratssaal hineinsehen und dort bloß Gamaliel

erblicken, der in seinem Judenkopf seine Entschlüsse formt und damit die Weltgeschichte macht, so kommen wir nicht zur Ruhe. Dazu ist nötig, daß wir noch einen andern über Gamaliel sehen, den, der der Herr heißt und ist, der sie alle regiert, seine Widersacher und seine Diener, den jüdischen Hohen Rat wie die Apostel.

Das läßt sich nicht ändern. Gott hat die Welt so eingerichtet, daß wir in Frieden und Freude darin leben können, dann, wenn wir an ihn denken, und ihn dabei haben, nicht aber ohne ihn. Ohne ihn ist es nicht zum Aushalten, und wir sollen es auch nicht aushalten können ohne ihn. Dazu ist die Welt gerade da und so, wie sie ist, eingerichtet, damit sie uns immer wieder klar mache: ihr könnt es nicht aushalten ohne Gott.

Doch nun fragen wir vielleicht: „Ist denn in der Geschichte mehr wahrzunehmen als Dunkelheit und Rätsel, mehr als ein unergründliches Schicksal?“ Man hört oft von dunkeln Schicksalen reden, von schweren Führungen, von Rätseln im menschlichen Leben. Das freilich ist gewiß, daß Gottes Gedanken größer sind als unsre Gedanken und, wie der Himmel über der Erde steht, unsern Blick überragen. Es wäre eitel Geschwätz, wenn ich euch sagte: ich wollte euch heute unsre Geschichte erklären, und euch ohne Rest und Dunkelheit zeigen, wie Gott hier regiert hat. In seiner Regierung wirkt stets eine Unendlichkeit von Macht und Gnade, von Gerechtigkeit und Erbarmen, von der wir nur einen kleinen Teil sehen. Seitdem der Prophet gesagt hat, daß, wie der Himmel über der Erde, Gottes Gedanken über unsern Gedanken stehn, haben wir weiter in den Himmel hinein sehen gelernt, als es der Prophet konnte. Aber sein Gleichnis ist heute genau so wahr, wie damals. Und wenn wir alle Himmelsfernen zusammenaddierten, so bleibt das Gleichnis wahr, weil unser Verständnis der göttlichen Regierung ein Stäubchen ist neben dem, der im Licht wohnt und in dem keine Finsternis ist.

So ist es jedoch nicht, daß wir an der menschlichen Geschichte nur Rätsel und Dunkelheiten hätten und sagen müßten: „Da ist nichts zu verstehn, nichts zu begreifen; hier waltet ein finsteres, unergründliches Schicksal, sonst nichts.“ Vielmehr ist nicht selten gerade da, wo die Menschen von dunkeln Führungen sprechen, der Lauf der Dinge völlig klar und durchsichtig; sie sehen nur nicht nach dem rechten Ort. Laßt uns heute etwas von den „dunkeln Schicksalen“ reden.

Gamaliel erzählt einiges aus seiner Lebensgeschichte. Als er ein junger Mann, vielleicht noch Student war, da trat Judas der Galiläer auf. Das gab damals ein bewegtes Jahr, von dem wir leicht verstehen, daß es Gamaliel unvergeßlich blieb und seine Wirkung in ihm noch im Alter lebendig war. Judas rief das Volk zur Freiheit auf und begeistert stimmten sie ihm zu: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte,“ und die Hände fuhren gen Himmel und schwuren beim Ewigen: zu sterben oder frei zu sein, Gut und Blut an die Freiheit zu setzen und niemand zu fürchten als Gott allein. Und es fuhren nicht bloß die Arme in die Höhe, sondern die Schwerter fuhren nach. Dann kamen die Legionen, diszipliniert, mit überlegener Gewalt, und das Ende war: die heißen Schädel wurden gespalten, und der Ausgang war Blut und Tod. War das nicht ein dunkles Schicksal? Wenn so etwas sich zuträgt, sagen die Leute: wo ist denn Gott? Aber ihr bekommt aus unserm Text die Antwort, die uns sichtbar macht, wozu Gott das gewollt hat. Damals war in Jerusalem der junge Gamaliel; der muß die Furcht Gottes lernen. Vor ihm stehen einst alle Apostel, und er hat die Macht über ihr Leben und über ihren Tod. In seine Hand legt Gott die Wahl, und damit den Gang der Weltgeschichte. Dazu muß er etwas lernen, nämlich Gott fürchten. Darum demonstrierte es ihm Gott, als er jung war, wie es geht, wenn man sich eigensinnig gegen Gott auflehnt, was aus dem menschlichen Willen wird, wenn er trotzig sagt: ich will!

Jener Unterricht hat seine Frucht getragen und Gamaliel hat gelernt, sich vor Gott zu fürchten.

Diese Antwort ist hundert und hundertmal zu geben, wenn die Leute überrascht sagen: wie kann Gott solches machen? Das macht er dazu, damit du ihn fürchtest. Das ist eine sehr heilsame Sache und Gottes durchaus würdig, daß er uns das beibringt, daß wir ihn zu fürchten haben.

Gamaliel erzählt noch eine zweite Geschichte. Da war ein Prophet, der nicht mit dem Schwert arbeitete, sondern wie er sagte, mit Gottes Wort und Geist. Ihn hatte nach seiner Meinung Gott erleuchtet, dem Volk die gute Botschaft zu bringen: der Herr ist nah und die Heilszeit bricht an. Er forderte, daß sie sich dazu rüsteten, und mit ihm in die Wüste zögen. In der Wüste erscheint der Herr; dort wird die Begegnung stattfinden zwischen dem, den Gott sendet, und der Gemeinde, die auf ihn harrt. Er hat erbaulich gepredigt, und sie hingen ihm an, nicht in so großer Schar, wie damals, als sie Judas zum Kampf berief, aber doch immerhin eine ansehnliche Zahl von Getreuen, die alles verließen, der Heilszeit wegen, damit sie dem Christus entgegengehn. Und dann? Der Statthalter schickte Kavallerie. Die Reiter sprengten in die Pilgerschar hinein; wer fliehen konnte, floh, und wer es nicht konnte, wurde niedergehauen, und ihre heiße Hoffnung zerging wie Rauch. Ähnliches geschieht stets wieder, und dann sagen wir: „Wie kann Gott das tun? wie dunkel sind seine Führungen!“ Aber ihr seht, wozu Gott dergleichen braucht. Das kam Gamaliel zu gut und seinen Genossen im Hohen Rat, die lernen mußten, Gottes Namen nicht zu mißbrauchen. Er muß es begreifen, daß er Gewißheit nötig hat, ehe er im Namen Gottes spricht. Darum zeigt ihm Gott: sieh diesen Propheten, er hat in guter Meinung die Heilszeit herbeigesehnt, und möchte gern ins Himmelreich hinein; er tut es aber im menschlichen Trotz mit Übermut und Hoffart; das läßt sich Gott nicht bieten; dergleichen wird kassiert. Gamaliel

ſah es, und ſah es nicht umſonſt, ſondern mit einem bleibenden Gewinn. Er hat für immer verſtanden, daß Gott ſolchen Übermut zerbricht.

Bleibt nicht dennoch Gamaliels Schickſal dunkel? Er hat zwar gelernt, Gott zu fürchten, und wagt nicht dreinzuſchlagen; er hat jedoch nicht mehr gelernt. Die Furcht Gottes iſt wohl der Weisheit Anfang, aber noch nicht ihre Vollendung, und nicht das Ganze, was uns Gott beſcheert. Darum ſteht Gamaliel doch ratlos vor den Apoſteln; er iſt unfähig ja zu ſagen und ebenſo unfähig nein zu ſagen. Wer würde ihm nicht wünſchen, daß er das Auge hätte, das in Jeſu Angeſicht Gottes Herrlichkeit zu ſchauen vermag, und das Ohr hätte, das die Stimme des guten Hirten erkennt? Vielleicht hätte er ſein Volk gerettet. Jetzt rettet er die Apoſtel, jetzt arbeitet er für die Kirche der Heiden, jetzt trägt ſeine Arbeit uns die Frucht; ſein Volk dagegen hat er nicht gerettet und Jeruſalem den Untergang nicht erſpart. Damit haben wir allerdings den Punkt berührt, der im Verlauf der Geſchichte ſtets das größte Geheimnis ergibt, ſowohl in unſerem eigenen Lebensgang, als im großen Lauf der göttlichen Regierung. Es vollzieht ſich in ihr immer wunderbar die Verbindung von Gnade und Gerechtigkeit. Gamaliel muß beiden dienen, dem Recht Gottes, an welchem Iſrael fällt, und der Gnade Gottes, durch welche ſeine Boten erhalten und in die Welt hinausgeſendet werden.

Eines tritt uns aber deutlich vor die Augen, wie vorſichtig und beſcheiden unſer Urteil über das bleiben muß, was die Leute werden ſollen und nötig haben. Wenn Gamaliel vor ſeinem Kümmelhaufen ſaß und jedes Korn zählte, damit das zehnte Gott gegeben ſei, ſo ſagen wir alle: Lieber Freund, tue dies ab! Mit einer Art Mitleid ſehen wir auf ihn im Gedanken: „Welche tiefen Schatten trüben deinen Blick, und wie ungeſchickt machſt du dich für Gottes Dienſt!“ Allein wenn er nicht Phariſäer geweſen wäre in aller Pünktlichkeit

nach der väterlichen Sitte, so hätte ihn Gott damals nicht brauchen können, als er ihm den Schutz der Apostel anvertraut hat. Dann hätte er vergeblich gesprochen und wäre nicht das Werkzeug geworden, durch das uns Gott sein Wort erhalten hat. Sie hörten deshalb auf ihn, weil sie alle überzeugt waren: er wandle mit untadeligem Eifer nach dem väterlichen Gesetz. Dadurch wurde er für Gott brauchbar, so daß er ihn voranstellen und ihm sagen konnte: „Jetzt zeige einmal, Gamaliel, daß du mich fürchten gelernt hast; jetzt sprich du das entscheidende Wort. Du darfst jetzt meine Gemeinde schirmen und bekommst einen Dienst in meinem Reich."

Wie oft urteilen wir: „Wäre dieser oder jener doch anders! Könnten wir die Menschen doch verwandeln!" Anlaß zu solchen Wünschen haben wir genug; es bleibt auch Gamaliel gegenüber durchaus richtig, daß er viel Zeit vergeudet hat mit seinem schriftgelehrten Stroh. Aber wie vorsichtig müssen wir sein, damit wir nicht verkehrt über Gottes Regierung urteilen. Er braucht die Menschen in ungeahnter Weise. Da hat er vielleicht scheinbar Jahre lang nichts für uns zu tun; dann kommt eine Stunde, die uns seinen gnädigen Ruf bringt: sieh, jetzt habe ich für dich eine Arbeit bereit; da darfst du Hand anlegen; greife nun zu! Und dann machen wir oft die Erfahrung, daß das, was uns unnütz, ja bloß Last und Plage schien, plötzlich für unsern Dienst in seinem Reich fruchtbar und wertvoll wird.

Wir wollen uns auch nach den Aposteln umsehen. Hatten nicht auch sie ein schweres Schicksal? Gott führte sie hart am Tod vorbei. Ist es nicht für sie schwer, daß sie in ihrem Amt dem Tod ins Auge sehen müssen? Muß ihr Herz nicht schwanken bis zur letzten Faser im Gedanken: das Evangelium werde erdrückt, die Stimme seiner Boten verstumme und mit ihnen sei auch die Sache ihres Herrn in der größten Gefahr? Und als Gott sie vor dem Tode schützt, kommen sie doch nicht ohne Leiden davon. Sie werden blutig ge-

ſchlagen und ihre Ehre liegt im Kot. Ein hartes Los, ein dunkles Rätſel, ſagen die Menſchen.

L. Fr. Wie haben die Apoſtel gedacht? „Sie gingen fröhlich von des Rats Angeſicht, weil ſie gewürdigt wurden, Schmach zu leiden um des Namens Jeſu willen.“ Seht: ſo herrliche Dinge macht Gott; er macht Menſchenherzen, die ihn lieb haben, ſo lieb, daß ſie vom Rat fröhlich weggingen, weil ſie für Gott leiden durften. Und ſo herrliches will Gott auch euch ſchenken. Seht, ſo gut meint es Gott mit euch. Er ſtellt auch uns hinein ins Sterben; warum? Damit wir als die Sterbenden ihn preiſen. Er gibt auch uns die ſchweren Schickſale und ſogenannten dunkeln Führungen; warum? Damit wir danken, weil wir durch ſeine Gnade es vermögen, auch im Schmerz ihn zu loben. Dornen erwachſen uns, Mißverſtändniſſe von mancherlei Art, Verleumdungen, hie und da ein bischen Schmach des Namens Jeſu wegen; warum? damit das das Feuer ſei, das unſre Liebe entzünde, der Stoff, mit dem wir Gott unſer Opfer bringen, der Antrieb und Grund zu einer heiligen und Gott wohlgefälligen Anbetung. Damit geht uns der tiefſte Sinn und das letzte Rätſel unſrer Lebensgeſchichte auf. Die Leute in Jeruſalem ſagten: den Apoſteln iſt es ſchlecht gegangen; in der Gemeinde Jeſu war Freude, und nicht nur dort, damals war Freude auch im Himmel. Darauf ſah Gottes Auge mit Wohlgefallen. Er läßt ſich gern von denen preiſen, die freudig ſeines Namens wegen leiden. Um das laßt uns bitten, daß auch uns unſre ſchweren Schickſale zu Gottes Lob erwecken, daß auch wir Gott preiſen lernen als die Sterbenden, und ſiehe wir leben, als die Leidenden, und ſiehe wir dienen, als die armen ſchwachen Tröpfe, und ſiehe, wir legen unſre kleine Kraft in Gottes Dienſt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Abschiedspredigt an die Kandidaten.

(29. Juli 1906.)

Matth. 5, 1—10.

Als Jesus sich setzte und dadurch kundtat, daß er sprechen wollte, da traten seine Jünger zu ihm. Es ist nie von einer Ordination und Einsetzung in ein Amt schlichter und prunkloser gesprochen worden, als es hier Matthäus von der Einsetzung der Zwölfe tut. Da sind wir frei von allem Weihrauchduft, von aller Großtuerei mit der Würde und Wichtigkeit des Amts. Da steht nicht gleich ein Spiegel daneben, damit sich der Amtsträger in ihm beschaue in seiner Herrlichkeit. Hier ging es ehrlich und mannhaft zu; ein entschlossener Wille hat hier dem göttlichen Ruf gehorcht. Aber aus dieser Ordination, so einfach und unscheinbar sie verlief, stammen alle Ordinationen, die wir in der Kirche haben; aus der Bestellung dieses Amts kommt alles her, was als echtes religiöses Amt in der Menschheit existiert.

Seine Jünger traten zu ihm, und er hieß sie willkommen: „Selig seid ihr." Er hat sie unter seine Verheißung gestellt. Freunde, wir wollen uns auch unter Jesu Verheißung stellen. Wir brauchen sie, damit eine fruchtbare und gelingende Amtsführung uns zu teil werde. Wir können diese nicht begründen auf unsre Bildung, auf unsre Redefertigkeit oder irgendeine Technik, auch nicht einzig auf unser obrigkeitliches Recht. Das gibt Titularpfarrer, Talarträger. Zu einer fruchtbaren Amtsführung müssen wir glauben können, und um glauben zu können, brauchen wir Gottes Verheißung, und wir haben sie: „Selig sind die Armen im Geiste, denn Gottes königliche Gnade steht für sie ein."

Jesus hat in seine Verheißung eine unerschöpfliche Fülle gefaßt: Gottes königliche Herrschaft mit ihrer vollkommenen

Gnade nimmt sich unsrer an; sie tröstet; sie gibt Macht und Sieg; sie verleiht Gerechtigkeit und gewährt Erbarmung; sie öffnet uns die Augen für ihn, daß wir seiner gewiß werden, und sie gibt uns den Namen, vor dem wir alle uns zagend beugen, den Namen, den der Mensch sich nie selber geben kann, den nur Gott ihm sagen kann: Gottes Sohn.

Wem gehört seine Verheißung in dieser ihrer Fülle und Herrlichkeit? Er sieht das Bedürfnis im Menschen: inwendig sind sie arm, sind Leidtragende, zur gelassenen Beugung genötigt, hungernd und dürstend nach Gerechtigkeit, und da, wo der Mangel ist, da setzt er seine Verheißung hin nach der Regel der Gnade, die deshalb gibt, weil wir ihrer bedürftig sind. Er sieht im Menschenleben göttliche Kräfte wirksam, die uns miteinander einen in Barmherzigkeit und Frieden und uns nach oben wenden in Reinheit des Herzens und in Gebundenheit an die Gerechtigkeit, die sie nicht preisgeben kann. Da setzt er seine Verheißung hin, denn hier waltet Gottes Herrschaft, die nichts verderben läßt, was aus ihm stammt, sondern alles zur Vollendung bringt, was sein Wohlgefallen hat.

Sind wir der Verheißung Jesu entwachsen oder ihr entfremdet worden, etwa deshalb, weil wir Studenten waren oder sind, oder deshalb, weil wir Geistliche werden? Die Studentenzeit und Jesu Verheißung, das geistliche Amt und Jesu Verheißung: beide Themata liegen uns heute nahe und beide haben ihre Schwere und Größe. Ich möchte euch einiges über beide sagen.

1.

Die Studentenzeit und Jesu Verheißung: es ist keiner unter euch, l. Fr., der hier nicht den Kontrast sofort empfände. Hier die Universität mit ihren wissenschaftlichen Leistungen, allem, was zur Wirklichkeit gehört, mit dem Forscherblick zugewandt, dem Größten, wie dem Kleinsten, gehöre es der

Natur an oder der Geſchichte, ein Univerſum von Wiſſen — und dort Jeſus mit ſeiner Verheißung für die im Geiſt Armen. Hier die Studentenzeit, ein Inbegriff von jugendlicher Fröhlichkeit; eure Erinnerungen ſind hier beredter als meine Worte — und dort Jeſus mit der Verheißung für die Leidenden. Hier der Burſch mit dem Degen in der Fauſt, mit dem Trotz des ſtarken Arms, ungebunden, ohne Sorge, ohne Pflicht, auf ſich ſelbſt geſtellt — und dort Jeſus mit der Verheißung für die Sanftmütigen und für die, die nach der Gerechtigkeit dürſten. Gewiß, l. Fr., der Kontraſt iſt deutlich, der Unterſchied tief. Das drücken wir ja auch dadurch aus, daß wir uns heute zu einem Gottesdienſt vereinigt haben. Wir ſprechen damit aus, daß unſer Weg nicht einfach in der alten Richtung weiterläuft, daß der morgende Tag dem heutigen nicht völlig gleicht, daß die Univerſitätszeit und das Leben, das Studium und das Amt ſich unterſcheiden, und neue Kräfte jetzt von uns gefordert ſind. Willen brauchen wir zu einem neuen Anfang, und das bildet den tiefſten Vorgang, den unſre Lebensgeſchichte umfaßt. Es gibt in der menſchlichen Geſchichte nichts Tieferes als die Momente, wo neuer Wille entſtehen muß. Dann ſind wir Gottes bedürftig; gerade dazu brauchen wir Gott, damit wir wollen können, wenn wir wollen müſſen. Dann flüchten wir uns mit Recht zu ihm und ſtellen uns in ſeine Gegenwart; dann halten wir Gottesdienſt.

Die Frage, die uns beſchäftigt, iſt aber die: Beſteht zwiſchen beiden Willen und Zielen, die wir neben einander geſtellt haben, wirklich nur der Gegenſatz, der nichts iſt als Streit? Entfremdet uns wirklich unſer Studium und die Univerſitätszeit von der Verheißung Jeſu? Macht ſie uns für ſie untauglich und ungeſchickt? Wann wäre das der Fall? Dann, wenn wiſſenſchaftliche Bildung eins wäre mit der Narrheit des Dünkels, und wenn akademiſche Freiheit eins wäre mit der Entzündung der uns verheerenden Luſt.

Es kann ſo ſein, aber es muß nicht notwendig ſo ſein.

Die Verſuchung tritt an uns alle heran; wir kennen ſie alle. Es gilt auch von uns Akademikern der Pſalmvers: „Gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht; denn vor dir iſt kein Lebendiger gerecht.“ Auch für euch, Freunde, geht es zu Jeſu Verheißung durch Buße und Reue hindurch. Alle gehen dieſen Weg; keinem wird er erſpart. Wie wären wir ſonſt nach Gerechtigkeit Dürſtende? Das aber iſt falſch, daß uns die akademiſche Arbeit notwendig einen Umweg bereite, der uns den Zugang zu Jeſus erſchwert, oder gar einen Abweg bedeute, der uns von ihm wegführt. Im Gegenteil wir wollen heute am Schluß eines Semeſters Gott herzlich danken für die unſchätzbare Gabe, die er uns damit verliehen hat, daß er uns an der wiſſenſchaftlichen Arbeit teilnehmen ließ. Das iſt ein Mittel, durch das er uns zu ſeinem Dienſt rüſtet und für ſeine Verheißung zubereitet.

Wie entſtehen ſie denn, jene Leute, von denen Jeſus ſagt: ſelig ſeid ihr? Spricht er von Menſchen auf dem Mond, von Exemiten abſeits von der Geſchichte, oder von Idealmenſchen, die er erſt ſelber aus einem neuen Stoff formen wollte? Gewachſen ſind die, die er ſelig nennt, durch Gottes Regierung, die ihren Lebenslauf geordnet hat. Dieſe Armen im Geiſt ſind dazu gemacht durch ihre Erfahrung, im Verkehr mit der Gemeinde, im Ringen der Menſchheit nach geiſtigem Beſitz und durch den Erfolg, den dieſes Ringen hat, dadurch, daß es uns gerade da, wo wir reich ſein ſollten, eine leere Stelle ſchafft. Die Leidtragenden, wie ſind ſie entſtanden? Nicht durch Illuſionen oder Selbſtquälerei, ſondern durch die Wucht der Wirklichkeit, die den Schmerz in ihre Seele brannte, und ſie bedürfen Troſt. Die Gebeugten, Gottes Regierung ſchlug ihre Fauſt zurück und brach ihren Trotz und machte ihnen begreiflich, daß die Regierung Gottes in ihrer unerſchütterlichen Obmacht über uns hinweggeht und uns ſagt: ſchweig! Wie erwacht der Hunger nach der Gerechtigkeit in denen, die ihn in ſich tragen? Gottes heiliges Geſetz

bezeugt sich in ihnen als lebendige Macht, bindet ihren Willen — und doch ebenso deutlich sehen sie, daß sie ihre Pflicht zerreißen und das in sich schaffen, was das schwere Wort des Evangeliums ausdrückt: Schuld. Das sind nicht erträumte Zustände. Jesus spricht nicht von Fabelwesen. So ist der Mensch. Das sind reelle Gestaltungen des menschlichen Lebens. Dazu wird der Mensch in der Werkstatt der göttlichen Regierung gemacht.

Und davon sollten wir an der Universität nichts merken? Allüberall in der Welt ist das zu sehen, aber nur in der Wissenschaft hat man keine Ahnung davon! Wir sollten nicht wahrnehmen, daß diese Bedürfnisse da sind und warum sie da sind und warum wir sie nicht decken können? sollten es nicht sehen, daß der Mensch inwendig arm ist, nicht weil er keinen Geist hat, vielmehr deshalb weil er ihn hat, nicht weil er nicht zu sehen vermag, vielmehr deshalb und dann, wenn die Sehkraft zu ihrer höchsten Entfaltung kommt und der Horizont weit wird, weil es uns dadurch nur um so deutlicher erkennbar wird, daß wir gerade das, was wir wissen sollten, nicht wissen, und das nicht können, was wir notwendig brauchen? Sollten wir denn nichts davon sehen, daß es heilige Bande gibt, die den Menschen der Pflicht und dem Recht unterwerfen und die er nicht zerreißen kann, daß es für uns eine Lebensbedingung ist, daß wir Gerechtigkeit haben, daß es aber ebenso gewiß ist, daß wir sie nicht haben? Sollten wir denn mit dem Forscherauge der ganzen Wirklichkeit zugewendet sein und nichts hören von der Klage des Schmerzes, nicht merken, daß im Weltlauf Leiden entstehen, nicht eingebildete, nicht verscheuchbare, sondern solche, die die Majestät der Wirklichkeit an sich haben und nach Trost schreien, und wer hat ihn? Gewiß, l. Fr., wir haben in unserer wissenschaftlichen Bildung eine unschätzbare Anleitung, die uns dahin führt, wohin uns Jesu Verheißung ruft.

Die Möglichkeit ist zwar unbestreitbar, daß wir von

all jenen Vorgängen nichts sehen; wie entsteht sie? Dadurch, daß wir gebildet und an der wissenschaftlichen Arbeit beteiligt sind? Nein! dadurch, daß wir träumen. Dazu ist die Versuchung allerdings auch auf der Universität da, und keiner von uns ist gegen sie gesichert. Auch in dieser Hinsicht gilt, daß wir nicht uns selbst zu rühmen haben. Wir können ins Träumen verfallen, ins Klappern mit Worten, in die Tändelei mit Meinungen, und darob das Sehen verlernen, und den Kontakt mit der Wirklichkeit verlieren. Allein das ist nicht das Ziel der akademischen Bildung. Ihr Ziel ist, daß wir sehen lernen. Auch Jesu Geschichte zeigt uns jene Gefahr: denn jene Blinden, die die Blinden der Grube zu führten, standen nicht bei den geistlich Armen, sondern bei den Reichen, nicht bei den nach der Gerechtigkeit Hungernden, sondern bei den Satten. Wir sollen aber nicht unter unser Volk treten als die Blinden, die Blinde führen, sondern sollen sehen lernen. Und wenn wir sehen gelernt haben, dann sind wir nah bei der Stelle, wohin die Verheißung Jesu zielt.

Wenn wir aber das Bedürfnis sehen, das uns überall im menschlichen Leben entgegentritt, und es in uns selbst wiederfinden, sollten wir denn blind sein gegenüber den heiligen Kräften, die von oben stammen und uns nach oben wenden? Macht wirklich Wissenschaft unbarmherzig? Schafft das Studium den Zänker? Wird uns mit der akademischen Bildung das reine Herz entbehrlich? Bei den ersten Schritten auf dem wissenschaftlichen Boden wird man deß inne, daß wir zum Gedeihen der wissenschaftlichen Arbeit das reine Herz gerade so nötig haben wie den klaren Kopf. Nie ist etwas Fruchtbares und Großes im Bereich des Geistes geschaffen worden, ohne daß sich der Mensch ernsthaft der Aufgabe hingegeben hat, sich selbst unbefleckt zu erhalten von der Welt.

Ihr versteht alle, daß hier nicht davon die Rede ist, daß wir mit irgend einer pädagogischen Technik und der Ausbildung unserer Unterrichtsanstalten den Lebensprozeß schaffen

könnten, als ob wir z. B. je aus unserer Fakultät ein Institut machen könnten, in welchem die Leute fromm werden müssen. Das wäre ein törichter Gedanke, Jesus fremd. Wir mit unsrem Dienst stören den Lebensprozeß oft, erschweren und schädigen ihn; umgekehrt können wir ihn auch unterstützen, ihm dienen und helfen. Aber Menschen macht nicht der Pädagoge, macht auch nicht der Denker, sondern Menschen macht Gott. Er hat aber schon sehr oft die wissenschaftliche Arbeit dazu benützt, den Menschen arm zu machen im Geist und verlangend nach der Gerechtigkeit. Und wer von euch mir darin beistimmt, der höre die Verheißung Jesu: „Selig die Armen im Geist, denn ihrer nimmt sich Gottes königliche Gnade an."

2.

Laßt uns auch zu dem hinsehen, was euch die Zukunft bringt. Wie verhält sich Jesu Verheißung zum geistlichen Amt? Lohnt es sich mit treuem Entschluß und redlichem Fleiß nach dem Amt zu greifen und daran die Lebensarbeit zu setzen? Es sagen uns ja viele: „Ihr seit zu spät geboren; die Wichtigkeit und Berechtigung eures Amts ist vorbei." Sie kennen die Verheißung Jesu nicht, sie, die so sprechen.

Glaubt ihr denn, daß es irgend eine Gemeinde in unserem Lande gebe, wo es keine inwendig Armen gibt, keine, die im Mittelpunkt ihres Lebens eine leere Stelle haben? Dort haben sie nichts, keine Ueberzeugung, keine Gewißheit, keine Klarheit, keine Liebe; leer sind sie, arm. Ihr werdet nie auf der Kanzel stehen, ohne daß ihr Arme im Geist vor euch habt. So habt ihr immer solche vor euch, denen die Verheißung Jesu gilt. Gibt es irgend eine Gemeinde, in der keine Leidenden sind, echtes Leiden Tragende, das den schweren Druck auf sie legt und sie lehrt, zu leiden und wieder zu leiden und nochmals zu leiden? Solltet ihr wirklich eine Gemeinde finden, in der niemand mehr nach der Gerechtigkeit hungert, wo jenes: „Du sollst!", das uns die göttliche Herrlichkeit und Hoheit offen-

bart, für alle verſtummt iſt, wo niemand mehr weiß, daß er zum Dienſt Gottes berufen iſt, ſondern alle an dem ſatt ſind, was ihr tägliches Treiben erfüllt, und alle befriedigt im Blick auf die Leiſtung ihrer Willenskraft? Sollte es eine Gemeinde geben, wo alle am Elend, ſei es das glänzende, ſei es das offenkundige, ohne Erbarmen vorbeikommen, ohne daß einer Luſt und Mut zum helfen hat? Nein, ſie ſind da, denen wir die Verheißung Jeſu ſchulden! Darum ſagt ſie ihnen auch. Ihr habt die Hungrigen vor euch; laßt ſie nicht darben. Die Armen ſtehn vor euch; gebt ihnen. Die Leidtragenden ſind da; ſeid nicht unbarmherzig. Ihr habt den Troſt; warum gebt ihr ihn nicht? Ihr dürft immer mit der Gewißheit auf der Kanzel ſtehn: die, die Gott für ſich bereitet hat, ſind da; es gibt ſolche, denen die Verheißung Jeſu gilt. So begrabt ſie nicht; macht ſie nicht tot, und laßt das Evangelium Evangelium ſein. Unſer Volk bedarf deſſen. Sagt nicht: ſie haben es ja ſchon lange gehört. Das iſt nicht wahr. Hunderte und Hunderte unter uns haben es nie gehört. Nie iſt ihnen deutlich geworden, was es ſagen will: Gottes königliche Herrſchaft ſteht für dich ein; es gibt einen Gott, und er nimmt ſich deiner an, und es gibt einen Chriſtus, und er iſt deine Gerechtigkeit. Und die, die es wirklich ſchon gehört haben, ſind erſt recht unſre dankbaren Zuhörer, die das Wort immer wieder hören dürfen und ſollen zur dankbaren Aneignung ſeines unerſchöpflichen Werts.

Wollt ihr ſagen: das reiche doch nicht zu einer in ſich wertvollen Lebensarbeit? Jeſu Verheißung ſoll ich ſagen, aber das ſei ja bloß ein Wort. Damit ſei die Armut noch nicht gehoben, der Hunger nicht geſtillt, die Barmherzigkeit nicht erfolgreich gemacht und der Friede nicht gewirkt. Kann man daran Freude haben, ein Leben lang ein „Wort“ zu ſagen? Gibt das einen Beruf, an den wir unſern ganzen Willen ſetzen ſollen?

Weſſen Wort haben wir zu ſagen? das iſt hier die Frage.

Daß ich mein Leben lang mein eigenes Wort ſage, das wäre ein miſerabler Beruf. Aber Jeſu Wort zu ſagen, Jeſu Verheißung den Armen zu geben, das iſt der höchſte Beruf und die fruchtbarſte Arbeit, die uns aufgetragen iſt. Ein andrer Weg, der inwendigen Armut abzuhelfen, iſt nicht denkbar oder gangbar. Sie wird nicht dadurch gehoben, daß wir in uns ſelbſt verſchloſſen bleiben, ſondern dadurch, daß wir zu dem berufen ſind, deſſen das Reich iſt und der es uns gibt. Das Verlangen, das nach Gerechtigkeit dürſtet, kommt nicht dadurch zur Ruhe, daß wir uns ſelbſt eine ſolche herzuſtellen lernten. So lange wir nichts ſehen als uns ſelbſt, ſorgt Gottes Gnade dafür, daß dieſer Hunger uns unerfüllbar bleibt und uns dieſer Durſt immer wieder brennen muß Dadurch wird unſer Verlangen nach Gerechtigkeit geſtillt und wir in ihren Beſitz gebracht, daß wir zu Gott kommen. Gottes Gerechtigkeit iſt die, die unſere Armut in Reichtum verwandelt und unſer Leid in Troſt. Deshalb iſt das Wort das, was wir den Bedürftigen ſchulden, jenes Wort, das ſie von ſich weg zu Gott hin wendet, und ſie in die Gemeinſchaft mit dem gnädigen Gott verſetzt. Mit dieſem Wort bringen wir ihnen die reelle Gabe und Hilfe, die „Kraft zur Seligkeit“; dies ſicherlich nicht ſo, daß wir nun die Menſchenbildner würden, wir nun ihre Erlöſer und die Schöpfer ihrer neuen Lebendigkeit wären. „Dein iſt die Kraft“, beten wir, aber er gibt uns ſein Wort und bekennt ſich mit ſeiner königlichen Gnade und Herrſchaft zu ihm, und deshalb iſt die Ausrichtung ſeines Worts das Amt, das über allen Ämtern ſteht.

Die Verheißung Jeſu gilt aber nicht bloß der Gemeinde, ſo gewiß ſie ihr gilt und das Fundament für alle Arbeit an ihr iſt. Sie gilt aber auch dem Geiſtlichen. Es bleibt immer eure Aufgabe, daß ihr euch in euerm geiſtlichen Amt nirgends anders hinſtellt als unter Jeſu Wort. Die Verſuchung iſt auch hier uns allen nah. Wir, die wir im geiſtlichen Amt ſchon ſtanden, kennen ſie alle. Man ſieht reich aus im Talar. Wenn

man predigt, legt sich auf den Redenden leicht ein religiöser Glanz. Man hat den reichen christlichen Gedankenbesitz und alle die Hilfen, die uns durch die Amtsordnung zur Lebensführung verschafft werden. Dabei kann man inwendig reich und satt werden. Daran wird aber die Führung des Amts unmöglich. Wie soll ich den Armen sagen: Gott ist der, der euer Reichtum ist, wenn ich in mir selber reich bin, und mein theologischer Besitz mir ausreichend erscheint, um aus mir eine volle, große Persönlichkeit zu machen, die reichlich mit ewigem Kapital ausgestattet und für immer wohl geborgen ist? Wie soll ich dem nach Gerechtigkeit hungernden sagen: du wirst gesättigt werden; denn Christus ist deine Gerechtigkeit, wenn ich vom Verlangen nach der Gerechtigkeit Gottes nichts mehr weiß, sondern mit meinem Amtsbetrieb befriedigt bin? Es liegt aber, l. Fr., im Amt nicht nur eine Versuchung nach dieser Seite, sondern gleichzeitig auch wieder eine unschätzbare Hilfe. Es wird auch wieder niemand so leicht, als denen, die im kirchlichen Amt arbeiten, dahin zu gelangen, wohin uns Jesu Verheißung ruft. Die Kanzel ist wahrhaftig ein Ort, auf dem man lernt, inwendig arm zu sein, wo die Einbildungen brechen und es einem vergeht, mit sich groß zu tun. Seelsorge ist wahrlich eine Erziehung zur Barmherzigkeit, eine Schule, in der man die Härte verlernt und jene Narrheit, die uns nur an uns selber denken läßt, bekämpfen lernt. Wie sollen wir als die Amtsträger zur Gemeinde sprechen und für sie handeln, wenn wir nicht selbst Kinder des Friedens sind? Ihr dürft getrost nach Christi Verheißung greifen in der Zuversicht, daß mit jedem Schritt in euerm Amtsleben ihre Wahrheit und Tiefe sich euch enthüllen wird.

Ich habe euch vor den Anfang des Evangeliums gestellt, vor das erste Wort Jesu. Es ist damals ein lebendiger Anfang gemacht worden, der deshalb auch immer wieder das Ende bildet, mit dem unsere Gedanken schließen, weil er den unerschöpflichen Reichtum in sich trägt, und schon alle leben-

digen Kräfte in ſich zuſammenfaßt, aus denen Jeſu Werk erwächſt. Ich habe denen von euch, die ins Amt treten, keinen größern und tiefern Wunſch mitzugeben, als den, daß ihr eure Arbeit auch mit dieſem Wort beſchließen möget. Mögt ihr einſt nach langer und erfolgreicher Arbeit, nach manchem heißen und manchem fruchtbaren Tag mit vertiefter Klarheit und erhöhtem Lob Gottes wieder ſagen: Selig die Armen im Geiſt, denn ihrer iſt das Himmelreich. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

19. Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest.

(21. Oktober 1906.)

Jakob. 3, 13—18.

19. Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest.

(21. Oktober 1906.)

Jakob. 3, 13—18.

„Wer ist unter euch weise und klug?“ Diese Frage erinnert uns an diejenige, die Jesus nach seiner großen Abschiedsrede an seine Jünger gerichtet hat: „Wer unter euch ist nun ein treuer und kluger Knecht?“ Matth. 24,45. Beidemal ist die Frage ohne Antwort gelassen; denn die Antwort haben wir uns selbst zu geben. Allerdings wird uns einmal auch der Herr selber die Antwort auf diese Frage geben, und uns sagen, ob er uns für seine weisen und treuen Knechte hält. Bis wir aber aus seinem Mund unser Urteil hören, stellt sich die Frage offen und ohne Antwort vor uns. Sie ruft uns auf, unsre Kraft zu betätigen, und zu zeigen, was wir leisten können. Die Bahn ist offen, das Feld weit. Arbeit genug ist da. Wer ist weise und klug? Er melde sich. Gott kann ihn brauchen und hat Arbeit für ihn.

Es gibt Fragen, die, wenn sie gestellt werden, ein verlegenes Schweigen hervorbringen Bei unsrer Frage tritt dieses Resultat nicht ein. Jakobus rechnet deutlich darauf, daß wir sofort zur Antwort bereit seien. „Wer ist weise und verständig?“ Tausendstimmig wird dieser Frage die Antwort zu teil: wir, wir! Wer in aller Welt würde sich denn für närrisch und dumm halten? Das tun wir nicht bloß deshalb, weil uns allen eine natürliche Anlage mitgegeben ist, an der wir uns freuen, auch nicht bloß deswegen, weil wir in einer hohen Kultur leben und ein gebildetes Geschlecht sind, dem die Wissensstoffe in unerschöpflicher Fülle von allen Seiten zufließen. Es kommt vielmehr auch für uns das in Be-

tracht, woran Jakobus ſelber zuerſt gedacht hat: daß wir in der Chriſtenheit leben und von Jugend auf in einer reichen Fülle göttlicher Wahrheit unterrichtet ſind.

Der heutige Sonntag heißt Kirchweih nach altem Brauch. Er erinnert uns an den Tag, an dem unſre Kirche für unſere Gemeinde hergeſtellt worden iſt. Wie viel Unterricht iſt hier unabläſſig erteilt worden von Geſchlecht zu Geſchlecht! Denken wir nur an die vielen Stunden, die wir ſelber in unſrer Kirche zugebracht haben: welch ein Strom wahrer, weiſer und verſtändiger Worte iſt auf uns herabgefloſſen, nicht umſonſt, ſondern wir haben ſie mit Dank gehört und uns davon angeeignet, was für uns brauchbar war. Wir ſind unterrichtet, weiſe und verſtändig auch in der höchſten Erkenntnis, die uns Menſchen verliehen iſt. Wir kennen den göttlichen Willen und wiſſen, was recht und gut iſt vor Gott.

Darum ſind wir die rechten Hörer für unſer Textwort, da wir uns alle auf die Frage: wer iſt weiſe und klug? getroſt melden. Darum wollen wir auch hören, was Jakobus von uns, die wir weiſe und verſtändig ſind, verlangt. Womit bewähren wir unſre Weisheit?

1. Durch die Werke, 2. durch die Sanftmut, 3. durch die Keuſchheit, 4. durch die Gerechtigkeit.

1.

„Wer iſt unter euch weiſe und verſtändig? Der zeige ſeine Werke durch ſeinen guten Wandel.“ Als wir uns getroſt meldeten in der Zuverſicht, wir ſeien gebildet und weiſe, haben wir es ſchwerlich ſo gemeint. Wie meinten wir es denn? Bildung und Wiſſen ſei an ſich ſelbſt ſchon eine ſchöne Sache, namentlich auch deshalb, weil ſie macht, daß wir ſprechen können. Worte ſchaffen wir uns dadurch an, daß wir nach den Schätzen der Bildung und des Wiſſens greifen, Worte, nicht mehr. Hunderte von Büchern werden deshalb geleſen, weil man darüber zu ſprechen begehrt. Wer-

den wir gefragt, ob wir das gelesen haben, so dünkt es uns fast eine Schande, wenn wir die Frage verneinen müssen. Darin besteht ja die Bildung, daß man über alles zu sprechen weiß, was eben jetzt die Zeit bewegt. Wäre es nur auf den untern Stufen unsers Wissens so, so würde der Apostel nicht davon sprechen. Die Sache erhält aber dadurch Ernst, daß wir es auch mit der höchsten Erkenntnis so machen, auch mit der Erkenntnis Gottes und mit seinem Wort, das uns zu ihm beruft. Warum beschäftigt man sich mit dem Christentum? Man muß doch auch etwas davon wissen und dann mitsprechen können, wenn von religiösen Dingen die Rede ist.

So kann niemals Erkenntnis und Gewißheit entstehn. Es ist ganz unmöglich, so weise und verständig zu werden. Dadurch machen wir aus uns unvermeidlich Narren. Denn wir zerreißen dadurch, was Gott in unsern Lebensstand untrennbar ineinander gefügt hat, Denken und Leben, Erkenntnis und Tat. Er hat uns nicht bloß eine Zunge gegeben, sondern auch eine Hand, nicht bloß einen Kopf, sondern auch ein Herz, hat uns nicht nur die Denkfähigkeit gewährt, sondern hat uns zum Wollen berufen und zum Werk. Trennen wir das von einander, so stirbt der Mensch; er kann nicht bloß mit seiner einen Hälfte leben. Die Gedanken verdorren, wenn sie vom Lebensvorgang abgeschnitten sind.

Erfahrung ist die Wurzel aller Weisheit, nicht Geschwätz und Wortgeklingel. Mach's; dadurch begreifst du, was du machst. Es ist ganz unmöglich, jemand in einem Zimmer mit vier nackten Wänden die Natur zu erklären. Damit er etwas von ihr verstehe, muß er sie sehen, wie sie ihre Gebilde schafft und ihn selbst mit ihren kräftigen Prozeßen berührt. Es ist genau ebenso vergeblich, wenn wir hier in der Kirche bei einander sitzen und über Gottes Regierung und Willen sprechen, aber nicht tun, was er uns sagt, und die Erfahrung verachten und uns ersparen. Es gilt auch hier

die Regel unverbrüchlich: du begreifſt nur, was du machſt. „Der wird erkennen, ob meine Lehre aus Gott ſei, der ſie tut.“ Wie ſoll man jemand begreiflich machen, was Glaube iſt, wenn er ſelber ſich nicht daran macht, und nicht ſelber verſucht, auf Gottes Güte mit ſeinem Vertrauen ſich zu ſtellen und an ſeine Hand ſich zu halten? Wenn wir ſelber den Glauben haben und üben, dann geht uns auf, was dieſes Wort bedeutet, und was die Berufung zu ihm und die Verheißung für ihn, die uns Chriſtus gegeben hat, in ſich ſchließt. Man kann niemand erklären, was Liebe iſt, wenn er in ſich ſelber nur ſeine Eigenſucht pflegt. Das mußt du machen, dann begreifſt du, was die Worte meinen. Daß man dir Chriſtus beſchreibt und deutet, nützt dir nichts, wenn du dich von ihm wegwendeſt, nicht ſelbſt auf ihn hörſt und dich nicht ſelbſt in ſeinen Gehorſam ſtellſt. Geh mit dem Herrn Chriſtus durchs Leben; dann weißt du, was du an ihm haſt.

Nie kommen wir zur Gewißheit und Erkenntnis abſeits von der Lebensführung. Dies kann deshalb nicht anders ſein, weil ſie uns dazu gegeben wird, damit wir handeln. Sie hat in unſerm Werk ihr Ziel. Unſer Auge iſt uns dazu gegeben, damit wir wandeln, nicht im Dunkeln, ohne zu wiſſen, wohin wir gehen, ſondern im Licht. Wollen wir nicht wandeln, ſo ſtirbt das Auge ab. Unſer Denken iſt uns dazu verliehen, damit es unſre Liebe entzünde und unſer Wollen erwecke und uns das Werk zeige und uns bei ihm berate, durch das wir Gott zu preiſen haben. Darf es dieſen Zweck in uns nicht wirken, ſo wird es uns entzogen. Wozu redet denn Gott mit uns? Iſt er denn ein Schwätzer, dem es Vergnügen macht, ſich ſelber zu hören, der ſeine Worte nicht bei ſich behalten kann, und darum ausplaudert ohne Zweck und Ziel? Gewiß: „im Anfang war das Wort!“ Gott iſt der große Sprecher, ohne den nie ein Wort geredet wird, das wahr und weiſe iſt und bleibt. Aber dieſes Wort, das im Anfang war und ohne Ende durch die Zeiten tönt und

auch uns Gott offenbart, das ist die lebendige Gnade. Darum redet er, darum offenbart er sich, nicht um die Größe seines Verstands zu zeigen, nicht um als beredter Sprecher unser Lob einzusammeln, sondern weil er dich haben will für sich selbst, dich, nicht bloß deine Worte, nicht bloß deine Meinungen und Theorien, dich ganz, mit dem Willen, mit der Tat, mit der Lebensführung, die aus ihm und für ihn geschieht. Wenn wir uns dieser Absicht Gottes widersetzen, so vergehn uns alle Gedanken. Dann verbleiben uns nur welke Worte und Schattenbilder einstiger Gedanken, die andre hatten und wir nur nachsagen, oder die wir früher hatten, die aber jetzt unsrer Untreue wegen in uns verblichen sind. Lebendig bleibt unsre Erkenntnis nur dann, wenn wir dem Apostel gehorsam sind und unsre Weisheit in unsern Werken erzeigen im guten Wandel.

2.

Das macht uns bescheiden. Mit seinem Wissen kann man nur dann großtun, wenn es bloß aus Worten besteht. Wenn ihr einen eiteln Menschen findet, den sein Wissen aufbläht, so könnt ihr sicher sein: der hat nichts als eine papierne Wissenschaft, die nur aus Worten besteht. Wer die Probe für seine Erkenntnis im Leben macht und der Pflicht sich unterstellt, an seinen Werken seine Weisheit zu bewähren, der verlernt die Prahlhanserei. Und dies ist deshalb nötig, damit unsre Weisheit auch die zweite Frucht bringe, die unser Text von uns verlangt: „Wer ist unter euch weise und verständig? Der zeige seine Werke im guten Wandel mit Sanftmut.“ Auch dieses Verlangen des Apostels wird uns eine Überraschung sein. Wie in aller Welt kommen denn Weisheit und Sanftmut zusammen? Es ist eine gemeine Rede, daß die Theologen zankſüchtig seien. Dies gilt aber nicht nur von ihnen, andre gelehrte Leute können es auch, und nicht bloß die Gelehrten, denselben Vorgang können wir auf allen

Stufen des Lebens ſehen. „Ich weiß es;“ habt ihr das noch nie in zankſüchtigem Ton gehört? nie geſehen, wie daraus das entſtand, wovon uns hier Jakobus ſpricht: Neid, Eiferſucht, Parteitreiben, Selbſterhöhung, die Bewirkung und Verteidigung der eignen Größe mit dem Bemühen, die andern zu erniedrigen?

Der Zuſammenhang zwiſchen dem Wiſſen und dieſen Vorgängen iſt ſehr feſt und tief. Weiſe zu ſein, das gibt eine unvergleichliche Befriedigung; daraus entſteht einer der tiefſten Genüſſe, die uns Gottes Güte beſchert. Das macht den Menſchen ſicher; Wiſſen iſt Macht. Er gewinnt damit innerlich Feſtigkeit und Stärke. Und nun ſind wir nicht mehr weit vom Streit entfernt. Wenn dieſe vielen großen Geiſter einander begegnen, prallen ihre Köpfe leicht aneinander, und ſie tun ihre Stärke dadurch kund, daß jeder ſtärker als der andere ſein will, und dies dadurch beweiſt, daß er den andern zu Boden wirft.

So iſt es, ſagt Jakobus, bei der Weisheit, die irdiſch, menſchlich, teuflich iſt. Er heißt uns bei unſern Gedanken darauf achten, woher wir ſie bekommen, und was unſer Denken in Bewegung ſetzt. Die Erde, unſre Heimat, hält uns eine Fülle von Gegenſtänden vor, die unſer Auge feſſeln, unſer Denken erregen und uns mit vielerlei Wiſſen bereichern. Das gibt die irdiſche Weisheit, die ein unerſchöpfliches Feld für unſere geiſtige Arbeit iſt. Iſt ſie das einzige, was wir in uns tragen, ſo wird uns freilich aus unſrer Bildung und Weisheit nicht die Sanftmut entſtehn. Über das, was zur irdiſchen Weisheit gehört, geraten wir leicht in Streit. Es gibt noch eine andre Quelle, die unſre Gedanken erregt, und die menſchliche, oder wie Jakobus ſagt, die „ſeeliſche“ Weisheit in uns ſchafft. In unſrer Seele geht eine unermeßliche Fülle von Ereigniſſen vor ſich, die uns viel zu denken und zu ſorgen gibt, unſre Aufmerkſamkeit ſpannt und ſchärft und uns dazu bringt, Verſtand zu haben. Doch auch das

gibt noch nicht die ſanftmütige Weisheit, weil auch dieſe ſich bloß mit uns ſelber zu ſchaffen macht. Noch an etwas Drittes erinnert er uns. Unſre Gedanken können durch einen geheimen Antrieb bewegt ſein, nicht nur von der Erde her und nicht nur von der Seele her, die ihre vielen Intereſſen in ſich trägt, ſondern auch durch die uns verborgene Geiſterwelt. Neben dem Strom des geiſtigen Lebens, den wir ſehn, fließt von uns ungeſehen, und doch uns unmittelbar benachbart und vielfach mit uns verbunden, der Strom desjenigen Lebens, das die verborgnen Regionen erfüllt. Wenn uns von dort her ein Anſtoß berührt, ohne daß wir ihn wahrnehmen, und doch wirkſam, ſo daß er unſre Gedanken erregt, dann gibt es wiederum nicht eine Weisheit, die Frieden ſchafft, ſondern eine ſolche, die den Kampf erregt.

Allein uns liegt es doch nicht an ſolcher Weisheit. Wir begehren nach dem Licht, das von oben kommt, nach derjenigen Wahrheit, die Gott uns ſagt. Wir wollen ſo denken, daß uns Gottes Denken leitet, ſo hören, daß uns Gottes Sprechen hören macht, ſo ſehen, daß unſer Auge von Gott geleitet und geſtaltet iſt. Solches Wiſſen, das in Gottes Wahrheit ruht, wird uns nicht anders zu teil als durch Gottes Gabe. Und nun entſteht diejenige Weisheit, die ihr Werk mit Sanftmut tut.

Was Gabe iſt, das kann uns nicht zur Selbſterhöhung dienen. Wir können nicht unſern Vorteil mit dem ſuchen, was Gottes iſt. Was von oben kommt, beugt uns, gerade deshalb, weil es wirklich uns erhöht.

Jakobus hat mit ſeiner Warnung zunächſt die Chriſtengemeinde im Auge, die im Wort Chriſti unterwieſen und in Gottes Erkenntnis vereinigt iſt. Sie alle waren weiſe, alle durch die Schrift unterrichtet, „die uns weiſe macht zur Seligkeit.“ Werden ſie beiſammen bleiben in Eintracht und mit ihrer Erkenntnis zu einer Gemeinſchaft vereinigt ſein, die durch das Band des Friedens verbunden bleibt? Oder

werden sie sich zertrennen, weil jeder für seine Meinung streitet und für dasjenige Stück der Wahrheit kämpft, das er erfaßt? So wird es kommen, sagt Jakobus, wenn es nicht die Weisheit von oben ist, die euch regiert. Ist es dagegen Gott, von dem ihr eure Erkenntnis habt, lebt und webt ihr in seiner Wahrheit und in seinem Wort, dann erweist ihr eure Weisheit in der Sanftmut, darin, daß ihr „euch gerne sagen" laßt, nicht eigensinnig seid, und für den Frieden sorgt in Nachgiebigkeit und nicht mit Trotz. Warum? Es ist ja Gott, von dem ihr eure Weisheit habt. Sie verleugnet die Art seiner Gnade nicht.

3.

Allein auch das erste Wort, das Jakobus zur Beschreibung der göttlichen Weisheit braucht, dürfen wir nicht übergehen: „Die Weisheit, die von oben kommt, ist vor allem keusch." Merkwürdig! werden wir auch hier wieder sagen. Zeigt nicht die Erfahrung das Gegenteil, daß die Zunahme der Bildung das Wachstum der Unkeuschheit erzeugt? Die Reize werden durch sie empfindlicher, die Bedenklichkeiten fallen ab; Zaghaftigkeit und Scheu schwinden. Das Auge schweift nach jeder Seite hin, die Lust entzündet sich an allem, und wird keck, so daß sie die Rose pflückt, sowie sie blüht.

Es liegt aber eine tiefe, vollkommen gesicherte Wahrheit in dem Satz, daß die Weisheit, die Gottes Gabe ist, vor allem keusch macht. Wie sollte denn, wenn uns die Gewißheit Gottes gegeben ist und sie über unser inneres Leben die Herrschaft hat, in uns die Sucht entstehn, andre zu zertreten, und uns selbst zu beflecken? Die Weisheit von oben ist der Schatz über alle Schätze; wir legen diesen in ein reines Gefäß, nicht in ein beschmutztes. Darum bleibt es für alle Bildung Kern und Stern und unverbrüchliches Gesetz: halte dich selber rein. Darin erweisen wir uns als weise und verständig. Mit der Unkeuschheit dagegen geht alle Bildung fort.

4.

Dadurch gelangen wir zur Gerechtigkeit, zu der uns das letzte Wort unſers Textes führt. „Die Frucht der Gerechtigkeit wird im Frieden geſät.“ Deshalb warnte er uns vor dem Neid und Streit, weil er uns zeigen will, wie wir uns mit unſrer Weisheit und Bildung die Gerechtigkeit verſchaffen.

Auch die zänkiſche Weisheit hat dieſes Ziel im Auge und ſtreitet deshalb, weil ſie Recht haben und behalten will. Und die echte Weisheit trägt uns in der Tat dies ein, daß die Frucht der Gerechtigkeit für uns geſät wird und zur Reife kommt. Doch an was für einer Gerechtigkeit liegt es uns? Soll es die Gerechtigkeit ſein, durch die wir uns ſelber recht geben? Was nützt uns eine eigne Gerechtigkeit, mit der bloß wir ſelbſt uns beſchenken? Oder ſoll es die Gerechtigkeit ſein, die uns die andern zuſprechen, indem ſie uns ihren Beifall ſpenden, vielleicht eine Marmorbüſte auf unſer Grab ſtellen? Nach ſolchem Tand ſollen wir die Hand ausſtrecken? Nur darum kann es ſich für uns handeln, daß wir vor Gott Recht haben und behalten. Die Gerechtigkeit, die wir begehren, iſt Gottes Gerechtigkeit, diejenige, die er denen gibt, denen er ſein Wohlgefallen ſchenkt. In ihr beſteht „die Frucht der Gerechtigkeit,“ von der Jakobus ſpricht, und dieſe wird im Frieden geſät, nicht im Zank, denen die Frieden ſchaffen, nicht denen, die für ſich ſelber kämpfen.

Damit iſt in keiner Weiſe verdunkelt, daß wir zu einer guten Ritterſchaft, zu einem edlen Kriegsdienſt berufen ſind, wie Paulus ſagt, 1. Tim. 1, 18, und dies ganz beſonders dann, wenn wir gebildet ſind und mit Verſtändnis vom großen Gedankenſtrom berührt werden, der unſre Zeit bewegt. Wer hier mit offnen Augen mitdenken und mitleben will, der gedenke an Jeſu Wort, daß er dazu gekommen iſt, das Schwert auf die Erde zu werfen, und wir laſſen es uns gern von Chriſtus in die Hand geben, und uns von ihm anwerben zu ſeinem edeln Ritterdienſt. Allein jeder innerlich berechtigte

Kampf hat ſein Ziel im Frieden; wer dieſen ſchafft, der hat den Sieg. Der Ritterdienſt, zu dem uns Chriſtus beruft, geſchieht unter der Führung des Friedefürſten.

Wir ſchaffen Frieden nicht durch Feigheit, nicht durch Verleugnen, nicht durch Schweigen. Wenn wir Gott die Treue brechen, entſteht niemals Friede, ſondern eitel Zank. Damit wir einander Glauben erweiſen können, müſſen wir zuerſt Gott den Glauben halten, und ihm Treue erzeigen, wenn unter uns Treue wohnen ſoll. Wer Gott den Glauben bricht, dem glaubt kein Menſch, und dem Feigen, der ſich Gottes ſchämt und ihn verleugnet, ſagt alles die Gemeinſchaft auf. Aber aller Heldemut des Bekenntniſſes und der Zeugenſchaft ſteht unter dem Geſetz: „die Frucht der Gerechtigkeit wird im Frieden geſät, für die, die Frieden halten“. Das iſt wirklich Orthodoxie, das heißt dasjenige Denken, das Recht bei Gott hat und Recht behält. Und wenn wir bei Gott Recht haben, werden wir ſchließlich auch Recht behalten vor aller Kreatur.

Leſen wir das Wort des Apoſtels zu Ende, ſo iſt vielleicht unſre Geneigtheit verſchwunden, ſeine Frage auf uns zu beziehn. Wer iſt unter euch weiſe und verſtändig? Vielleicht antworten wir nicht mehr ſo unbedenklich: ich, ich, natürlich ich. Es ſchadet uns nichts, wenn wir Bedenken tragen, uns auf jene Frage des Apoſtels zu melden. „Wer ſich dünkt, er ſei weiſe, der werde ein Narr“, und höre auf unſers Herrn Jeſu Chriſti Wort: „ich“, nicht du, „ich bin das Licht der Welt, damit die, die mir nachfolgen“, nicht die, die nach ihrem eignen Kopf laufen, „nicht im Finſtern wandeln, ſondern das Licht des Lebens haben“. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

24. Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest.

(25. November 1906.)

Hebräer 11, 1—10.

24. Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest.

(25. November 1906.)

Hebräer 11, 1—10.

Es läßt sich nicht vermeiden und beseitigen, daß der Glaube denen, die ihn nicht haben, als unbegründet und darum als töricht und unpraktisch erscheint. In unsrer gegenwärtigen Lage ist es durchaus nötig, daß wir uns dies klar machen. Eine kleine Geschichte kann euch das erläutern, die einer unsrer Dichter gelegentlich erzählt. Es waren zwei junge Leute miteinander auf der Jagd gewesen und aßen nun zusammen. Der eine sprach vorher sein Gebet, worauf ihn der andre fragte: betest du noch? Er sagte nicht mehr, und auch der Gefragte antwortete nichts, sondern sie sprachen, als wäre nichts geschehen, über andere Dinge. Aber diese Frage hat genügt, ihm das Gebet zu nehmen.

Diese Geschichte trägt sich sehr häufig zu. Wir nehmen wahr, daß andre Leute unsern Glauben nicht teilen, vielmehr ihn mißbilligen. Das wirkt auf unsern Glauben wie ein Stoß und gleich fällt er uns um. Sowie wir im Glauben handeln, machen wir sofort die Erfahrung, daß andere Leute uns davon abraten, unsern Schritt für unpraktisch, unüberlegt und phantastisch halten. Sowie wir solche gute Räte bekommen, so stecken wir gleich im Zweifel drin. Und doch kann es gar nicht anders sein, als daß dem Glauben immer widersprochen wird. Unsichtbares trägt uns, für Zukünftiges arbeiten wir. Was uns bewegt, können wir nicht zeigen, sondern greifen nach dem, was nicht gesehen wird. Den andern scheint es so, als ob wir in die leere Luft greifen, und sie finden das selbstverständlich unzweckmäßig und töricht. Stellt euch

vor: ein Seiltänzer könnte das Seil unsichtbar machen, auf dem er steht, würde nicht jedermann mit Erstaunen zu ihm emporsehen und ihm raten: Komm schleunig herab, so mußt du fallen? Wir stellen uns im Glauben auf einen unsichtbaren Grund und dürfen uns deshalb nicht verwundern, wenn andere finden: wir ständen nicht am rechten Ort; so könne man nicht stehen, so falle man.

Darum werden wir immer wieder gefragt: müssen wir denn glauben? kannst du uns das nicht ersparen? sollen wir uns wirklich dieses schwere Joch aufladen? Und wir wollen uns nicht mit einem falschen Schein zieren; auch wir, mögen wir auch aufrichtig und dankbar gesungen haben: „Nun weiß und glaub ich feste, ich rühm's auch ohne Scheu", auch wir fragen oft so: müssen wir denn glauben? Sowie es ernsthaft gilt, daß wir uns vom Unsichtbaren tragen lassen, und diejenige Zuversicht betätigen, die auf das gerichtet ist, was wir nicht sehen, und dessen gewiß sind, was noch nicht gegenwärtig, sondern erst zukünftig ist, so bäumen wir uns auf und fragen bedenklich und bang: „muß es denn sein?" Auch die Hebräer, zu denen unser Brief spricht, haben geklagt: „warum müssen wir denn glauben?" Sie sind des Glaubens müde geworden. Ihnen antwortet unser Text: alle Alten, die zur Gemeinde Gottes gehörten, und sich auf seinem Weg hielten, sie haben alle glauben müssen, haben alle nur im Glauben ihren Dienst vollbracht, zu dem sie Gott berufen hat, und für ihren Glauben haben sie das Zeugnis Gottes erhalten. Wollt ihr, fragt der Brief seine Leser, euch scheiden von denen, die Gott das Opfer brachten, wie Abel, von denen, die die Welt verurteilten, wie Noah, von denen, die Gott gehorsam waren, als er sie rief, wie Abraham?

1.

Was tat denn Abel? Er zündete ein Feuer an und tötete ein Tier und verbrannte es. Was macht denn dieser

Mann? Danken will er; denn er ist umringt von vielen guten Gaben, und diese kommen aus der unsichtbaren Welt herab, vom Geber aller guten und vollkommenen Gaben, und er will ihm nicht nur mit Worten danken, sondern mit der Gabe, wie er sie ihm darzubringen vermag. Und bitten will er, denn eine Zukunft öffnet sich vor ihm, die er nicht selbst gestaltet und beherrscht. Ueber sie waltet ein unsichtbarer Herrscher, ein Wille, der mit königlicher Macht sein Leben bestimmen wird. Diese Zukunft kann eine Fülle von Segen in sich tragen oder Unheil ihm bescheren Der morgende Tag wird ihm als helles Licht oder als dunkle Nacht aufgehen. Darum bittet er ernstlich und gibt dem, den er anruft, was er ihm zu geben vermag.

Wenn wir auf das Sichtbare sehen, dann ist unser Urteil über diesen Vorgang rasch fertig. Fleisch zu verbrennen, was nützt das? Danken, was trägt das aus? Genießen ist die Kunst, die wir brauchen. Bitten, wozu? Was der morgende Tag bringt, ist ja in dem schon vorbereitet, was heute geschieht, und was kommt, muß so kommen, wie es kommen wird, und tritt früh genug an uns heran, wenn es kommt.

Wir andern, die wir auf das Unsichtbare schauen und soeben ernsthaft am Gebet uns beteiligt haben, wir, die wir uns freuen, wie Abel Gott ihr Opfer zu bringen, sagen dagegen: wären wir wirklich auf das Sichtbare beschränkt, so versänke unser Leben in Nacht und Dunkelheit. Genießen ohne Danken ist Elend; handeln ohne Bitten ist Ohnmacht oder Uebermut. Wer hat nun in diesem Streit Recht? Darüber steht die Entscheidung bei Gottes Zeugnis, nicht bei unserm Beschluß, auch nicht bei der Majorität und öffentlichen Meinung. Wir können unserm Leben nicht durch unsern Beschluß sein Ziel und Gesetz geben, und nicht durch unser Urteil feststellen, was Wahrheit ist.

Für wen steht Gott mit seinem Zeugnis ein? Für die, die durch den Weltlauf durchbrechen und ihre Liebe dem Un-

sichtbaren geben, der im Lichte wohnt, zu dem keiner den Zugang hat? Oder für die, die sich an das Sichtbare klammern?

Im Verlauf der Weltgeschichte steht dieses göttliche Zeugnis in mächtiger Deutlichkeit vor uns. Alle die, die nur genießen wollen, haben schließlich den Becher weggegeben, weil er für sie bitter wurde. Und die, die sich an das Wirken machten, aber nicht bitten mochten, die ihren Willen taten, nicht Gottes Werk, und herrschen wollten, ohne zu dienen, die scheitern. Der realste Lebensakt, der uns erreichbar ist, entsteht dann, wenn wir das Unsichtbare berühren, und dieses so nah und deutlich an uns herantritt, daß es uns Gewißheit wird und Zuversicht gibt und dadurch die Herrschaft über uns gewinnt.

Freilich ist für keinen unter uns mit dem Zeugnis Gottes, das andern zu teil ward, die Frage schon entschieden. Wir müssen selber wissen, wohin uns Gottes Regierung gestellt hat, ob wir erwerben dürfen ohne zu opfern, genießen sollen ohne zu danken, und für uns selber zu sorgen haben, nicht aber zu bitten brauchen, oder ob uns der Zugang aufgetan ist zu dem, was droben ist, und wir an den festgeheftet sind, den kein Auge sieht, und doch leben, weben und sind wir in ihm. Wenn Gott dir bezeugt hat: sieh, lieber Mensch, ich gebe dir nicht nur viele gute Gaben, sondern in diesen Gaben sucht dich meine Güte, und lege nicht nur deinem Willen eine Pflicht auf, sondern zeige dir in dieser meinen Willen, und gebe dir ein Ziel, nach dem du mit frohem Herzen und guter Zuversicht laufen darfst, getragen von dem, was du nicht siehst, und doch dir zur Gewißheit wird: dann haben wir die Antwort auf die Frage: müssen wir glauben? und keine Einrede stößt uns diese wieder um.

2.

Was tat Noah? Er verurteilte die Welt, sagt unser Text. Denn er schied seinen Weg von dem der andern, und

hieß Sünde, was sie trieben, und strebte nach der Gerechtigkeit.

Sehen wir auf das Sichtbare, so stellt sich eine solche Tat nur als Unverstand dar. Was macht der Mann? Die Welt will er verurteilen, er, der Einzelne, zu dem sich niemand hält? Er will Recht haben, nicht deshalb, weil ihm nun einmal sein Weg gefällt, da er zu seiner Art und Anlage paßt, sondern mit dem unbedingten Anspruch: so sei es Recht vor Gott? Er wagt es, ein Urteil abzugeben, das allen das gewaltige Wort „Sünde" entgegenhält, und sieht aus ihrer Schuld das Gericht entstehn, das ihnen den Untergang bringen muß.

Ohne Zweifel ist es unmöglich, eine solche Stellung einzunehmen und festzuhalten, wenn nicht das Unsichtbare uns so nahe ist, daß es Gewißheit in uns schafft, und so wirklich, daß es unsre Lebensführung trägt. Sünde, Schuld, Gericht auf der einen Seite, Güte, Gerechtigkeit, Gnade auf der andern Seite, sind nicht Kräfte, deren Dasein man dem menschlichen Auge sichtbar machen kann. Hier werden Maßstäbe auf uns angewendet, die nur in der unsichtbaren Welt ihren Grund haben können, und ein Wille macht sich uns hier spürbar, der nicht in unserm Herzen wohnt. Wohin wollen wir uns stellen, zu denen, die diese unsichtbaren Mächte ehren, oder zu denen, die sie geringschätzen?

Wir haben auch in dieser Frage auf Gottes Zeugnis zu achten. Unser Text sagt getrost: für die, die sich an die Gerechtigkeit banden und die Sünde fürchteten, trat Gott ein; ihnen steht sein Zeugnis zur Seite. Macht uns dieses seine Regierung nicht sichtbar? Tritt uns in ihr nicht sein Wille entgegen, der zwischen Recht und Schlecht, zwischen Sünde und Gerechtigkeit die heilige Grenze schafft? Freilich was außer uns geschieht, kann uns auch hier den festen Stand noch nicht gewähren; in uns selbst muß sich Gottes Zeugnis hörbar machen und uns an unsrer eignen Lebensgeschichte

kund tun, wo Gottes Wohlgefallen und Segen, und wo Gottes Widerstand und Verurteilung sich offenbaren. Sind wir darüber wirklich im Zweifel? Nein! wir wissen alle, daß wir mit Gott auch gegen die ganze Welt zu stehen haben, sowie das an uns herantritt ist, was Sünde ist, und wer diese Gewißheit hat, der weiß auch, daß er zum Glauben berufen ist, und nicht mehr fragen darf: muß ich denn? Dadurch ist uns das, was zwar unsichtbar ist, aber ewig währt, in seiner Wirklichkeit und Herrlichkeit bezeugt und hat sich uns dargeboten, damit wir uns darauf gründen und daran uns halten mit einem Griff, der es nicht fahren lassen kann.

Allerdings nicht jeder, der die Welt verdammt und ihr das Bußwort sagt, hat Gottes Zeugnis für sich, so wenig als jedes Opfer in seinem Wohlgefallen steht. Wie es vielen unnützen, vergeblichen Gottesdienst gibt, so gibt es auch viele Scheltworte über die menschliche Sünde, zu denen Gott sich nicht bekennt. Wollen wir die Welt so richten, daß wir Gottes Urteil für uns haben, so muß es im Glauben geschehen. Wenn wir an Gott gebunden sind, richten wir niemand mehr nach unsrem Eigensinn, und dann sind wir barmherzig, auch wenn wir die Sünde strafen. Der Bußruf, der aus dem Eigenwillen des Menschen stammt, ist hart, kann nicht verzeihen und hat kein Erbarmen in sich. Liegt es uns nicht an uns, sondern an Gott, nicht an unserm Eigensinn, sondern an Gottes Gesetz, dann ist die Barmherzigkeit in unserm Bußwort drin; denn wer göttlich denken lernt, vergißt Gottes Gnade nicht. Es gilt ernsthaft an den Unsichtbaren gebunden zu sein, wenn wir für Gottes Recht gegen des Menschen Sünde streiten wollen. Dann sind wir aber auch berechtigt, einer Welt zu widerstehen, ohne Überhebung und ohne Gefahr für uns; denn Gottes Zeugnis ist bei uns.

3.

Was tat Abraham? Ihn hat Gott in seinen Dienst durch einen besonderen Ruf gestellt, dem er gehorsam ward. Er hat ihn zum Vater der Gläubigen gemacht, zum Ursprung der Gemeinde Gottes auf Erden. Von ihm aus begründet und verbreitet sich Gottes Reich. Daher kann er nicht in seinen alten Verhältnissen bleiben, sondern wird aus seinem Geschlecht herausgeholt und aus seinem Lande weggeführt, und nur dadurch wird er für seinen neuen Beruf geschickt, so daß sich nun Gott in seiner Gnade und Herrlichkeit an ihm bezeugen kann.

Auch hier bleibt der ganze Vorgang auf das Unsichtbare gestellt. Das Werk Gottes, dem Abraham zu dienen hatte, war zu seiner Zeit noch keinem Auge sichtbar. Gottes Ziel ging weit über das hinaus, was er selbst schon erlebt und empfangen hat. Er blieb noch ein Fremdling im verheißenen Land, und ein einsamer Mann, obgleich er der Vater der unzählbaren Gemeinde war.

Aus Abrahams Berufung ist diejenige erwachsen, die uns allen dadurch zu teil geworden ist, daß wir zu Jesus berufen sind. Das ist derjenige Ruf Gottes, der an uns ergangen ist, damit wir ihm im Glauben gehorsam seien. Dem Glauben Abrahams folgen wir dadurch nach, daß wir uns zu Jesus halten, in ihm unsern Herrn haben, in seine Gemeinde hineingestellt sind und in seinem Namen den Zugang zu Gott haben. Allein auch für uns bleibt alles das unsichtbar, was uns mit Christus vereint und durch seine Gnade uns verliehen ist. Wir sagen: „Herr Jesu Christ, dein Nahesein bringt großen Frieden ins Herz hinein.“ Dabei können wir uns aber niemals wundern, wenn andre dazu lächeln und sagen: das Nahesein Jesu, von dem ihr sprecht, sei doch nur eine Einbildung. Wir sagen: „Das Blut unsers Herrn Jesu Christi macht uns rein von jeder Sünde;“ aber zum Erstau-

nen ist es wahrhaftig nicht, wenn die andern finden, wir träumen, weil er ja längst tot sei, und weil es eine sonderbare Meinung sei, daß wir von jeder Sünde freigesprochen zu sein erwarteten. Wiederum steht der Entscheid bei Gottes Zeugnis. Für wen tritt er ein, für die, die Jesu Ruf gehorchen, oder für die, die sich ihm entziehen? für die, die an seiner unsichtbaren Gnade ihren Schatz haben, oder für die, die sie gering schätzen?

An Deutlichkeit fehlt es dem göttlichen Zeugnis nicht. Wir können wissen, wer uns ruft, wenn uns der gute Hirte begegnet. Aber auch hier verlegt sich die Entscheidung für jeden in seine eigene inwendige Geschichte. Das muß dir selber klar werden, ob Gottes Zeugnis mit dir ist, wenn du dich zu Jesus hältst, oder ob du ohne Schaden und ohne Störung in deiner Gemeinschaft mit Gott von ihm weggehen kannst, ob du in ihm die Gnade hast, die alle Schuld deckt und dich ewig mit Gott versöhnt, oder ob das Träume sind. Indem wir immer wieder durch Gottes unermüdliche Treue erleben, daß wir Gott für uns haben, so lange wir bei Jesus stehn, deshalb wissen wir, daß der Glaube unsre Pflicht ist und unsere Gerechtigkeit vor Gott ausmacht.

An die lange Reihe der Zeugen, die im Glauben handelten, fügt unser Brief Jesus selbst, der das Kreuz trug und gleichzeitig nach der Sohnschaft Gottes griff, und in den Tod ging, während er den Heilandsnamen trägt, der aller Welt das göttliche Reich aufschließt. Er hat sich ganz und gar auf das Unsichtbare gestellt und dem künftigen, ewigen Ziele Gottes gedient. So ist er zum Vollender des Glaubens geworden, zu dem, der unserm Glauben das verschafft, wonach er strebt, aber so, daß er zugleich wieder der Anfänger des Glaubens ist, der, der ihn uns nicht erspart, sondern ihn vollends mit heiliger Dringlichkeit von uns verlangt und ihn in uns erweckt. Und dadurch, daß er sich für uns zum Anfänger und Vollender des Glaubens macht, verwandelt er unsre wider-

willige und bange Frage: „muß ich denn glauben?“ in die andere: „darf ich glauben?“ Jenes: „muß ich denn? muß ich wirklich?“ iſt die Frage des angefochtenen Glaubens; ſo ſtöhnt das Menſchenherz, das ſich ſträubt, zu Gott herzu zu kommen. Chriſtus nimmt uns dieſe Art zu fragen, ab und gibt uns dafür die Bitte: „laß mich dir glauben; darf ich glauben?“ Und darauf gibt er uns die Antwort: „Ja, du darfſt.“ „Glaubet an Gott und glaubet an mich.“ Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen.

Fünfter Jahrgang
(1906—1907).

Von

D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1907
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark.

Weihnachten.

(1906.)

Lukas 2, 1—14.

Heute dürfen wir feiern, das heißt danken und anbeten, Gott danken, Gott anbeten, nicht uns selbst. Christus ist geboren; das bedeutet nicht: seht, wie weit hat es der Mensch gebracht! seht, was sind wir für große Wesen! Christus ist geboren; das bedeutet: seht, was Gott euch tut! Das ist die reine Freude, die niemand kennt, der nicht anbeten lernt. Die Feste des Stolzes geben nicht die reine Freude. Denn der Stolz feiert dann, wenn er andere zertreten hat. Darum begleitet ihn der Neid. Ehre Gott in der Höhe! Das ist die reine Freude, die Christgabe. Da ist kein Stolz und kein Neid darin.

Alles in der Weihnachtsgeschichte führt uns weg von uns selber, weg vom Menschen, hin zur Anbetung Gottes. Wir feiern das Kind, das Gotteskind, das für uns geborene Kind.

1.

Die Jünger haben von keinem Werktag Jesu erzählt, daß so viel Himmelsglanz darauf lag, wie auf der Nacht, da er geboren ward. Darum feiert die Christenheit nicht einen der großen Arbeitstage Jesu, etwa jenen, da er auf dem galiläischen Berg das Wort mit Macht verwaltete, den alten Gottesdienst abtat und das Gebot Gottes neu aufrichtete,

oder jenen, da er in der Wüſte in großer Freudigkeit im Vertrauen auf Gottes Schöpfermacht die Tauſende um ſich ſammelte und es ihnen vormachte, daß ſie bei ihm nach Leib und Seele wohl verſorgt ſind als Gottes Gäſte. Wir treten vielmehr zum neugebornen Kind heran und holen uns die Anbetung an ſeiner Krippe.

So iſt es nach Jeſu Sinn. Wir brauchen nicht zu beſorgen, daß er uns ſchelte und ſage: feiert doch meine Taten, meine ſchweren Kämpfe und großen Siege, meine herrlichen Erfolge, die der Menſchheit eine neue Geſtalt gegeben haben! Jeſu Wille iſt, daß wir Gott anbeten. Ehre ſei Gott in der Höhe — das iſt Jeſu Wort an uns, und dazu iſt die Krippe der rechte Ort.

Bei der Geburt iſt der Menſch noch nicht am Werk. In das Werden des Lebens dringen unſere Gedanken nicht ein, noch berühren es unſere Finger. Da geſchieht Gottes Werk, vor allem, wenn der geboren wird, der den Namen Gottes vor aller Welt geheiligt hat und den Willen Gottes mit einem Gehorſam tat, den alle erkennen, und die Gnade Gottes uns mit einer Liebe erwieſen hat, die alle Welt den Frieden Gottes ſchmecken läßt. Da regiert Gott und ſein Werk geſchieht, und es wird ſichtbar, daß dem die Herrlichkeit zuſteht, der droben iſt, und wir beten an.

Darum gilt auch unſre Feier einzig dem Kind. Wir mögen auch der Mutter gedenken, der reinen Magd des Herrn, die nun nach ihrer ſchweren Stunde das Kindlein in den Armen hält und aufs Neue das Wort in ſich bewegt: „Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geiſt freut ſich Gottes, meines Heilands“. Wir mögen auch des Vaters gedenken, dem Gott den Beruf gegeben hat, väterlich neben dem Kinde zu ſtehn, und der nun mit Ernſt und Erſtaunen die Größe ſeines Amts bedenkt. Allein die Weihnachtsbotſchaft lautet: kommt zum Kind. Er iſt Gottes Werk, er der, den die Gnade Gottes für uns bereitet hat.

Unſer Geſchlecht verſteht es in gewiſſer Hinſicht wieder beſſer als frühere, daß die Geburt allem vorangeſtellt iſt, was hernach im Leben entſteht. Alles, was ſpäter durch unſern Willen und unſre Tat in unſrer Geſchichte hervorgebracht wird, hat ſeinen Grund in dem, was mit der Geburt geſchaffen iſt, in jenem Werk Gottes, durch welches Leben wird, das ſeine Kräfte in ſich trägt. Alles, was wir haben, iſt uns beſchert durch Geburt und durch Wiedergeburt. Darum gehen wir zur Krippe, wo der geboren iſt, der hernach freilich ſeine Frucht zu ſchaffen hat in treuem Gehorſam und ganzer Hingabe mit dem Einſatz ſeines eigenen Willens; er ſchafft aber die Frucht, deren lebendiges Saatkorn der Erde in der Chriſtnacht übergeben worden iſt. Da lernen wir anbeten.

Sagt nicht: dieſes Ereignis ſei zu klein, zu beſcheiden, als daß wir hier einen ſolchen Eindruck von der Größe Gottes empfingen, daß er uns zur Anbetung brächte. Darin beſteht vielmehr die Größe der Weihnachtstat, daß ſie unſre Gedanken nicht ins Weite flattern läßt, und nicht die Sorge in unſre Seele legt: wer mag gen Himmel fahren und Gottes Geheimnis ergründen? Hier geſchieht Gottes Werk auf Erden, bei uns und für uns. Wir haben das Kind vor Augen, das Gott in Gnaden für uns geſchaffen hat. Meint ihr, ihr könntet dann anbeten, wenn ihr hineindringen könntet in das Zentrum des Weltlaufs, und es mit Augen ſähet, wie alles, was geſchieht, dort entſpringt, ſein Geſetz bekommt und ſeine durchſichtige Verſtändlichkeit? Meinet ihr, ihr könntet anbeten, wenn ihr zurücktreten könntet zum Schöpfungstag und jene Geburtsſtunde mit anſähet, in der das Weſen der Dinge ward? Freunde, es braucht, damit wir anbeten, noch etwas anderes als das Staunen vor der unermeßlichen Macht, etwas anderes als die Bewunderung für einen unbegrenzbaren Verſtand. Damit wir anbeten lernen, muß ſich die Herrlichkeit Gottes uns als Menſchenfreundlichkeit erweiſen, muß die gewaltige Hand Gottes nach uns greifen

und uns zu ihm hinwenden, muß in der Fülle der göttlichen Kräfte die Liebe erscheinen, die den Menschen sucht und dich und mich zu ihm beruft. Daß der große und herrliche Gott sein Auge bis zu dir herniedersenkt, und seine Liebe an Wesen hingibt, wie wir es sind, das haben wir an der Krippe Jesu vor Augen. Dort tut Gott kund, daß er den Menschen schafft und ruft.

2.

Was er dort geschaffen hat, das war ein Gotteskind. Menschlich gesprochen, von unserm Standort aus hat das Weihnachtswort eine erhabene Kühnheit. Über dem Kinde wird verkündigt: Ehre Gott in der Höhe, Friede auf Erden, an Menschen Wohlgefallen Gottes. Kann das Kindlein das ausrichten? Ist es nicht eine Kühnheit, ein solches Ziel einem Kind zu stecken? Wie hoch überragt es das, was in der Christnacht bereits verwirklicht vor den Augen der Menschen stand!

Auf Erden ertönt ein anderes Lied, nicht: Ehre Gott in der Höhe, sondern: Ehre uns, Ehre dem Menschen auf Erden. Darum ist auch der Fortgang ein anderer; es muß so sein, daß, wenn der Anfang verschieden ist, auch alles anders wird, was aus ihm entsteht. „Friede auf Erden"; das ist nicht unsre Weise, sondern: „Streit auf Erden", und darum auch nicht Wohlgefallen, sondern Verdruß und Scheltworte, Zorn und Klage, und wenn es hoch kommt und am besten geht, Mitleid und Tränen. Wenn das Kind erwacht und in den Weltlauf hineintritt, dann wird auch dieses Lied an sein Ohr dringen. Dann wird es nicht nur den himmlischen Sang in seinem Herzen vernehmen, sondern auch die menschliche Weise kennen lernen. In diesen Zwiespalt ist es hineingestellt zwischen die droben, die Gott die Ehre geben, uud die hier unten, die sich die Ehre geben, zwischen den, der den Frieden schafft, und die, die den Streit entzünden, zwischen den, der uns sein Wohlgefallen anbietet, und die, die an sich selbst Gefallen haben. Welchen Weg wird es gehen?

Was wird aus dem Kindlein werden, einer, der in die himmlische Weise einstimmt, oder einer, der das Lied der Menschen lernt? Freunde, ihr wißt, wie es gegangen ist. Wir feiern die Weihnacht; denn das Weihnachtswort ist nicht verklungen. Es blieb in ihm, im Knaben, im Mann, im Kreuzträger, im Auferstandenen, in dem, der erhöht ist und seine Gemeinde regiert Gott zur Ehre und uns zum Frieden. Jedes Wort, das wir von ihm haben, zeigt ihn uns aufwärts gewendet, als den, der Gott preist, keine Ehre hat, als die des Vaters, und keinen Willen, als den Willen Gottes. Jede Tat, die sein Amt uns kundtut und sein Werk auf Erden herstellt, macht uns an ihm die Liebe erkennbar, die nicht für sich selber lebt, sondern den Vater verherrlicht, zeigt uns die Herrschaft, die eins ist mit dem Dienst, weil er sein Leben nicht für teuer achtet, den Bußruf, der nur unser Bestes will und mit eitel Gnade und Vergebung erfüllt ist, und die Freude, die sich am Irdischen nicht befleckt, sondern als reine Flamme dankbar aufwärts steigt. So kennen wir ihn und so erleben wir ihn. Denn überall, wo sein Name gepredigt wird, entsteht die Anbetung, entsteht im Menschen das Vermögen, Gott zu preisen, entsteht der Friede, der uns mit Gott versöhnt, entsteht das Wohlgefallen, das uns mit Gott in Eintracht bringt. Seht, das macht allein Gott; das ist Gottes Werk, Gottes Offenbarung. Darum beten wir an.

3.

Das Kind ist für uns geboren. Seine Geburt ist seine Sendung. Die Gabe, die Gott ihm gegeben hat, verleiht ihm sein Amt. So führt ihn auch die Weihnachtsgeschichte uns vor: „Euch ist heute der Christus, der Herr geboren.“ Damit ist ihm das königliche Amt übergeben, das Amt dessen, der die Gemeinde schafft, die Gottes ist, und die Menschheit zum Vater führt und damit auch unter sich vereinigt.

Wenn wir aufmerksam unsre Geschichte lesen, tritt es

uns schon an ihr ergreifend entgegen, was das Amt Jesu bedeutet, wozu er gesendet ist. Es war die Zeit der Schatzung; die Steuerlisten werden gemacht, ein prosaisches Geschäft, vollends, wenn ein römischer Beamter mit der eisernen Faust den Juden zitiert, der sich dagegen mit Widerwillen und Leidenschaft empört. Der Tag, den die Christnacht beendet hat, war voll von Geldgedanken, von Rechnungen, von Gier und Leidenschaft, die nehmen will und die sich nicht nehmen lassen will, auch von Sorgen ernster Art, ob wohl der Druck erträglich sei und das Leben gefristet werden könne auch unter diesem schweren Joch. Die Nacht bringt Ruhe, doch nur für eine kurze Zeit. Mit dem Erwachen der Menschen wachen auch wieder ihre Zahlen, Rechnungen, Sorgen und Leidenschaften mit ihnen auf. In diese zur Schatzung versammelte Schaar tönt es hinein: Christus ist geboren; Ehre sei Gott in der Höh!

L. Fr., viel anders ist es auch bei uns nicht. Wir haben die letzten Tage auch mit Arbeit gefüllt, und es kann und soll ja auch nicht anders sein. Deßhalb haben wir den Herrn Christus nötig; deßhalb ist uns der gegeben, der uns mit seiner starken Hand faßt, aufweckt und zu Gott hin wendet.

Nahe bei Bethlehem war Jerusalem. Auch dort wachten sie; nicht einzig die Hirten bei den Hürden waren in jener Nacht wach. Im Heiligtum, im Tempel auf dem Zion, schreiten die Priester auf und ab und halten Wacht und man hört ihren Ruf, der kund tut, daß die Hüter des Heiligtums treulich wachen. Aber nicht dort wird der Himmel hell und nicht sie sind berufen, mit den Engeln sich zu freuen. Ehre sei Gott in der Höhe! das verstanden sie nicht. Ehre uns, den erwählten Priestern! Ehre uns, der heiligen Gemeinde! Ehre uns, den fleißigen Dienern Gottes! das verstanden sie. Das war ihre Weise. Die, die die andre Weise sangen: Ehre sei Gott in der Höh! die brauchten einen andern Ort.

Iſt es anders bei uns? Wohl ſteht an mancher chriſtlichen Kirche: ecce deus! hier iſt Gott; in Wahrheit heißt das oft: ecce homo! ſeht da den Menſchen! — ſamt ſeiner Narrheit und Eitelkeit. Eben darum, weil wir ſogar aus unſrer Religion, unſrer Chriſtlichkeit und unſerm Gottesdienſt immer wieder unſre eigne Verherrlichung machen und uns ſelbſt und den Menſchen groß machen und auch damit Selbſtvergötterung treiben, darum wird uns verkündigt: für euch iſt der Chriſtus geboren, der euch Gott anbeten lehrt.

Auch in der Königsburg wachten ſie eifrig und zahlreich; denn das Leben des Herodes darf in der Nacht nicht unbewacht bleiben. Aber auch dort ſucht der himmliſche Bote nicht die, die er zu Chriſtus führt. In der Königsburg regiert die heiße Gier, die Sucht, die nach Macht ſchreit und nach Genuß verlangt, mit allen Mitteln, mit Recht und mit Unrecht, mit Gewalt und mit Liſt, mit frommer Geberde und mit wildem Trotz. Der Bote, der die Geburt des Chriſtus verkündigt, wendet ſich anderswohin. L. Fr., dazu iſt es Weihnacht geworden, damit wir von aller kranken, heißen Sucht, mit der wir uns ſelbſt verderben und andere plagen, erlöſt ſeien durch den, den Gott uns gegeben hat, und die Vergebung empfangen, die in das kranke, eigenſüchtige Herz Gottes Liebe und Frieden legt.

Nicht alle kann er rufen; dennoch fehlen ihm die Anbeter nicht. Gott ſorgt dafür, daß das Amt des Chriſtus offenbar wird, und führt ihm die zu, die ſein Werk ſchauen. Er ruft ſie ſo, daß die weite Gemeinde entſteht, ohne Grenzen, offen für alle. Wollen nicht auch wir kommen? Sind wir nicht des Haders müde, des Haders mit uns ſelbſt und des Zanks miteinander, des Haders mit Gott? Sind wir es nicht müde unſern nichtigen Willen zu tun? Täten wir nicht gern Gottes Willen? Sind wir es nicht müde, Wohlgefallen zu haben an uns ſelbſt und uns mit allerlei Eitelkeit zu zieren? Wollen wir nicht Gottes Wohlgefallen em-

pfangen, das uns dann beſchert iſt, wenn wir Chriſti Hand ergreifen? Der Zugang zur Gnade iſt uns aufgetan durch unſern Herrn Jeſus Chriſtus und durch ihn haben wir mit Gott den Frieden. „Eia, Weihnacht! eia, Weihnacht! Glorie, Glorie, Friede, Freude, und an den Menſchen ein Wohlgefallen.“ Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

1. Sonntag nach dem Erſcheinungsfeſt.

(13. Januar 1907.)

Matth. 4, 12—17. 23—25.

1. Sonntag nach dem Erſcheinungsfeſt.

(13. Januar 1907.)

Matth. 4, 12—17. 23—25.

Jeſu Predigt war kurz: Tut Buße; denn nun bricht Gottes Reich an. Kehrt vom böſen Wege um; denn jetzt macht er ſeine Herrſchaft offenbar. Das iſt das Wort Jeſu, und dieſes kurze Evangelium macht uns ſelig, und dieſes kurze Evangelium ſchöpfen wir nicht aus. Davon laßt uns reden.

1.

Tut Buße! Jeſus beginnt damit einen gewaltigen Kampf. Unſer Text fängt an: „Als er hörte, daß Johannes überantwortet war.“ Schon Johannes hat geſagt: tut Buße. Der Ausgang war, daß ihn die Soldaten des Herodes holten. Man wußte: er lebt noch, aber man wußte auch: die Sonne wird er nicht mehr ſehen. Da waren keine Täuſchungen über den Ernſt der Arbeit möglich, die Jeſus damit begann, daß er an die Gemeinde den Bußruf richtete. Unſer Text fährt fort: „Als er dies hörte, zog er in das galiläiſche Land,“ nicht nach Jeruſalem. Dort konnte er ſeine Arbeit nicht einmal beginnen. Wenn er dort ſein kurzes Evangelium ſagen wollte, ſo hinge er ſofort am Kreuz. Darum konnte Jeſus nur an den Feſttagen in die heilige Stadt gehn. Matthäus erzählt weiter: „Als er das hörte, da verließ er Nazareth,“ ſein eignes Dorf, in dem er alle kannte und lieb hatte, und wo auch ihn alle kannten und lieb hatten. Aber die Gemeinſchaft zerriß ſofort, ſowie er ihnen ſagte: tut Buße; ſeht,

nun beginnt Gottes Reich. Da riſſen ſie ihn zum Bethaus hinaus, um ihn über den Berg hinabzuwerfen. Darum ging er nach Kapernaum, an das äußerſte Ende des jüdiſchen Landes, wo er ſich jederzeit leicht dem Kampf entziehen konnte. Eine kurze Fahrt über den See brachte ihn in das heidniſche Land. Dort pflanzte er ſich hin und ſagt ſein Wort: kehrt um; Gott regiert.

Unter den Büchern, die gegenwärtig in Deutſchland am meiſten geleſen werden, befindet ſich auch der „Seeſtern". Tauſende hat es intereſſiert, ſich eine Schlacht vorzuſtellen, die mit allen Waffen der Neuzeit und ihren mächtigen Armeen geführt wird, die mit einander viele Tage lang ringen, bis die Entſcheidung endlich fällt. Aber eine ſolche Schlacht gibt noch lange nicht ein Gleichnis zu jenem Kampf, den Jeſus begonnen und in die Weltgeſchichte hineingebracht hat durch ſein kurzes Wort: tut Buße; Gott iſt König.

Dieſer Kampf wird nicht mit Worten geführt. Eben deshalb iſt Jeſu Predigt kurz. Er verglich ſeine Arbeit mit dem Gang jenes Sohns, den ſein Vater zu den empörten Weingärtnern ſchickt. Er bittet ſie: beendigt euern Aufruhr; gebt Gott, was Gottes iſt. Da braucht es nicht viele Worte. Er doziert nicht: der Weinberg gehöre Gott und die von ihm beſtellten Weingärtner dürften ihn nicht berauben. Sie wiſſen, daß ſie im Dienſt des Herrn ſtehen und die Ernte nicht für ſich ſelbſt zu ſchaffen haben. Er diskutiert auch nicht mit ihnen, ob ihr Herr im Recht ſei oder ſie. Eine Entſcheidung legt er ihnen vor: wollt ihr euch jetzt Gott unterwerfen, dann iſt alles vergeben, was ihr getan habt, und ihr ſeid wieder ſeine Knechte und bleibt in ſeinem Dienſt. Wollt ihr aber euern Aufruhr fortſetzen, ſo entſcheidet ihr über euer Geſchick. Seht, darum hat Jeſu Predigt dieſe kurze Faſſung, weil er unſertwegen redet und uns helfen will. Er ſprach nicht deshalb, weil ihn ſeine Gedanken freuten und er ſie gerne in die Welt hinausrief. Wer deshalb ſpricht, weil er ſich

ſelber gern reden hört, der ſpricht lang. Jeſus aber redet, weil er den Menſchen von ſeiner Sünde befreien und zum Vater bringen will, und darum macht uns ſein Evangelium, ſo kurz es iſt, ſelig.

Sie haben ſchon damals oft geſagt: Wir verſtehen gar nicht, was du meinſt. „Tut Buße;“ was ſoll das heißen? Wir ſind nicht auf dem falſchen Wege und brauchen nicht umzukehren. Ihnen ſagte er: Freunde, verſtellt euch doch nicht, heuchelt nicht. Ihr wißt, was an euch dem Willen Gottes widerſpricht, wann und wodurch ihr mit Gott den Streit beginnt. Deshalb lautet das göttliche Wort: tut Buße, weil wir nicht Unterricht und Aufklärung brauchen, ſondern wiſſen, wo wir den Willen Gottes brechen. Was uns nötig iſt und einzig helfen kann, das iſt die Tat, die das Böſe abtut, der Wille, der die Sünde wegwirft und Gott gehorcht, und damit wir dieſen finden, dazu dient uns Jeſu Wort: Kehrt um.

Allerdings hat Jeſus auch gelehrt und ſeinen Bußruf erklärt, darum, weil es im Menſchen auch Zuſtände der Verfinſterung gibt. Es ſieht manchmal kraus und wirr in unſern Köpfen aus, ſo daß wir es nötig haben, daß es uns andere ſagen: du biſt nicht auf dem rechten Weg. Wenn der Wille falſch geht, gehn die Gedanken auch falſch. Es wird uns manches Wort aus Jeſu Arbeit berichtet, durch das er ſich bemühte, ſeinen gerechten Hörern zu zeigen, worin ſie ſündigten. Er hat nicht dem Zöllner erklärt, warum er umkehren müſſe; denn dieſer weiß, daß er nicht für Gott, ſondern für das Geld lebt. Er hat nicht dem den Weg zum Vater beſchrieben, der aus ſeinem Hauſe weggelaufen war und im Elend bei den Schweinen ſaß. Dieſer weiß, daß er nicht daheim iſt. Aber dem andern Sohn, dem gerechten, hat er mit eindringender, treuer Lehrarbeit gezeigt, wodurch er aus der Liebe des Vaters austrat und ſich ſeinem Willen widerſetzte, obwohl er meinte, er ſei ſein treuer Sohn.

Auch wir müſſen, ſei es mit einander, ſei es jeder für ſich, je und je die Fragen ernſtlich bedenken, die aus unſrer Lebensführung entſtehen. Es gibt hier viel zu überlegen, was unſrer größten Aufmerkſamkeit wert iſt. Aber der entſcheidende Punkt befindet ſich nie in dem, was wir erſt ſtudieren müſſen, bis wir es es herausbringen, und wofür wir erſt Unterricht nötig haben, damit wir es begreifen, ſondern die Entſcheidung kommt für uns alle an den klaren, einfachen Dingen zu ſtand, von denen wir ganz genau wiſſen, wie es mit ihnen ſteht, was hier Bosheit iſt und was Güte, was Gottes Ruf von uns will und was unſer Eigenſinn begehrt. Jeſu Gebot: tut Buße, redet nicht gleich von allen möglichen Erweiſungen des guten Willens, zu denen wir vielleicht noch durch Gottes Führung gelangen, ſondern daß wir die Sünde da, wo wir ſie ſehen, brechen, und uns vom Böſen da, wo es enthüllt und deutlich in unſrer Erfahrung ſteht, ſcheiden, das meint Jeſus, indem er uns bittet: kehrt um! Freilich redet er nicht von Halbheiten. Halbe Bekehrungen ſind ſchlimmer als Unbußfertigkeit. „Tut Buße," das heißt: brecht mit ganzem, redlichem Willen die böſe Sucht entzwei; werft ſie weg, nicht nur für jetzt, ſondern für immer, nicht halb, ſondern ganz. Wir erweiſen aber an derjenigen Sünde, die die unſre iſt, weil wir ſie kennen, über die wir Macht haben, ſo daß wir über ſie zu entſcheiden vermögen, dem Wort Jeſu unſern Gehorſam oder Ungehorſam. Von ihr ſagt uns ſein kurzes Evangelium: tue ſie ab.

Jeſus hätte anders ſprechen müſſen, wenn es ihm daran läge, die Sünde in ihrer ganzen Größe zu enthüllen. Das hätte freilich eine lange Rede gegeben, wenn er auch nur in Kapernaum die Sünde ans Licht ziehen wollte mit allen ihren Äußerungen, anzufangen mit den Schriftgelehrten der Stadt und dem Oberſten der Schule, Jairus, bis herab zum Zöllner und zum gefallenen Weib. Jeſus hat aber nicht ſo geſprochen, denn ſein Ziel iſt nicht, den Menſchen zu ſchänden, ſondern

ihm zu helfen. Es hat in der Chriſtenheit immer ſolche gegeben, die meinten, ſie predigen Jeſu Wort dadurch, daß ſie die Sünde ans Licht ziehen. Das war nicht des Herrn Art. Ihm liegt es an unſerm Gehorſam, an unſerm Zutritt zu Gott, nicht daran, daß er uns unſre Sünde anhänge. Er hat allen, die ſein Wort ſagen, die Vollmacht gegeben kurz zu reden, und das große Thema von der menſchlichen Sünde in das eine Wort zuſammenzufaſſen: Kehrt um.

Deshalb hat Jeſus auch nicht erklärt, wie es zur Sünde komme, auch ein gewaltiges Thema, über das viel zu reden wäre. Wie kam Israel auf ſeinen böſen Weg? Wie iſt die phariſäiſche Art entſtanden? Wie kam der Schriftgelehrte zu ſeiner Hoffahrt? Wie iſt Matthäus in ſeine Zollbude geraten? U. ſ. f. Es iſt zwar nicht wertlos, wenn wir uns, ſoweit es möglich iſt, verdeutlichen, woher die Schwierigkeiten kommen, mit denen wir ringen, und wo die Verſuchung entſtanden iſt, die uns den Kampf aufzwingt. Das kann uns im Widerſtand gegen das Böſe ſtärken. Vor allem haben wir aber von Jeſus zu lernen, daß uns nicht damit geholfen iſt, daß wir darüber ſinnen und grübeln, wie es denn dabei zugegangen und alles ſo gekommen ſei. Viele bereiten ſich dadurch eine ſchwere innere Not und legen ſich damit eine Kette an, die ſie am Aufſtehen hindert. Du brauchſt nicht zu begreifen, wie ſich alles ſo gefügt hat; was du nötig haſt, iſt, daß du mit einem neuen Willen aufſtehſt, der Gott gehorcht. Wir helfen uns nicht mit Meditationen über das Thema unſrer Sündhaftigkeit, ſondern mit der Tat, durch die wir uns dahin ſtellen, wohin uns Jeſus führt, weg von unſrer Sünde auf Gottes Weg. Darum iſt Jeſu Evangelium kurz: kehre um.

Aber er hatte nicht im Bußruf ſein einziges Wort. Es iſt nicht möglich, daß er nur von unſrer Pflicht ſpräche. Er arbeitet in Gottes Auftrag und ſpricht deshalb von Gottes Werk. Deshalb fährt er fort: Kehrt um, denn Gott regiert;

Gott waltet als König über euch; Gott tut seine Herrlichkeit und Gnade an euch kund. Er preist Gott mit seinem Wort, und darum steht im kurzen Evangelium Jesu der Satz vom Himmelreich, und ohne diesen wäre es nicht da. Er kann ihn auch unsretwegen nicht entbehren, weil er uns wirklich helfen will, und das geschieht nicht bloß dadurch, daß wir einen Anstoß zu einem neuen Willen erhalten und seinen Befehl hören, der uns aufweckt. Wir müssen vielmehr die Verheißung haben, daß wir umkehren können, die Ermächtigung, daß wir zu Gott uns wenden dürfen. Es gibt keine Berufung zur Buße ohne die Vergebung. Ohne sie wird das Bußwort inhaltslos und unfruchtbar. Die Vergebung ist aber Gottes Tat und der Erweis seines königlichen Regiments. Man kann die Sünde nur mit dem Guten überwinden, das Alte nicht beenden ohne das Neue. Dies ist Gottes Gabe, die Schöpfung seiner königlichen Gnade. Daher kann nur der, der Gottes Reich aufzutun vermag, den Kampf mit der Sünde in der Welt beginnen. Auch Jesu selbst wegen war es unentbehrlich, daß ihm der Vater die Botschaft vom Himmelreiche gab, so daß er mit uns von Gottes ewiger und vollkommener Gnade zu reden vermag. Die Christenheit hat reichlich erlebt, daß es keine kleine Sache ist, das Bußwort Jesu auf die Lippen zu nehmen, einerlei ob wir es öffentlich tun oder im persönlichen Verkehr mit einander. Tausende haben Buße gepredigt und sind dadurch selbst in die Versündigung gefallen, haben andere zu bekehren versucht und darob sich selbst verdorben. Warum? Man muß mit Gottes Gnade an die Sünde herantreten, sonst versündigt man sich selbst, wenn man sie anfaßt. Darum hat Jesus ohne Schaden für sich, vielmehr sich zur Gerechtigkeit das Bußwort der Welt gesagt, weil er ihr zugleich Gottes Reich anbietet und das königliche Werk der göttlichen Liebe an uns vollführt.

Aber auch jetzt wird Jesu Predigt kurz. Gott regiert;

was ſollen da Worte? Beſteht Gottes Reich in Worten? Ja! durch das Wort regiert uns Gott, und wir treten dadurch in ſein Reich, daß er uns ruft. Er regiert nicht über uns, ohne daß wir es wiſſen und wollen, und macht uns nicht zu ſeinen Sklaven. Gottes Reich beſteht aus ſeinen Kindern, und der König iſt hier eins mit dem Vater, der ſeine Herrſchaft uns dadurch erweiſt, daß er durch ſein Wort uns zu ſich zieht. Dieſes Wort redet aber vom Taterweis der göttlichen Gnade, von Gottes Werken, durch die er ſeine Herrlichkeit der Welt erzeigt. Da wird das Wort kurz; denn die Tat ſpricht für ſich ſelbſt. Gottes Reich, das iſt Erlebnis, nicht Geſchwätz, das iſt Geſchichte, Lebensgeſchichte, die deine und meine, die aller, Weltgeſchichte, nicht bloß Begriffe. Darum ſagte Jeſus: das Reich Gottes iſt nahe, weil er auf dem Kreuzeswege war und auf die Stunde ſah, wo ihn der Vater dazu berufen wird, das Kreuz anzufaſſen zum ewigen Zeichen der göttlichen Gnade. Darum ſagte Jeſus: das Reich Gottes iſt nahe, weil er den Oſtermorgen kommen ſah mit dem Auferſtehungsſtand des ewigen Lebens. Darum ſagte Jeſus: Gottes Reich iſt nahe, weil er ſchon das Rauſchen des Pfingſtgeiſtes hörte, durch den Menſchen entſtehen, die aus Gott geboren ſind, und die neue Gemeinde entſtehen ſah, nicht nur in Kapernaum, nicht nur in Galiläa, ſondern in der Völkerwelt. Gott regiert dadurch, daß er ſeinen Willen vollführt uns zum Heil und Leben. Da wird die Predigt kurz und dadurch zugleich ſeligmachend, weil ſie den königlichen Willen und das königliche Werk Gottes bei ſich hat, das uns Gottes Herrlichkeit erweiſt.

2.

Dieſes kurze Evangelium ſchöpfen wir nicht aus. Tut Buße; wer unter euch iſt damit fertig? Ich möchte den ſehen, der es wagt, hier aufzuſtehen und zu ſagen: ich bin mit der Buße fertig. Nach Jeſu Wort tut er es nicht. Nicht

ſo meint es der Herr, als ob wir aufſtehen und umfallen, aufſtehen und umfallen. Wenn er die Buße am Sohne beſchreibt, der vom Vater wegging und wieder zu ihm zurückkehrt, ſo erzählt er nicht: der Sohn habe verſucht nach Hauſe zu gehn, habe aber den Vater nicht zu finden vermocht, ſondern wanderte und ſuchte und wanderte und zum Vater kam er nie. Das iſt nicht Jeſu Erzählung, ſondern er hat erzählt, daß er zum Vater kommt und bei ihm bleibt. Wenn er die Buße an der Geſchichte von den Weingärtnern erklärt, ſo iſt ſeine Meinung nicht die: jetzt unterwerfen ſie ſich dem Herrn, und fallen wieder ab, und unterwerfen ſich wieder und ſtehlen aufs neue, ſondern er meint, daß ſie mit redlicher Entſchloſſenheit gehorchen und ſich ganz Gott untergeben ſollen. Wenn er nicht uns die Verheißung geben könnte, daß wir mit Aufrichtigkeit Gott untertan werden und uns ihm redlich ergeben können, ſo hätte er den Bußruf nicht wagen dürfen. Er verſpricht es uns aber mit heiligem Ernſt: ihr könnt und dürft mit der Sünde brechen, dürft ihr ein ganzes Nein entgegenſetzen, ihr dürft durch alle Stricke und Bande durchbrechen. Es iſt ein wahres, nicht übertriebenes, ſondern gewiſſes Wort: „wir, die wir der Sünde geſtorben ſind.“ Aber das Bußwort Jeſu ſchöpfen wir nicht aus. Denn Jeſu Wort, mit dem er uns von der Sünde trennt, fährt bis in unſre Natur hinab. Nicht bloß Kleinigkeiten greift es an, nicht bloß wechſelnde Neigungen, die wir leicht abſchütteln. Sein Bußwort greift tief, tief in das menſchliche Weſen hinein, tief hinein in das, was wir alle ſind. Darum greift es auch weit, ſo weit die Menſchheit ſich ausbreitet, von Volk zu Volk, von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Stadt zu Stadt. Es gibt keinen Ort, wo es nicht immer wieder eine unumſtößliche Wahrheit wäre, daß wir umkehren müſſen, damit Gottes Reich von uns gefunden ſei. Darum empfangen wir alle vom Herrn die Freude, daß wir jeden Tag wieder in den heißen, aber freudigen Kampf gegen uns ſelbſt hineingeſtellt

ſind, den er für uns begonnen hat und der darum entſchieden iſt, weil er ihn begann. Alle Morgen ſtehn wir wieder auf als die alten Menſchen, alle Morgen aber auch als die, die den alten Menſchen ausziehn durch die Gemeinſchaft mit dem neuen Menſchen, der aus Gott geboren iſt, Jeſus Chriſt. Und wenn wir uns Jeſu Verheißung vorhalten: Gottes Reich, Gottes königliches Walten, uns zum Schutz und Schirm, uns zum Leben und zur Seligkeit, zur Gemeinſchaft mit ihm — wie könnten wir das ausſchöpfen! Gottes Reich beſteht nicht nur darin, daß er unſer Geſchick freundlich ordnet, an unſerm innern Leben vorbei, ſondern ſetzt uns in Gemeinſchaft mit ihm, ſo wie allein zwiſchen uns Gemeinſchaft entſtehen kann, ſo nämlich, daß er groß wird, nicht wir, er regiert, nicht wir, und ſein Wille geſchieht und nicht der unſrige. Und dies geht nicht nur dieſen oder jenen an, hier einen und dort einen. Gottes Regierung ſchafft ſeine Gemeinde, der König vereinigt die Welt vor ſeinem Thron. Dieſes Wort geht hinaus über alles, was wir erleben, über alle unſere Erfahrungen und jetzigen Zuſtände, und bleibt das Ziel über allen Zielen, die Hoffnung über allen Hoffnungen, das ewige Gut. Wie wollen wir es ausreden? Immer neu entſteht an ihm der Dank, die ewige Anbetung, immer neu auch die Pflicht des Bekenntniſſes, die Predigt, die nie verſtummen kann, immer neu auch die Pflicht des Dienſts. Iſt Gott König, ſo ſind wir Knechte. Regiert er, ſo gehorchen wir.

L. Fr., es iſt ſchon mehr als dreißig Jahre, daß ich predige, und ich habe nach meinem Vermögen mich bemüht, nichts zu predigen als den kurzen Satz Jeſu: tut Buße, denn Gottes Reich iſt uns aufgetan. Denkt ihr, nun ſei das Thema für mich doch bald erſchöpft? Im Gegenteil: wir ſtehen immer erſt bei den Anfängen des Evangeliums. Ich kann euch nicht weiterführen als bis zu ſeiner Schwelle. Laßt uns darum bitten, daß die künftigen Geſchlechter es

beſſer verſtehen, was Buße iſt, runder Bruch mit allem Böſen, und was Reich Gottes iſt, Gottes Gegenwart uns zur Gnade, uns zum Licht, uns zum Leben. Die Ernte iſt groß, der Arbeiter ſind wenige. Laßt uns den Herrn der Ernte bitten, daß er Arbeiter ſende in ſeine Ernte. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Estomihi.

(10. Februar 1907.)

Matth. 20, 20—28.

Auch heute haben wir uns mit Politik zu beschäftigen, aber nicht mit derjenigen, die uns in den letzten Wochen bewegt hat. Das Wort, das wir heute zu hören haben, spricht die Politik Jesu aus, und diese ist eine andere, als die, die unsre Nationen und unsre Parteien betreiben. In der Politik handelt es sich darum, wer die Regierung in seine Hand bringe, und die Macht gewinne, um seinen Willen durchzusetzen und seine Ziele zu verwirklichen. Eben davon spricht Jesus mit einem jener Worte, wie nur er sie uns zu geben vermag, unmißverständlich, keiner Erklärung bedürftig, klar herausgearbeitet, so daß wir gleich gehorchen können. „Wer unter euch groß werden will, der werde bei euch der Diener, und wer der Erste sein will, der werde bei euch ein Knecht." Weil wir aber gegenwärtig von der andern Politik erfüllt sind, von derjenigen, von der Jesus sagt: die Heiden machen es so, so haben wir natürlich das Herz voll von Einreden und Bedenken gegen Jesu Weg, und wollen deshalb das, was uns bewegt, mit voller Wahrhaftigkeit aussprechen. Wir protestieren; warum?

Einmal wir können nicht dienen; wir haben keine Gelegenheit dazu. Sodann, wir mögen nicht dienen; das macht nicht vornehm, sondern gering. Endlich wir dürfen nicht dienen; das ist nicht der Brauch der Welt.

1.

Wir können, ſagen wir, nicht dienen. Dazu fehlt uns die Gelegenheit. Wenn man nach menſchlichem Maßſtab von jemand mit Recht hätte ſagen können, daß er nicht zu dienen vermöge, ſo war es unſer Herr Jeſus auf dem Kreuzesweg. Was er hatte und den Leuten zu geben wünſchte, das begehrten ſie nicht, und was die Leute wollten und von ihrem Chriſtus verlangten, das wollte er nicht. Zwiſchen ihm und ſeiner Umgebung war eine tiefe Kluft. Es bleibt ihm nichts anderes übrig als nach Jeruſalem zu gehen und das Kreuz zu tragen. Hat er auch geklagt: „Ich habe keine Gelegenheit zu dienen; die Leute ſind widerſpenſtig, die Welt iſt ſchlecht, und ich bin allein?“ Der Menſchenſohn, ſagt er, iſt gekommen, um zu dienen und für viele ſeine Seele zum Löſegeld zu geben. Eben jetzt richtet er ſeinen Dienſt aus, macht die Gebundenen frei, ſprengt die Ketten, nimmt Schuld, Tod, die Gottverlaſſenheit und Gottesfeindſchaft von uns weg und ſtellt uns in die Freiheit der Kinder Gottes. Darum ſagt er: Bei euch iſt es nicht ſo, daß die Mächtigen die andern bedrücken und die Großen ihre Größe ſich dadurch bereiten, daß ſie die andern erniedrigen; denn ich habe euch mit meinem Leben frei gemacht. Hier lernen wir den kennen, dem wir dienen können und ſollen, und finden den Herrn, der uns zu ſeinem Eigentum macht. Nun kann niemand mehr klagen: mich zwingt ein Fatum dazu Egoiſt zu ſein; mich hat Gott dazu verdammt, nur an mich ſelber zu denken, und bloß dafür zu ſorgen, daß ich zu eſſen habe und mir es wohl gehe. Aus dieſem Gefängnis holt uns Chriſtus heraus, und nimmt uns dieſe Kette ab. Dazu hat er ſeine Seele hingeben, damit wir frei werden zum Dienſt.

Es fehlt uns auch nie an Gelegenheit, den Willen Chriſti zu tun. Es gab wohl nie eine ſo normale, geſunde, geordnete Gemeinſchaft wie die der Jünger. In ihren äußern Verhältniſſen beſitzen ſie volle Unabhängigkeit. Den Geldbeutel und

die irdiſchen Schätze ſind ſie losgeworden, und die Sorge auch. Der ganze Beſtand ihres Lebens war einfach, natürlich und auf das Notwendige beſchränkt. Und innerlich ſind ſie die Männer, denen Jeſus zum Glauben half, und die er in den mannhaften Kampf gegen ihre Sünde geſtellt hat. Sie ſind die, die vereint den ſchmalen Weg gehen in der Anbetung Gottes und in der Liebe zu den Brüdern. Daß es ihnen aber in ihrem Kreiſe je an Gelegenheit zum Dienen fehlte, dieſer Gedanke konnte ihnen nie kommen und kam ihnen nie. Sie ſind ja eine Gemeinſchaft und ſtehen täglich mit einander in Verkehr. Da braucht der eine den andern und mit jeder Berührung zwiſchen ihnen entſteht für ſie auch wieder die Gelegenheit zum Dienſt.

Unſere Geſchichte gibt uns hiefür ein hübſches Beiſpiel. Da kommen Jakobus und Johannes zum Herrn mit ihrer großen Liebe und bitten ihn: „Da du uns auf Erden in deine Gemeinſchaft geſtellt haſt, ſo vereine uns auch mit dir in deinem Reich.“ Was machen nun die andern? Sie haben gleich ein Tröpflein Gift bei der Hand, das ſie in die Freude der beiden Jünger mengen. Das war nicht Dienſt, nicht die Mitfreude, die mit der Liebe des Herrn gleichförmig denkt und nach ihrem Sinn ſpricht und handelt. Der Herr erfreut die beiden, die andern kränken ſie; der Herr macht ſie durch ſeine Verheißung gewiß und ſtark; die andern grollen ihnen und ſtellen ſich ihnen feindlich in den Weg. Solche Gelegenheiten zum dienen, wie die, die hier von den Jüngern verſäumt wurde, gab es aber jeden Tag. Sie konnten gar nicht beiſammen ſein, ohne daß ſie Anlaß bekamen zum gegenſeitigen Dienſt.

Auch in der Bitte des Johannes war noch ein krankes Begehren, das Jeſus reinigt. Er ſagt ihm: „Denke an den Kelch, den ich trinke, an die Taufe, durch die ich geweiht und geheiligt werde zu meinem königlichen Amt.“ Wenn dann auch der Jünger ſeinen Kelch trinken muß, wenn auch er in

jene Taufe hineingeſtellt iſt, von der Jeſus ſpricht, ſind dann wohl die Brüder unnütz, die ihn ſtärken?

Und erſt wir! Davon kann keine Rede ſein, daß uns die Gelegenheit zum Dienen fehlte, uns, die wir mitten drin unter den Menſchen ſtehen, mit ihren dunkeln Gedanken, ihrem ſchwankenden Glauben, ihrer wilden, falſchen Sucht und ihrer vielfältigen Not! Laßt uns nie ſagen: wir können nicht dienen!

Aber vielleicht haben wir keine Kraft und können es deshalb nicht? So wäre es, wenn wir nicht zuerſt den Dienſt empfingen, der uns mit der Gabe des Vaters ausrüſtet, wenn nicht der über uns waltete, der geſagt hat: Ich bin dazu gekommen um euch zu dienen, wenn nicht Gott bei uns wäre, deſſen Politik eins iſt mit derjenigen ſeines Sohns und ſich ebenfalls in den Satz zuſammenfaßt: Dadurch, daß ich diene, regiere ich. Erſt müſſen wir uns dienen laſſen, dann können wir auch andern dienen; erſt empfangen, dann geben wir. Die Wahrheit, die den andern zum Licht wird, iſt nicht unſre Erfindung; wir empfangen ſie aus Gottes Mund. Die Liebe, mit der wir andere ſtützen, iſt nicht unſre Kraft; wir lieben, weil wir zuerſt geliebt worden ſind. Er iſt aber da, er, der uns gerne dient, damit auch wir zu dienen vermögen.

2.

Aber wir mögen nicht. Denn es iſt ſüß, es zu machen wie die Heiden, ſich die Größe dadurch zu bereiten, daß man die andern herunterdrückt, ſich dadurch die Ehre zu verſchaffen, daß man die andern in den Schatten ſtellt, ſich dadurch Reichtum zu erwerben, daß man die andern ausnützt. Wirklich, l. Fr., iſt das ſüß? Haben wir wirklich für jene „Edelmenſchen“ und „Uebermenſchen“ Bewunderung, die ihre Größe dadurch betätigen, daß ſie andere zertreten? Gelüſtet es uns wirklich nach dem Ruhm, um uns her Ruinen zu ſchaffen? Freunde, wir müſſen uns gegenwärtig wehren gegen dieſe

Gedanken; sie gehen mit bezaubernder Kraft durch unser Volk, jene Phantasien, wie schön es sei, als Sieger auf einem Ruinenhügel zu stehen, wie ihn der Haß zu schaffen vermag. Soll es uns nach dieser Größe gelüsten? Möglich ist es freilich, daß wir die Menschen uns dienstbar machen, sie unter unsre Gewalt bringen und ausnützen können. Allein was gewinnen wir damit? Was bleibt als reelle Frucht in der Hand dessen, der sich auf einen solchen Ruinenhügel hinaufgeschwungen hat? Auch er versinkt. Niemals werden wir dadurch reich, daß wir die andern ausnützen, niemals dadurch groß, daß wir die andern erniedrigen. Die Lust, die sich hieran heftet, ist eine bittere Lust. Innerlich leer bleibt dieser große Mann. Die andern hat er für sich gebraucht; allein was ist dieses „Ich"? Er weiß es selber nicht, sondern weiß nur das eine, daß es recht und gut ist, wenn er stirbt.

Laßt uns hinsehen zu dem, der nicht dazu gekommen ist, damit er bedient werde, sondern damit er diene. Das ist Größe, und wir wissen es, daß er der Große ist, der Unvergleichliche und Einzige, eben deshalb, weil er nicht kam um sich dienen zu lassen. Solche gibt es viele. Er aber, der eine wahrhaft Große, kam, um seine Seele zum Lösegeld zu geben für viele. Er ist auf dem Kreuzesweg, hat also nichts von dem, was die Heiden in allen Zeiten für Größe halten, sondern verzichtet auf das Leben. Alles gibt er damit hin. Das schließt den Verzicht auf sein Amt in sich, den Verzicht auf seinen Erfolg und sein Werk. Alles legt er ab und dadurch erhebt er sich in seine Größe, in jene Herrlichkeit, die er darin offenbart, daß er unsre Ketten bricht, und die Vielen sich zu eigen erwirbt und die große Gemeinde schafft, die erlöst ist, weil sie Gottes Gnade hat. Es ist auch für uns keine schwere, sondern eine süße Sache, dadurch groß zu werden, daß man den andern dient. Gewiß machen kann euch freilich hierüber nur die Erfahrung. Ich rate euch, probiert es mit Jesu Weg. Die Probe zu machen, lohnt sich wohl.

3.

Aber wir ſagen vielleicht: Wir dürfen es nicht. Sogar in der Kirche iſt das ſehr oft geſagt worden: wir müſſen uns dem Brauch der Welt anpaſſen; ein Biſchof müſſe wie ein Herzog ſein oder wie ein König, ſonſt könne er ſein Werk nicht tun, die Kirche eine Herrſchergewalt haben, wie der Staat, ſonſt habe ſie für ihren Beruf die Mittel nicht. Wehren müßten wir uns, entweder Hammer ſein oder Ambos, entweder die Schläge geben oder ſie bekommen. Dann, wenn wir die andern nicht ausnützten, würden wir ſelber ausgenützt. Das beſte Mittel, ſich gegen die Schläge zu wehren, ſei, ſie zu geben; wer ſelber Hammer ſei, werde nicht zum Ambos, auf den man klopft. So ſei es nun einmal der Brauch der Welt und das Geſetz der menſchlichen Geſchichte. Bei euch, ſagt aber Jeſus, iſt es nicht ſo; bei den Heiden iſt es ſo, nicht bei euch, meinen Jüngern, die ich frei mache von der Welt dadurch, daß ich ſie erkaufe für Gott. Damit iſt der Unterſchied ausgeſprochen, weshalb für uns das nicht gilt, was ſonſt gültig iſt. Wir müſſen es ſo machen, ſagen wir, weil es die Welt ſo macht. Seht, damit haben wir wieder Gott vergeſſen. So macht es die Welt, weil ſie Gott nicht kennt; die Heiden machen es ſo, ſagt Jeſus, die zwar viele Götter haben, aber keinen, der wirklich regiert und für ſie ſorgt. Ihr habt, ſagt Jeſus, euern Vater im Himmel; ihr kennt euern Gott. Damit ſtirbt die Furcht vor der Welt. Das gibt die Unanfechtbarkeit, nicht nur nach außen, im auswendigen Verlauf unſeres Lebens und Geſchicks, über dem Gottes Fürſorge waltet, ſondern auch inwendig mitten in allem Dienſt, verbunden mit der vollen Hingabe an die Bedürfniſſe der andern. Unanfechtbar, geſchirmt und geſchützt, zu keiner Sklaverei erbötig ſteht der da, den Jeſus mit ſeinem Löſegeld freigekauft hat. Der Sohn macht eben die, die er zum Dienſt beruft, auch wahrhaft frei, weil er ſie zu Gott hinführt, und damit vergeht die Furcht vor der Welt.

Wer hätte ſich mehr fürchten ſollen, als er, der auf dem Kreuzesweg war? Und doch: frei von Furcht geht er hinauf nach Jeruſalem. „Ich bin gekommen, mein Leben zu geben.“ Es nimmt es ihm keiner. Er zittert nicht vor den Fäuſten, die nach ihm greifen, nicht vor Judas, nicht vor Kajaphas, nicht vor Pilatus. „Ich gebe mein Leben“, ſo ſpricht der freie Sohn; denn er hat den Vater, und ſein Dienſt iſt Gottesdienſt und ſeine uns erfaſſende Liebe iſt Gehorſam gegen Gottes Willen. Was aber in der Gemeinſchaft mit Gott geſchieht, das iſt geſchirmt und geſchützt gegen jede Macht der Welt.

Wer ſollte ſich mehr fürchten als die Jünger, die mit ihm nach Jeruſalem ziehn? Und doch verlangt Johannes mit ganzer Hoffnung nach Jeſu Herrlichkeit und bittet um den Thron in ſeinem Reich. Noch iſt ſein Glaube der Stärkung bedürftig und ihre Hoffnung hat noch Reinigung nötig. Aber was uns an ihm ſichtbar wird, iſt wirklich Glaube, echtes Hängen an Gott, wirkliches Aufblicken des Menſchen über die ganze Welt empor zu dem, der allein und wahrhaft der Große iſt. Deshalb konnte ihn Jeſus zu ſeinem Dienſt gebrauchen und hat ihn zum Segen für die ganze Welt gemacht.

Wir dürfen die Verheißung Jeſu auch für uns ergreifen und es getroſt glauben, daß ſich Gott auch zu uns bekennt, wenn wir uns aufrichtig in den Dienſt begeben. Wir werden nicht verarmen und zu kurz kommen auf ſeinem Weg; im Gegenteil wir haben es immer wieder in reicher Erfahrung vor uns, wie Gottes Hand mit denen iſt, die nicht ihre eigene Größe ſuchen und ihre eigene Ehre wirken. Laſſen wir die unnütze Sorge, als ob wir unſer Leben verdürben, wenn es unter Gottes Willen ſteht, als ob wir in die Knechtſchaft der Menſchen gerieten, wenn wir im Gehorſam gegen Jeſus bleiben. Er wird ſeine Verheißung auch an uns bewähren, daß denen, die in ſeinem Dienſt ſich hingeben, Größe, Ehre und Macht zufällt, die Macht, die Gott verklärt.

Unverwandt auf Jesus sehen, wie wir es im Eingang sangen, das ist das Mittel und die Methode, nach der man echte Größe erwirbt. Uns allen ist das Verlangen in die Seele gelegt, daß aus unserm Leben etwas Rechtes werde, nicht bloß eine leere, schattenhafte Existenz, die in nichts zergeht. Wir tragen alle die Sehnsucht in uns, daß aus unsrer Arbeit Frucht entstehe und aus ihr ein Segen werde, Erfolg und Ehre auch für uns. Dieser Hoffnung bringt der Herr die Erfüllung und unsrem Streben den Erfolg. Unverwandt auf Jesum sehen, auf den, der nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen, und der seine Herrschaft dadurch schuf, daß er seine Seele hingegeben hat, Freunde, das macht uns groß. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Judica.

(17. März 1907.)

Matth. 26, 57—66.

1

Sonntag Judica.

(17. März 1907.)

Matth. 26, 57—66.

Wir haben die beiden Prieſter vor uns, Kajaphas, den Hoheprieſter mit dem Titel und der Tracht, mit dem Recht, das im Geſetz Gottes verzeichnet iſt und ſein Amt anordnet, mit der tauſendjährigen Tradition, da ſeit einem Jahrtauſend ein Hoheprieſter dem andern im Tempel Jeruſalems gefolgt iſt, und ihm gegenüber ſteht Jeſus als der Angeklagte, gegen den die Zeugen auftreten und den der Richter verhört, allein, ohne Gemeinde, ohne Tempel, ohne Macht, aber auch er ein Prieſter, der beſchäftigt iſt mit dem Dienſt Gottes, bereit das wahrhaftige Opfer zu bringen und einzutreten in Gottes Heiligtum, wo er ſitzen wird zur Rechten der Majeſtät. Der eine Prieſter überantwortet den andern in den Tod. Zwei Religionen werden uns dadurch ſichtbar, die beiden Religionen, die miteinander auf Erden kämpfen. Auch Kajaphas handelte in jener Stunde als Prieſter, nicht mit einer Gottloſigkeit, die gar nicht an Gott denkt und bloß den Menſchen ſieht. Ihr hört ja, wie er für den Tempel eifert und für die Ehre Gottes gegen den Läſterer kämpft. Als die Männer auftraten, die Jeſus nach ſeiner Vollmacht befragt hatten, und denen er geſagt hatte: ſein Zeichen ſei das, daß er den Tempel wieder bauen werde, nachdem ſie ihn abgebrochen haben, da ſieht Kajaphas in Jeſu Wort eine ſchwere Verſündigung. Wie kann er doch einer ſolchen Gottloſigkeit ſich ſchuldig machen, daß er an das Ende des Tempels zu denken wagt, und was iſt das für eine ungeheure Anmaßung, daß er ihn neu bauen

will! Und als ihm Jesus seine Gemeinschaft mit dem Vater in ihrer Ewigkeit und Herrlichkeit bezeugt, die ihn zum Thron Gottes erheben und ihm die neue Sendung zur Begründung des göttlichen Reichs verleihen wird, da zerreißt der Hohepriester seine Kleider. Dergleichen kann er nicht ertragen. Eine solche Entehrung Gottes verwundet seine Seele. Er hat Religion. Und wie er, so dachten alle, die damals Jesus richteten.

Aber nicht Kajaphas allein hatte Religion. Wenn wir zu Jesus hinübersehen, zu seinem Schweigen und zu seinem Zeugen, so ist klar: auch er hat Religion und handelt so um Gottes willen. Nichts hilft ihm, nichts spricht für ihn, nichts ist sein Besitz als allein der Vater. In seiner Gemeinschaft steht er auch auf dem Kreuzesweg, auch jetzt, wo ihm der Hohepriester zuruft: du Lästerer. Er hat den Vater so, daß er ihn zu sich nehmen wird und ihm aus dem Kreuzesweg den Weg in die Herrlichkeit bereitet.

Daß wir hier zwei Religionen vor uns haben, muß uns zu tiefem Nachdenken bewegen. Welche der beiden ist wohl unsre Religion? Natürlich, sagen wir, die Religion Jesu; wir sind doch nicht Juden; unser Hohepriester ist nicht Kajaphas. Allein so rasch ist diese Antwort nicht zu geben. Die Religion des Kajaphas ist sehr verbreitet, und wenn es auf die Statistik ankommen sollte, auf die Zahlen, die die Menge der Gesinnungsgenossen feststellen, wenn bloß die Geschichte die Antwort geben soll mit dem, was in der Menschheit durch sie sichtbar wird, dann ist die Religion des Kajaphas die mächtige, nicht die Jesu. Was macht zwischen ihnen den Unterschied? Kajaphas hat eine Religion, die ihn selber verherrlicht; Jesus hat eine Religion, die Gott verherrlicht. Das bringt den Unterschied zwischen den beiden Religionen hervor, die es in der Menschheit gibt.

Wenn wir diesen Unterschied begreifen, dann ist uns die Notwendigkeit des Kreuzes aufgeschlossen; dann verstehen wir,

warum ſich Gott im Bilde deſſen offenbart, der in den Tod gegeben iſt; dann begreifen wir, daß es auch für uns keinen Zugang zu Gott gibt als durch den Gekreuzigten, daß Gott auch mit uns nicht anders gnädig handelt, als durch den, der das Kreuz für uns getragen hat.

Laßt uns auf den Unterſchied zwiſchen den beiden Prieſtern achten. Kajaphas wehrt ſich für ſeinen Tempel; Jeſus wehrt ſich nicht und ſchweigt. Kajaphas zwingt Jeſus zum Bekenntnis, Jeſus gibt es ihm, aber nicht von ſelbſt. Jeſus preiſt den Vater ob ſeiner vollkommenen Treue und Gemeinſchaft; Kajaphas heißt das eine Läſterung.

1.

Warum war es denn eine ſo ſchreckliche Sache, daß Jeſus geſagt hatte: der Tempel werde abgebrochen werden? Hat Kajaphas Angſt, Gott komme um ſein Heiligtum, die Anbetung Gottes ende und der Name Gottes verſchwinde? Das war nicht der Grund, der jene Männer, die mit Jeſus verhandelt hatten, bewog, jetzt als ſeine Verkläger gegen ihn aufzuſtehen. Unſer Tempel ſollte verſchwinden! ſagen ſie, der Tempel, in dem wir Prieſter ſind, der unſere Freude und unſer Ruhm iſt, der Tempel in unſrer Stadt, der ſie berühmt macht, der Tempel unſeres Volkes, der das Zeichen ſeiner Erwählung aus allen Völkern iſt, der Tempel, in dem wir die ſchönen Feſte feiern, der uns die Vergebung unſrer Sünden verbürgt und Gottes Hilfe in allen unſren Nöten verheißt. Unſern Tempel ſollten wir verlieren! Wer das ſagt, der — greift uns an, nein! ſo reden ſie nicht: der greift Gott an. Denn ſie haben Religion, und zwar eine Religion, deren Wert für ſie darin beſteht, daß es ihnen gut geht und ſie verherrlicht ſind. Wer darum ihren Tempel angreift, der greift Gott an.

Jeſus verhieß ihnen: Ich werde ihn neu bauen, nicht erſt nach langer Zeit, am dritten Tag; ihr müßt nicht lange

warten, ſo ſteht das neue Heiligtum da. Was war denn daran ſo ſchrecklich, wenn ihnen Jeſus einen neuen Tempel verſchaffen will? Zweifelt Kajaphas daran, daß Gott hiezu die Macht habe? Das iſt nicht der Punkt, der ihn erbittert. Sonnenklar aber war das, daß in dem Tempel, den Jeſus verheißt, nicht mehr Kajaphas der Hoheprieſter ſein wird. Im neuen Tempel wird nicht mehr er regieren. Soll er ſich nun nicht wehren? Was war es doch für eine ſchöne Sache, wenn Kajaphas am Verſöhnungstage die Krone trug mit Gottes Namen, und die Edelſteine auf der Bruſt mit dem Namen Israels, wenn er in das Heiligtum Gottes hineintrat, er ganz allein, weil keiner ſonſt hiezu erkoren war, während er hineingehen durfte bis ins Allerheiligſte, wohin ſonſt niemand kam! Soll er ſich nicht dafür wehren, eben ſeiner Religion wegen? Aber das iſt diejenige Religion, bei der Gott dem Menſchen dienen und den Menſchen erhöhen muß.

Bei Jeſus ſteht es anders, und das iſt der Segen ſeines Kreuzeswegs, daß wir darüber gar nicht zweifeln können. Die Religion Jeſu beſteht nicht darin, daß Gott zum Knecht des Menſchen wird. Das hat er durch die Kreuzestat offenkundig gemacht. Vor ſeinen Ohren wird über ſeinen Spruch verhandelt, was er wohl mit ihm gemeint habe, ob er eine Gotteslästerung ſei oder nicht, und er ſchweigt. Warum ſchweigt er? Wir machen es doch anders; wenn eines unſrer Worte Streit veranlaßt, dann erklären wir es und ſtellen feſt: das habe ich geſagt, es ſo gemeint und dazu dieſen Grund gehabt. Warum ſchweigt er?

L. Fr. Jeſus hat geſagt: Mein Wort iſt nicht mein. Sie zanken über ſein Wort; es iſt nicht das ſeine, ſo daß er es verteidigen und erklären und beweiſen wollte oder könnte oder müßte. Er hat als der geſprochen, der den Vater offenbart. Er hat nie anders geredet, als vom Werk, das Gott tut. Darum iſt es des Vaters Sache, ſein Wort zu erklären, zu verteidigen, zu beweiſen, eben dadurch, daß es geſchieht.

So war es ja gerade auch mit jenem Wort, das den Abbruch und Neubau des Tempels ankündigt. Eben jetzt geſchieht es. Jetzt wird der Tempel Gottes abgebrochen; der Immanuel geht in den Tod; der, in dem uns Gottes Gnade beſucht hat, ſtirbt. Und mit ihm endet und zerfällt das alte Heiligtum. Was ſoll er da mit ſeinen Gegnern zanken, wenn Gottes hohe Regierung ſein Wort erfüllt und es vor ihren Augen und durch ſie ſelbſt vollzieht? Aber auch das andere geſchieht, der Neubau des Tempels. Denn Jeſus ſtirbt in der Gewißheit, daß er durch ſeinen Tod zum Prieſter werde, der die Gemeinde Gottes heiligt. Jetzt wird das reine Opfer gebracht, das Gottes Liebe ganz, Gottes Gerechtigkeit ganz offenbar und herrlich macht. Jetzt wird der Prieſter durch jene Taufe geweiht, die ihm den Eingang in Gottes Heiligtum gewährt. Hier redet Gott, darum kann Jeſus ſchweigen, und durch ſein Schweigen bewährt er, daß er nichts für ſich von Gott begehrt, daß er ſein Ziel darin ſieht, nicht daß er groß werde, ſondern daß Gott groß werde, und daß ſeine Religion darin beſteht Gott zu verherrlichen.

2.

Mit dem Zeugenverhör kamen die Richter Jeſu nicht zur Gewißheit. Es war doch nicht völlig klar zu ſtellen, was Jeſus eigentlich geſagt hatte. Sie ſind aber fromm, und fromme Leute brauchen Gewißheit, um zu handeln. Ein klares, befeſtigtes Gewiſſen iſt nötig, um ein ſolches Urteil zu fällen, wie das, das die Richter Jeſu vor ſich haben. Darum tritt der Hoheprieſter zu Jeſus heran und beſchwört ihn mit dem Namen Gottes, des Beſchirmers der Wahrheit und des gerechten Richters. Dadurch will er ihn zwingen, zu ſprechen: Willſt du nicht meineidig werden, ſo rede. Seht ihr, wie der Menſch den Namen Gottes braucht, wie er will, als ein Mittel ſeiner Macht, wie ein Folterinſtrument, mit dem der Angeſchuldigte zum Geſtändnis gezwungen wird!

Es ist Religion in dieser Beschwörung, aber es ist die Religion, bei der der Mensch Gott als seinen Knecht braucht und mit Gottes Namen macht, was er will.

Was will er denn von Jesus wissen? Ob er der Christus sei, der Sohn Gottes. Hinter sein Geheimnis will er kommen. Aber Kajaphas weiß ja, das dieses Geheimnis in die Tiefen Gottes hineinreicht. Nach der Sohnschaft Gottes fragt er ihn, ob er sein Leben aus Gott habe, ob der Vater sich ihm bezeuge als der, der ihn gemacht, erfüllt und geleitet habe mit seiner wirksamen Gegenwart im heiligen Geist. Ob er der Gesalbte sei, will er wissen, das heißt der, den Gott zum Herrn und Hirten seiner Gemeinde bestellt hat. Kann denn der Mensch mit Trotz und Zwang Gottes Geheimnis ans Licht ziehen? Will Kajaphas Gott nötigen, sich zu offenbaren? Ich will es, sagt er, daß du sprichst; du mußt! Wie oft kam seither dieses: Du mußt! Du mußt! zum Vorschein. „Du mußt mir das Rätsel lösen, du mußt mir Bescheid geben und dich mir bezeugen, du mußt!“ Das ist die Religion, bei der Gott dem Menschen dienen soll.

Jesus bleibt, wie er immer war. Einst hat auch ein anderer, der Jesus teurer war, als Kajaphas, den Versuch gemacht, sein Geheimnis ihm abzuzwingen und ihm den Mund gewaltsam zu öffnen. „Bist du der, der da kommen soll, oder warten wir auf einen andern?“ Auch der Täufer hat in seiner Ungeduld und in seinem Zweifel einen Zwang auf Jesus ausgeübt und ihn angetrieben, seinen Christusnamen in die Welt hinauszurufen. „Geht und sagt Johannes, was ihr seht und hört.“ Die Werke des Vaters geschehen in offenkundiger Deutlichkeit und bezeugen den Reichtum seiner allmächtigen Gnade.

Einst beim Tempelweihfest fiengen die Juden Jesus in der Tempelhalle ein und bildeten rings um ihn eine dichte Schar; jetzt kann er nicht entweichen. „Wie lange hältst du unsere Seele auf? Bist du der Christus, so sage es uns.“

Sie reden wie Kajaphas, und meinen, sie dürften Jesus zwingen, das auszusprechen, worauf sie warten, und ihnen so das Rätsel zu lösen, das mit seiner Erscheinung vor ihnen steht. Er hat nicht geschwiegen, sondern ihnen seine ganze Heilandsherrlichkeit bezeugt. „Ich bin der gute Hirte; niemand reißt meine Schafe aus meiner Hand; der Vater, der sie mir gegeben hat, ist mit mir eins.“ Aber er hat auch damals keusch und gehorsam den Platz des Sohns bewahrt, der nicht für sich selber zeugt, wirbt und kämpft, nicht mit seinem königlichen Namen prunkt, und seine Sohnschaft Gottes nicht ausstellt, sondern auf Gott wartet. Ich habe es euch gesagt, sagte er ihnen, und ihr glaubt nicht. Er spricht, damit sie glauben. Sie wollen das nicht; was nützt ihnen nun sein Wort!

Diesmal aber, als der Hohepriester auf ihn zutrat mit seinem Eid, war die Stunde für ihn besonders versuchlich, wenn wir die menschlichen Maßstäbe auf sie anwenden dürfen. Ist es jetzt nicht die letzte Zeit, wo er für sich arbeiten kann? Wenn er jetzt nicht seine Gegner überzeugt, ist es zu spät. Er hatte bisher auf den Vater gewartet; aber der Vater führte ihn dem Kreuze zu. Muß er nicht jetzt für sich sorgen, seinen Christusnamen proklamieren, seine Sohnschaft beweisen und bezeugen, wenn es der Vater nicht tut? Diese Gedanken haben Jesus nicht berührt. Er schweigt, und als ihn der Priester zum Reden zwingt, antwortet er ihm: Du selbst sagst es; ich habe dir meinen Namen nicht aufgedrängt, und bin nicht vor dich hingetreten mit dem Befehl: Kajaphas, nieder auf die Knie, der Christus steht vor dir! Ich ließ dich gehen und habe dir nichts zugemutet. Nun sagst du es aber selbst; so sollst du wissen: Von nun an wirst du den Menschensohn zur Rechten Gottes sitzen und mit den Wolken des Himmels kommen sehen. Darin wird Jesu Religion offenbar, jene Religion, die Gott als Gott ehrt, Gott reden läßt, auf sein Zeugnis wartet und nicht für sich selber arbeitet, sondern

gewiß ist, daß Gott sich offenbart zu seiner Stunde und daß seine Stunde die rechte, die weise, die gnädige ist. Das hat Jesus mit treuem Sohnesgehorsam auch vor seinen Richtern festgehalten. Darum, weil er im Gehorsam des Sohnes spricht, hat er vor ihnen auch seine Gemeinschaft mit dem Vater bezeugt in ihrer ganzen Herrlichkeit und Größe bis hinauf zu Gottes Thron und hinaus zum Ende der Zeit.

3.

Da zerriß der Hohepriester seinen Rock. Er heißt Jesu Antwort ein Verbrechen, für das er den Tod verdiene. Womit hat er denn eigentlich Gott gelästert? Was war an Jesu Antwort anstößig? Jesus hat absichtlich auch in diesem Moment nur mit Schriftworten gesprochen. Er wiederholt aus Psalm 110 das Wort von dem, der zur Rechten Gottes sitzt bei seinem Thron, und aus Daniel 7 die Verheißung dessen, der in den Wolken des Himmels kommen wird mit der Sendung von oben. Das stand auch in der Bibel des Kajaphas, und er hat an diesen Worten nicht gezweifelt. Auch Kajaphas hat sie geglaubt, wie man zu sagen pflegt. Und doch schilt er Jesu Antwort eine Lästerung, und sieht darin die Todsünde, die Jesus mit dem Kreuze büßen muß. Du willst das sein, der Galiläer und Nazarener! Wie denn? Hat nicht Gott die Macht, sich selber den zu wählen, den er in das Königsamt einsetzt? Hat Kajaphas zu sagen, wem Gott seine Liebe zu gewähren habe, daß er sein Sohn sei? Kajaphas hat aber noch einen stärkeren Grund, der Jesu Schuld erweist. Du willst es sein, du, den wir in unsrer Gewalt haben! Morgen hängst du am Kreuz. Und du berufst dich auf Gott! Gott ist ein Gott der Kraft, des Siegs und der Herrlichkeit; du aber bist im Leiden und Sterben; dich zertreten wir. Wie kannst du der Christus sein? Gott ist ein Gott der Gnade. Wir wollen, sagt Kajaphas, einen gnädigen Gott haben, einen Gott, der hilft, der Glück verleiht, nicht

Tod, nicht Kreuz, ſondern der unſere Sünde verzeiht, ſich zu uns hält und mit ſeiner Herrlichkeit ſich für uns offenbart. Dein Gott iſt nicht der unſere; denn dein Gott gibt dich hin ans Kreuz; das tut unſer Gott nicht. Denn unſer Gott iſt der Gott der Macht und der Gnade.

Seht, das iſt wieder die Religion, bei der Gott dem Menſchen helfen muß und als ſein Bedienter angeſtellt wird, damit er durch ihn ſicher und ſelig ſei und ſeine Unterſtützung erhalte, wenn er nicht ſelber zurecht kommen kann. Dieſe Religion verſteht das Geheimnis des Kreuzes nicht, ſondern ſtößt ſich am Sterben Jeſu. Aber gerade deshalb hat Gott Jeſus in den Tod geführt, damit dieſe Religion begraben ſei, tot, l. Fr., auch in unſern Herzen tot, Gott ſei Dank! und die Religion entſtehe, die Gott preiſt.

Es war ein wunderlicher Streit. Kajaphas ſagt: Deinem Gott gebricht es an Macht; denn er hat dich in unſre Gewalt gegeben. Fehlt es Jeſu Gott an Macht? „Ihr werdet mich von nun an ſehen zur Rechten der Kraft.“ Jeſus traut dem Vater zu, daß er ihn aus der Todestiefe in die Himmelshöhe erhebe, und legt ihm die Kraft bei, aus der Dornenkrone die Krone der Herrlichkeit zu machen, aus ſeinem Blut den lebendigen Trank für die Sünderwelt. O, Jeſus hat einen ſtarken Gott. „Ich will einen gnädigen Gott haben,“ ſagt Kajaphas. Hat nicht auch Jeſus einen gnädigen Gott? O ja, einen Gott, der ſo gnädig iſt, daß er in alle Tiefen der menſchlichen Not und Schuld hinabgeht, einen ſo barmherzigen Gott, daß er auch einem Kajaphas ſein Reich anbietet, einen Gott von ſolcher Gnade, daß er ſeinen eigenen Sohn nicht ſchont, damit er mit ihm uns alles ſchenke, mit ihm, den er zu ſeinem Thron erhöht und mit ſeiner ewigen Herrlichkeit ausrüſtet.

Aber eins hat Kajaphas nicht: er hat keinen heiligen Gott, deſſen Gerechtigkeit offenbar wird in ſeiner Gnade, und den Gott hat Jeſus. Darum hört bei ihm jene Religion auf,

bei der Gott an den Menſchen gebunden iſt, und fängt diejenige Religion an, durch die der Menſch vor Gott ſich beugt, Gott Recht gibt und ihm die Ehre läßt und beten lernt: Dein Name werde geheiligt.

L. Fr., weil die Religion des Kajaphas auch unſre eigene Religion iſt, darum iſt Jeſus für uns geſtorben. Darum bringt auch uns kein anderer als der Gekreuzigte die Berufung zu Gott, und immer müſſen wir, wenn wir zu Gottes Thron emporſehen, zugleich auf das Todesbild Jeſu ſehen. Denn dort finden wir den, der Gott verherrlicht hat, und von ihm empfangen auch wir die Religion, die Gott verherrlicht. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Karfreitag.

(29. März 1907.)

Lukas 23, 33—46.

Drei Kreuze ſtehen vor unſerm Blick, und an dem, das in der Mitte ſteht, hängt Jeſus. Nach der Abſicht derer, die ſie errichteten, ſollte er ſterben, wie die Menſchen ſterben, und erſt noch, wie verſchuldete Menſchen ſterben, deren Leben nur ein Uebel und kein Segen war und darum weggeworfen wird. Aber er ſtarb nicht, wie die Menſchen ſterben, weder wie der Schächer zur Linken, noch wie der Schächer zur Rechten, weder mit einem Proteſt gegen den Tod, der ihn verwünſcht, noch mit der Ergebung in den Tod, die ihn als ein unabwendbares Schickſal hinnimmt, ſondern Jeſus ſtarb mit Gott. „Vater, in deine Hände übergebe ich meinen Geiſt.“ Das war ſein letzter Akt, die letzte Leiſtung ſeines Willens und Bewußtſeins, ſein Sterben, und dieſes Sterben war im höchſten Sinn ein Lebensakt.

Weil Jeſus mit Gott geſtorben iſt, darum verleiht er uns die Gnade, daß auch wir mit Gott ſterben können. „Selig die, die im Herrn ſterben von nun an.“ Für dieſe ſeine Gabe danken wir ihm nicht erſt dann, wenn es mit uns zu Ende geht, auch nicht nur dann, wenn ſolche, die uns verbunden ſind, ſterben. Wir brauchen ſie vielmehr heute und morgen und immerdar, um mit Gott leben zu können. Es greift tief in unſre Lebensführung ein, wie wir uns zur Todesfrage ſtellen, ob wir ſie anfaſſen wie der Schächer zur Linken und uns gegen den Tod auflehnen, oder wie der Schächer zur Rechten und ergebungsvoll in ihn verſinken, oder ob wir uns

an das Kreuz in der Mitte halten und unſern Geiſt dem Vater übergeben. Das ergibt nicht bloß verſchiedene Todesſtunden, ſondern vor allem verſchiedene Lebenswege, verleiht nicht nur unſern kranken Tagen ihr Gepräge, ſondern auch unſern geſunden, und gibt uns nicht nur ein anderes Alter, ſondern ſchon eine andere Jugend.

Darum wollen wir alle, Alte und Junge, Starke und Matte, heut unſerm Herrn Jeſu dafür danken, daß

er die Empörung gegen den Tod
und die Ergebung in den Tod von uns nimmt,
und uns verleiht, daß wir unſern Geiſt in die
Hand des Vaters legen.

1.

Steige herab vom Kreuz, hilf dir ſelbſt und uns, wehre dich gegen den Tod. So ſtirbt der Schächer zur Linken Er ſtirbt menſchlich. Wie gut verſtehen wir ihn und ſeinen bittern Trotz, mit dem er ſich gegen ſein Schickſal ſträubt. Wer wehrt ſich nicht gegen den Tod? Wen preiſen wir, die Jugend oder das Alter, die Geſundheit oder die Krankheit, den Frühling oder den winterlichen Tag? Aber ob wir auch alle uns gegen den Tod auflehnen und viele große Stücke ihres Lebens nur damit zubringen, ſich gegen ihn zu wehren: das kann nicht die rechte Führung des Lebens und nicht die rechte Weiſe zu ſterben ſein. Der Trotz des Schächers iſt kindiſch; es fehlt ihm die Kraft. Unſere Empörung gegen den Tod iſt toll; denn ſie begehrt Unmögliches und bereitet uns ein bittres Sterben, wie ſie auch unſer Leben bitter macht.

Woher ſtammt ſie? Hilf dir ſelbſt! ruft der Gekreuzigte Jeſus zu Das iſt der ſelbſtiſche Wille, der Herr ſein möchte über Leben und Tod. So redet der Menſch dann, wenn er den Herrn über ſich verleugnet und ſich dem Wahn ergibt, er ſei der Herr und ſein Leben ſei ſein Eigentum, und er könne tun, was er wolle, und ſei ſeiner ſelbſt wegen in der

Welt. Wenn der Mensch sich selber lebt, dann bäumt er sich auf gegen den Tod. Hilf dir selbst! so sprach der Gekreuzigte auch damals zu sich selbst, als er jene Taten wagte, um deren willen er verurteilt ist. Da hat er auch sich selbst geholfen, sich selbst gerächt und verteidigt, hat seinen eigenen Willen getan und war selbst seines Glückes Schmid. So wurde Unglück aus seinem Glück.

Jesus ist nicht so gestorben. Diese Bitte: „Steig herab und hilf dir und uns", war für Jesus nicht erhörbar. Er kann das nicht wollen, was sie begehrt, und kann nicht so sterben, daß er sich gegen das Sterben sträubt. Warum nicht? Er würde Gott verleugnen. Er stirbt vor Gottes Augen nach Gottes Willen. Er kann beten, sogar am Kreuz, kann betend sterben. Wer sich gegen den Tod sträubt, der kann nicht beten.

Wahrlich! es war kein träumerisches Sterben. Jesu Passion hat nichts mit Verzückungen und Illusionen zu tun, durch die wir uns etwa inwendig eine Gedankenwelt aufbauen, mit der wir uns die wirkliche Welt verhüllen. Auch im Sterben flieht Jesus vor der Wahrheit nicht, sondern stirbt mit derselben absoluten Wahrhaftigkeit, mit der er gelebt hat. Er hat es empfunden und ausgesprochen, daß er von Gott verlassen war. Gottes Gegenwart gibt Kraft; der Tod aber ist das Ende der Kraft. Wo Gott ist, da ist das Reich und die Herrlichkeit; der Tod aber ist das Unterliegen, die Erniedrigung und Versenkung in das Nichts. Er spricht nicht von Gemeinschaft mit Gott, wenn er stirbt, nicht von Seligkeit, wenn er leidet, nicht vom Leben, wenn der Tod eintritt. Gott verläßt ihn aber so, wie er zwischen sich und uns die Trennung stiftet, und das bedeutet nicht, daß Gott verschwände und wegginge. Gott geht und vergeht nicht. Der Vater ist da und hört ihn. Er kann deshalb zu ihm beten und seinen Geist ihm übergeben. Die Hand des Vaters hält ihn. Alles vergeht für Jesus in der Stunde des Todes, und er hat jetzt im Sterben nichts mehr, was sein Eigentum wäre; aber der Vater ist da und ihm übergibt er seinen Geist.

So einfach und ſchlicht der ganze Vorgang iſt: wir alle empfinden dennoch ſeine geheimnisvolle Größe. Keiner von uns wagt zu ſagen: das könnte ich auch; dergleichen erlebt man alle Tage. Nein! das hat die Welt einmal erlebt und nun iſt es freilich vorhanden für immer. Wir alle empfinden: das iſt die richtige Weiſe zu ſterben. Der Trotz iſt kindiſch, der Aufruhr toll; Gott den Geiſt zu übergeben, das iſt vernünftig, und gibt ein ſeliges Sterben, ſoweit überhaupt Sterben ſelig ſein kann. Denn ein ſolches Sterben verherrlicht Gott.

2.

Jeſus hat uns aber zugleich mit dem Trotz auch die Ergebung in den Tod abgenommen. Der Schächer zur Rechten fügt ſich in die Tatſache und ergibt ſich in ſein Los. Das iſt ein verehrungswürdiger Vorgang. Wir ehren alle, die mit Ergebung ſterben, auch wenn ſie ſich nur vor der Majeſtät der Natur und der Unzerbrechlichkeit ihres Geſetzes beugen. Es iſt immer ein ehrwürdiger Vorgang, wenn der Menſch ſein Antlitz verhüllt, ſchweigt und das Geſchick des Todes mit Ergebung leidet. Aber auch das iſt ein ſchweres Sterben und darum macht es uns auch das Leben ſchwer. Es iſt zwar vernünftig, daß wir die Tatſachen ſehen, wie ſie ſind, nicht träumen, ſondern uns deutlich machen, was an uns geſchieht. Aber dieſe Vernunft iſt noch unmenſchlich, mörderiſch; ſie ſchaut bloß nach außen und hat noch keine Antwort für das, was aus uns ſelber werden ſoll. Auch dann bleibt die Ergebung noch ſchwer, wenn wir mit dem Schächer zur Rechten nicht nur die Wucht der Tatſachen ehren und das Geſetz der Natur heiligen, ſondern uns unter Gottes Recht beugen, und wiſſen, daß nicht nur unſer Leib ſterblich, ſondern auch unſer Wille ſündlich iſt. Das war an der Weiſe, wie der Schächer zur Rechten ſtarb, recht und gut: er heiligte Gottes Geſetz gegen ſich ſelbſt. Aber wie rührend menſchlich und uns allen unmittelbar verſtändlich ringt ſich aus der Ergebung die Bitte

los! Sie zeigt, wie ſchwer es uns immer wird, nichts als den Tod vor Augen zu haben und uns in ſeine Herrſchaft zu ergeben. Bei dieſer Ergebung iſt doch immer ein „aber“. Er hat ſich ergeben in Gottes Urteil; aber — aber „wenn du kommſt in deiner Herrſchaft, dann denke an mich!“ Ueber der Ergebung ſchwebt die Hoffnung. Zum dunkeln Heute möchte ſie gern ein lichtvolles Morgen fügen. Der Schächer beugt ſich unter das Todeslos und ſtreckt ſich gleichzeitig verlangend nach einem zukünftigen Leben aus.

Rührend menſchlich iſt ein ſolches Sterben; was dabei vorgeht, iſt uns allen wohl vertraut; aber Jeſus iſt nicht ſo geſtorben. Er hat ſich nicht in den Tod ergeben. Er trotzt nicht und er erliegt nicht; er wehrt den Tod nicht ab, und feiert ihn auch nicht als ſeinen Retter. „Warum haſt du mich verlaſſen?“ Ihr hört, er ergibt ſich nicht. „Vater, in deine Hand,“ nicht in des Todes Hand, „übergebe ich meinen Geiſt.“

Warum hat er ſich nicht ergeben? Weil er Gott nicht verleugnen kann. Wo Gott iſt, da iſt das Leben; da gewinnt nicht der Tod den Sieg. Durch Gott wird uns nicht die Ergebung in das Nichts auferlegt. „Gedenke einſt an mich,“ bat der Schächer. „Heute,“ antwortet ihm Jeſus. Das iſt das göttliche „heute“ der vollkommenen Gnade, die in jede Lage unſers Lebens die Hilfe legt, das „heute“ der ewigen Liebe, das jeden Tag durchwaltet. Das läßt es Jeſus nicht zu, daß er nur in die Zukunft blicke und zur finſtern Todesſtunde bloß noch das Jenſeits füge. In dieſem „Heute“ iſt freilich auch das „Morgen“ beſchloſſen; es nimmt uns alle Sorgen um das, was kommen wird. Ein ewiger Morgen ohne Nacht bricht mit dieſem „heute“ an. Aber Jeſus hat dieſe Zukunft nicht erſt in der Ferne und iſt nicht von ihr geſchieden. Der Vater iſt da und in ſeine Hände übergibt er ſeinen Geiſt.

3.

Können auch wir, l. Fr., so sterben? Oder müssen wir ratlos schwanken zwischen Trotz und Verzicht? Was Jesus erworben hat, das ist alles für die Welt gewonnen, alles für die Menschheit erworbenes Gut. Darum ist er mit Gott gestorben, damit auch wir mit Gott sterben und mit ihm leben. „Selig die, die im Herrn sterben von nun an.“ Oder haben wir vielleicht keinen Geist, den wir in des Vaters Hand geben könnten? Haben wir bloß ein Gehirn? Wer von dieser Sorge nicht im Blick auf Jesus frei wird, der sehe auf die beiden andern Kreuze. Wer trotzt dem Tod und spricht; ich will nicht sterben? Tut das das Gehirn? Oder seht auf den andern Schächer, der von seiner Schuld spricht und von Gottes Gericht. Tut das nicht der Geist? Wer begehrt nach ewigem Leben? Nein, Freunde, so ist es nicht, daß wir keinen Geist hätten oder nicht wüßten, daß wir ihn haben, den wir in Gottes Hände legen dürfen. Um ihn aber Gott zu übergeben, müssen wir ihm trauen. Auch bei den kleinen Dingen, die wir andern Menschen anvertrauen, brauchen wir das Vertrauen dazu, und vollends, wenn wir unsern Geist, uns selbst, dann, wenn wir sterben und alles vergeht, in Gottes Hände legen sollen, wie könnten wir das ohne Glauben tun? Darf man Gott so trauen, kann man ihm so glauben? Dazu ist Jesus gesendet und dazu an das Kreuz gehängt, damit wir wissen, daß wir so glauben, solches Gott zutrauen dürfen. An ihm haben wir es vor Augen, wie Gott mit uns Menschen verfährt, was er verwirft und was er zu sich zieht. Ganz will er uns haben, das hat er durch die am Kreuz uns geoffenbarte Gnade gezeigt, ganz, ohne unsern Schmutz und ohne unsere Bosheit, ganz für sich zu echter, lebendiger Gemeinschaft. Darum dürfen wir ihm glauben, auch im Sterben, glauben auch im Blick auf unsre Schuld. Jesus ruft uns zu dem Gott, der uns verzeiht, mit sich versöhnt und uns das Leben gibt.

Freunde, es ist wirklich so, daß wir Gott unsern Geist übergeben dürfen. Laßt uns das nicht erst einst tun, nicht dann erst, wenn die Todesstunde kommt. Aus dem, was heute ist, erwächst das Morgen. „Als berufen zu den Stufen vor des Lammes Thron, laßt uns eilen. Das Verweilen bringt oft um den Lohn.“ Wollen wir dem Herrn sterben, laßt uns dem Herrn leben. Wollen wir ihn mit unserm letzten Atem preisen, laßt uns ihm dienen mit unsrer Manneskraft. Wer dem Herrn lebt, wird ihm sterben, und seine Seele in Gottes Hand legen, wo sie wohl geborgen ist. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Rogate.

(5. Mai 1907.)

Joh. 14, 1—6.

An dem Fleck ſitzen zu bleiben, wo wir ſind, das iſt niemand möglich. Wir ſind alle in Bewegung. Wie die Knoſpe nicht verſchloſſen bleiben kann, ſondern endlich aufbricht, ſo bewegt ſich die Jugend voran, und was in ihr liegt, kommt zur Entfaltung; und wir Alten können vollends nicht bleiben, was wir ſind, ſondern werden weggeführt. Wir ſind auf der Wanderſchaft. Das gilt auch von den großen Gemeinſchaften, die mit langer Dauer das Leben der Einzelnen überragen. Wenn unſer Volk auf einem Höhepunkt ſteht, bei dem wir es gern feſthalten möchten, auch dann gibt es kein Bleiben; es muß weiter. Ebenſo wenig bleibt die Kirche von einem Geſchlecht zum andern, wie ſie war; auch ſie iſt auf der Wanderſchaft.

Was iſt der Weg? Dieſe Frage iſt falſch geſtellt. Wer iſt der Weg? Das iſt die richtige Frage. Ich bin der Weg, ſagt der Menſch zunächſt; das iſt die falſche Antwort. Ich bin der Weg, ſagt uns Chriſtus; das iſt die richtige, göttliche Antwort.

1.

Was iſt der Weg? Viele bewegt dieſe Frage, und eine große Summe geiſtiger Arbeit wird auf ſie verwendet. Wenn ihr ſtatt des deutlichen deutſchen Wortes „Weg“ das fremde Wort „Methode“ einſetzt, dann erinnert ihr euch ſofort, wie viel Nachdenken und Arbeit auf unſere Frage gerichtet iſt. Welches iſt die beſte Methode der Lebensführung, die richtige

Methode des Denkens und Wollens, die Methode der Erziehung, der Volksbeglückung, die Methode der Heiligung, der Evangeliſation, die Methode zur religiöſen Erneuerung und kirchlichen Beſſerung unſeres Volkes? Alle unſere Methoden nimmt uns Jeſus aus der Hand: Ich bin der Weg. Was iſt die richtige Methode zum Denken? Denke an mich! Die richtige Methode des Wollens? Gehorche mir! Die Methode deiner Heiligung? Bleibe in mir! Die Methode der Predigt? Sei mein Zeuge! Glaubet an mich und glaubet an Gott, ſagt der Herr. Ich bin der Weg.

Warum können uns keine Künſte als Weg dienen, der uns zum Ziele brächte? Warum können wir uns nicht durch Erfindungen und Einrichtungen die Straße bauen, auf der wir unſere Wanderſchaft vollziehen? Wohin wollen wir? Das iſt die Frage. Der Weg entſcheidet ſich nach dem Ziele, zu dem wir wandern. So, ſagt uns Jeſus, kommt ihr nicht zum Vater. Zu Gott ſollen wir; und wie ſollten wir mit künſtlichen Methoden zu Gott kommen? Der Weg, der uns zu ihm führt, muß die Wahrheit ſein und das Leben; die Wahrheit, nicht die Dreſſur, das Leben, nicht tote Dinge und papierene Regeln. Götzen macht man ſich durch Methoden dienſtbar, nicht den lebendigen Gott.

Eben deshalb weil wir auf der Wanderſchaft zu Gott ſind, darum brauchen wir einen Weg. Kein andres Weſen auf Erden baut ſich Straßen und wählt ſich Wege, als der Menſch. Die Sterne fahren durch den Weltraum, die Blitze durch den Luftraum, ohne daß ſie ſich die Bahn erſt ſuchen; ſie werden geſtoßen durch die Dinge, in deren Mitte ſie ſich bewegen, gezogen durch die Kräfte, welche ſie treiben. Wir aber brauchen einen Weg; denn wir ſind auf der Wanderſchaft zu Gott. Darum gibt es auch nur für uns Menſchen Irrwege und Abwege, jene unruhige, ſtürmiſche, zielloſe Bewegung, die immer dann eintritt, wenn wir die Bahn verlaſſen haben. In unſrem menſchlichen Leben haben wir

oft die ziellose Bewegung vor Augen, das Hin und Her, das Vorwärts und Zurück, jetzt hinauf, dann hinab, jetzt in die Verzagtheit, dann in den Uebermut. So unruhig und zwecklos wird die Bewegung dann, wenn wir den Weg verlassen haben. Auf dem Weg geht es sich gut; er braucht nicht breit zu sein, damit man auf ihm gehen kann; auch auf dem schmalen Weg bewegen wir uns ruhig und sicher hin zum Ziel. Darum lautet Jesu Wort: Ich bin der Weg.

2.

Mit der Erkenntnis, daß uns unsere Künste und Einrichtungen nur eine kleine Hilfe bieten und in der Hauptsache versagen, stehen wir noch nicht sofort bei jenem Jünger, der verlangend zum Herrn aufsah mit der Bitte: Zeige mir den Weg! Zunächst lockt uns immer der Gedanke: Wir, jeder für sich, sei doch für sich selbst der Weg! Viele begeisterte Stimmen preisen uns das gegenwärtig an. Das sei, sagen sie uns, die rechte Lebenskunst, daß du aus dir eine Persönlichkeit machest, ein geschlossenes Wesen, das seinen eigenen Gedanken folgt mit Beharrlichkeit und seinen eigenen Willen tut und durch nichts sich abdrängen läßt von dem von ihm selbst erwählten Ziel und bei sich seine Befriedigung findet. Ist es nicht ein lockendes Ziel, sich selbst zu leiten, ein ganzes Wesen zu sein, das nichts bedarf als sich selbst, in sich das Zentrum zu haben und bei sich selbst den Quell des Glücks zu finden? Aber Jesus widerspricht diesen Gedanken. Ich bin der Weg, nicht du bist es für dich; meinen Gedanken halte fest, nicht deinen, meinen Willen tue, nicht deinen; glaube nicht an dich selbst, verleugne dich vielmehr, sei mißtrauisch gegen dich! Glaubet an Gott und glaubet an mich; ihr kommt nicht durch euch selbst zu Gott, sondern durch mich.

Wer hat recht? Freunde, es kommt darauf an, wohin wir wollen, zu was für einem Ziel unsere Wanderschaft uns bringen soll. Wollen wir zum Ruhm, zur Größe, dahin, daß

wir uns ſelbſt bewundern können und an uns ſelbſt Wohlgefallen finden, dann müſſen wir uns ſelber helfen und den Weg uns ſelber bahnen; dazu iſt nicht Jeſus für uns der Weg. Dazu könnten wir auch das nicht brauchen, was er uns gibt: nicht die Wahrheit — für jenes Ziel brauchen wir den Schein, die Schauſpielerei, die Lüge, — auch nicht das Leben, — auf jenem Wege zehren wir am Leben der andern, und das iſt nicht der Weg, wie wir uns ſelbſt das Leben bereiten. Nicht an jene Ziele dachte Thomas, als er ratlos vor dem Herrn ſtand und ihn bat: Gib uns Ziel und Weg! Er wollte zum Vater, zu den vielen Wohnungen, die im Haus des Vaters ſind; er wollte dahin, wohin Jeſus ging, an jene Stätte, die er uns bereitet. Und auf dieſes Ziel bezieht ſich Jeſu Verheißung, dafür bietet er ſich uns als Führer an.

Neben den ſogenannten Perſönlichkeiten ſieht Thomas dürftig aus, wenn es ihm dunkel vor den Augen iſt und er ratlos vor der Frage ſteht, welchen Weg er gehen ſoll. Und doch hat ihm Gottes Gnade Größeres verliehen, Herrlicheres geſchenkt als allen denen, die ſich ſelber leiten. Nicht die Schwere der Paſſionsnacht allein hat ihn ratlos gemacht; freilich iſt er es deshalb, weil jetzt Jeſus geht und Gottes Regierung alle ſeine eigenen Gedanken zerbrach; allein darin, daß er nach dem Wege fragt und nach dem Ziele verlangt, wird zugleich die ganze Herrlichkeit der Arbeit Jeſu ſichtbar. Seine Gnade und Treue hat es bewirkt, daß Thomas ernſthaft nach Gott fragt, daß er zum Vater will, dahin will, wohin Jeſus geht. Freunde, es kann Gott auch uns die Gnade geben, daß wir nach Gott fragen. Er kann uns ſolche Gnade ſchon frühe geben, ſchon in unſrer Studentenzeit. Es liegt freilich ein Schmerz im Wort des Thomas: „Ich weiß nicht Weg und Ziel.“ Laßt uns nicht feige dieſen Schmerz meiden! Ihm antwortet die Verheißung Jeſu. So werden wir fähig zu hören, was er uns ſagt.

3.

Jesus spricht mit seiner Antwort sein ganzes Heilandsamt, sein ganzes Christuswerk aus. So einfach kann er uns beschreiben, wozu ihn Gott für uns braucht und was er uns mit ihm verleiht. Wenn wir begriffen haben, was das ist, daß Jesus für uns zum Wege wird, dann haben wir ihn ganz verstanden, dann ist uns sein Name deutlich, sein Werk klar. Wenn er uns zum Weg werden soll, so muß er uns fassen und bewegen können. Kann Jesus das? Er gab ja Thomas diese Antwort in der Nacht des Abschieds, als er ging. Aber eben deshalb, weil er zum Vater ging und vom Vater kam, darum kann er uns fassen und bewegen, so daß wir nach seinem Willen wandern. Weil er in Gott lebt und in Gott regiert, darum ist er uns allen nah. In die andern Ziele und Wege, die ein Mensch sich wählen kann, teilen sich die Leute; der eine geht dahin, der andere dorthin, und bekanntlich gibt es über die beste Methode und den besten Weg Streit. Zum Vater dürfen wir alle. Seht, das ist Jesu Geschenk, daß wir dieses unaussprechlich große Wort mit Zuversicht aussprechen dürfen: Zum Vater dürft ihr alle! Darum ist der Weg zu ihm für uns alle da und der Herr für uns alle gegenwärtig. Und er ist so gegenwärtig, daß er wirklich uns erfassen kann, nicht nur von außen durch die Sinne, wie die Welt und die Menschen uns bewegen; weil er beim Vater ist und mit dem Vater regiert, darum ist er wirklich gegenwärtig bei dir und mir. Das gehört zum guten, brauchbaren Weg, daß man ihn nicht verlieren kann. Weglaufen können wir von ihm, uns trennen von seiner Nähe; wir wissen alle, wie oft wir dies tun, wie oft unsere Gedanken wegschwanken von seinem Wort und unsere Liebe zusammenbricht und ein anderes Begehren uns bewegt. Aber ob wir auch von ihm weglaufen — er bleibt bei uns und faßt uns so, daß wir zu ewiger Gemeinschaft mit ihm vereinigt sind, nach seinem Wort: Wo ich bin, sollt auch ihr sein.

Und er faßt und bewegt uns ſo, daß wir wirklich wandern. Er bindet uns nicht ſo, daß wir die Bewegung verlieren, weil er nicht ſo über uns regiert, daß er uns knechtete. Indem er macht, daß wir ihn nicht vergeſſen, ſondern an ihn denken dürfen und müſſen, denken wir an die Wahrheit über alle Wahrheiten, an die eine große Wahrheit, die alles in ſich faßt, an die, die Gottes iſt. Indem er unſeren Willen an ſich zieht, daß wir ihm gehorchen, gibt er uns damit die Liebe, die nach dem Beſten, Höchſten, Größten greift, von der allein geſagt werden kann: „Sie höret nimmer auf“; in diejenige Liebe führt er uns ein, die Gott gegeben wird. Indem er uns in ſeinen Dienſt nimmt, gibt er uns Arbeit, die fruchtbar iſt, weil ſie getan wird in Gott. Wahrheit und Leben, das macht ihn zum Weg. Und ſo führt er uns zu Gott.

Er bindet uns dadurch an ihn, daß wir ihm glauben. Glaubet an Gott und glaubet an mich! Das iſt das Wunder, das Jeſus immer wieder wirkt; er ſchafft Glauben an ihn. Er macht, daß wir uns nicht ſelber glauben, auch nicht dem Geld, auch nicht der Welt, ſondern ihm. Eben deshalb kann er das, weil er vom Vater kommt und zum Vater geht. Gott kann man glauben, ohne Zweifel, ohne Verdacht, ohne Argwohn, mit ganzem Herzen und einem gewiſſen Ja. Zweifelſt du an ſeiner Macht? Gott hat ſie. An ſeiner Wahrheit? Weſſen ſoll ſie ſein, wenn ſie nicht Gottes iſt? An ſeiner Gnade? Sieh, darum iſt uns Jeſus zum Weg gegeben, damit wir Gottes Gnade ſehen. Auf dem Weg wandeln heißt im Glauben leben. Dadurch wird uns auch deutlich, wo der Abweg iſt. Vom Glauben aus, mit dem wir uns an ihn halten, fällt helles Licht auf jede Stelle, wo wir uns von ihm trennen und Gott den Gehorſam aufſagen. Das iſt der Ernſt im Amt Jeſu und in ſeiner Gemeinſchaft mit uns, aber es iſt ein heilſamer Ernſt.

Viele Wohnungen gibt es im Hauſe des Vaters. Wir ſtehen in anbetender Bewunderung vor der Größe des

göttlichen Reiches. Weil es viele Wohnungen gibt, gibt es auch viele Wege zu ihnen. Jeden von uns führt er auf seinem eigenen Weg. Und doch: ein Weg eint uns alle zur selben Wanderschaft; zu einem Ziele wenden wir alle unser Antlitz, die wir nach Gott fragen, von derselben Hand bewegt. Das ist das Geheimnis der Kirche. Darin erweist sich Jesus als den Weg, daß er uns vereint wandeln macht zum selben Ziel. Freunde, ob wir wollen oder nicht, wir müssen vorwärts, wir sind auf der Wanderschaft. Laßt uns zum Vater gehen! Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

2. Sonntag nach Trinitatis.

(9. Juni 1907.)

Matth. 9, 9—13.

Die Stadt Kapernaum, in der sich Jesus niederließ, war keine einträchtige, sondern eine zerrissene Gemeinde. Der tiefste Riß, der die Leute miteinander entzweite, war der, der die Gerechten und die Sünder von einander schied. Wir wissen alle aus unserer eigenen Erfahrung, wie vollständig und schmerzhaft die Gemeinschaft zwischen uns zerreißt, wenn ein Bruch des Rechts, Unrecht, das unsere Habe, unsere Ehre oder gar unser Leben antastet, zwischen uns steht. Dann stirbt das Vertrauen, endet die Liebe und hört die Gemeinschaft auf. Weil Kapernaum eine fromme Stadt war, bekamen dort diese Risse eine ganz besondere Schärfe und schmerzhafte Bitterkeit. Die Frommen verteidigten gegen die Sünder nicht nur ihr eigenes Recht, sondern Gottes Recht; was sie von einander schied, war nicht nur eine Schädigung ihres Vorteils, sondern der Bruch des göttlichen Gesetzes, das nicht zertreten und gebrochen werden darf.

Da kam Jesus und brachte ihnen den Frieden. Als er Matthäus zu sich rief und den vielen Sündern und Zöllnern das Mahl bereitete, da machte er offenbar, nicht nur für Kapernaum, sondern für alle Welt, daß er der Stiller unsres Haders, unser Versöhner ist. Aber der Friedefürst muß gleich wieder hinein in den Kampf. Sie wollten es ihm wehren, Frieden zu schaffen, und er mußte den Frieden, den er den Verlorenen gab, dadurch schützen, daß er den Kampf mit

den Gerechten aufnahm, auch mit ihnen dazu, damit er ihnen den Frieden gebe. Laßt uns heute dem Friedefürsten zusehen, wie er allen den Frieden gibt, den Verschuldeten und den Gerechten.

1.

Die Mehrzahl der Gemeinde von Kapernaum sagte von Matthäus, er sei ein verlorener Mann, weil er frivol war, leichtsinnig, gottlos, dem Geld nachging und ungerechtes Gut ihm an den Fingern klebte. Warum kann ihm Jesus den Frieden bereiten, während ihn alle andern Leute für einen friedlosen Mann hielten und ächteten? Das Erste, was Jesus dazu nötig hatte und besaß, ist das, daß er selbst nicht ein einziges Jota oder einen einzigen Strich an Gottes Gesetz gebrochen hat. Viele klagen gegenwärtig über Jesus, er sei zu hart; die Weise, wie er den Matthäus behandle, gehe zu weit; er mute ihm zu, alles zu verlassen. Ist diese Forderung nicht übertrieben, kulturfeindlich, barbarisch? Matthäus hatte manches Jahr darauf verwendet, sich Schätze anzuhäufen, und sein Vermögen zu mehren. Nun kommt ihm Jesus in die Quere, und damit geht ihm plötzlich der ganze Ertrag seiner Arbeit verloren; denn er läßt seinen Geldschrank stehen und geht Jesus nach!

Freunde, das Erste, was Jesus zu tun hatte, war, daß er sich selber gesund erhielt und nicht auch sich krank machte. Er durfte nicht krank werden mitten unter all den Kranken; er mußte gesund bleiben, gesund im Herzen, gesund im Willen, dadurch gesund, daß er die ganze Liebe Gott gab und sie nicht spaltete, daß er den ganzen Gehorsam Gott erwies, ohne Beschränkung und Vorbehalt. Sonst hätte er Matthäus vergeblich gerufen. Daß ihm Matthäus traut, daß er es wagt, ihm nachzugehen, das beruhte auf der Gewißheit: das ist ein Gerechter; der tut Gottes Willen und ist Gott ganz gehorsam. Darum ging er ihm nach. Freunde hat ja Matthäus

auch in der Zeit viele gehabt, wo ihn die Frommen der Stadt für einen verlorenen Mann hielten. Viele Gesinnungsgenossen hielten zusammen und machten sich das Leben so nett und freundlich, als sie konnten. Und doch weiß Matthäus wohl, was er tut, als er alle jene Freundschaften preisgab gegen die eine, die Jesus ihm jetzt anbot. Denn jene Freundschaften beruhten darauf, daß sie die Sünde verschleierten, zudeckten, entschuldigten, nicht davon sprachen, vielleicht sogar einen Scherz aus ihr machten. Das Gesetz Gottes ist aber nicht tot, wenn wir es vergessen. Die Sünde entschwindet dadurch nicht einmal unsrem Gedächtnis, noch weniger vergeht sie aus unsrem Wollen und aus unsrem Schicksal.

Es ist natürlich, daß wir Menschen es immer so machen wie Matthäus und seine Genossen, ehe Jesus sie berief. Wir stehen vor der menschlichen Not ratlos und ohnmächtig. Da ist uns der Gedanke immer nah: Laßt uns nicht dran denken! Was hilft es, an eine Not zu denken, die man doch nicht heben kann? Laßt uns eine Lebensansicht uns bilden, in der das häßliche Wort Sünde nicht mehr vorkommt, wo wir nicht mehr von Recht und Unrecht reden, sondern alles begreifen, alles entschuldigen, alles in seiner Art, so gut es geht, nett und nützlich finden. Wie viel Not und Mühe ist uns damit abgenommen! Dann brauchen wir niemand mehr zu schelten, niemand mehr zu richten; wir können Geduld mit einander haben und uns vertragen. Wir wollen aber nicht vergessen: Jesus hat den Frieden nicht dadurch geschaffen, daß auch er die Sünde entschuldigte und rechtfertigte, sondern dadurch, daß er sie ganz verwarf, ganz wegtat. Wir werden leicht schwach in unsrem Urteil und lassen uns anstecken durch die Schwäche der andern. Gewiß, wir sollen den Frieden haben für uns selber und ihn auch den andern geben; aber der Friede, den uns Jesus gewährt, entsteht nicht dadurch, daß wir unwahrhaftig werden gegen uns und gegen die andern, nicht dadurch, daß wir Gottes Gesetz verleugnen und

das Recht und Unrecht durch einander mengen; sondern dadurch kommt Jesu Friede zu uns, daß Gottes Gesetz geheiligt wird, mit ganzem Ernst, gegen uns und gegen alle, weil Gottes Wille geschehen muß und nicht unser Wille.

Aber Jesus hat noch etwas Zweites gebraucht, um Matthäus den Frieden zu bringen, nicht nur, daß er sich selber unter das Gesetz Gottes stellt in der ganzen Mannhaftigkeit des vollen Gehorsams: Er muß das Vermögen haben, das Böse zu überwinden. Er kann Matthäus nicht zu sich nehmen, wenn er selber von ihm angesteckt wird, vielmehr, er muß die Macht haben, das Böse wegzuheben sowohl aus seiner Vergangenheit wie aus seiner Zukunft. Matthäus hat das Böse hinter sich in seinem vergangenen Leben; denn er ging verkehrte Wege; er hat es aber auch vor sich in seiner Zukunft; es wird ihm wieder begegnen, sich weiter fortsetzen und ihm auch den kommenden Tag verderben. Da braucht es Macht zu verzeihen, die entstandene Schuld zu tilgen, das Geschehene zu begraben, so kommt die Sünde aus der Vergangenheit weg, und braucht es Macht zu bewahren, zu schützen vor dem Fall, zu heiligen. Eine Vergebung, die heiligt, eine Heiligung, die Verzeihung ist: das muß Jesus geben können; dann darf er getrost zu Matthäus sagen: Folge mir nach! Diese Macht hat er gehabt; sie ist der Besitz, den ihm der Vater gegeben hat. Wenn er Matthäus sagt: Komm zu mir! so heißt das: Was hinter dir liegt, das ist bedeckt, das stört meine Gemeinschaft mit dir nicht, das bricht deinen Frieden mit Gott nicht; und was vor dir liegt, dafür sorge ich; ich werde dich bewahren und leiten, dir zeigen, wie du Gott gehorsam wirst und seinen Willen tust.

Wir haben immer wieder nötig, auf den Friedefürsten zu sehen, wie er sich an Matthäus offenbart. Wie oft werden wir verzagt, verzagt gegenüber der Sünde anderer und im Blick auf die unsrige. Gewiß, w i r können nicht helfen. Was Jesus Matthäus tut, das ist nicht nur menschliche Freund-

lichkeit und Gütigkeit; das ist die königliche Tat des Christus, der in der Vollmacht Gottes handelt und darum so vergibt, daß er heiligt, so heiligt, daß er versöhnt. Aber diese Macht ist Jesus nicht verloren gegangen, sondern begleitet die Berufung zu ihm stets. Wir sind zu ihm berufen wie Matthäus, damit wir dieselbe Friedensmacht Jesu empfangen und erleben, die er Matthäus gab.

2.

Aber der Friedefürst muß in den Kampf. Die Gerechten greifen ihn an, und er erweist die Wahrheit seiner Gnade dadurch, daß er sich in diesen Kampf hineinstellt, obgleich es der Weg zum Kreuze wird. Kein Mensch in der Stadt hätte daran gedacht, daß Jesus ihren Zöllner zu seinem Freund mache und mit den Gerechten breche. Der Vorgang hat die ganze Tiefe einer göttlichen Offenbarung, die niemand ahnt, bis sie da ist, die aber, wenn sie da ist, mit ihrem Licht die ganze Welt bestrahlt. Gerechte sind die, die in Frömmigkeit und Ehrfurcht Gott dienen; gerecht sind die, die den Willen Gottes tun mit ernstem täglichem Bemühen; wie kann Jesus sich von ihnen trennen? Wir wissen mit völliger Gewißheit von ihm, daß er zu jeder Guttat sich bekennt, an jeder Gerechtigkeit sich freut, mit jedem Gehorsam, der den Willen Gottes tut, sich eint. Wir haben ihn immer für uns, sobald wir rechttun, Gerechtigkeit üben und gehorsam gegen Gottes Gebot sind. Jesus hat seine Verheißung erstreckt bis zur letzten, kleinsten Guttat hinab; es gibt nichts Gutes, woran sich Jesus nicht freute, womit er sich nicht einträchtig macht. Und doch: „Ich bin nicht gekommen, die Gerechten zu berufen."

Als sie den Streit mit ihm anfingen, da tat er nicht erstaunt und überrascht, da jammerte er nicht: Was ist das für ein Unglück, jetzt habe ich den Matthäus gefunden und die Gerechten verloren; welch ein Verlust; die Sache geht

ſchief, anders als ich dachte! So redet Jeſus nicht. Sondern er ſagt: Ich bin nicht für euch gekommen. Er iſt nicht überraſcht, daß ſie ihm fern ſtehen; ſein Reich und ſeine Gnade offenbart ſich ohne ſie.

Der Vorgang, den uns der Herr hier offenbart, greift in unſer aller Leben tief ein. Wir haben es nicht nur mit derjenigen Verſuchung zu tun, an der Matthäus und ſeine Genoſſen ſtrauchelten, nicht nur mit der, die aus den heißen Trieben der Natur entſteht. An unſer Rechttun, an unſer Frommſein, an unſere Religioſität und Chriſtlichkeit heftet ſich nochmals eine Verſuchung. Welch ſeliges, ſüßes, tiefes Gefühl des Wohlſeins heftet ſich daran, wenn wir rechttun! Was für einen erhebenden Eindruck macht es auf uns, wenn wir uns ſagen dürfen: Du biſt gerecht! Nicht darin ſchon liegt das Verkehrte. Gottes Gaben ſind dazu da, damit ſie uns erfreuen. Wie an die Sünde die Scham, der Unfriede, die inwendige Pein ſich heftet, ſo heftet ſich an das Rechttun die Freude, die Zuverſicht, das Gefühl der Kraft. Kranke fühlen ſich krank, der Geſunde fühlt ſich geſund. Das iſt natürlich und recht. Aber nun kommt die Verſuchung, eben die, daß wir uns nun in unſrer Gerechtigkeit wohlgefallen, mit unſrer Gerechtigkeit uns ſchmücken und zieren und groß machen und unſere Frömmigkeit dazu brauchen, damit wir ſelig, glücklich, mächtig, hoch vor Gott und Menſchen ſind. So entſteht die Religion, die die Menſchen verherrlicht, der Gehorſam, bei dem ſchließlich der Menſch doch für ſeine eigene Rechnung handelt, der Dienſt Gottes, bei dem nicht mehr ich Gott diene, ſondern Gott mir. Und jetzt ſind diejenigen Gerechten da, von denen Jeſus ſagt: Euch rufe ich nicht, an meinem Tiſch haben die Sünder Platz und mit ihnen breche ich mein Brot, nicht mit euch.

Laßt uns nicht ſagen: Das hat Jeſus den Phariſäern geſagt und ihnen iſt es zu gönnen! Wer ſpricht ſo? Der Phariſäer; nicht die von Kapernaum, ſondern die, die in

unſrer Kirche ſind. Laßt uns auch nicht ſagen: Die Rationaliſten, die von Tugend ſprechen, oder die Mönche und Katholiken, die an ihre Verdienſte denken und ihre Buße, ihren Glauben, ihre Liebe als Verdienſt bei Gott in Rechnung ſtellen, die trifft das Wort, das ſind ſolche Gerechte, denen die Gerechtigkeit zur Verſuchung ward. Es gibt keinen Glaubensſtand, keine Frömmigkeit, keine Höhe des geiſtlichen Lebens, die von dieſer Verſuchung frei wäre.

Sie wird nur dadurch überwunden, daß wir ſie uns von Jeſus zeigen laſſen und im Gehorſam gegen ſein Wort bleiben. Er hat für die Gerechten den Frieden, wie er ihn auch für die Verſchuldeten hat. Sie haben den Frieden nicht, ſondern den Zank. Sie ſtreiten mit den Sündern und müſſen das tun, damit ihre Gerechtigkeit durch ihr ſchwarzes Gegenſtück hell und deutlich werde. Sie ſtreiten mit Jeſus, verweigern ihm das Vertrauen, können nicht glauben, haben ihn im Verdacht, er ſei ſelbſt innerlich krank, breche Gottes Geſetz und werde an ſeiner Gnade zum Sünder. Sie ſtreiten auch mit Gott, machen ihn ſo klein wie ſich ſelbſt, wollen es ihm nicht zulaſſen, daß er andern gnädig ſei, nicht nur ihnen, wollen ſeine Hände binden nach ihrem eigenen Willen. Jeſus hat den Frieden, auch für ſie; denn bei ihm lernen ſie das Wort des Pſalms: Ich preiſe die Gerechtigkeit des Herrn allein; und bei ihm lernen ſie trachten nach Gottes Reich und Gottes Gerechtigkeit, nicht nach ihrer Herrſchaft, ſondern nach Gottes Herrſchaft, nicht nach ihrer Gerechtigkeit, ſondern nach Gottes Gerechtigkeit. Als er jenes Feſtmahl hielt, das uns Matthäus hier beſchreibt: hat Jeſus damit ſeine Gerechtigkeit ausgeſtellt, groß gemacht, leuchten laſſen, ſich ſelbſt zum Wohlgefallen? Gewiß, es war ein ſeliges Mahl, ein Mahl, zu dem wir jenes Wort zitieren dürfen: Jetzt freuen ſich die Engel im Himmel, ein Mahl, von dem gilt, was Jeſus ſagte, als er die Samariterin gewann: Meine Speiſe iſt es, den Willen Gottes zu tun. Aber er verſteht den Willen

Gottes so, daß er denen die Gerechtigkeit gibt, die keine haben, die rechtfertigt, die verloren sind, nicht so, daß er sein eigenes Recht offenbare und seine Größe und Ehre kund mache. Er gab sie ja preis in dem Augenblick, als er Matthäus rief, und ließ sich lästern, als ob er selbst ein Sünder wäre. In ihm wird die Gerechtigkeit Gottes offenbar und darum ist er der Friedefürst, nicht unsre Gerechtigkeit, sondern die Gerechtigkeit, die Gottes Gnade herrlich macht, die Gott dadurch herstellt, daß er unsern Hader stillt, unsere Not endet, unsere Schuld deckt, die Gerechtigkeit, die darin besteht, daß Gott uns mit sich verbindet zu ewiger Gemeinschaft.

Wir finden den Frieden nicht durch Unrecht, nicht dadurch, daß wir unserm eigenen Willen gehorchen; wir finden den Frieden auch nicht durch unsere Gerechtigkeit, mit der wir uns selber groß machen. Er ist der Friedefürst. Denn bei ihm lernen wir: Ich preise die Gerechtigkeit des Herrn allein. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

4. Sonntag nach Trinitatis.

(23. Juni 1907.)

Luk. 9, 57—62.

Jedermann ſucht in der Religion etwas Vollkommenes. Denn die Erinnerung an Gott iſt für uns immer vom Gedanken begleitet, daß uns ſeine Gemeinſchaft mit uns Vollkommenes gewähre, das vollkommene Gut, das unſer ganzes Glück ausmacht und alle unſere Bedürfniſſe ſtillt, die vollkommene Gerechtigkeit, die uns nach allen unſeren Beziehungen in normale und geſunde Verhältniſſe bringt, die völlige, ganze Liebe, die keinen harten Bruch erträgt, ſondern uns mit allen in Gemeinſchaft ſetzt. Von dieſer vollkommenen, oder wie man auch zu ſagen pflegt, von dieſer abſoluten Art der Religion handeln die Geſpräche Jeſu mit den drei Anfängern im Chriſtentum. Jeſus ſagt, wie er die vollkommene Art der Religion verſteht; aber auch die drei, die den erſten Schritt taten, um in die Gemeinſchaft mit Jeſus zu kommen, deuten an, wie ſie ſich die Vollkommenheit des Chriſtentums denken. Da kommt nun freilich ein Gegenſatz ans Licht. Jeſus verſteht die vollkommene Art der Religion anders als die drei, anders als wir Menſchen ſie verſtehen. Wir tragen Gott unſere Wünſche vor und treten mit unſeren Erwartungen und Anſprüchen zu ihm. Was wünſchen wir von ihm? Alles, natürlich, da er ja der Vollkommene iſt, alles Glück, alle Moral, die alle unſere Verhältniſſe geſund und erſprießlich macht, alle Liebe und Gemeinſchaft, die uns mit jedermann befreundet. Wenn uns Jeſus alles gäbe, ſowohl das Geld

als den heiligen Geiſt, ſowohl das Familienglück als das Himmelreich, ſowohl die Freundſchaft mit den Menſchen als die Freundſchaft mit Gott, dann, ſagen wir, dann wäre das Chriſtentum die vollkommene Religion!

Auch Jeſus bezeugt die Vollkommenheit unſerer Verbundenheit mit Gott. Aber ſein Auge geht nach einer andern Seite hin. Er redet wieder, wie immer, als der Sohn Gottes, der auf das bedacht iſt, was Gottes iſt. Was willſt du Gott geben? fragt er. Willſt du Gott alles geben, das ganze Vertrauen, den ganzen Gehorſam, die ganze Liebe? Wenn du Gott nicht das Ganze gibſt, dich ganz, dann gibſt du ihm nichts.

Es muß zwiſchen dieſen beiden Betrachtungen der Religion kein Streit entſtehen, ſodaß wir klagen dürften, Jeſu Wort ſei hart. Das iſt das Erſte, was wir uns deutlich machen wollen. Aber freilich, häufig genug ſteht Jeſus im Streit nicht nur mit jenen dreien, ſondern auch mit uns. Das iſt das Zweite, worauf wir achten wollen. Und daraus kommt das Dritte: Wie ſchlichten wir den Streit? Dadurch, daß wir ohne Sorge, tapfer und froh Jeſus gehorchen; ſeine Worte ſind gut, nicht hart. Sie führen uns zur Vollkommenheit des Chriſtenſtands.

1.

Der Erſte kommt zu Jeſus mit dem Gedanken: Wenn ich dir nachfolge, dann bekomme ich es gut, ſehr gut. Darauf ſagt ihm Jeſus: Ich habe nichts, gar nichts; ich bin ein ganz armer Mann, und weil ich nichts habe, kann ich dir auch nichts geben, kein Haus, kein Vermögen, kein Glück. Aber ſteht denn nicht im Propheten: „Mein iſt das Silber und das Gold, ſpricht der Herr“? Das hat ſich ſeither nicht geändert, weder in der Zwiſchenzeit zwiſchen dem Propheten und Jeſu Tagen, noch ſeither. Gott verwaltet alle Kräfte und alle Schätze, alle Kräfte, die wir zum Leben und zur Geſundheit

brauchen, alle Schätze, die uns Freude schaffen. Er kleidet die Lilien und speist die Raben. Wenn ihn jener Mann gefragt hätte: Geht es mir schlecht in deiner Nachfolge, da du ja ganz arm bist? — ihr wißt, was ihm Jesus geantwortet hätte: O nein; freilich bin ich arm, aber ich habe Gott; es geht dir bei mir nicht schlimm. Wenn ihn der Mann gefragt hätte: Gerate ich bei dir in Sorge? — ihr wißt, was ihm Jesus sagte: O nein, ich nehme dir die Sorge ab. Da gibt es also keinen Streit, keinen Anlaß, Jesus zu schelten oder zu korrigieren.

Der Zweite kommt mit dem Gedanken, er habe selbstverständlich auch noch andere Pflichten, nicht nur die Religion, nicht bloß die Nachfolge Jesu; Jesus werde damit vollständig einverstanden sein, daß er seinem Vater die ganze Pflicht erweise und ihm die letzte Ehre tue. Da sagt ihm Jesus: Du hast jetzt nur eine einzige Pflicht: folge mir! Er machte ihn von jedem Dienst frei und band ihn ganz an sich. Haben wir nun etwa Angst, unsere Kinder gehen uns verloren, wenn sie in Jesu Gehorsam treten? Kein Mensch, der Jesus kennt, hat je diese Angst gehabt. Es gibt vieles, nicht bloß den Tod, was uns die Kinder entfremden und rauben kann; aber unser Herr Christus nimmt uns unsere Kinder nicht. Er heiligt alle Ordnung Gottes; in seiner Nachfolge lernt man keine Bosheiten; alles, was recht und rein ist, steht unter seinem Wohlgefallen. Wie könnte es da Streit geben, da unser Herr alle natürliche und menschliche Liebe heiligt und befestigt, dadurch, daß er uns die Liebe Gottes gibt?

Der Dritte schließt sich an Jesus mit dem Gedanken an, er wolle zuerst noch eine Abschiedsfeier halten mit seinen Freunden und Familiengliedern. Natürlich, wie soll er auch plötzlich verschwinden, ohne Abschied? Wie hart und schroff wäre eine solche Tat! Da läßt ihn Jesus nicht weg. Brich durch! sagt er ihm. Wer die Hand an den Pflug legt, kann sich nicht gleichzeitig rückwärts drehen. Da fallen uns allen aber jene vielen Worte Jesu ein, die uns jede Angst nehmen,

er mache uns zänkiſch, hart, rauh. Die Liebe iſt gegen alle gelind, gibt allen die Ehre. Denn mit der Liebe Gottes pflanzt Jeſus in uns nicht nur die Bruderliebe, ſondern in der Bruderliebe auch die allgemeine Liebe. Da gibt es alſo keinen Streit, keinen Anlaß, daß wir gegen ihn murren.

2.

Und doch, l. Fr., nicht nur jene Drei murrten; nein, wir geraten alle fortwährend in unſern Gedanken gegen ihn in Streit und haben daher dieſe Worte dringend nötig mit ihrem ſcharfen Gegenſatz gegen das, was wir begehren. Ich will euch ein Beiſpiel erzählen aus der jüngſten Zeit: Es kam ein Geſpräch in die Öffentlichkeit zwiſchen einem Deutſchen und einem Ruſſen. Der Ruſſe klagte, wie viel beſſer doch die Zuſtände in Deutſchland ſeien als in ſeinem Vaterland. Da ſagte ihm der Deutſche: Was ihr nötig habt, das iſt eine religiöſe Erneuerung. Seht ihr, er dachte genau ſo wie der erſte Jünger in unſerem Text. Eine religiöſe Erneuerung, die tut gut; die bringt voran; dann läuft die Induſtrie; dann marſchiert der Staat; dann hantiert ihr nicht mehr mit Bomben; dann macht ihr keine Diebe mehr zu Miniſtern und keine Narren zu Abgeordneten; religiöſe Erneuerung, die bringt Segen. Ganz recht, die wohltätigen Folgen bleiben nicht aus. Und doch: Was wäre als Jeſu Antwort zu dieſem Rat hinzuzufügen? Meineſt du, ich ſei ein Fabrikbeſitzer, ein großer Induſtrieller, oder ein großer Staatsmann, der einen morſchen Staat kuriert? Ich habe nichts, gar nichts; des Menſchen Sohn hat nicht, wo er ſein Haupt hinlegt; dazu bin ich nicht geſendet. Gewiß, wir raten jedem zerrütteten Hausſtand: Geht zu Jeſus, dann wird es beſſer. Wir geben jedem entgleiſten, verſinkenden Menſchen den Rat: Geh zu Jeſus, er bringt dich zurecht. Wir denken auch nicht nur dann ſo, wenn uns zerrüttete Verhältniſſe quälen. Wir führen alle unſern Chriſtenſtand in der Überzeugung: An Gottes Segen

ist alles gelegen. Wenn wir seinen Willen tun, so stehen wir unter der Verheißung: „Auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden."

Aber, l. Fr., dieser Rat ist nur dann gut, wenn er uns zum armen Jesus führt, zu dem, der dem Jünger antwortete: Ich gebe dir kein Geld, kein Glück. Darum ist uns Jesus in dieser Gestalt gegeben und so zum Herrn der Menschheit berufen, als der ganz Arme, damit wir begreifen, was Gott ist: nicht der Diener unsres Glücks, nicht der Erfüller unsrer Wünsche, nicht das beste Mittel zum Wohlsein für Völker oder Einzelne. So kehren wir das Verhältnis zwischen uns und Gott um, machen ihn zum Knecht und uns zum Herrn, machen uns zum Weltgrund und Weltziel, dem alle Dinge dienen müssen, und ihn zum Mittel, wollen unsern Willen erfüllt sehen und zur Geltung bringen, nicht seinen Willen. Darum führt eine solche „religiöse Erneuerung" zu keinem Resultat; sie ist nicht religiös, sie ist selbst Sünde. „Ich bin der Herr, dein Gott." Dazu kommen wir zu Jesus, damit wir Gott als Gott ehren und erkennen, und deshalb ist er ganz arm.

Auch der zweite und dritte Jünger führt uns zu einer Frage, die die größte Wichtigkeit für uns hat. Ihr habt vielleicht erwartet, daß ich mich entschuldige, daß ich über diesen Text predigen muß. Freunde, ich kann mich nicht entschuldigen. Die Worte unsres Herrn sind gut. Wir haben viele Pflichten, Familienpflichten, Geschäftspflichten, bürgerliche Pflichten gegen unsre Gemeinde, unser Volk und den Staat, wissenschaftliche Pflichten und so fort. Wir, die wir in die Kirche kommen, sind pflichttreu. Wir haben wieder eine Woche hinter uns, die gefüllt war mit Berufserfüllung, mit Pflichttreue in unserem Geschäft. Aber Freunde, was kommt dabei heraus? Es kann doch nicht anders sein, sagen wir; das Christentum wäre nicht die absolute Religion, wenn es nicht eben in der Berufstreue bestände. Was ist das Er-

gebnis? Wir haben an Menſchen gedacht, für Menſchen geſorgt, für Menſchen gearbeitet, die Woche lang, das Leben lang. Was bleibt für Gott? Wir kommen nach einer Woche der Berufserfüllung in die Kirche; können wir beten? Ach nein, wir ſind ſtumm. Was bedeutet Gott für uns? Jeſus für uns? Herzlich wenig. Sind wir empfänglich für Gottes Wort? Zerſtreut ſind wir, haben einen wirren Kopf, können nichts faſſen, als was hineingeht in das Maß unſres irdiſchen Berufs. Seht, Freunde, darum iſt uns Jeſus ſo geſendet, nicht nur ohne Vermögen, ſondern auch ohne Geſchäft, ohne irdiſchen Beruf, mit dem Vermögen, ſeinem Jünger zu ſagen: laß die Toten die Toten begraben, du aber bezeuge Gottes Reich und Königtum. Dazu iſt er uns ſo gegeben, damit wir über den Menſchen noch einen andern ſehen, der größer iſt als alle Menſchen und deſſen Dienſt fruchtbarer, ſeliger, lebensvoller iſt als der der Menſchen. Gewiß, der Beruf iſt ſchön; aber ſchöner als alle Menſchen iſt Gott und ſeine Liebe und ſeine Kindſchaft. Gewiß, die Pflicht iſt heilig, aber heiliger als alle Pflicht, die uns mit den Menſchen verbindet, iſt Gottes Ruf, der uns zu ihm hinwendet, damit wir in ſeiner Gemeinſchaft ſtehen. Komm und folge mir nach, ſpricht der Herr.

Beim Dritten, l. Fr., braucht es keine Erklärung, damit wir verſtehn, wie gut es Jeſus mit ihm meinte. Er fürchtet ſich vor dem Bruch mit den Menſchen; er nimmt Rückſicht auf ſeine Freunde; er will alles vermeiden, was ſtört und verletzt. Das iſt ſchon vielen zur Feſſel geworden, die ihre Treue im Dienſt Gottes brach. Wir wollen dem Herrn danken, daß er auch an dieſer Feſſel als der Durchbrecher aller Bande ſich erweiſt.

3.

Streit iſt genug in unſerem Herzen gegen dieſe Worte, Anlaß genug, daß wir auch uns dieſe Worte vorhalten, durch die Jeſus ſeinen Jüngern zur ganzen Religion verhalf. Wie ſchlichten wir unſern Streit gegen ſie?

Zwei Fragen entstehen aus der Religion, eben deshalb, weil sie uns die Gemeinschaft mit Gott auftut: Was gibt mir Gott? und: Was gebe ich ihm? Aus der Volkommenheit Gottes ergibt sich, daß beide Fragen dieselbe Antwort bekommen. Was gibt mir Gott? Alles, eine ganze Liebe, eine ganze Fürsorge, die Leib und Seele umfaßt, ein ganzes Vergeben, das alle meine Schuld deckt, eine ganze Hilfe, die zum ewigen Leben langt. Was gebe ich Gott? Alles, einen entschlossenen Willen, nicht einen zweifelnden und schwankenden, einen ganzen Gehorsam ohne Vorbehalt, eine ganze Liebe, die alle Kraft und alles Vermögen ihm dienstbar macht. Aber ihr seht, die beiden Fragen und die Antworten, die sie bekommen, sind nicht von derselben Art. Die erste Frage: Was gibt mir Gott? gehört in Gottes Regiment; die zweite Frage: Was gebe ich Gott? gehört in mein Revier, in meine Macht. Laß die Frage, die Gott angeht, ihm; so gibt es Frieden mit dem Herrn und Eintracht mit seinem Wort. Was Gott uns gibt, das ist Gottes Sache. Wir nehmen so viel Glück und Geld und Gut, als er uns gibt; wir nehmen so viel Pflicht, Dienst, Beruf, als er uns gibt; wir pflegen so viel Gemeinschaft und Freundschaft mit den Menschen, als er uns gibt. Wenn wir die Frage, die Gott angeht, ihm lassen, dann haben wir Zeit und Kraft für die Frage, die uns angeht: Was gibst du Gott? Dadurch wird unsre Religion ganz; so kommt die absolute Art des Christentums ans Licht.

Daß wir das, was Gott angeht, ihm lassen, heißt nicht: daß wir darauf verzichten. Warum nicht? Gott verzichtet nicht darauf, uns mit allen guten Gaben zu begnaden. Seine Gaben nehmen wir dankbar und bewahren sie treu. Wir wollen auch nicht versäumen, seine Gnade zu preisen mit vollem Lob und ihn als den zu verherrlichen, der uns alles gibt. Würden wir das unterlassen, dann würde uns Jesu Wort freilich eine schwere Last, dann entstände aus ihm die Mühe eines heißen Ringens, das nur mit unsrer Willensmacht nach

dem Kranz des ewigen Lebens ſtrebt. Dadurch, daß der Herr ſeine Frage an uns ſtellt, verdunkelt er Gottes Werk und Gnade nicht. Er ſtellt ſie ja nur dazu an uns, damit wir Gott laſſen, was ſein iſt, den Reichtum ſeines Segens, die Fülle ſeiner Gnade. Aber wiederum, wenn wir nur auf das unſer Auge richten, was Gott verſpricht, Gott uns gibt, Gottes Segen für uns iſt, auch dann haben wir den Zutritt zu Gott verſäumt. Weil Gottes Liebe ernſthaft iſt, ruft ſie uns, und weil Gott uns ruft, ruft ſie wirklich uns, uns ganz. Beide Fragen ſtammen aus derſelben Wurzel: ſo ſpricht die Liebe. Sie fragt zweierlei: Was gibſt du mir? und preiſt den, der im Reichtum ſeiner Gnade uns mit allem begabt, was wir zum Leben brauchen. Sie fragt aber auch: Was kann und darf ich dir geben? Sie ſpricht nicht nur dann ein ganzes Wort, wenn ſie Gottes Gnade preiſt, ſondern auch dann, wenn ſie Gott ſich hingibt in treuer Verbundenheit.

Sind es harte Worte geweſen, die Jeſus hier ſagt? Freunde, er ſteht in der ganzen Chriſtusherrlichkeit vor uns im ſelben Augenblick, wo er ſich als den Armen vor uns ſtellt, und als den, der die Welt verläßt und mit ihr bricht. Niemand kann uns dieſe guten Worte ſagen als er. Zum ganzen Gehorſam kann uns der berufen, der ſelber ganz gehorcht, zur ganzen Liebe nur der, der ſelber Gott die ganze Liebe gab. Daß Jeſus das von uns begehren kann, das macht ihn zum Chriſtus. So iſt er der Durchbrecher aller Bande. Kommt und folgt ihm nach! Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

8. Sonntag nach Trinitatis.

(21. Juli 1907.)

Joh. 6, 30—44.

Wie ist es auch nur möglich, daß wir mit Jesus Gemeinschaft haben? Von keinem andern Mann der Vergangenheit sagen wir, daß wir mit ihm verbunden seien in einer lebendigen und wirksamen Gemeinschaft. Einzig von Jesus sagen wir, wir seien sein Eigentum und er sei bei uns und wir bei ihm. Wir reden zu keinem Toten, aber zu Jesus beten wir; wir verlassen uns auf keinen Abgeschiedenen, aber an Jesus glauben wir, auf ihn trauen wir. Und doch ist es schon so lange her, daß er mit den Worten, die wir heute wieder hören dürfen, von Kapernaum Abschied genommen hat. Überall sonst macht der Tod die ganze Trennung; warum nicht auch hier?

Jesus sagt uns, warum unsere Gemeinschaft mit ihm bleibt, von der Erde bis zum Himmel reicht und von der Zeit bis zum jüngsten Tag und auch dann nicht endet, sondern sich vollendet: „Ich werde euch auferwecken am jüngsten Tag". Warum gibt es zwischen ihm und uns eine solche Gemeinschaft? Darum, weil Gott sie stiftet, und die Gemeinschaft, die Gott stiftet, bleibt, unzerstörlich, wirksam, in Ewigkeit. Das laßt uns heute erwägen:

Gott zieht uns zu Jesus, und
Jesus tut Gottes Willen an uns.

Das macht unsere Gemeinschaft mit ihm fest.

1.

Nichts als Gott kann uns zu Jesus ziehen. Die Juden sagten zu ihm: „Gib uns Manna". Es kann Stunden

geben, wo wir ernſtlich verlangen, Manna zu bekommen, Brot des Lebens für ſchmachtende Lippen. Aber der Herr gibt uns kein Manna. Wenn er es uns gäbe, dann triebe uns der Hunger zu ihm, der Hunger nach Leben, das Verlangen nach Geneſung, das Begehren nach Kraft; dann führten uns die Schrecken des Todes zu ihm und wir liefen ihm nach in Scharen, ſowie wir ſchmachten. Darum gibt uns der Herr kein Manna. Aber er läßt uns deshalb nicht unverſorgt; er läßt uns nicht verſchmachten und ſterben. „Gib uns allewege das Brot des Lebens“, ſagten ſie in Kapernaum zu ihm, und er hat ſeine Verheißung nicht verleugnet, als ſie ihn baten; er ließ ſie nicht fallen und wich nicht zurück, ſondern gibt ihnen das Brot des Lebens freigebig mit jener echten Gnade, die gern gibt: „Ich bin das Brot des Lebens“. Er gibt es auch uns; aber weil er, und nichts als er für uns das Brot des Lebens iſt, darum kann uns nichts zu ihm ziehen als Gott allein. Wir können ihn nur dann als das Brot des Lebens ſchätzen, wenn unſer Blick auf Gott gerichtet iſt.

Die Juden murren; und er nimmt die Trennung hin, die zwiſchen ihnen entſteht, und kann ſie nicht überwinden. „Was wirkeſt du?“ ſagen ſie zu ihm; „wir kennen dich ja, du biſt einer von uns, du kannſt nicht mehr als andere Menſchen“. So reden die Leute ja immer von ihm, und wir auch, dann, wenn unſer Herz zweifelt ſtatt zu glauben. Warum hebt er ſich nicht über ſie hinauf in ſtrahlender Größe? Warum beläßt er es beim einfachen Wort: „Ich bin das Brot des Lebens“? Es gibt doch ſo vieles, was die Menſchen anzieht und ſie in Bewegung bringt. Warum läßt er zum Beiſpiel nicht ſeine Erkenntnis glänzen und feſſelt ſie durch große Gedanken? Warum bearbeitet er ſie nicht mit ergreifenden Worten, die ſie in der Tiefe ihrer Seele rühren, aufregen und zu ihm treiben? Warum ſteht er nicht heldenhaft vor ſie hin mit einer großen Leiſtung, die alle überwältigt? Nichts kann und ſoll uns zu ihm ziehen als Gott allein. Er begehrt nicht,

daß wir deshalb zu ihm kommen, weil wir große Gedanken suchen, oder deshalb, weil seine Redekunst wie mit Zaubermacht auf uns wirkt, oder daß wir ihn deshalb suchen, weil wir die Größe des Menschentums in ihm bewundern und den Helden in ihm ehren. Gott soll uns ziehen, Gott allein.

Darum wurde der Abschied von Kapernaum für ihn so schmerzhaft und schwer. Es ist auch in diesen Worten beides vereint, die ganze Heilandsfreude Jesu und der Kreuzesernst. Brot des Lebens; ich kann euch ins Leben helfen, euch den Sterbenden! Das ist die ganze Heilandsfreude, die Seligkeit des Sohnes. Aber daneben steht die Kreuzesnot. Wir wissen ja, wie er seine Worte schloß: Ich gebe mein Fleisch für euch, mein Blut für euch, das ist der Trank, der euch lebendig macht. Das kommt beides aus demselben Grund: Er hat nichts als Gott. Darum steht er so reich vor uns und kann jeden laden, daß er zu ihm komme, mit der Verheißung: „Du wirst nicht dürsten, und auch wieder so arm und kann die Männer von Kapernaum nicht fesseln und bezaubern und ihr Herz nicht wenden. Gott zieht zu ihm und er allein.

Er stellt den Anspruch an sie, daß sie ihm glauben. Ist es nicht eine harte Sache, daß uns Jesus immer wieder nötigt, ihm zu trauen, so daß stets wieder der Vers an uns herantritt: Ob ich auch gar nichts fühle von deiner Macht, du bringst mich doch zum Ziele, auch durch die Nacht? Ja, Freunde, Gottes Herrlichkeit sehen ist süßer als glauben. Aber es muß so sein. Warum? Damit Gott uns zu ihm führe und es wirklich Gott sei und Gott allein, den wir suchen. Darum geht es auf dem Glaubensweg, so daß wir los sein müssen von uns selbst und unsere Stütze nicht finden in unsrem eigenen Vermögen und unserer eigenen Leistung, sondern uns auf ihn verlassen und warten, was er aus uns macht. Weil wir aber im Glauben und nur im Glauben ihm verbunden sind, darum wissen wir, daß uns Gott zu ihm geführt hat. Denn Glaube entsteht nicht anders als durch Gott und hat

allein in Gott seinen Grund. Wir kommen nicht selber los von uns selbst, wir wenden den Blick nicht selber weg von uns zu ihm; frei von uns selber macht uns Gott. Er zeigt uns, daß wir nicht auf uns uns stützen können, sondern auf ihn; und wenn wir wissen, daß uns Gott zu ihm geführt hat, dann wissen wir auch, daß unsere Gemeinschaft mit ihm hält, hält bis zum jüngsten Tag.

Nichts als Gott, aber auch alles, was wir von Gott wissen, zieht uns zu Jesus hin. Jede Gewißheit Gottes ist mit der Überzeugung verbunden, daß Gott im Leben seine Offenbarung und sein Merkmal hat. „Im Tod gedenkt man deiner nicht; wer will dir in der Todeswelt danken"? sagt der Psalm und wir sagen alle so. Das Leben ist Gottes Werk und Offenbarung. Darnach verlangt uns, daß wir in Gott den Schöpfer und Vollender des Lebens erleben. So steht Gott auch vor Jesu Augen. Brot des Lebens, das ist seine Sendung. So spricht er den Willen Gottes aus, wie er für uns gilt; das ist seine Gabe, die er uns, den Sterbenden, reicht. Und wir wissen alle weiter, daß das Recht göttlich ist, daß wir im Urteil, das unsern boshaften Willen verwirft, Gottes Urteil inne werden. So steht Gott vor Jesu Augen. Sowie wir auf ihn blicken, wissen wir: der steht vor uns, der die Gerechtigkeit heiligt, nicht der, der den boshaften Willen lobt, pflegt und beschönigt, sondern der, der die Sünde der Welt wegträgt als das Lamm Gottes; und dadurch wird er für uns zum Brot des Lebens. Und noch eins wissen wir: daß die Gnade Gottes ist, daß es das Merkzeichen Gottes ist, daß er gern hilft, hilft deshalb, weil er gütig ist, hilft, wo keine andre Hilfe helfen kann, hilft, wo Schuld uns der Hilfe unwert macht, weil er zu vergeben im stande ist, hilft, wo das Leben zerbrochen ist und wir ins Nichts zerfallen, weil er der Schöpfer ist in ewiger Herrlichkeit. So haben wir Gott in Jesu Wort und Werk vor uns, als den, der die Gnade hat. Alles, was wir von Gott wissen, zieht

uns zu ihm. Solange wir noch beten: Dein Name werde geheiligt, so lange sind wir bei Jesus und bleiben wir bei ihm Wir müßten Gottes Namen vergessen, wollten wir uns von ihm scheiden, müßten das Bild Gottes auslöschen, wenn uns Jesus verschwinden sollte. Wie es unmöglich ist, daß uns Gottes Namen untergeht, so ist es unmöglich, daß wir uns von Jesus trennen. Gott hat diese Gemeinschaft gestiftet; so hält sie, und hält bis zum jüngsten Tag: „Ich werde euch erwecken am jüngsten Tag".

2.

Aber wir haben noch ein Zweites zu erwägen: Was tut denn er? Wie stellt er sich zu uns? Das müssen wir wissen, damit unsere Gemeinschaft mit ihm nicht eine Träumerei sei, mehr als Selbsttäuschung, die ins Leere greift und an der der Zweifel nagt. Wir beten: „Erkenne mich, mein Hüter; mein Hirte, nimm mich an"! Beten wir so in der Gewißheit oder in der Ungewißheit, mit dem Zweifel oder in der Sicherheit der Erhörung? Wie stellt er sich zu uns?

Wir haben heute wieder die Antwort des Herrn gehört. Natürlich kann nur er hier antworten, nicht ich oder du. „Ich verstoße", sagt er, „niemand, der zu mir kommt; alle, die der Vater mir gibt, werde ich bewahren, keinen von ihnen verlieren; denn ich bin nicht dazu gekommen, damit ich meinen Willen tue, sondern den Willen des, der mich gesandt hat." Das ist Jesu Antwort, wenn wir fragen: wie er sich zu uns stelle.

Das macht seine Herrlichkeit aus, daß er nicht eine doppelte Liebe hat, sondern nur eine einige, die er in einen einzigen ganzen Willen zusammenschließt. Seine Liebe zu Gott und seine Liebe zu uns, das ist ein und derselbe Wille. Er hat nicht zwei Mittelpunkte, um die sein Leben sich dreht, hier Gott, dort den Menschen, nicht zwei Interessen, die in ihm mit einander kämpfen, hier den Zug nach oben, dort den Zug

zur Welt. Nur eine Liebe lebt in ihm und er ſchließt uns ein in ſeine Liebe zum Vater. Darum hält er uns die ganze Treue; denn er iſt Gott treu. Er bricht ſeine Sohnſchaft nicht und gibt ſeine Gemeinſchaft mit Gott nicht her. Darum bricht er uns die Treue nicht und gibt ſeine Gemeinſchaft mit uns nicht preis. Was begehrt er vom Vater als ſeine Gabe? Menſchen, die Gott zu ihm führt, Menſchen, denen er das Brot des Lebens reichen kann. Wen der Vater zu ihm führt, den nimmt er auf; denn er ehrt des Vaters Willen und vollendet ſein Werk. Nicht um unſretwillen ſind wir ihm teuer, aber um Gottes willen, nicht um deſſen willen, was wir ſind und leiſten, — darauf können wir unſre Gemeinſchaft mit ihm nicht ſtellen, — aber deshalb, weil Gott uns zu ihm gezogen hat, und er Gottes Werk nicht zerſtört und Gottes Gnade nicht vereitelt. Er tut den Willen des, der ihn geſandt hat. Seht Freunde, das ergibt die feſte Gemeinſchaft und bringt die Sicherheit in unſer Verhältnis zu Jeſus. Wir haben es hier nicht mit Willkür zu tun, nicht mit der Laune des Eigenwillens, nicht mit der Beſchränktheit der menſchlichen Liebe. Hier ſteht der vor uns, der Gottes Willen tut.

Was tuſt du? ſagten ihm die Juden, in der Meinung, er habe noch nichts Rechtes geleiſtet, aus ſeiner Arbeit ſei noch nichts Greifbares herausgekommen, wofür man ihm danken müßte. Haben ſie Recht? „Ich tue nicht meinen Willen, ſondern den Willen Gottes.“ Iſt das nicht das Werk über alle Werke, mehr als alle Zeichen? Was ſind die Zeichen, ſo groß ſie ſind, neben dieſem Wort? Das iſt dasjenige Werk, deſſen die Welt bedarf, durch welches das Brot des Lebens wird. Sohnſchaft Gottes hat er, und er braucht ſie nicht, um ſich zu erhöhen, nicht zur Bereicherung ſeines eigenen Lebens, nicht zur Steigerung ſeiner eigenen Seligkeit. Sohnſchaft Gottes hat er und trägt das himmelhohe Wort in ſich, daß er von oben gekommen ſei, und iſt imſtande, aus der Synagoge von

Kapernaum hinauszugehen als der, der verachtet wird. Denn er tut nicht seinen Willen, sondern den Willen des, der ihn gesandt hat. Die Liebe zu den Menschen hat er, und er wird nicht weggerissen von ihrer Leidenschaft und ihrer Torheit. Diese Männer von Kapernaum, die uns unser Text darstellt, waren ihm ans Herz gewachsen; durch Monate hindurch hat er mit ihnen verkehrt in treuster Gemeinschaft; aber er wird nicht der Knecht ihrer Forderungen; sie ziehen ihn nicht mit sich auf ihren törichten Weg. Denn seine Liebe zu den Menschen ist eins mit seiner Liebe zum Vater. Er gibt der Menschen wegen Gott nicht preis und eben darum gibt er auch seine Liebe zu uns nicht auf, sondern steht vor alle hin als das Brot des Lebens auf dem Kreuzesweg, nicht trotzdem er selbst ins Sterben geht, sondern weil er das kann.

Freunde, ist das nicht genug, damit wir uns auf ihn verlassen? Wollen wir nicht fest unsre Augen auf ihn richten und ihm sagen: Wir legen unser Leben in deine Hand; bei dir ist es gegen alles Sterben geschützt? O ja! „Ich bin das Brot des Lebens". Wir haben genug. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

21. Sonntag nach Trinitatis.

(20. Oktober 1907.)

Matth. 18, 15—20.

21. Sonntag nach Trinitatis.

(20. Oktober 1907.)

Matth. 18, 15—20.

Liebe Gemeinde! Was ist eine Gemeinde Jesu? was ist die Kirche? Vielleicht denkt ihr, das sei ein verwickeltes Thema, auf das sehr verschiedene Antworten gegeben werden; anders antworte man darauf hier in Tübingen und anders droben in Rottenburg, anders hier in unserer Kirche und drüben bei den Methodisten. Laßt uns Jesus hören, was er von seiner Gemeinde sagt. Hier kommt es auf seine Aussage an; denn er ist der Schöpfer und Herr seiner Gemeinde, und sie ist das, was er aus ihr macht. Wir hören in unserm Textwort, wozu der Herr seine Jünger verbindet, was er ihnen für einen Beruf, für eine Aufgabe, für eine Arbeit gibt. Die Gemeinde derer, die vergeben, das ist die Kirche. Wo nicht vergeben wird, da ist nicht Kirche. Wo vergeben wird, da ist Kirche. Matthäus erzählt uns, das Jesus vor seinem Aufbruch nach Jerusalem einen Tag dazu benützt hat, um seinen Jüngern zu zeigen, was er von ihrer Gemeinschaft erwarte. Aus dieser Rede hören wir heute ein Stück. Das war wirklich ein Tag der Kirchweihe. Wenn wir den heutigen Sonntag Kirchweih heißen, so bringt uns das vieles in Erinnerung, was durch Gottes Gnade vergangen ist und noch immer mehr vergehen muß. Ihr wißt, daß sich im Gang der Kirche nicht einzig Gottes herrliche Regierung zeigt, sondern sich auch viel Kinderei und Narrenwerk an sie hängt. Mit jenem Tag dagegen, da Jesus seinen Jüngern das Verständnis dafür gab, was ihre Gemeinschaft sei und leisten könne, verband sich keine Spur von Kinderei, von Gepränge und äußerm Putz. Auswendig geschah an ihm nichts Auffallendes und Merkwürdiges. Die

Rabbinen von Kapernaum legten sich ganz beruhigt zu Bett und dachten: heut habe Jesus nichts getan; es sei alles geblieben, wie es war. Er aber redete mit Menschen- und mit Engelzungen und schrieb sein Wort in die Seelen seiner Jünger, und wie Schuppen fiel es von ihren Augen, und ein neues Ziel stand vor ihrem Blick, ungeahnt bisher, als viel zu hoch in die Ferne geschoben, als unerreichbar für menschliche Kraft, und nun war es da, in ihrer Gemeinde zur Wirklichkeit geworden und ihnen durch Jesus zum Beruf und zum Vermögen gemacht. Vergeben dürfen sie, lösen, so daß im Himmel gelöst ist, binden, so daß im Himmel gebunden ist. Den Schlüssel gab er ihnen in die Hand, und dieser Schlüssel öffnet Gottes Reich.

Die Gemeinde Jesu besteht aus denen, die vergeben können. Darin besteht ihre Macht, ihre Weisheit, ihre Heiligkeit. Das sind die drei Punkte, auf die wir achten wollen.

1.

Vergeben können, schreiben wir damit der Kirche nicht zu wenig zu? Geben wir den Ehen, die in unserer Kirche geschlossen werden, nicht zu wenig mit, wenn die Gatten das empfangen, daß sie vergeben? Leistet die Kirche genug für die Schule, wenn sie aus ihr eine Stätte macht, wo man verzeiht? Erweist sie sich mächtig genug an unserm Volk, wenn dieses durch sie vergeben lernt? Freunde, vergeben, das bedeutet das Böse überwinden. Wenn Jesus seinen Jüngern sagt: Ihr seid die Gemeinde derer, die vergeben, so macht er sie zu Überwindern. Oft ist die Kirche deshalb gepriesen worden, weil sie überwinde. Was wollt ihr überwinden? Die Not des Lebens? schön, das ist nett. Den Tod? das ist tapfer. Vielleicht auch die Sünde, eure Sünde, die in eurem eigenen Herzen wohnt, die Versuchung, die euch anficht? gut, so soll es sein. Aber wir stehen damit noch immer nicht auf der Höhe, zu der unser Text die Gemeinde

des Herrn erhebt: Überwinden die Sünde in den andern, das heißt vergeben, das heißt überwinden. Freunde, die Leute sagen oft: Gottes Vergeben, das sei schwer begreiflich, und Jesu Versöhneramt ergebe eine harte Rede, und daß er uns mit seinem Kreuz die Vergebung bereitete, das könne man nicht glauben. Gewiß ist Gottes Vergebung wie alles, was Gott tut, ein Wunder der Herrlichkeit Gottes; unsere Gedanken sind zu kurz, um es zu fassen, und unsere Anbetung zu schwach, um es zu preisen. Aber daß Gott verzeiht, das ist kein finsteres Rätsel, sondern ein Geheimnis voll Licht und Glanz; das ist die Offenbarung Gottes und seiner Herrlichkeit. Aber daß ich vergebe, ich und du, lieber Freund, daß wir zwei verzeihen, wer kann das glauben? Hat das in einem Menschenherzen Platz?

Jesus gibt uns in unserem Text ein Beispiel, wie es sein soll, nicht als eine gesetzliche Vorschrift, die wir buchstäblich jeden Tag auszuführen hätten, sondern als ein Richtmaß für unsern Willen, damit wir lernen, was sein Wille ist, und ihn an unserem Ort nach unserer Lage tun. Wir machen es aber nicht so wie der Mann, den er uns zum Beispiel vorhält. Wenn ein Bruder an uns gesündigt hat, was machen wir nun? Dem trauen wir unser Leben lang nicht mehr; aus ist die Gemeinschaft und die Trennung ist da. Oder wenn wir die Beziehung zu ihm nicht abbrechen können, weil er zu eng mit uns verbunden ist und uns die Wunde zu weh täte, wenn wir das Verhältnis lösen müßten, dann sind wir blind, sehen nichts, decken alles zu; dann ist es, als ob nichts geschehen wäre. Das eine Mal wollen wir binden, das andre Mal wollen wir lösen. Und in beiden Fällen kommen wir nicht zum Ziel, weil wir es nicht so machen, wie es uns Jesus sagt. Wenn wir die Gemeinschaft um der Sünde willen aufheben, so ist die Sünde nicht überwunden; so bleibt sie da und schafft alle ihre traurigen Folgen. Wenn wir sie zu-

decken und blind sind, so ist sie auch nicht überwunden, sondern bleibt und der Riß ist da, obwohl wir ihn verhüllen.

Wenn wir es machen wollen wie es Jesus uns sagt, so müssen wir das beisammen lassen, was er verlangt, das Binden und das Lösen, und aus beidem einen einträchtigen Willen machen, der beides mit ganzem Gehorsam erfaßt. Was gibt uns Jesus mit diesem Wort und wie sollen wir es heißen? Ist es eine Regel der Zucht oder ist es eine Regel der Liebe? Was tut der, den er uns zum Beispiel macht: vertritt er gegen den Schuldigen Gottes Recht oder Gottes Gnade? O beides, ohne daß wir hier eine Trennung stiften dürfen. Jeder Schritt des Mannes, den uns der Herr zum Beispiel gibt, ist von der göttlichen Gnade regiert. Wenn er zu dem geht, der gesündigt hat, allein, was führt ihn zu ihm? Die Liebe Christi. Er will die Gemeinschaft mit ihm bewahren, gegen die Zerstörung schützen und neu befestigen über den Bruch und Riß hinweg. Darum geht er allein. Wenn er Lust hätte, ihn zu schänden, zerrte er die Sache gleich in die Öffentlichkeit. Der Schuldige hört nicht auf ihn, sondern ist eigensinnig; dennoch gibt er ihn nicht auf, sondern ruft die Brüder zu Hilfe, weil das Urteil derer, die nicht beteiligt sind, vielleicht mehr Gewicht für den Fehlenden hat. Das Bußwort wird bestätigt, wenn es auch von den andern unterstützt ist. Immer noch hört er nicht. Und doch gibt er ihn nicht auf, sondern nun tritt die Gemeinde in Tätigkeit. Der Fehlende soll wissen, daß er nicht nur mit dem einen, sondern mit allen bricht, nicht nur mit den Menschen, sondern mit dem Herrn, und sich nicht nur gegen das menschliche Recht verfehlt, sondern den göttlichen Willen bricht. Aber auch jetzt vor der Gemeinde geschieht alles nach der Regel der göttlichen Gnade, dazu, damit er ihr erhalten sei und ihr Bruder bleibe in voller Gemeinschaft. Hört er auf sie, so ist alles, was ihn jetzt belastet, weggetan; dann er ist nicht nur halb, sondern ganz wieder ihr Glied, nicht entehrt, son-

dern wieder in die ganze Liebe hineingestellt, die alle umfaßt. Das Wort, das uns der Herr hier gibt, erläutert uns sein Liebesgebot, und macht uns verständlich, was er damit meint, daß er uns zur Liebe beruft. Der, der so handelt, löst; er macht frei. Er löst so, wie Gott löst und weil Gott löst.

Und doch steht jeder Vorgang in diesem Beispiel unter Gottes heiligem Recht und hat den entschlossenen Willen in sich, der alles Böse wegtut. Warum geht er zu ihm? Der andere hat gesündigt und Sünde darf nicht sein. Warum beruft er die Brüder und die Gemeinde? Es gibt zwischen ihnen keine Gemeinschaft anders als im Gehorsam Gottes, und keine Liebe anders als zusammen mit der Heiligung des göttlichen Rechts. Hört er nicht, so geht er weg, wie ein Zöllner und Heide, ein von Gott Gebundener. Seht, das können wir nur im Namen Jesu, nur dann, wenn uns der Herr leitet und sein Wort uns unsern Willen gibt. Wir müssen, um so zu handeln, unsern Willen an Gottes Willen anheften. Unsern Zorn müssen wir an Gottes Recht anbinden, fest, fest, damit er zu keiner eigenen Bewegung fähig ist, sondern ganz an Gottes Recht gebunden bleibt, und ebenso müssen wir unsere Liebe an Gottes Gnade heften, fest, fest, weil sie sonst zusammen sinkt, ermattet auf der Erde liegt und zergeht.

Keine andere Gemeinschaft auf Erden kann das; nur Jesu Gemeinde kann lösen und binden. Man sollte denken, unser heutiger Staat brächte es zuwege mit seinen ungeheuren Machtmitteln; unwiderstehlich ist unsere Armee, immer leistungsfähiger unsere Polizei; mit Telegraph und Telephon verfolgt sie den Verbrecher. Hunderte von Richtern sind beständig in unsrem Vaterland an der Arbeit zu urteilen, zu strafen; hunderte von Gefängnissen brauchen wir und machen alle voll. Können wir wirklich binden? überwältigen und abtun, was böse ist? Können wir lösen, freimachen, so daß die Bande springen? Sie kommen aus unsern Gefängnissen

so gebunden, wie sie hineingingen, ja noch viel gebundener; sie sind nicht frei Wir schwanken hin und her zwischen der Zuchtlosigkeit und einer harten Strafgewalt. Denn wir kommen mit unsern Machtmitteln nicht an den Willen heran. Hier gilt es, Gottes Werk zu tun. Das Lösen und das Binden vollbringen wir nicht mit unsrer Menschenmacht, mag sie noch so raffiniert gesteigert sein. Darum hat Jesus seine Gemeinde geschaffen, damit sie das könne, was sonst niemand kann. Das gibt ihr ihre Macht, daß sie vergeben kann.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo viele meinten, mit der Schule brächten wir es fertig zu bändigen, was gebändigt sein muß, Zucht zu schaffen und Herr über das Böse zu werden. Und sie hat ja auch mächtige Mittel, mit denen sie auf unsere Jugend und darum auf unser ganzes Volk Einfluß hat. Wie vieles können wir heute unsern Kindern begreiflich machen, wie frei und weit wird ihr Blick! Aber heute wissen wir das längst: In der Schule bindet und löst man nicht, auch nicht an unsrer hohen Schule mit ihrer höchsten Wissenschaft. Wir kommen mit keiner Erkenntnis heran an den Willen. Nicht das Wissen baut, sondern die Liebe, nicht des Menschen Liebe, sondern Gottes Liebe. Den Schlüssel, mit dem wir die inwendigen Riegel wegheben und den Kerker öffnen, daß die Seele frei wird, frei zu tun, was Gott will, den schafft uns nicht die Erkenntnis; den hat uns der Herr geschenkt.

2.

Aber es kommt uns gegen die Beschreibung der Kirche, wie sie uns der Text gibt, noch von einer andern Seite her ein Bedenken. Viele, auch große Theologen und hochstehende Männer, haben unser Kapitel gelesen, ohne auch nur daran zu denken, daß wir hier die Beschreibung der Kirche von Jesus bekommen, da er hier seinen Jüngern deutlich macht, was ihre Gemeinschaft als ihre Arbeit und Aufgabe zu betreiben hat. Wieso soll hier von der Kirche die Rede sein, da nicht vom Be-

kenntnis und von der Lehre gesprochen wird? Das mache erst die Kirche aus, daß wir durch sie die eine Lehre haben und im selben Bekenntnis verbunden sind. Ganz recht; die Gemeinde Jesu besteht aus denen, die den Vater kennen, und so stellt sie uns auch Jesus dar. So haben wir sie auch in unserem Text vor uns. Seht den an, den uns Jesus zum Beispiel macht, der zu seinem Bruder geht und sagt: was du getan hast, besteht nicht vor Gott; das ist Sünde: kennt er Gott oder kennt er ihn nicht? Ist er gewiß, daß Gottes Wille gilt? Steht er im Finstern oder wandelt er im Licht? Er weiß, was sein Wille ist, nicht nur mit einem leeren, nur andern nachgesprochenen Begriff, sondern mit einem echten Wissen, das ihn bewegt und regiert. Er ist an Gottes Recht gebunden und kann nicht von ihm lassen, und ist an Gottes Gnade gebunden und kann nicht von ihr lassen. Das ist die Weisheit der Gemeinde Jesu und die Wissenschaft der Kirche, nicht eine entlegene Wissenschaft, zu der nur auserlesene Geister fähig sind, nicht eine Erkenntnis, die das Geheimnis Gottes ergründet und sich mit dem abgibt, was Gottes ist, freilich auch eine erhabene Erkenntnis und unser höchstes Wissen, dasjenige nämlich, das uns deutlich macht, was Gottes Wille für uns ist, was sein Recht ist, dem wir gehorchen, und seine Gnade, durch die wir vergeben. Dieses Wissen geht auf Wirkliches, nicht auf Erträumtes, auf Gegenwärtiges, nicht auf Entlegenes und Vergangenes. Es gibt uns den Blick in die göttliche Gegenwart, wie er mit uns fährt und uns regiert, wo wir ihn verlassen und wo wir bei ihm bleiben, wo wir seinem Willen widerstehen und wo wir ihm gehorchen. Das zu wissen, das ist unser Ruhm.

Diese Erkenntnis ist auch nicht schon längst fertig und abgeschlossen, so daß etwa nur noch die Kinder an ihr zu lernen hätten, wir andern aber längst schon wüßten, worin die Erkenntnis Gottes besteht. Es steht nicht so, daß die einfachen Worte unsers Texts erschöpft wären und unser aller

Eigentum bildeten. Im Gegenteil, wir stehen bei ihnen erst noch an der Schwelle der Erkenntnis und es liegt noch viel in ihnen, was wir noch nicht berührt haben. Die Worte unsers Texts haben sich in die christliche Erkenntnis, wie sie unter uns besteht, noch nicht fest und klar eingepflanzt; vielmehr gehen unsere Gedanken, auch die, die wir als christlich und fromm ansehen, gewöhnlich um unsern Text herum. Manchem mag es zwar deutlich sein, daß sein Vergeben und Gottes Gnade mit einander in Verbindung stehen, so wie es z. B. im Vaterunser steht, daß wir dadurch, daß wir vergeben, uns selbst in der Vergebung Gottes erhalten, weil wir Gottes Gnade nicht für uns glauben können, wenn wir sie nicht willig auch den andern gönnen. Auch das hat der Herr gesagt. Gleich nachher kommt das Wort, durch das er Petrus erklärt: wenn er den Mitknecht würge, ende er selber in der Haft. Aber, Freunde, die Kirche hat von ihm noch etwas Größeres bekommen, und die Gabe, die er jedem von uns gibt, ist noch eine reichere, nicht nur, daß ich für meine Sünde Gottes Vergebung empfange, nicht nur, daß Gottes Gnade meine Sünde deckt und trägt und von mir nimmt: lösen darfst du, nicht nur dich, andere, und zwar so, daß Gott sie durch dich löst, wie du auch zu binden hast, so daß Gott durch dich bindet. Wenn wir für uns selbst die göttliche Gnade begehren und uns dessen getrösten, daß Gott gnädig an uns handelt und uns verzeiht, so können wir solche Gnade und Gabe nie auf uns allein beschränken. Sie ist uns dazu gegeben, daß andere sie von uns empfangen. Indem wir sie erlangen, ist sie auch für andere da. Das ist aber nicht nur ein Gedanke, mit dem wir uns erfreuen und erbauen, sondern gibt uns die Regel für unser Handeln, und ordnet die Führung unseres Lebens. Das gibt uns den Beruf, das Recht Gottes so zu heiligen, daß es geheiligt ist, nicht bloß für mich, sondern für andere, und an Gottes Gnade so zu glauben, daß sie empfangen wird, nicht nur

von mir, sondern von den andern. Das ist der Beruf der Christenheit, und hier stehen ihrer Erkenntnis noch weite Wege offen. Sie ist noch lange nicht am Ziel.

3.

Aber wir wollen uns noch etwas Drittes deutlich machen. Vielleicht hat jemand unter euch mir erwidert: Du sagst, die Kirche besteht aus denen, die vergeben; aber ich sage: sie ist die Gemeinde der Heiligen. Ganz recht, lieber Freund, ganz recht. Sieh nur zu: in unserem Text beschreibt dir Jesus Gottes Heilige. Der Mann, den er dir zum Beispiel macht, ist ein Heiliger. Wie kann er Gottes Recht vertreten, Gottes Gnade bringen, wie lösen zur Freiheit Gottes und binden zu Gottes Recht und Gericht, wenn er nicht verbunden wäre mit Gott? Verbundenheit mit Gott, das ist Heiligkeit; eine andere Heiligkeit gibt es für uns nicht als die, die wir dadurch bekommen, daß wir Gottes Eigentum sind. Der Mann, den uns Jesus beschreibt, nimmt seine Liebe aus Gottes Willen, sein Vergeben aus Gottes Vergeben, sein Strafen aus Gottes Recht. Er ist ein Heiliger. Nur ein solcher hat den Schlüssel Gottes, der den Schatz der göttlichen Gnade öffnet und verschließt. Aber die heiligen Leute, von denen Jesus spricht und die er macht, sind wirkliche Menschen, nicht gemalte Heiligenbilder, wie man sie etwa früher an einem Kirchweihtag an die Wände der Kirche hängte, nicht solche Heilige, die ihre Heiligkeit wie einen Putz sich anlegen. Und darum, weil der Herr uns, die wir Fleisch und Blut sind, uns, die wirklichen Menschen, heiligt und mit Gott vereint, darum besteht seine Gemeinde aus denen, die Vergebung bedürfen und empfangen und einander geben, nur aus solchen. Darin ist ihre Überwindung der Sünde begründet, daß sie sie durch Gottes Gnade bei sich und bei andern begraben kann. Daß diejenigen Heiligen, die Jesus heilig macht, vergeben können, sehen wir auch daran, daß er diesen den Zu-

gang zu Gott auftut. Er drückt das dadurch aus, daß er zur Mahnung, die uns das Vergeben rät, die Verheißung fügt, die unsern Bitten die Erhörung schenkt. Meinen wir: das stehe ohne Ordnung beisammen, dazwischen sei ein Graben, und das eine Vermögen stehe neben dem andern ohne daß sie ein inneres Band vereinigte? Vielmehr weil uns Jesus zum Vergeben beruft, rüstet er uns mit dem Recht aus, daß wir bitten dürfen. Zu solchem Werk und Amt ist keiner geschickt, er hole sich denn seine Liebe bei Gott und seinen Zorn bei Gott, und trete zum Thron der Barmherzigkeit hinzu und empfange dort Kraft um Kraft, Kraft zum Dulden, Kraft zum Glauben, Kraft zum Hoffen, Kraft zum Überwinden, nicht nur für sich, sondern auch für die, die Gott ihm anvertraut hat. Was hätten wir denn zu bitten, wenn uns der Herr nicht einen solchen Beruf gäbe? Sollen wir denn immer nur um gutes Wetter bitten oder um sonst irgend eine Kleinigkeit? Und wozu brauchen wir die Verheißung Gottes, daß er unsere Bitten hört? Deshalb brauchen wir sie, weil wir lösen sollen, lösen zur Freiheit Gottes, und binden, binden so, daß das verschwindet, was Gott widersteht. Die aber, die vor Gottes Thron treten in der Gewißheit, daß sie erhört werden, das sind Heilige. Weil die Kirche bitten kann, ist sie die Gemeinschaft der Heiligen. Und bitten kann sie deshalb, weil der Herr ihr sagt: „Ich bin bei euch.“ Die Macht unsres Gebetes stammt nicht aus unsrem Willen, nicht aus der Größe unsrer Frömmigkeit. „Ich bin bei euch;“ darum können wir bitten und empfangen, darum vergeben und überwinden. „Ich bin bei euch“, darum sind wir heilig. Laßt uns das als die gewisse Zusage Jesu fassen, daß er unsere Heiligkeit vor Gott darauf stellt, daß er bei uns ist. Wo zwei oder drei vereint sind in seinem Namen, da ist die heilige Kirche; denn er ist dabei, und weil er dabei ist, sind wir heilig. Amen.

24. Sonntag nach Trinitatis.

(10. November 1907.)

Joh. 11, 1—27.

Es gehört häufig zur Christenpflicht, die wir alle haben, daß wir trösten. Ob wir das wohl können? Als die Schwestern in Bethanien durch den Tod ihres Bruders betrübt wurden, kamen viele Tröster zu ihnen, wie es die Sitte Jerusalems verlangt hat. Jesus fand eine ganze Schar bei den Trauernden versammelt, die damit beschäftigt war, ihnen Trost zu spenden, lauter liebe, fromme Worte, und doch haben wir vor Augen, daß ihr Trost nicht ausgereicht hat. Ich zweifle, ob es in unserer heutigen deutschen Christenheit viel besser steht. Was man als Trost bekommt, wenn man seiner bedürftig ist, das ist oft nur dürres Laub, welk und matt. Aber in Bethanien hat noch ein anderer getröstet, nicht bloß die Schar, die aus Jerusalem gekommen ist; Jesus tröstet dort. Und weil es zu unserer Christenpflicht gehört, daß wir einander Trost geben, wollen wir auf ihn achten, wie er tröstet, damit wir in unserem Beruf auch in diesem Stück wachsen. Das sehen wir gleich: Jesus hat das Leiden nicht verscheucht, er tröstet zu dem Zweck, damit wir durch seinen Trost im Leiden für das Leiden stark werden. Das ist das Erste, worauf wir achten wollen. Und das Mittel, durch das er uns tröstet, besteht darin, daß er uns die Herrlichkeit Gottes zeigt. Das ist das Zweite, was uns unser Text sagt.

1.

Wenn wir im Leid sind, ist der erste Gedanke natürlich immer der: wir wollen es verscheuchen. Bei jedem Schmerz,

der uns trifft, machen wir unwillkürlich die Bewegungen, die ihn vertreiben ſollen. Darum meinen unſere Tröſter oft, ſie müßten uns helfen, den Schmerz zu verſcheuchen; ſie wollen ihn uns ausreden. Das iſt nicht Jeſu Art. Das ſeht ihr ſchon daraus, daß unſere Geſchichte, die uns den vollen Troſt Jeſu gewährt, ein Stück ſeiner Paſſionsgeſchichte iſt. Der Evangeliſt erklärt uns durch ſeinen Bericht, wie Jeſus ans Kreuz gekommen iſt. Wenn wir unſere Erzählung zum erſten Mal hörten und ihren Zuſammenhang nicht ſchon kennten, würden wir nicht erraten, daß wir hier ein Stück der Leidensgeſchichte Jeſu betrachten. Wir würden im Gegenteil vermuten, nach dieſem Zeichen ſei Jeſus ein gefeierter Mann geweſen, ganz ſicher vor jeder Beſchimpfung und jedem Angriff, völlig bewahrt vor jedem Leiden. Allein Jeſus iſt nicht deshalb zum Grab des Lazarus gegangen, weil er dem Kreuz auswich; er tat es vielmehr in der klaren Gewißheit, daß er eben jetzt einen ſtarken Schritt zum Kreuz hin tue. Das iſt das Große in unſerer Erzählung: der, der ſein eigenes Leben gibt, ſchenkt es dem Lazarus. Darum gibt ſie uns einen deutlichen Einblick in die Art, wie Jeſus ſelig war. Seligkeit war es, was der Herr auf ſeinem Gang zum Grab des Lazarus beſaß. „Vater, du hörſt mich allezeit“, das war ein Jauchzer, ſo froh, ſo rein, ſo voll, wie er noch nie auf Erden hörbar ward, der darum durch die ganze Erde hindurch klingt: „Du hörſt mich allezeit.“ „Ich bin das Leben“, alle Seligkeit iſt in dieſer Gewißheit beſchloſſen, in einer Tiefe, die für uns unfaßlich bleibt. Aber wir ſehn, daß der Herr ſeine Seligkeit nicht dazu braucht, um das Leiden zu verſcheuchen. Dicht daneben ſtehen die Tränen und er ergrimmt, nicht gegen Gott, aber gegen die Welt, und er hat ſeinen ganzen Willen nötig, damit er Herr bleibe über ſich ſelbſt.

Es war auch bei den Jüngern nicht anders. Nicht mit Pauken und Zymbeln in heller Freude zog ſeine Schar mit ihm nach Bethanien, nicht als die Triumphierenden, die auf die Überwindung des Todes warten. Wie ſagt doch Thomas?

„Laßt uns mit ihm gehen, damit wir mit ihm sterben.“ Ein treues Herz, ein Jüngerherz spricht so, aber er meinte, es sei alles aus.

Weil der Herr den Schmerz nicht verscheucht, darum kam er auch nicht gleich, als ihn die Schwestern baten. Das war nicht Härte, vielmehr umgekehrt, es wäre Härte gewesen, wenn er ihnen die Hoffnung gegeben hätte, er nehme jeden Schmerz von ihnen weg. Er wird ihnen den vollen Trost verschaffen, aber nicht so, daß ihre Tränen nicht wieder fließen. Sie haben bald in Bethanien noch bitterer geweint, als damals, als sie Lazarus hinaustrugen. Ihre Tränen flossen wieder, als Jesus von Bethanien wegging und nicht mehr kam, sondern nach Golgatha ging. Maria hat nicht nur ihren Bruder zum Grab gerüstet, sondern bald auch den Leib Jesu, als sie ihm die Salbe gab.

Deshalb, weil der Herr solchen Trost hat, der uns im Leiden für das Leiden stärkt, ist sein Trost wirksam und wahr. Die Trösterei, die uns den Schmerz ausredet und ihn verscheuchen will, wird immer unwahr. So arbeiten wir mit Täuschungen, oder um auch einmal das moderne Wort zu brauchen, mit Suggestionen. Ein Rausch ist kein Trost. Täuschung schwächt. Alle die Versuche, das Leiden weg zu reden, scheitern daran, daß es kommt und da ist mit der ganzen Macht der Wirklichkeit. Darum ist solches Trösten gefährlich, weil es uns leicht tiefer in die Not hineinführt, als wir vorher waren. Schon mancher hat sich durch seine Tröster verlocken lassen, sich gegen Gott zu sträuben und gegen sein Leid sich zu erbittern. Dann wird es aber nicht leichter, sondern erst recht tief.

Zum Versuch, uns über das Leiden in ein Traumland hinaufzuschwingen, gehören auch die Berechnungen unseres Glücks, die uns unsere Tröster gern vorlegen. Das häufigste Wort, das die Tröster der Maria ihr gesagt haben, war das: Lazarus ist es wohl; es ist ihm gut gegangen; er ist jetzt im Frieden; er ruht sanft. Gewiß, l. Fr., die Hoffnung

gehört zum Troſt. Wir können nicht bei dem kleinen Stück des Lebens ſtehen bleiben, das wir ſehen. Wir müſſen vorwärts ſchauen. Aber wir haben es an unſerm Text vor Augen: dieſer Troſt reicht nicht aus. Martha ſagt ſo wahr und redlich: „Ich weiß wohl, daß mein Bruder auferſtehen wird am jüngſten Tag.“ Es iſt nichts Geringes, daß ſie das weiß; aber getröſtet iſt ſie noch nicht. Und Jeſus braucht nicht dieſes Mittel; er hat nicht geſagt: „Lazarus ſchläft, nun geht es ihm gut; Lazarus ſchläft, nun laſſen wir ihn ſchlafen!“ „Er ſchläft“, ſagt er zu ſeinen Jüngern, „und ich gehe hin und wecke ihn auf.“ Wenn wir in dieſer Weiſe anfangen, unſer Glück zu berechnen, und abzuſchätzen was wir verloren haben und was uns bleibt, dann kommen wir nicht zur Ruhe. Da ſteht Gewinn neben Verluſt; der Gewinn iſt freilich hübſch, aber der Verluſt bleibt herb, und zwiſchen Schmerz und Freude, zwiſchen Angſt und Hoffnung ſchwankt das Herz. Wenn wir unſer Auge auf uns ſelbſt und unſer Glück heften, dann ſtehen wir auch immer in der Verſuchung, den Streit mit Gott zu beginnen. Dann fragen wir: Warum? warum haſt du jetzt das getan? warum mußte es ſo gehen? Dann reden wir vom dunkeln Schickſal und von harten Schlägen und von ſchweren Wegen und dergleichen dummes Zeug. Etwas von dem klingt ſogar im Wort der Frauen von Bethanien an. Es hat eine ergreifende Wahrheit, daß die beiden Schweſtern mit demſelben Wort zu Jeſus kommen: „Wenn du da geweſen wäreſt, dann wäre der Bruder nicht geſtorben.“ Freilich hat der Evangeliſt beiden Frauen das Zeugnis gegeben, daß ſie in Aufrichtigkeit und Redlichkeit fromm waren. Wir hören von ihnen nicht einen Ausbruch der leidenſchaftlichen Klage, die mit Gott hadert; denn ſie ſtehen unter der Zucht des göttlichen Worts in der Beugung vor dem göttlichen Namen. Das ſeht ihr an der zarten Bitte: „Herr, den du lieb haſt, der iſt krank“, eine feine Bitte, die wirklich fromm geblieben iſt. Ihr ſeht das auch an der Klage: „Herr, wenn du da geweſen wäreſt!“

Es kommt kein Vorwurf über ihre Lippen. Aber dieses „wenn“ hat doch eine Tiefe des Schmerzes in sich, und sie müssen sich gegen die Gedanken wehren, die hier entspringen. All das schneidet Jesus ab. Er läßt es uns nicht zu, daß wir Gott zur Rechenschaft ziehen, und macht aus Gott nicht den Angeklagten, den wir verhören. Sein Trost ist von anderer Art.

2.

Wie hat er getröstet. Er hat ihnen die Herrlichkeit Gottes gezeigt, seines Gottes und unsres Gottes, seines Vaters und unsres Vaters, die Herrlichkeit Gottes, die darin besteht, daß er mit seiner ganzen Gnade und Macht sich zu uns hält. Das zeigt uns Jesus zunächst an sich selber. Er macht offenbar, daß er in einer ganzen Gemeinschaft mit Gott steht. Die Botschaft trifft ein, Lazarus ist krank. Bedeutet das das Ende der göttlichen Hilfe? Hört hier die Liebe des Vaters auf, die ihn ermächtigt, seine Güte den Seinigen zu zeigen? O nein. Ob er krank ist oder gesund, die Herrlichkeit Gottes schwankt nicht. Lazarus stirbt, Jesus weiß es. Ist jetzt seine Gemeinschaft mit dem Vater unterbrochen? Hört jetzt seine Vollmacht auf, ihn zu preisen? Er schläft, sagt er. Der Schlaf unterbricht freilich unsere Gemeinschaft; aber den, der schläft, kann man wecken, und dann tritt er wieder zu uns zu neuer Gemeinschaft. Lazarus wird begraben, liegt im Grab, einen Tag, zwei Tage, es wird der vierte Tag. Hört jetzt Gottes Macht und Gnade auf? „Vater, ich danke dir, daß du mich allezeit höreſt.“ Die Herrlichkeit Gottes hat kein Loch, und seine Gnade und Macht keine Schranken. Er weiß, daß, wenn er handelt, dann auch die andern handeln; an seinem Werk entsteht das Werk des Kajaphas und des Judas. Er kann die Herrlichkeit Gottes nicht offenbaren, ohne daß die Sünde der Menschen sich regt, und das Leben nicht zeigen, ohne daß er selber in den Tod geht. Hört dadurch seine Gemeinschaft mit dem Vater auf? Wird sie durch den Kreuzesweg beschattet und

unterbrochen? „Ich weiß, daß du mich allezeit hörst, auch jetzt, wo ich den Schritt zum Kreuz tue.“ Seht, das ist Offenbarung Gottes und seiner Herrlichkeit.

Ebenso hält er sich zu uns mit einer völligen Gemeinschaft. Lazarus ist tot, aber er ist nicht vergangen, nicht ausgelöscht; er hört die Stimme Jesu. Er ist auch jetzt für ihn nicht unerreichbar geworden; warum nicht? Er liegt in den Händen Gottes, und wohin die Hand Gottes reicht, dahin reicht auch Jesu Ruf. Er hält sich zu den Schwestern in ganzer Gemeinschaft, macht ihre Tränen zu den seinen, ihre Freude zur seinen, und zieht sie zu sich heran, damit sie glauben lernen. Und Glaube ist ganze Gemeinschaft, ganze Verbundenheit mit ihm, ohne Riß und Bruch. Freunde, da ist das Ewige für uns erschienen, nicht bloß ewiges Dasein, nicht bloß ewiges Glück, sondern ewiges Leben, und damit die Bedingung zum ewigen Dasein und die Bedingung zum ewigen Glück. Das ist deshalb für uns offenbar geworden, weil hier Gottes Herrlichkeit offenbar ward für uns. Weil Gott für uns da ist, haben wir ein ewiges Dasein, das ein ewiges Leben ist, und weil Gott uns begnadet, darum haben wir ein ewiges Glück, das mehr ist als eine ewige Selbstsucht, mehr als eine ewige Sünde und ewige Gottlosigkeit, sondern das ein ewiges Leben ist. So haben wir Trost, nicht solchen, der uns für unsern Schmerz stumpf und für die Wirklichkeit blind macht, sondern solchen, der uns so an unsern Platz in der Welt stellt, daß wir ihren Druck ertragen. Denn nun ist uns eine Quelle der Kraft geöffnet und ein Grund der Freude gegeben, der über uns liegt. Wir finden unsern Trost darin, daß wir unser Auge aufwärts wenden, dorthin, wohin uns Jesus sehen heißt. Nun sind auch die heißen „Wenn“ verschwunden; „wenn du da gewesen wärest, so wäre das Unglück nicht geschehen; wenn dies oder jenes geschehen oder nicht geschehen wäre, so wäre alles anders.“ Das können heiße „Wenn“ sein, die stark brennen. Aber über all diesen „Wenn“, „Wenn“ steht

der ewige Gott und über der Unsicherheit und schwankenden Art unsrer Unternehmungen und Maßnahmen steht seine Herrlichkeit. „Ich bin das Leben“; das ist ein Bleibendes, ein Gegenwärtiges und umfaßt alle unsere „Wenn“ und umspannt alle die schwankenden Schritte, durch die wir unser Leben ordnen. So dürfen wir es wirklich sagen: „Alles ist mein, ob es das Leben sei oder der Tod, ob es das Gegenwärtige sei oder das Zukünftige.“ Ob es das Leben sei, Gott gibt es uns; so ist es seine gute Gabe. Ob es der Tod sei, Gott führt uns in den Tod, so stehen wir auch dort im Schutz und Glanz seiner Herrlichkeit. Ob es die gegenwärtige Welt sei, Gott baut sie vor uns auf als ein Zeugnis seiner Größe. Ob es die künftige Welt sei, in die er uns führen wird zu neuer Offenbarung seiner Herrlichkeit, so wird sie uns ein neues Zeugnis seiner Gnade sein. Das ist Trost. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Inhalt des fünften Jahrgangs.

(1906—1907).

Nr. 1 Weihnachten (1906) Lukas 2, 1—14.

„ 2 Erster Sonntag nach dem Erscheinungsfest (13. Januar 1907) Matth. 4, 12—17; 23—25.

„ 3 Sonntag Estomihi (10. Febr.) Matth. 20, 20—28.

„ 4 Sonntag Judica (17. März) Matth. 26, 57—66.

„ 5 Karfreitag (29. März) Lukas 23, 33—46.

„ 6 Sonntag Rogate (5. Mai) Joh. 14, 1—6.

„ 7 Zweiter Sonntag nach Trinitatis (9. Juni) Matth. 9, 9—13.

„ 8 Vierter Sonntag nach Trinitatis (23. Juni) Luk. 9, 57—62.

„ 9 Achter Sonntag nach Trinitatis (21. Juli) Joh. 6, 30—44.

„ 10 Einundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (20. Oktober) Matth. 18, 15—20.

„ 11 Vierundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (10. November) Joh. 11, 1—27.

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen.

Sechster Jahrgang
(1907—1908).

L. UNIV. BIBL. TÜBINGEN

Von

D. A. Schlatter

Professor und Frühprediger.

Tübingen 1908
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

Gi 3820

3. Adventssonntag.

(15. Dezember 1907.)

Römer 3, 10—21.

Wir rüſten uns wieder auf die Weihnachtszeit, und dazu bringt uns unſer Text eine wirkſame, tiefgreifende Hilfe:

Wir müſſen ſtill werden vor Gott; ſonſt können wir nicht Weihnacht feiern.

Wir müſſen aufſehen auf die Gerechtigkeit Gottes; das gibt uns die Weihnachtsfreude.

1.

Wir müſſen ſtill werden vor Gott und unſer Mund muß zugeſchloſſen werden, wenn er von uns ſelber reden will und unſere eigene Größe verkünden und unſere Gerechtigkeit preiſen, unſer Recht verteidigen will. Es iſt nicht bloß den Juden ſchwer geworden, zu ſchweigen und ihr Recht nicht vor Gott zu verteidigen. Mit uns allen muß Gott große Geduld haben und manchmal lange warten, bis wir ſchweigen. Das Menſchenherz wird beredt, wenn es ſeine Anſprüche vor Gott darlegt Wie viel haben wir zu verlangen, als unſer Recht an das Leben, unſer Recht an das Glück, unſer Recht an die Ehre, unſer Recht vor Gott. Und erſt, wenn wir uns entſchuldigen! Dann wird es uns ſchwer, fertig zu werden und den Mund zu ſchließen. Wie ein tobender Wildbach ſtrömt dann das Wort aus dem Herzen der Menſchen. Wir wiſſen uns ja nur dadurch zu entſchuldigen, daß wir andre beſchuldigen, und wen klagen wir nicht an? unſere Eltern, unſere Lehrer, unſere

Freunde, die Natur: warum hat ſie uns eine ſolche Anlage mitgegeben? warum müſſen wir ein ſolches Erbe in uns tragen, das uns gegeben ward, ſchon ehe wir geboren ſind? die Welt: warum legt ſie uns Schlingen und ſtellt uns Fallen, warum drückt ſie mit einer Gewalt auf uns, der wir uns nicht widerſetzen können? ja wir klagen Gott an: warum läßt er ſolches zu? warum führte er uns nicht an allen jenen Klippen vorbei. „Ich klage an", ſchreit das Menſchenherz, und dieſer Schrei kommt nicht leicht zur Ruh. Aber wenn wir Weihnacht feiern wollen, dann müſſen wir unſern Mund ſchließen und ſtill werden vor Gott. In dieſen Lärm hinein tönt das Engelwort nicht: Ehre ſei Gott in der Höh! Wir feiern zwar die Geburt eines Menſchen, aber wir feiern nicht die Menſchheit, und errichten nicht einen Altar für uns ſelbſt. Deshalb müſſen wir, damit wir Weihnacht feiern, vor Gott ſchweigen lernen.

Gott hat ein Mittel, durch das er unſern Mund verſchließt, und das iſt das Geſetz Gottes. Wenn dieſes vor uns hintritt, dann ſchweigen wir. Daran zergeht jene ganze Beredtſamkeit, mit der wir demonſtrieren, daß es keine Sünde gibt, daß jedenfalls wir keine haben, daß wir zu entſchuldigen ſind, daß uns niemand nachſagen kann, daß wir Unrecht hätten. Alle dieſe Beredtſamkeit zergeht, wenn das Geſetz Gottes erſcheint; denn durch dieſes kommt die Erkenntnis der Sünde. Es tut den Willen Gottes kund und macht dadurch ſichtbar, daß unſer Wille nicht derſelbe iſt wie der ſeine, daß zwiſchen ſeinem Willen und meinem Willen Streit beſteht, daß er Recht hat und eben deshalb ich Unrecht habe. Gottes Geſetz läßt ſich nicht überſchreien, läßt ſich nicht entwurzeln durch unſere Sophiſtik, läßt ſich nicht zerbrechen durch unſern Trotz.

Es ſchließt allen den Mund, allen, die je wirklich Weihnachten feierten, nicht etwa bloß, um mit der Welt zu ſprechen, dem Pöbel, nein, allen ſeinen auserwählten Kindern, deren Weg er vom Mutterſchoß an in Gnaden geleitet hat, hat Gott

den Mund zugemacht und sie zum Schweigen gebracht. Nicht nur denen, deren Mund dem offenen Grab gleicht, weil alles, was sie sagen, vom Haß getränkt ist und nur Verderben stiftet, sondern allen, die das menschliche Fleisch und Blut tragen, hilft Gottes Gesetz zur Erkenntnis der Sünde, nicht an den andern, sondern an ihnen selbst. Wenn dir Paulus rät: „Treibe doch kein Geschwätz; gib dich vor Gott schuldig", so mutet er dir nicht etwas zu, was eine Ausnahme aus dir macht, so daß du sagen dürftest: Gott behandle dich besonders hart. Diesen Weg gehen wir alle und müssen wir alle gehen; das ist das Menschenlos. Freilich greift es tief, wenn Gottes Gesetz uns begegnet und uns unsern Willen zerbricht. Es ist keine Übertreibung, wenn die Schrift das ein Sterben nennt, ein Gekreuzigtwerden. Alles geben wir lieber preis als unsern eigenen Willen; alles brechen wir leichter entzwei als unsere Gerechtigkeit. Aber wir müssen diesen Weg gehen, wenn wir Weihnacht feiern wollen.

Es ist nicht das Letzte, was uns Gott sagt. Auf das Gesetz kommt der Christus. Es ist leicht begreiflich, daß wir uns in den Zank mit dem göttlichen Gesetz einlassen, wenn wir uns Christus verhüllen. Dann werden wir es nie anders mit dem Gesetz machen als die Juden, die abwechselnd mit dem Gesetz zankten und sich mit ihm zierten, brüsteten und prunkten. Wenn uns Christus verborgen ist, dann sagen wir freilich: „Sünde ist ein hartes Wort; das will ich nicht hören; das kann ich nicht ertragen; ich kann mir meine Ehre nicht nehmen lassen; ich kann auf mein Recht nicht verzichten, ich werde mich verteidigen." Nun aber ist die Gerechtigkeit Gottes offenbar geworden. Damit ist uns Jesu Werk beschrieben, und ausgesprochen, was uns die Weihnacht beschert hat, was uns durch Jesu Geburt zu Teil geworden ist, was wir empfangen haben durch seine Sendung und Gegenwart. Das Gesetz verschwindet nicht. Wie könnten wir je auf diesen Gedanken kommen, wenn wir auf Jesus achten? Er steht mit seinem

ganzen Willen im Gehorsam Gottes und macht das Gesetz zur Regel, der er mit ganzem Herzen dient. Die Erkenntnis der Sünde verschwindet nicht; ist sie in uns aufgegangen, so geht sie nicht wieder unter. Das Urteil, das Gottes Gesetz über uns spricht, bleibt in uns, und wir tragen es für immer in uns mit unzerstörbarer Gewißheit und Deutlichkeit. Jetzt kommt aber ein neues Wort Gottes zu uns; eine neue Wirklichkeit wird vor uns enthüllt, nicht nur das, was das Gesetz uns sagt, sondern das, was uns der Christus sagt. Das Gesetz spricht mit uns von uns selber; Jesus spricht mit uns von Gott. Das Gesetz spricht mit uns von dem, was wir sollen; Jesus spricht mit uns von dem, was Gott uns gibt. Das Gesetz zeigt uns unser Unrecht; Christus zeigt uns Gottes Gerechtigkeit. Das ist ein neues göttliches Wort, Jesu aufgetragen, damit er es uns sage, von ihm uns gebracht als Gottes Gabe, die wir eben deshalb bedürfen, weil wir vor ihm stumm geworden sind. Nun ist der Ausgang ein anderer als vorher. Wenn das Gesetz prüft, was wir tun, so verschwindet die Gerechtigkeit; es scheint, sie habe keine Heimat auf Erden. Wo ist sie? Bei mir ist sie nicht und bei euch ist sie nicht. Wo ist sie denn? Nun kommt Jesus und nun wird die Gerechtigkeit offenbar, nicht die des Menschen, nicht die des Juden, nicht die der Christenheit, erst recht nicht, nicht die meine, sondern die Gottes. Wenn das Gesetz mit mir handelt, dann muß ich schweigen; wenn Christus mir die Gerechtigkeit Gottes bringt, dann darf ich danken. Wenn das Gesetz mit mir handelt, so entsteht die Erkenntnis der Sünde; wenn ich auf Christus schaue, dann entsteht die Gewißheit der Grrechtigkeit. Die Sünde ist mein, und die Gerechtigkeit ist Gottes. Darum: Wollen wir Weihnacht feiern, so müssen wir aufsehen zu Gottes Gerechtigkeit.

2.

Wir feiern die Geburt eines Menschen, aber das ist derjenige Mensch, den Gott gemacht hat. Dieser Geburtstag ist

ein Tag, den Gott herbeigeführt hat, nicht die Natur, nicht der Wille des Fleiſches, ſondern Gottes Geiſt. Darum wird durch ihn Gottes Gerechtigkeit kund; hier geſchieht nicht, was der Menſch will, ſondern was Gott will. Da kommt nicht unſer Recht ans Licht, ſondern das wird ſichtbar, was Gott ſich vorgeſetzt hat und womit er ſeine Offenbarung wirkt. Aber es iſt eine herrliche, heilſame Gerechtigkeit. Ein Menſch wird geboren, aber der, der in der Gemeinſchaft mit dem Vater ſteht. Und er bekommt die Gemeinſchaft mit Gott nicht bloß für ſich, ſondern für uns; er iſt der Herr und Schöpfer der Gemeinde, der, der in die Welt geſendet iſt, damit er uns berufe zu Gott.

Er ward in die Krippe gelegt und ganz arm gemacht; Gott gab ihm nichts mit, was Menſchen groß und herrlich heißen. Er macht ſo ſeine Gerechtigkeit offenbar; denn es iſt gerecht, daß Jeſus nichts habe als Gott allein, nichts liebe als Gott allein, daß er uns mit nichts andrem locke als mit dem Namen des Vaters, uns nichts andres zu bieten habe als den Zugang zu Gott; es iſt gerecht, daß er ſein eigenes Herz nicht teilte zwiſchen der Welt und Gott und unſer Herz ſich auch nicht ſpalten läßt zwiſchen dem Geld und Gott. Darum legt er ihn in die Krippe und macht ihn ganz arm. Aber es iſt eine herrliche und heilſame Gerechtigkeit. Er hat nichts als Gott, aber ihn hat er ganz. Darum öffnet ſich über der Krippe der Himmel und die Engel droben freuen ſich an dieſem armen Kind.

Er ruft ihm die Anbeter herzu, nicht nach der Regel des Geſetzes, nicht nach ihrem Verdienſt, nicht zur Beſtätigung ihrer Eitelkeit, ſondern nach ſeiner freien Gnade. Er offenbart ſeine Gerechtigkeit, denn es iſt gerecht, daß der Stolz des Menſchen zerbrochen wird durch Gottes Tat. Aber es iſt eine heilſame, gnadenreiche Gerechtigkeit. So macht er uns den Zugang zu ihm frei, und mit den Hirten und Weiſen dürfen auch wir zu ihm kommen.

Wollen wir sagen: „Was geht mich das an, daß Gott seine Gerechtigkeit kund macht? Was habe ich davon?“ Das ist eine närrische Rede. Ist denn Gott ein Abwesender, ein Fremder, der dich nichts angeht? Du liegst in seinen Händen wie Thon in der Hand des Töpfers. Was Gott will, das entscheidet über dich und dein Geschick. Was Gott dir sagt, das geschieht, und macht dich in Zeit und Ewigkeit zu dem, was du bist. Wenn wir an der Natur eine neue Kraft oder ein neues Gesetz wahrnehmen, dann sagen wir auch nicht: „das geht mich nichts an“; denn wir wissen, daß wir in die Natur eingebettet und von ihr umfaßt und berührt und getragen sind in jedem Augenblick. Darum ist das, was uns an der Natur wahrnehmbar wird, für uns alle erkannt und für uns alle vorhanden. Das gilt noch viel mehr von Gott. Wenn seine Gerechtigkeit uns kund wird, das gibt die Weihnachtsbotschaft für uns. Darum ist es buchstäblich wahr, daß uns die Freude verkündigt wird, nicht nur den Hirten, nicht nur anderswo auf Erden; dir und mir wird die große Freude verkündigt, daß Gott Recht hat und alles recht macht, daß Gottes Gerechtigkeit hell herausstrahlt, dir und mir zur Gerechtigkeit. Wenn Gott alles recht macht, dann kommen wir zurecht; wenn Gott seine Gerechtigkeit kundtut, dann haben wir die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt; wenn er seinen gnädigen und guten Willen an uns tut, dann kommen wir zu ihm, und in der Gemeinschaft mit ihm rührt uns kein Böses an.

Wollen wir sagen: „Gerechtigkeit, das bleibt ein Wort, das mir nicht gefällt, das hat nun einmal für mich einen fremdartigen Klang; in dieser Art und Form lasse ich mir das Weihnachtswort nicht gern bringen?“ Freunde, wir werden Gott seine Gerechtigkeit nicht nehmen. Wenn dir die Gerechtigkeit nicht gefällt, dann gefällt dir Gott nicht. Das ist sehr betrüblich, aber nicht für Gott, sondern für dich. Du kannst Gott nicht von seinem guten Willen trennen, kannst

ihm auch nicht verwehren, daß er einen Unterschied zwischen der Bosheit und der Güte macht, daß er die Nacht Nacht heißt und das Licht Licht, daß er deine Bosheit schlecht heißt und seine Güte gut. So wird Gott mit uns verfahren und eben so wird er uns zum Heil und zum Leben, eben dadurch, daß er seine Gerechtigkeit kund tut, durch die er unser Unrecht abtut und uns hineinstellt in seinen gerechten Weg.

Wollen wir Weihnacht feiern, so müssen wir es mit dem Psalmisten halten, der sagt: Ich preise die Gerechtigkeit des Herrn allein. (Ps. 71,16) Es mag uns hart scheinen, daß wir auf unsern eigenen Ruhm verzichten sollen; aber die Weihnachtszeit kommt ja wieder dazu, damit wir sehen und erkennen: daß es süß ist, die Gerechtigkeit des Herrn zu preisen, nicht die der Menschen. „Ich preise die Gerechtigkeit des Herrn allein", das bleibe unser Festwort, das uns hinausbegleitet bis zum ewigen Fest. Amen.

Sylveſter 1907.

Joh. 14, 27.

Ein in allen Ländern oft gebrauchtes, altes Gebet der Chriſtenheit beginnt mit den Worten: „Laßt uns im Frieden den Herrn anrufen“. So wollen wir es jetzt halten, wo wir zum letzten Mal in dieſem Jahr vereinigt ſind, und wollen ſo vom alten Jahr ſcheiden, daß wir im Frieden den Herrn anrufen.

Die mächtigen Gegenſätze, an denen das menſchliche Leben Anteil hat, prägen ſich in dieſer Stunde unſerm Auge ein. Indem das Jahr vergeht, ſagen wir uns alle, daß wir das Merkmal der Zeitlichkeit und Vergänglichkeit tragen. Aber es vergeht nicht alles; über dem Zeitlichen ſteht das Ewige und über dem Vergänglichen das, was bleibt. Und die Zeit kommt zu uns nicht leer, ſondern mit Erlebniſſen gefüllt, und wenn wir auf das zurückſehen, was das alte Jahr uns zutrug, ſo ſcheidet ſich das in einen mächtigen Gegenſatz: Glück und Unglück ſchuf es uns. Und noch ein tieferer Gegenſatz liegt in unſrer Erfahrung, der nicht an dem entſteht, was uns zuſtößt, ſondern an dem, was wir ſelbſt wollten und taten. Wir handelten richtig oder falſch, taten recht oder unrecht.

Zeit und Ewigkeit, Glück und Unglück, Sünde und Gerechtigkeit: wir ſind alle an den beiden Hälften dieſer mächtigen Gegenſätze beteiligt und ſie haben die Kraft, das menſchliche Herz in ſeinen Tiefen zu erſchüttern und in Schwankung zu verſetzen, und einen heißen Streit in uns zu entfachen, nicht bloß zwiſchen den verſchiedenen Gruppen und Genoſſenſchaften unter uns, ſondern in unſrer eignen Bruſt. Wir

sind aber nicht hilflos und ratlos dem Schwanken und Zagen unsrer Seele überlassen. Der, der im Namen Gottes zu uns zu reden die Vollmacht hat, sagt uns: „Den Frieden lasse ich euch; meinen Frieden gebe ich euch.“ Darum scheiden wir vom alten Jahr im Frieden.

Zeit und Ewigkeit, Glück und Unglück, Sünde und Gerechtigkeit: über diesen Gegensätzen steht der Friede Jesu.

1.

Uns Alten bringt ein Jahresschluß jedesmal ein leises Bangen. Eine unbehagliche Empfindung ist dabei, die die Jugend freilich noch nicht kennt oder leicht von sich abwehrt; uns aber, die wir das Sümmchen unsrer Jahre rasch beisammen haben, geht es nah, wenn wieder eines derselben uns verläßt. Natürlich ergeben wir uns in das uns gesetzte Maß der Zeit, und sind nicht wie törichte Kinder, so daß wir gegen das Fundament unsers Daseins stritten und das Gesetz wegschaffen wollten, das nicht wir machten, sondern das uns macht. Aber laßt uns nicht bloß mit Ergebung das alte Jahr beschließen, nicht nur so, daß uns der Wunsch erfaßt: halte das vergehende Jahr auf! den wir dann hernach unterdrücken, weil wir wissen, daß er unerfüllbar ist. In der Ergebung sitzt immer noch heimlich der Streit. Wenn wir bloß die Ergebung erreichen, dann beugen wir uns vor der Übermacht, weil wir uns von ihr nicht befreien können. Man ergibt sich dem, gegen den man sich sträuben möchte, aber sich nicht sträuben kann. Es ist uns Besseres beschieden. Was uns Jesus sagt, stammt auch aus einer Abschiedsstunde, die noch feierlicher war, als die, die uns heut vereinigt hat. Er nahm damals nicht nur von einem einzigen Jahre Abschied, sondern von allen seinen Jahren und beschließt sein Leben, nicht mit Bangen und Unruhe, nicht mit Ergebung und ihrem heimlichen Streit, sondern im Frieden, und er hat

ihn auch für uns erworben und uns hinterlaſſen als das große gemeinſame Gut der Menſchheit, damit auch wir im Frieden unſre Jahre beſchließen, in ſeinem Frieden.

Wie macht er das? Er zeigt uns, was bleibt. Wir könnten uns nicht im Frieden von dem löſen, was vergeht, wenn wir nicht wüßten, was bleibt. Wenn uns das völlig verhüllt wäre, was ewig iſt, dann würde uns unſre Zeitlichkeit zur Laſt. Wenn wir aber unſer Auge zu Jeſus wenden, dann wiſſen wir, was bleibt: er bleibt, Gott bleibt. Die Zeit geht; aber der Geber der Zeit bleibt. Die Jahre ſchwinden; aber der, der uns die Jahre verleiht, vergeht nicht. Nun, Freunde, ſind wir zufrieden. Was immer an uns vergehen mag, wenn unſer Leib bricht und die ganze Welt, die uns jetzt umfängt, für uns verſinkt: Gott bleibt. Was uns mit ihm vereint, das iſt das Ewige in unſrer Zeitlichkeit. Ihn zu kennen, das iſt das ewige Leben.

2.

Nicht einen leeren Zeitraum beſchließen wir heute. Für uns alle war das Jahr voll. Und wenn wir auf das zurückſehen, was es uns brachte, dann wird manchem von uns die Seele in ſtarke Bewegung verſetzt. Nicht derſelbe Ton klingt in uns allen an. Wir haben die Jubelnden unter uns, die es laut in die Welt hinausrufen möchten: Glück brachte mir das Jahr, und wir haben die Weinenden unter uns, deren Seele bei der Erinnerung zuckt: es war ein ſchweres Jahr. Sollen wir uns zum Jahresſchluß in zwei Verſammlungen teilen, in eine ſolche für die Glücklichen, und in eine ſolche für die Unglücklichen, in ſolche, die das Jahr mit Jauchzen ſchließen, und in ſolche, die es klagend tun? Da wüßten wohl die meiſten von uns nicht, zu welcher Schar ſie ſich rechnen müßten. Denn ſie haben an beidem teil gehabt, haben im Wechſel der Tage den Schmerz und die Luſt empfangen, haben geklagt und gedankt. Aber gerade darum

kommt in die Seele die Unruhe hinein. Bang ſieht ſie auf das Glück zurück, ob es wohl bleibt, bang auf das Leid, ob es ſich wohl fortſetzt. Wie ſteht es? Streckt ſich unſre Seele unruhig nach entſchwundenem Glück? Strebt ſie unwillig fort von dem uns aufgelegten Leid? Nicht ſo treten wir aus dem alten Jahr, ſondern wir wollen im Frieden von ihm ſcheiden, ſo daß wir den Herrn im Frieden anrufen.

Wie erreichen wir das? Wenn wir nicht mehr hätten als unſer Glück und unſer Unglück, nicht mehr als die Luſt und das Leid, die in unſern Herzen wohnen, dann gliche das Leben für uns alle einer ſtürmiſchen Fahrt, bei der wechſelnde Winde an unſer Schifflein ſtoßen. Dann bliebe die Meereswoge unſer Bild, die vom Wind getrieben und gewebet wird. Aber es iſt uns Größeres gegeben als unſer Glück, Mächtigeres als unſer Leid, wenn wir auf Jeſus ſehen. Unſer Glück und unſer Leid gehört in die Zeit; wir aber kennen den Ewigen, den, welcher bleibt, und er bleibt bei uns. Das verſchafft uns eine Gemeinſchaft, die nicht zerreißt, eine Liebe, die nicht endet, eine Gewißheit, die nicht wechſelt, eine Pflicht, die nie ausgeht, einen Beruf, mit dem wir nicht fertig werden, einen Dienſt, der nie erſchöpft wird, ſondern uns immer neue Arbeit gibt, darum auch eine Freude, an der man ſich allezeit freuen kann, und darum ein volles neues Jahr für jeden unter uns, einerlei, was ihm das alte gebracht habe an Glück und Unglück, an Leid und Luſt. Wir brauchen eine Befreiung und Löſung ſowohl gegenüber unſerm Glück, als gegenüber unſerm Unglück, einen Standort oberhalb der Strömungen unſers Herzens, den die Wellen unſers Empfindens nicht erreichen und nicht bedecken. Wir haben ihn durch den Ewigen, der uns zu ſich berufen und zu ſeinem Eigentum gemacht hat. Daß wir ſein ſind, das iſt mehr als unſer Glück, mehr als unſer Leid, das iſt größer als alle unſre eignen Anliegen, das macht uns frei von unſrer Luſt, daß ſie uns nicht ganz erfüllen kann, und frei von unſerm Schmerz,

daß er uns nicht ganz beherrscht. So kehrt der Friede bei uns ein. Glück und Unglück kommen wieder im neuen, wie im alten Jahr, und Lust und Leid ziehn durch die Seele; aber es geht uns nach dem Wort des Apostels: die da weinen, als weinten sie nicht, und die sich freuen, als freuten sie sich nicht, und wir scheiden im Frieden vom alten Jahr.

3.

Unsre Betrachtung bliebe oberflächlich, bliebe Geschwätz, gut genug für einen Dichter, um ein paar Verschen zu machen, aber untauglich für die Kanzel, für den Ort, wo die sich versammeln, die Gottes Antlitz suchen, wenn wir uns den dritten Punkt verhüllt ließen. Sprechen wir von Glück und Unglück, so denken wir an die Weise, wie der Lauf der Ereignisse uns angerührt hat. Unser Jahr hat sich aber nicht einzig mit dem gefüllt, was wir mit Lust und Leid erlitten, sondern wir griffen zu, und handelten. Hier stellt sich aber nochmals ein Gegensatz vor uns, der tiefste, der unser Leben trifft: Schuld und Recht. Wie treten wir aus dem alten Jahr heraus, als die Verschuldeten oder als die, die richtig handelten, auf krummem oder auf geradem Weg, an der Stelle, wohin uns unser Eigenwille führte, oder da, wohin uns Gottes Wille wies? Wenn wir aus dem alten Jahr die Schuld mitnehmen, so gibt das in unserm Unglück das bitterste Weh, das eigentliche Unglück im Unglück; beschließen wir es auf Gottes gutem Weg, so ist das in unsrer Freude die tiefste Freude, die eigentliche, süße Seligkeit in ihr.

Sollen wir uns heute am Jahresschluß in zwei Gruppen teilen, hier die, die gebeugt vom alten Jahr scheiden, reuevoll, mit der Bitte des Unser Vaters: Vergib uns unsre Schulden, dort die, die es froh beschließen, dankbar für das vollbrachte Werk, mit dem Psalm in der Seele: Lobe den Herrn meine Seele und alles, was in mir ist seinen heiligen Namen? Da wüßten wir vollends nicht, zu welcher Gruppe

wir uns halten ſollten. Denn der Streit zwiſchen der Sünde und der Gerechtigkeit geht nicht nur durch die Weltgeſchichte und macht nicht nur die Wege der verſchiedenen Menſchen verſchieden, ſondern wir tragen ihn in unſrer eignen Bruſt. Wir alle beſchließen heute ein Jahr des Kampfs, in dem Fleiſch und Geiſt gegen einander ſtanden, und unſre eigenſüchtige Luſt von Gottes gutem Willen ſich ſchied und unſer Gehorſam mit unſerm ſelbſtherrlichen Willen rang. Wir beſchließen aber auch ein Jahr der Gnade, in dem Gottes Licht zu unſerm Auge kam und es erleuchtete und Gottes Wort bei unſerm Willen war und ihm den guten Weg Gottes wies.

Viel Unruh kann ſich an einen ſolchen Rückblick heften: heiße, bittere Reue; wer ſie hat, der danke Gott, der es ihm verwehrt, ſatt und eitel ſein Jahr zu beenden; und wiederum warmer, voller Dank; wer ihn hat, der preiſe Gott, der ihm die Gnade gab, tapfer ſeinen Dienſt zu tun. Auch an unſer Rechttun kann ſich Unruhe hängen, die unſern Frieden ſtört, wenn es unſre Seele ſtößt, daß ſie ſich hoffärtig reckt und übermütig ſtrampelt, lärmt und pocht und ſich bläht. Nicht ſo wollen wir das Jahr ſchließen, nicht nur mit dem Gram der Reue, auch nicht mit der hoffärtigen Stimmung des Helden. Im Frieden laßt uns das Jahr enden, im Frieden den Herrn anrufen.

Ein und derſelbe Stundenſchlag beſchließt für uns alle das Jahr. Dieſe einfache Tatſache hält es uns heute nachdrücklich vor, daß wir nicht abgeſondert von einander das Leben führen, daß dieſelbe Ordnung unſer aller Lebenslauf beſtimmt und uns alle in das große Geſamtleben hineinſtellt, durch das wir alle haben, was wir ſind. Wie auf einer Wieſe der einzelne Halm nicht geſchieden von den andern wächst, ſondern mit all den ungezählten zuſammen, die neben ihm keimen und reifen, ſo iſt jeder von uns ein Glied in der großen Geſamtheit unſers Volks. Da kommt die Frage nochmals mit vertieftem Ernſt, die Frage nach der Sünde und

nach dem Recht. Hat uns das abgelaufene Jahr aufwärts oder abwärts gebracht? Nimmt es wieder ein Stück von der Gesundheit unsers Volkes mit sich fort, ein Stück Gewissenhaftigkeit, ein Stück Gottesfurcht, ein Stück Mannhaftigkeit, die Gott und Menschen Glauben hält? Oder war es reich an jenen inhaltsvollen Stunden eines echten Erlebens, wo das göttliche Licht das menschliche Auge findet und sehend macht, wo die göttliche Gnade das menschliche Herz faßt und für sich gewinnt? Tiefe Unruhe kann sich an diese Frage heften, heiße Sorge um unser Volk, aber auch tiefer Dank für das, was ihm gegeben ist. Aber nicht als die, die zwischen Furcht und Hoffnung schwanken, wollen wir aus dem alten Jahre treten, sondern im Frieden.

Wie erreichen wir das? Wir kommen auf demselben Weg zu ihm, wie wir über unser Glück und Unglück Meister werden. Läge in einem Jahreslauf nicht mehr als unser eignes menschliches Wollen und Handeln, sei es richtig, sei es verkehrt, dann kämen wir nicht zum Frieden. Es ist aber noch etwas andres bei uns, als das, was wir selber schaffen, etwas andres als deine Schuld, an der dir deine Reue entsteht, und etwas anderes, als dein richtiges und gutes Werk, das dich erhebt; das ist das, was Gott für uns tut, sein Friede, den er uns darbeut und Christus uns verleiht. Das macht, daß wir über uns selbst hinaufgehoben sind, über unsre Schuld und über unsre Gerechtigkeit. Das zieht unsern Blick fort vom Zustand unsres Herzens, fort von seinem Gram und fort von seinem Stolz, und macht uns sichtbar, nicht was wir selbst aus uns machen, sondern was Gott aus uns macht. Darum gibt dir Christus Frieden, weil er zu dem, was dich in die Reue treibt, sein Vergeben fügt, und dir bei dem, was dich in die Hoffahrt stößt, sein Geben zeigt. Seine Vergebung deckt unsre Schuld; seine Gabe bedeckt unsern Ruhm. Durch sein Vergeben wird die Anklage still, durch seine Gabe unser Lob stumm. Nun sehen wir

nicht nur das, was unſerm gebundnen Willen unmöglich iſt, ſondern ſehen auch das, was ſeiner allmächtigen Gnade möglich iſt, die wirklich vergehen macht, was uns verdirbt, ſo daß es nicht nur ſcheinbar vergeht und doch immer wieder wirkſam bleibt, und die wirklich entſtehen läßt, was Gott will, mit einem echten neuen Werden, das nicht nur ein Schein iſt, weil ſich doch nur das Alte wiederholt. Nun wird uns die Zeit zur Gnade, ihre Vergänglichkeit und ihre Beweglichkeit, ihre Vergänglichkeit, weil nun das vergeht, was uns verdirbt, ihre wechſelnde Beweglichkeit, weil nun das entſteht, was ewig bleibt und uns mit Gott vereint.

Wie immer wir auf unſer Jahr zurückſehen, ob mit der freudigen Erinnerung an ein wohlgelungenes Werk und einen tapfern Dienſt, oder mit der ſchmerzvollen Beugung, die die Schatten auf unſerm Lebenswege ſieht: uns allen, die wir zu Jeſus kommen, ſagt er, was er einſt ſeinem erlauchten Knecht und Boten ſagte: „Laß dir an meiner Gnade genügen; es iſt genug für dich, daß ich dir gnädig bin“. Darauf ſteht auch unſre Zuverſicht im Blick auf unſer Volk. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

4. Sonntag nach Epiphanias.

(2. Februar 1908.

Hebr. 3, 1—6.

Auch an unſerem Text haben wir wieder vor Augen, daß die Schrift im Fortgang der Zeit an Reichtum und Wichtigkeit zunimmt. Ihr habt vielleicht den entgegengeſetzten Eindruck und ſagt: Was ſoll denn für uns dieſer Text bedeuten? Wir verſtehen es zwar recht gut, daß die erſte Chriſtenheit mit der Frage rang, zu wem ſie ſich zu halten habe, ob zu Moſe oder zu Jeſus. Das brachte denen, die aus Israel zu Jeſus hinübertraten, manchen ſchweren Kampf. Aber liegt nicht dieſer Text von dem, was uns beſchäftigt, weit ab? Gibt es aber, liebe Gemeinde, nicht viele religiöſe Führer unter uns, die auf uns Macht und Einfluß haben, ſo daß wir allen Grund haben, uns zu beſinnen, was Jeſus jetzt noch für uns bedeute? Wenn wir die Namen der Meiſter aufzählen würden, die auch nur in unſerem kleinen Kreis zur Wirkung kommen, und den Lauf unſrer Gedanken beherrſchen und unſrer Frömmigkeit das Gepräge geben, ſo wäre das eine lange Reihe, die ſehr verſchiedene Namen enthielte. Freilich, Moſe wäre ſchwerlich unter ihnen, aber vielleicht müßte mancher Luther nennen und ſich ernſthaft überlegen, ob er lutheriſch oder chriſtlich ſei; und noch viele andre Namen kämen zur Sprache, Häckel und Schleiermacher und Michael Hahn und ſo fort; und mancher würde mit gutem Grund ſeinen Vater oder ſeine Mutter nennen, die ihm bleibend vorſchweben als die Führer, nach denen er auch ſein religiöſes Verhalten beſtimmt. Weil denn die Frage, wie es ſich mit den andern

Meistern und mit Jesus verhalte, unsere Zeit ganz besonders bewegt, so wollen wir auch auf die Antwort hören, die unser Text ihr gibt. Sie hat für uns nicht kleinere, sondern größere Bedeutung als für jedes andere Geschlecht.

Unser Text sagt: Die andern sind im Haus, Christus macht das Haus; die andern sind Knechte, Christus ist Sohn. Das macht, daß wir auf ihn als auf den Hohepriester unsres Bekenntnisses sehen.

1.

Schon die Art, wie unsere Stelle die Frage anfaßt und in die Hand nimmt, hat die größte Wichtigkeit für uns. Sie behandelt sie ganz anders, als wir es täten. Unser Text spricht zu Männern, die sich überlegen: Was bedeutet für uns noch Mose neben Jesus, Mose, der der Führer ihrer Jugend war und das Haupt der Gemeinde, in der sie aufgewachsen sind? Was sagen wir in einem solchen Fall? Wie behandeln wir solche Fragen? Ganz anders als unser Text. Wir würden Mose herabsetzen, würden solchen Männern sagen: „Was besinnt ihr euch denn noch? Was habt ihr denn an eurem Mose? Wie gering ist seine Erkenntnis, wie veraltet sein Gesetz! Aber unser Mann, das ist der große Geist und das helle Licht!“ Unser Text geht anders an die Frage heran. Er fängt mit dem herrlichsten Zeugnis an, das die Schrift Mose erteilt, mit dem großen Wort, das ihn den treuen Knecht Gottes nennt in Gottes ganzem Haus. Darauf stellt er den Entschluß jener Männer, daß sie zu Jesus hintreten und ihm sich ganz ergeben.

Was ist der Unterschied zwischen unsrer Methode und der Methode der Apostel? Unsere Methode erzeugt den Zank und die Methode der Apostel hat zum Mittel Wahrheit und Gerechtigkeit. O wie viele Wunden hat die Kirche bekommen durch unsere Methode! Wir wollen nicht an die Vergangenheit denken, obwohl auch die Vergangenheit unsere Gegenwart

noch schwer belastet; bleiben wir nur bei der Gegenwart. Sowie uns Gottes Güte einen religiös starken Mann schenkt, sowie einer unter uns heraustritt mit einem kräftigen Wort, was geht dann vor? Der sagt: „Das ist mein Heiliger," und der andere sagt: „Nein, jener ist mein Heiliger, und dein Heiliger ist nichts und mein Heiliger, das ist der rechte Mann;" „das ist mein Professor und das ist dein Professor und mein Professor ist klug und dein Professor ist dumm". Und die Kirche ist siech und wund, wie Israel zu Jesu Zeit, als er sich des Volkes erbarmte, weil sie keinen Hirten hatten, und es gab doch so viel Meister in Israel.

Warum macht es unser Text anders? Hier spricht der heilige Geist, und der heilige Geist macht in Gottes Haus keine Löcher und Risse, sondern er hat zu Gottes Haus Sorge. Der heilige Geist verherrlicht nicht den Menschen, macht nicht den Menschen groß, sondern er verherrlicht Gott und bringt uns Gottes Berufung. Darum sammelt der heilige Geist die Gemeinde und bringt ihr den Reichtum der göttlichen Gaben. Er erweckt in ihr viele Kräfte und verschafft ihr viele Dienste. Eben darum gibt es Männer unter uns, die Meister werden und als religiöse Führer wirken, weil Gottes Haus groß ist und viele Kräfte in sich trägt und viele Dienste nötig hat.

Es ist besonders schädlich, wenn wir nach unsrer Methode für Jesus kämpfen und Jesu Größe beweisen wollen. Man stößt nicht selten auf eine Verteidigung Jesu, die so aussieht, als ob zu seinen Ehren alles andre verleumdet und angeschwärzt werden müsse, als ob die Leute Angst bekämen für die Herrschaft Jesu und für seinen Namen, wenn es anderswo auch noch ein tüchtiges Werk und wahres Wort gäbe, als ob sie zu seinen Ehren alles vernichten müßten, was nicht in der Kirche und durch die Kirche geschieht. So macht es der heilige Geist nicht, wenn er Jesus verklärt. Es ist das Werk des Geistes, daß er Jesu Namen groß macht und seine Herrschaft über die Menschheit wirkt; aber er verklärt ihn

nicht nach unſrer Methode, nicht durch Raub, durch Verleumdung und durch Neid. Uns ſchwebt immer das menſchliche Herrſchertum vor, das dadurch entſteht, daß alle gefeſſelt werden, damit der eine mächtig ſei, und alle verarmen, damit der eine reich ſei, und alle erniedrigt werden, damit der eine groß daſtehe. Das iſt nicht die Herrſchaft Jeſu, nicht die Krone, die aus der Dornenkrone entſtanden iſt, nicht die Herrlichkeit, die durch das Kreuz erworben wird.

Wir machen ſo nicht bloß Jeſu Schande, ſondern auch uns ſelber arm. Er ſetzt uns ganz mit ſich in Gemeinſchaft, daß wir auf ihn achten, den Apoſtel und Hoheprieſter unſeres Bekenntniſſes, wie der Text ihn nennt, und auf ihn allein. Er ſtellt uns aber in ſein Haus, in ſeine Gemeinde, in der er vielen den Auftrag und das Amt, die Kraft und das Wort erteilt. Wir faſſen das Haupt, wenn wir ihn erkennen, und ergreifen es ſo, daß wir an ihn uns halten mit ganzem Glauben. Indem wir aber das Haupt ergreifen, ſind wir auch in den lebendigen, wunderbaren Leib hineingeſetzt, den ſeine Gnade baut, der mit vielen Gelenken und Bändern uns bewegt und ergreift, ſo daß wir mit einander mannigfach verbunden ſind, weil wir mit ihm verbunden ſind.

Wie entſteht denn nun in dieſer großen Schar, die mit göttlichem Wort und göttlicher Kraft ihre Arbeit tut, die einzige Hoheit Jeſu? Im Haus, ſagt unſer Text, war Moſe; und das gilt von allen, die uns gute Gaben Gottes bringen und ein Recht daran haben, daß wir ihnen danken und auf ſie hören, von ihnen lernen und durch ſie uns leiten laſſen. Im Haus ſind ſie, in der Gemeinde, als ihre Glieder, die empfangen haben, was Gott ſeiner Gemeinde gab; mit der Erkenntnis arbeiten ſie, die für uns erworben iſt, und ſtehen in der Gnade, die Gott ſeiner Gemeinde verliehen hat, und tun das Werk, zu dem ihre Gemeinſchaft mit Gottes Haus ſie fähig macht. Wer macht aber das Haus? Wer ſchafft die Gemeinde? Sollen wir auch auf dieſe Frage mit vielen Namen

antworten? Der und der? Vielleicht seid ihr dazu bereit: „Wir machen uns die Religion selbst mit Hilfe von dem oder jenem Buch nach der Anleitung, die uns dieser oder jener gibt“. Der heilige Geist spricht anders; er weiß von dieser selbstgemachten Religion nichts. Dieser Kindertraum steht nicht in der Schrift. Das ist freilich die Bedingung, damit wir aufsehen lernen zum Hohepriester unsres Bekenntnisses, daß uns der Traum von jener Religion, die wir uns selbst bereiten, zerronnen ist, daß wir uns nicht mehr als die vorkommen, die auf den Flügeln ihres Geistes empor zu Gott sich heben mit Adlersflug. Wir müssen eingesehen haben, daß das Götzendienst ist, samt und sonders leeres Wort und Phrase, Selbstbetrug. Wer baut das Haus? Wer führt uns in die Gemeinde Gottes? Wer hat für uns die himmlische Berufung, den Ruf, der von Gott kommt und zu Gott wendet? Das ist nicht nur eine Frage für gelehrte Leute, die bloß der historischen Betrachtung zufiele, nicht nur eine Frage für solche, die überflüssige Zeit haben und sich darum auch damit beschäftigen, wie das, was jetzt ist, früher aussah und einst entstand. Die Frage: wer uns in das Haus Gottes stellt, wer uns die Gemeinschaft Gottes gibt, wer uns in die Gnade Gottes hineinträgt, hat für jeden eine gegenwärtige, tiefdringende Bedeutung, der weiß, daß er Gott erst finden muß, und aus dem Streit, in dem er mit Gott steht, über den Zwist hinweg, der seinen Willen von Gottes Willen trennt, aus der Schuld heraus, aus dem Zweifel heraus, aus dem Unglauben heraus zur Gewißheit Gottes kommen muß, zur Gemeinschaft mit ihm, damit er seine Gnade habe und mit ihm verbunden sei. Kann dir das dein Vater geben oder sonst ein Meister? Hier gibt es nur einen Namen, einen einzigen unter dem Himmel, in dem wir alle gerettet werden, weil er der ist, der das Haus baut und die Gemeinde schafft, der, der unsre Schuld begräbt, uns die Gnade Gottes gibt und uns beruft, so daß Gott uns in ihm faßt. „Ich bin

der Weg.“ Sowie wir das erkennen, das faſſen, dann ſteht er über allen andern Meiſtern; dann teilen wir unſere Liebe nicht mehr zwiſchen ihm und anderen; dann beſinnen wir uns nicht mehr: in welches Verhältnis tritt er jetzt wohl zu anderen Mächten, die uns beeinfluſſen? Die andern gehören in das Haus, und er macht es. Dieſe beiden ſtehen nicht neben einander; der, der das Haus macht, das iſt der Herr.

2.

Es hat natürlich ſeinen inneren Grund, daß das, was er uns bereitet und verſchafft, ſich gänzlich von allem unterſcheidet, was uns andre bieten. Unſer Text ſpricht dieſen Grund aus. Moſe, ſagt er, war Knecht, Knecht Gottes; Jeſus war Sohn, Sohn Gottes. Knecht Gottes, das iſt der größte Ehrenname, zu dem wir Menſchen es bringen. Darin liegt die Herrlichkeit des Menſchenlebens, daß es ein Dienſt Gottes werden darf, daß uns Gott eine Arbeit zuteilt, die wir tun dürfen nach ſeinem Willen. Darum hat ſie auch Erfolg und ſchafft ſie Frucht; denn was im Dienſte Gottes geſchieht, das wirkt einen bleibenden Gewinn. Keiner von uns kann nach Höherem ſtreben, keiner ſich ein herrlicheres Ziel ſtecken. Wir ſind alle von ganzer Seele dankbar und froh, wenn es uns gelingt, die Knechte Gottes zu ſein, unſere Arbeit ſo zu tun, daß ſie Gott dient, ſodaß wir nicht als unnütze Glieder in ſeinem Hauſe leben, ſondern unſer kleines oder großes Amt ausrichten, das ſein Wille uns erteilt.

Aber hat Gott bloß Knechte? Gibt es in Gottes Haus nur Diener? O wir wiſſen, damit ginge das Beſte uns verloren. Die Schrift hat uns das Bild Moſes mit wunderbarer Größe gezeichnet, aber es iſt die Größe des Knechts, und es wird uns an ihm recht deutlich, was uns verloren ginge, wenn in Gottes Haus bloß Knechte wären. Er bekommt die Berufung, und nun gibt es einen harten Kampf: „Sende, wen du ſenden willſt, nur mich nicht.“ Das iſt

groß, aber es ist die Größe des Knechts, der den Gehorsam dadurch findet, daß er seinen eigenen Willen hinwirft, und den Willen seines Herrn tut, obwohl er ihn nicht versteht und sich gegen ihn sträubt. Er kommt zum Dienst dadurch, daß er sich selber niedertritt; anders wird er nicht gehorsam als dadurch, daß er sich selbst verleugnet. Das ist der Knecht. Der Wille des Herrn steht hoch über ihm; er nimmt ihn auf, aber er bleibt ihm fremd; er unterwirft sich, aber es kostet Kampf.

Laßt uns neben den Anfang Moses sein Ende stellen. Die Schrift beschreibt es uns wunderbar groß. Wir können alle jenes Bild nicht vergessen; es begleitet uns durch unser ganzes Leben hindurch: Moses letzter Gang hinauf zum Nebo, wo er in das Land der Verheißung hinübersah. Er hat sein Werk vollbracht, er hat Gott gedient, er hat das Zeugnis, daß er treu war in Gottes ganzem Haus. Er kann auf sein Volk sehen mit der Gewißheit: ihm ist Gottes Name eingeprägt unvergeßlich, und Gottes Gesetz in die Seele geschrieben unauslöschlich; ja er darf sich sagen: nicht nur in mein Volk ist Gottes Gesetz geschrieben, das bleibt der Menschheit eigen; auch in unser Herz ist Moses Gebot geschrieben. Das ist groß. Aber es ist die Größe des Knechts. Er muß sein Werk unvollendet lassen, er hat sein Volk noch nicht eingeführt in seine Heimat. Ein andrer hat die Arbeit aufzunehmen; ihm dagegen fällt das Werkzeug aus der Hand. Es schadet ja nichts; Gott hat andre Knechte, die treten nun hinein in sein Werk. Das ist der Knecht mit seinem begrenzten Auftrag, mit seinem beschränkten Werk.

Hat Gott nur Knechte? Hat uns Gott nicht den Sohn gegeben, der seinen Willen tut, nicht im Kampf, nicht mit dem Gehorsam, der zuerst den eigenen Willen ausrottet, sondern mit dem ganzen Gehorsam, der mit Gottes Willen eins ist in der vollkommenen Liebe, der auch nicht ein beschränktes Werk tut, das er unvollendet andern übergibt, sondern der

Gottes Werk ganz tut, Gottes Willen ganz vollſtreckt? Wenn wir fragen müßten ohne Antwort, dann hätten wir erſt die Religion der Sehnſucht, nicht die des Glaubens, trotz all der vielen Knechte Gottes mit ihrer rüſtigen Arbeit; dann wären wir noch im Hoffen, das dem Morgenrot entgegenharrt in dunkler Nacht. Laßt uns aufſehen auf den Apoſtel und Hohepriester unſres Bekenntniſſes! Gott hat in ſeinem Haus nicht nur Knechte; Gott hat uns den Sohn gegeben, den, der ſeinen Willen mit ganzem Herzen tut, Gottes ganzen Willen mit ſeiner ewigen Gnade. Und weil wir den Sohn Gottes kennen, darum iſt uns ſelbſt auch Kindſchaft zu Gott verliehen, und das iſt das Große, was uns Jeſus gibt und keiner ſonſt als er, nicht bloß Pflicht, nicht bloß Werk, nicht bloß Dienſt, nicht bloß Amt, ſondern Kindſchaft Gottes, Zugang zu ihm, daß wir ihm in herzlichem Glauben uns ergeben dürfen. Wenn wir das begreifen, dann beſinnen wir uns nicht mehr, ob wir Jeſus neben andre Meiſter ſtellen ſollen, ob es auch andre Mächte gebe, die ebenſoviel Recht an uns haben wie er, andre Stimmen, die uns ebenſo mächtig bewegen könnten wie er. Der Sohn ſteht über den Knechten. Seht auf den Sohn; dann gehören wir ihm ganz. Es iſt nicht ein künſtlicher Ruhm, den wir ihm damit bereiten, darum auch nicht ein vergänglicher; der Sohn entſteht durch den Vater und bleibt beim Vater. Sein Haus ſind wir, weil er der Sohn iſt. Darum baut er Gottes Haus, darum ſetzt er auch uns ein in die Gemeinſchaft Gottes. Gottes Haus bleibt. Er baut nicht ſo, daß ſein Bau zerfällt. Hat er uns zu Gott gebracht, ſo bleiben wir bei ihm. Darum wollen wir auch dem Schlußwort unſres Textes gehorchen und die Zuverſicht und den Ruhm der Hoffnung bis ans Ende feſt behalten. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Estomihi.

(1. März 1908).

Hebr. 2, 10—18.

Sonntag Estomihi.

(1. März 1908).

Hebr. 2, 10—18.

Denen kann Jesus helfen, die versucht werden. Ich glaube: das ist unter den Worten unsers Textes für uns das schwerste, für das wir am wenigsten vorbereitet sind. Wenn uns unser Text sagt: Jesus kann den Sterbenden helfen: das fassen wir. Denn wir tragen den Vers in uns: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir; wenn ich den Tod soll leiden, so tritt du dann herfür." Ebenso wenn uns unser Text sagt: den Verschuldeten und Gefallenen kann er helfen: auch das fassen wir, hören es gern und dankbar, daß er ein treuer Hoherpriester ist, der unsre Sünden versöhnt, und beten mit der Kirche: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid". Nun ist aber unser Text damit noch nicht zu Ende, sondern gräbt noch tiefer, beschreibt uns Gottes Gnade als noch größer und fährt fort: denen, die versucht werden, kann er helfen, und dazu braucht Jesus seine ganze Herrlichkeit, seine Gottheit und seine Menschheit, sein Kreuz, seine priesterliche Macht, seine Barmherzigkeit, damit er imstande sei, uns in jenen Stunden beizustehen, die uns die Versuchung bringen. Was ist das? Was ist Versuchung? Wir antworten: Versuchungen sind jene Ereignisse, die uns nötigen, uns selbst für Gott zu entscheiden. Wie kann uns in der Versuchung geholfen werden? Dadurch, daß unser Wille auf Gottes Wille gerichtet wird. Weßhalb kann Jesus das? Weil er selbst die Versuchung bestanden hat.

1.

Mancherlei Gedankenreihen kommen zusammen und erschweren uns das Verständnis dieses Spruchs, zuerst natürlich der menschliche Leichtsinn. Wir fassen gern das menschliche Leben bloß als Spiel auf, und denken: jeder soll es treiben, wie er kann und mag. Damit kommt unser Vers in Streit, der uns sagt, daß wir versucht, geprüft, erprobt werden. Dadurch wird uns die Tiefe des menschlichen Lebens sichtbar. Was wird geprüft? Nicht unser Verstand. Wenn uns Gott prüft, so fragt er nicht: wie viel weißt du? Auch nicht unsre Kraft ist das, was geprüft wird. Sie ist Gott bekannt auch ohne Erprobung. Geprüft wird unser Wille. Das ist die ernste Nötigung, die uns je und je bereitet wird, daß wir einen Willen fassen müssen, einen freien und eignen, durch den wir kundgeben, was wir wählen. Daran wird offenbar, daß Gott nicht mit uns spielt, wie ein Kind mit seinen Puppen, als wäre die Welt nichts mehr als Gottes Spielzeug und Puppenstube. Er macht damit Ernst, daß er uns ein eignes Leben gab, damit auch einen eignen Willen, und nötigt uns, daß wir ihn brauchen. Gibt er uns Glauben, so bringt er uns auch in die Lage, daß wir ihn verwenden und bewähren müssen. Zeigt er uns, was Sünde ist, so bleiben die Stunden nicht aus, wo es ans Licht kommt, ob wir uns von ihm weisen lassen, ihm gehorchen, und den bösen Willen brechen, oder ob wir ihn doch nicht lassen. Gibt er uns Menschen, die uns gehören und die wir lieb haben dürfen, so gibt es auch Augenblicke, in denen unsre Liebe auf die Wage kommt, ob sie echt sei, und wir zu bewähren haben, daß die uns wirklich teuer sind, die Gott uns gab.

Noch ein andrer weit verbreiteter Gedanke verdeckt uns unsern Spruch, den uns die heutige Zeitstimmung mit großer Stärke zuträgt, und wir wissen alle, wie empfänglich und widerstandslos wir uns solchen in der Zeit mächtigen Gedanken öffnen. Sie wenden unsern Blick nach außen auf

unsre Lage, auf unsre Geschicke, auf das Maß der uns gegebenen Kraft, wie unsre Umgebung auf uns wirke, ob sie günstig sei oder ungünstig, ob wir im Schatten wachsen oder im Sonnenschein, wie viel Arbeitsmittel uns zur Verfügung stehen. Dann bilden wir für den Verlauf des menschlichen Lebens etwa folgendes Gleichnis: wir sind in einen Nachen gesetzt, den der Strom treibt. Wie ihn die Strömung treibt, so fährt er; ist sie stark, so fährt er rasch; ist sie schwach, so geht die Fahrt langsam voran. Dabei sehen wir begierig in die Zukunft, wohin uns der Strom wohl führe, wo wir landen. Dieses Gleichnis deutet eine große Wahrheit an. Nur dürfen wir dabei nicht vergessen, daß Gott uns das Steuer in die Hand gegeben hat. Unser Nachen braucht die Strömung und den Wind, damit er fahre. Aber wir müssen steuern, und wie wir steuern, so wird die Fahrt. Darum werden wir versucht. Die Versuchungen ergeben jene Stunden, wo wir nach dem Steuer greifen müssen, wo uns Gott die Frage vorlegt: wohin wollt ihr fahren? Wir können uns nicht bloß treiben lassen; es gibt Momente, wo wir uns entschließen müssen und die Entscheidung bei uns steht, und der ganze Fortgang unsres Lebens ist auf unsern Entschluß und Willen gestellt.

Noch ein dritter Gedanke hindert uns am Verständnis unsres Spruchs, der nicht aus der Zeitstimmung oder irgend welcher Philosophie stammt, sondern aus dem Evangelium. Aber wir sprechen mit ihm nicht das ganze Wort Jesu aus, sondern bloß ein Stück. Beruht nicht unser Heil ganz und gar, vollkommen und ausschließlich auf Gottes Gnade und Gabe? Dürfen wir nicht sagen: „Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt; wo du wirst gehn und stehen, da nimm mich mit“? Wenn wir aber mit ihm gehen, wie kann uns dann die Versuchung begegnen? Wie so wird uns zugemutet, daß wir uns entscheiden, wenn wir doch seine Hand erfassen und uns von ihm tragen und ziehen lassen? Wir haben mit

diesem Gedanken die göttliche Gnade noch nicht ganz verstanden. Nicht als hätten wir ihr zuviel zugetraut und sie zu hoch gerühmt; was eben von ihr gesagt wurde, davon haben wir nichts abzuziehn. Aber das ist noch nicht genug; unsre Auffassung der göttlichen Gnade ist noch zu eng und zu klein. Gott gibt uns mehr. Wenn wir durch die Versuchung gehen, so ordnet freilich die göttliche Gerechtigkeit unsern Weg. Wenn wir sagen: wir haben Glauben, dann ist es gerecht, daß uns auch die Gelegenheit bereitet wird, bei der wir Wort halten und Glauben haben und uns auf Gott verlassen müssen, so daß offenbar wird, was wir von ihm denken. Wenn er uns Menschen zuführt und uns mit ihnen in Verbindung bringt, dann ist es auch gerecht, daß wir unsre Liebe bewähren und das überwinden, was sie kränkt, schwächt und zerstört. Gottes Gerechtigkeit ist aber immer mit seiner Gnade vollständig eins. Er macht nicht das eine ohne das andere an uns offenbar, sondern im Erweis seiner Gerechtigkeit liegt immer auch die ganze Herrlichkeit seiner Gnade. Dadurch, daß wir versucht und erprobt werden, kommt das Tiefste, Heiligste, Innigste, Süßeste an Gottes Gnade ans Licht, das nämlich, daß Gott uns für sich begehrt, unsern eignen Willen, und damit uns selbst. Unsern Willen dürfen wir ihm geben, nicht so, daß wir ihn verlieren, umgekehrt so, daß es unser eigner Wille ist, mit dem wir seinen guten Willen wollen. Das heißt, daß wir wirklich Gott lieben dürfen mit ganzem Herzen. So hoch schätzt uns Gott. Darum hält er uns gleichsam weg von sich und sagt uns: nun greife nach mir und halt dich fest an mir. Darum gibt es keine Größe der Begabung, durch die wir über die Versuchung hinausgehoben würden. Man findet oft den Gedanken: wenn wir nur mehr Kraft hätten! dann wären die Versuchungen vorbei. Das ist falsch. Je reicher die uns gewährte Gabe ist, um so sichrer kommt die Versuchung. Große Kraft und Gabe bringt große Versuchung, kleine Kraft und Gabe kleine.

Denn bei der Verſuchung wird nicht das geprüft, wie viel wir können, ſondern ob wir ernſthaft wollen, aufrichtig lieben und mit Entſchloſſenheit gehorchen. Das haben wir dadurch vor Augen, daß Jeſus ſelbſt verſucht worden iſt, nicht aus Schwäche, nicht deshalb, weil ſeine Gemeinſchaft mit Gott unvollkommen war und der Kraft entbehrte, ſondern deshalb, weil er der einige Sohn Gottes unter uns iſt. Darum hat ihn Gott an einen Ort geſetzt, wo er zeigen mußte, wie viel ihm Gott wert war.

2.

Nicht hilflos treten wir in die Verſuchung, nicht allein. Gott hat uns den Helfer bereitet, der uns dann, wenn wir verſucht werden, beizuſtehen vermag. Er iſt nicht erſt dann zur Hilfe bereit, wenn wir falſch ſteuerten und ſtrandeten. Freilich auch dann iſt er zur Stelle; er hat ſchon viele Schiffbrüchige wieder herausgezogen, und manchen Krüppel, der geſtürzt iſt, wieder zurecht gebracht, weil er barmherzig iſt und der treue Hoheprieſter, der die Vollmacht hat, Sünden zu vergeben. Aber das iſt nicht ſein ganzes Heilandswerk, ſondern wir haben ihn auch in der Verſuchung, im Kampf zur Seite; dann, wenn wir wählen müſſen, hilft er uns richtig wählen, und lenkt, wenn wir nach dem Steuer greifen, unſre Hand, daß wir richtig ſteuern. Wenn wir das nicht wüßten, dann kämen wir im Gedanken an die Verſuchung leicht in eine tiefe Angſt. Wenn wir uns deutlich machen, daß an unſrem Entſchluß unſer Leben hängt und über ſeinen Verlauf und Ausgang von uns entſchieden wird, und wenn wir uns verdeutlichen, wie gebrechlich und beweglich unſer Willensvermögen iſt, iſt das nicht zum Erſchrecken? nicht bloß unſretwegen — wer wird auch immer nur an ſich ſelber denken? — ſondern noch mehr derer wegen, die wir lieb haben, und die wir vor der Verſuchung nicht bewahren können. Wir können nicht an ihrer Statt das Steuer führen; ſie müſſen

es ſelber führen lernen, müſſen ſelbſt wollen, ſelbſt ſich entſcheiden, ſelbſt ſich dem verſchließen, was ſie von Gott ſcheidet, ſelbſt ſich dem öffnen, was ſie zu Gott führt. Aber das ſoll unſer Troſt für uns ſelbſt und alle, für die wir ſorgen, ſein: ſie ſind in der Verſuchung nicht allein. Vielleicht denken wir dabei nur an das, was ſich als bleibender Kampf durch das ganze Leben durchzieht, daran, daß wir die wilden Reizungen der Sinnlichkeit beharrlich dämpfen und den Druck der Welt beſtändig aushalten müſſen, die ihre Liebe nur an das Sichtbare hängt. Gewiß ſind dieſe anhaltenden Kämpfe auch verſuchlich, aber ſie ſind nicht das Gefährlichſte. Hier ſcheiden ſich die Wege deutlich, und Wille ſteht gegen Wille in klarem Gegenſatz. Der Kampf kann uns Not machen, viel Not, aber wir wiſſen, wo unſer Poſten iſt. Gefährlicher ſind oft jene Wendepunkte in unſrem Leben, wo wir unſre Entſchlüſſe neu faſſen und unſern Weg erſt zu ſuchen haben. Alles Spätere hängt an ihnen, aber in jenem Moment wiſſen wir es vielleicht noch nicht, haben nicht das Bewußtſein, daß wir jetzt in der Verſuchung ſtehn, jetzt gewogen, geprüft und erprobt werden, ähnlich wie Petrus im Hof des Kajaphas, der damals, als ihn die Magd anſprach, auch nicht merkte: jetzt wirſt du verſucht und geprüft. Nachher ſah er es dann.

Wer hilft uns bei der verſuchlichen Wahl? Der, der uns das Auge hell und ſcharf macht. Die Verſuchung blendet und täuſcht. Der hilft uns, der die Täuſchung verſcheucht. Freunde, Jeſus macht uns wach; er widerſteht den Täuſchungen. Bei ihm ſcheidet es ſich deutlich, was von oben und was von unten iſt, was aus Gott iſt und was aus der Welt ſtammt, was Gottes Wille uns aufgibt und was unſre kranke Eigenſucht begehrt. Wie viele haben ſchon hintendrein geſagt: wie war ich doch ſtockdumm! Es hat eben guten Grund, daß uns Jeſus verkündigt wird. Das iſt kein Luxus, kein überflüſſiger Scherz. Wir brauchen ihn, damit wir nüchtern werden. Tauſenden und Tauſenden hat er das ſchon

gegeben, daß sie wach geworden sind durch ihn, und das ist die Hilfe, die wir für die Versuchung brauchen. Er tut uns noch eins. Wachet und betet, sagte er zu seinen Jüngern in jener Nacht, als die Versuchung über sie kam, und sie geschüttelt wurden wie der Weizen im Sieb, damit sich Spreu und Weizen scheiden. Er befiehlt uns nicht nur, daß wir beten; er lehrt uns beten und gibt uns das Gebet. Das ist eine mächtige Hilfe für die Versuchung. Wenn wir einen Willen fassen müssen, so ist das eine hochwichtige Sache, ob wir ihn vor Gottes Antlitz fassen oder nicht, ob wir beten können, ob wir unsre Anliegen mit Gott besprechen oder nicht. Der hilft uns richtig wählen, der uns den Zugang zu Gott gibt, daß wir unsern Willen in sein Licht stellen, ihn in seiner Gegenwart prüfen und in seiner Gemeinschaft unsern Weg gehen.

Und noch eins tut uns Jesus. Als Petrus in die Versuchung kam, hat ihm Jesus gesagt: „Ich habe für dich gebetet, daß dein Glaube nicht aufhöre.“ Immer geht bei den Versuchungen der Kampf um den Glauben. Geh es, wie es geh: wir haben gewonnen, wenn wir den Glauben nicht verlieren. Der Sieg ist unser, wenn wir aus dem Kampf des Lebens hervorgehen mit dem Wort: ich habe den Glauben bewahrt, wenn wir uns auf Gott verlassen können, seine Gnade zu ergreifen und ihm für seine Liebe zu danken vermögen. Bei wem wollen wir glauben lernen? Dazu ist uns Jesus gegeben, und er hat es schon an Tausenden und Tausenden bewährt, daß er uns zum Glauben hilft, und damit hilft er uns in der Versuchung, und macht, daß wir bestehn. Dadurch hilft er uns auch über den allergefährlichsten Moment hinweg, und dies ist der letzte, wenn es scheint: die Versuchung sei schon bestanden. Dann kommt noch der Reiz zur Selbsterhöhung, das stolze Siegesgefühl, und der siegreiche Held krönt mit dem Lorbeer sich selbst, und fällt noch im letzten Moment, wo ihm das Kleinod schon winkt und er den

Kampf schon nahezu bestanden hat. Davor schützt uns Jesus dadurch, daß er uns zum Glauben hilft. Denn dadurch richtet er unser Auge fest auf Gott, und macht, daß wir nicht uns krönen, sondern ihm danken, und dadurch wird uns der Sieg nicht doch noch zum Fall. So hilft er uns in der Versuchung. Sie muß Versuchung bleiben, und uns die Erprobung bringen. Aufheben kann und will er sie nicht. Aber er rüstet uns für sie und läßt uns nicht allein.

3.

Dieses Helferamt hat Jesus rechtmäßig erworben. Es geht in Gottes ganzer Regierung gerecht zu, und dies gilt besonders dann, wenn Gott uns seine Gnade zeigt. Sie waltet frei mit königlicher Vollmacht über jeder Regel, aber gerade deshalb verbündet sie sich untrennbar mit der Gerechtigkeit und bereitet sich dadurch einen sichern, unerschütterlichen Grund. Darum öffnet uns der Brief von dieser Stelle aus den Einblick in Jesu Kreuz. Er ist gestorben, daß er uns als unser Priester die Vergebung gewähre. Er hat aber mit seinem Kreuz noch nach Größerem verlangt und Größeres erworben. Er will die Ringenden auf den Kampfplatz begleiten als ihr Helfer und neben denen stehen, die die Versuchung erschüttert, damit sie nicht fallen. Dazu hat er sich das Recht und die Macht dadurch bereitet, daß er selbst versucht worden ist. Alle Kräfte der Bosheit griffen nach ihm, zogen und zerrten an ihm, ob sie ihn losreißen könnten sowohl von Gott, als von der Welt, ob sie es fertig brächten, daß er seine Gemeinschaft mit uns aufgäbe und seine Verbundenheit mit dem Vater lockerte. Auch er mußte wählen, sich entscheiden mit eignem Willen gegen den Ansturm starker Reizungen, die er zu überwinden hat. Seine Sohnschaft war kein Scherz; denn sie war nicht bloß auf Kraft oder Natur gegründet, sondern auf seinen Willen. Nicht die Umstände machten ihn zum Sohn Gottes; nicht seine Kräfte und Schick-

ſale gaben ihm ſeine Gemeinſchaft mit Gott. Vielmehr hat Gott für ihn die Umſtände ſo geordnet, daß alles ſeiner Sohnſchaft widerſprach; nun muß er ſich an Gott halten mit der Entſchloſſenheit der eignen Hingabe, durch die alles in ihm offenbar wird. Er hat Gottes Reich, die vollkommene Gnade, verkündigt, durch die Gottes Herrlichkeit aller Welt ſichtbar wird. Nun ſendet ihn Gott ans Kreuz; dort hat er zu bewähren, daß ihm Gott allein und wirklich als der gilt, der regiert, und daß er ihn als gegenwärtig vor Augen hat in ſeiner herrlichen und ewigen Gnade, auch wenn er ſtirbt. Er hat dem Glauben die volle Verheißung gegeben, und ihm zugeſagt, daß ihm immer Gottes Hilfe und Gabe widerfahre. Nun ſendet ihn Gott ans Kreuz; da wird erprobt, ob er ſich zu Gott ſo hält, wie es ſeiner Verheißung entſpricht, und dabei bleibt, daß Gott keine Zuverſicht zerſtört, die ihm erwieſen wird, und keine Bitte zertritt. Am Kreuz meinten ſeine Gegner: er habe umſonſt auf Gott vertraut. Das war Verſuchung für ihn, Prüfung und Erprobung des Innerſten in ſeiner Sohnſchaft Gottes, und ſie gehörte zu ſeinem Beruf. Er hat die Menſchen lieb gehabt und ſie mit ſich vereint zur völligen und ewigen Gemeinſchaft. Nun muß er leiden, und zeigen, ob er ſie auch jetzt noch lieb hat, auch jetzt noch ſie zu ſich zieht und für ſie alles hat, was ihm der Vater gab. Er hat die Verſuchung beſtanden, und als Dank für ſie das begehrt, daß er denen helfen dürfe, die verſucht werden. Das iſt der Lohn ſeines Kreuzes, daß er nun mit den Kämpfenden auf das Schlachtfeld zieht, auf dem es ſo viele Gefallene gibt, und die aufrecht hält und zum Siege führt, die ſich von ihm helfen laſſen.

Wenn wir im Unſer Vater beten: Vergib uns unſre Schulden, ſo ſind wir gewohnt, an Jeſus zu denken und an ſein Kreuz, durch das er unſer Verſöhner ward. Wenn wir dort beten: Erlöſe uns von dem Übel, ſo denken wir an Jeſus, der uns von der Furcht des Todes frei gemacht hat

und alle Abhängigkeiten von allen Mächten des Böſen für uns zerriſſen hat. Wir wollen es nicht anders halten, wenn wir beten: Führe uns nicht in Verſuchung, und an Jeſus denken, der in ſeinem Leiden verſucht worden iſt, und nun denen, die verſucht werden, hilft, und uns in der Verſuchung nicht allein läßt, ſondern mit uns geht, damit wir überwinden. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Sonntag Quasimodogeniti

(26. April 1908).

Offenb. 1, 17. 18.

Wenn wir in unseren Gottesdiensten an einen Geburtstag denken, der hundert Jahre zurückliegt, so geschieht das immer mit Dank, mit Dank gegen Gott. Wir sprechen dadurch aus, daß durch den Mann, dessen wir gedenken, eine neue göttliche Gabe unserer Christenheit zu Teil geworden ist, daß uns der gute, gnädige Wille Gottes durch ihn in neuer Weise deutlich wurde über das hinaus, was wir früher besaßen. Heute denken wir an den Geburtstag Wicherns. Was ist durch ihn Neues unserer Christenheit gegeben worden? Er hat sie zur Arbeit munter gemacht. Warum müssen wir arbeiten? Dazu beruft uns die Not, und die ist groß. Der Hamburger Kandidat sah an den Knaben, mit denen er es zunächst zu tun hatte, die Not, und er griff zu; und ihr versteht leicht: wenn einer einmal zugreift und helfen will, dann wächst die Arbeit; er muß keine Sorge haben, ob er auch solche finde; ein Zweig nach dem andern setzt sich an und die Arbeit wächst zu Großem. Aber das allein würde uns noch nicht bewegen, heute in unserem ganzen Lande seiner zu gedenken, wenn einzig er sein Leben im Dienst der Gnade Gottes vollbracht hätte. Gott hat es ihm jedoch gegeben, unserer deutschen Christenheit das Gewissen zu wecken, sie munter und froh und tapfer zu machen zum Dienst an denen, die sich nicht selbst helfen können. Davon wollen wir sprechen: einmal der Kern des Christenstandes ist die Arbeit; und unsere Ausrüstung zur Arbeit ist der Glaube.

1.

Wir haben es an unserem Text sofort vor Augen, daß der neue Weg, in den die Christenheit durch Wichern und seine Freunde und Mitarbeiter hineingeführt worden ist, in Übereinstimmung bleibt mit dem Weg Jesu. Was uns durch sie beschеert worden ist, das ist ein Wachstum in der Erkenntnis Christi, nicht ein Weg, der von ihm abführt, vielmehr vertiefte Einsicht in seine Gnade und Gabe.

Was macht unser Textwort zum Merkmal Jesu? Feierlich für menschliches Denken unerreichbar tritt unser Spruch vor uns: „Ich war tot, und siehe! ich lebe, und ich habe die Schlüssel des Todes und der Totenwelt!“ Wenn er lebt, was ist dann das Merkmal seiner Gemeinde? Sie ist dazu bestimmt, daß sie sein Leib sei, durch den er regiert und sein Werk vollbringt. Ist das Haupt lebendig, wie ist dann der Leib? Die Gemeinde des Lebendigen lebt, und wenn sie lebt, dann arbeitet sie.

Was könnten wir sonst zum Merkmal der Gemeinde Jesu machen, worin sonst das Wesen der Christenheit und Kirche suchen? Ihr werdet mir sagen: wir kommen in die Kirche, um zu feiern. Das ist das Merkmal der Christenheit, daß sie das Fest Gottes feiert und ihr Leben lang das Lob Gottes treibt als ihr großes Anliegen, zu dem ihr Herz immer munter ist. Gewiß ist es Gottes große Gabe, die er uns durch Jesus verliehen hat, daß wir feiern können; er tut uns den Mund auf zu seinem Lob. Wer das noch nicht erlebt hat, der weiß nicht, was Jesus aus uns macht. Aber wir brauchen, um Gott zu loben, Stoff. Was soll nun der Grund unserer Feier sein? Daß es uns so gut geht, daß wir so fromme, brave Menschen sind, die einen schönen Sonntagsrock besitzen und einen lieblichen, erbaulichen Gottesdienst zu stande bringen? Freunde, so stirbt unser Lob Gottes ab.

Die Wege, die zum Tode führen, sind deutlich und zahlreich. Wir haben es immer wieder vor Augen, daß ein

Mensch in eine Gefahr kommen kann, in der ihm das Verderben droht. Wir verstehen es darum, weßhalb uns der Herr zuruft: Ich habe die Schlüssel des Todes, ich schließe die Pforte zu, bei der dich das Verderben packte; ich versperre dir den Weg zu dem, was dich verdirbt, und öffne dir die Pforte des Lebens.

Wir haben seine Verheißung nötig. Aber was sollen wir nun machen? Sollen wir uns gleichgültig von denen abwenden, die der Pforte des Todes zugehen, für die sie nicht verschlossen ist, sondern noch offen steht, und feiern, weil wir den großen Vorzug haben, gleichsam als Gottes Schoßkinder von seiner ewigen Gnade umfaßt zu sein? So wird die Christenheit krank, so trennt sie sich von dem, der uns zuruft: Ich war tot und bin lebendig. Das ist er nicht deshalb geworden, weil er sich abseits von denen hielt, die der Pforte des Todes zuwandern, und die Sterbenden sich selbst überließ, sondern diesen Weg ging er deshalb, weil er Gemeinschaft hielt mit den Verschuldeten und Sterbenden. Und so ist er der geworden, der lebendig ist und die Schlüssel hat zum Tode und zur Totenwelt.

Ehe uns die neue Bewegung in die Christenheit hineingetragen worden ist durch Gottes große Gnade, sagten sie: Das sei das Merkmal des rechten Glaubens, daß wir zu sprechen vermöchten: „Für mich“. Gewiß, Freunde, das Wort ist nicht falsch, es bezeichnet einen Punkt, der immer wieder unsere Selbstprüfung und Einkehr fordert. Es ist eine große Sache, daß wir sprechen dürfen: „Für mich“. Für mich bist du gestorben, für mich bist du lebendig, für mich ist dein Wort da mit seiner Verheißung und seiner Zucht, für mich lebt Gott im Himmel und ist Herr auf Erden. Damit sprechen wir aus, daß wir nach der Gabe Gottes greifen mit herzlichem Verlangen, daß wir uns zu ihm hinwenden und uns in seine Hand legen. So redet der Glaube. Aber wenn wir nichts anderes wüßten als das, so wären

wir noch nicht beim reifen Mannesalter, noch nicht da, wohin Jesus seine Gemeinde beruft. Was muß hinzukommen zu dem: „Für mich"? Noch ein zweites Wörtlein: Für mich und für dich. Das hat Wichern unserer deutschen Christenheit gesagt.

Wir könnten auch noch etwas anderes zum Merkmal der Christenheit machen. Sie sieht die Not und empfindet den Druck, den das menschliche Wesen und Leben auf uns legt; das Auge ist ihr wach für die schweren Kämpfe, die rings um uns und in uns selber durchgekämpft werden müssen. Jetzt klagen wir. Ein großer Teil der ältern christlichen Predigt bestand aus Klage. „Ich war tot und siehe! ich lebe". Paßt das zu uns, wenn wir nur eine klagende Schar sind? Wir können die Klage vertiefen zur Erkenntnis, können die Sünde studieren, enthüllen, uns ihren Ursprung und ihre Macht verdeutlichen. Viel Fleiß ist in der Christenheit darauf verwandt worden, allen deutlich zu machen, wie es zur Sündhaftigkeit kam und kommt, was das bedeutet, daß wir Menschen einen verkehrten Willen und verwerflichen Zustand in uns tragen. Haben wir aber den Willen Jesu damit ganz verstanden, wenn wir über das meditieren, was krank und verderblich in uns ist und uns in den Streit mit Gottes Willen bringt? Kam denn der Herr nur dazu, damit wir wissen, was in uns sündlich sei? „Ich war tot und siehe! ich lebe": das ist das Wort dessen, der überwunden hat. So redet das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt wegnimmt, nicht beschreibt, beleuchtet, erklärt, sondern wegträgt. Darum ist er der, der tot war, und nun ewig lebt und die Schlüssel verwaltet, durch die er die Pforte des Todes für uns verschließt.

Alles, was die alte Christenheit besaß, wird durch die neue Gabe und Güte Gottes nicht geschädigt. Der Schmerz, den unsre alten Frommen, Luther zum Beispiel und seine Gefährten, so kräftig aussprachen, bleibt in uns allen wach,

der Schmerz über unsre Sünde und Ohnmacht, über das Elend des Menschen, das uns alle plagt. In der Arbeit entsteht er erst recht. Die, die wirklich das Werk Gottes unter uns tun, wissen es am allerbesten, was es mit der menschlichen Schwäche ist. Auch die Feier geht uns nicht verloren. Wir verlieren den Sonntag nicht, wenn wir den Werktag haben, verlieren den Dank für Gottes Gnade nicht und das Lob seines heiligen Namens nicht, wenn wir dienen. So hat es uns ja der Herr von Anfang an als seinen Willen beschrieben. Er sagt: „Ihr seid die Arbeiter in Gottes Weinberg“ und „Ihr seid die Gäste bei Gottes Fest.“ Er ruft uns zur Arbeit und lädt uns zum Feste. Verteilt sich das auf verschiedene Leute, so daß etwa die eine Hälfte unter uns die Arbeiter wären und die andere die Gäste? Oder verteilt sich das auf verschiedene Zeiten, so daß wir etwa das eine Jahr den Dienst im Weinberg Gottes zu tun hätten und das andere Jahr als Hochzeitsgäste an seinem Tisch säßen? O nein! Das ist eins und dasselbe. In dem dich Gott zu seinem Dienst beruft, setzt er dich an seinen Tisch; indem er dich zu seinem Gast macht, gibt er dir seinen Dienst. Darum gleicht die Christenheit immer gleichzeitig den Jungfrauen, die am Vorabend des Festes auf den Bräutigam warten mit der brennenden Lampe und der seligen Hoffnung, und den Knechten, denen der Herr seine Talente gibt, damit sie für ihn arbeiten. Das ist nicht zweierlei, sondern eine und dieselbe Gnade Gottes, und gibt nicht zwei Gruppen und Teile in der Kirche, sondern das ist zusammen der Christenstand.

2.

Aber das ist klar, wir brauchen, um zu arbeiten, Glauben. Wir reden nicht dann von Arbeit, wenn uns eine nutzlose Mühe überbunden ist, und wir gezwungen sind, uns anzustrengen und zu ringen ohne Frucht. Können wir helfen, wirklich helfen, oder ist das Elend riesengroß und die Not

unüberwindlich? „Ich war tot und siehe! ich lebe und ich habe die Schlüssel des Todes und der Totenwelt. Ich mache die Türe zum Verderben zu, ihr braucht nicht zu Grunde zu gehen, braucht euer Leben nicht wegzuwerfen, als wäre es Tand und Kot; denn ich schließe die Pforte des Todes für euch zu." Er verheißt uns, daß wir überwinden. Dadurch sind wir zur Arbeit gerüstet und tun sie nun nicht als ein vergebliches Werk. Und wir müssen auch das zweite hinzunehmen: „Ich habe die Schlüssel der Totenwelt. Dort drüben, wohin der Tod euch führt, da mache ich die Türe auf; da walte ich; da hole ich euch heraus zur Gemeinschaft mit mir. Wen ich heraushole, der steht in Gottes Licht; denn ich lebe in Ewigkeit". Wir, die wir an der Arbeit sind, Freunde, würden wohl alle die Hände sinken lassen, wenn wir denken müßten: was ist der Mensch? Er gleicht der Mücke, die für eine Stunde im Licht der Sonne spielt und dann vergeht. Wozu dann helfen? auch solchen, denen wir im irdischen Leben nicht mehr Großes bieten können, den Schwachen, den Siechen, den Blöden, den Entehrten, den Verlorenen nach menschlicher Meinung, wozu helfen? Warum nicht sterben lassen, was schwach und siech ist? „Ich habe die Schlüssel der Totenwelt." Wir denken nicht bloß an den irdischen Tag, sondern wir haben im Blick auf jeden Menschen die Verheißung Gottes vor Augen, die ihm ein ewiges Ziel gewährt. Jetzt kann man arbeiten.

Das Bedenken kann uns freilich kommen, durch die mancherlei Tätigkeiten, die sich in unsrer Christenheit eingebürgert haben, werde uns der Glaube erschwert. Jeder, der arbeitet, erlebt es, daß die Arbeit den ganzen Menschen faßt. Sie nimmt unser Interesse in Anspruch, erfüllt und beschäftigt uns Tag und Nacht. Ihr habt das immer vor Augen, wie warm jeder von uns für denjenigen Arbeitszweig eintritt, der ihn beschäftigt, als wäre er das Allerbeste und Allernötigste, als gäbe es sonst nichts. Und dazu kommt noch weiter, daß

wir jetzt die Erkenntnis erreicht haben, daß wir dem einzelnen nicht helfen können, wenn wir nicht das Ganze bewegen und vorwärts leiten. In den Anfängen der christlichen Hilfsarbeit waren sie noch damit zufrieden, hie und da einem einzelnen hilfreich beizustehen. Gegenwärtig hat es unsre Christenheit gelernt, daß wir ins Große greifen müssen. Aber wie? wenn so die christliche Hilfe und Arbeit in den Kampf des öffentlichen Lebens hineingeworfen wird? So gibt es Beziehungen zum Staat, zu den Regierungen, zur Politik. Sind wir so nicht weit entfernt von der Andacht und Sammlung eines Herzens, das mit Maria nichts anderes begehrt als Jesu Wort, das in das obere Heiligtum eintritt, nicht mit dem Staub der Erde, sondern frei von allen irdischen Anliegen, aufwärts gewandt zum ewigen Gott? Gewiß, wir müssen wachen, daß wir nicht so der Arbeit verfallen, daß wir nur noch arbeiten, daß uns die Menschen und ihre Not nicht so an sich ziehen, daß wir von Gott loskommen. Das ist nicht der rechte Dienst Gottes an den Menschen, wenn uns über der Nächstenliebe die Liebe Gottes stirbt, weil uns über dem Verkehr mit den Menschen Gott verborgen wird. Allein wenn wir in Gott unsre Arbeit tun, dann hilft die Arbeit selbst dazu mit, uns vor dieser Gefahr zu schützen. Rechte Arbeit treibt zum Glauben. Ich wüßte keinen bessern Weg, wie jemand es lernen sollte, Gott zu glauben und sich gläubig an unsern Herrn Christus zu halten, als die Arbeit. Ich meine dies nicht so, daß wir auf die Leistungen unsrer tüchtigen Arbeiter hinzeigen und sagen wollten: „Seht einmal, was haben die vollbracht", daß wir etwa heute auf das Rauhe Haus und auf Wichern hinwiesen und jedermann aufforderten: „Seht, welch ein Prunkstück christlicher Tatkraft unsre deutsche Christenheit besitzt; deshalb müßt ihr Respekt vor uns Christen haben, denn dort habt ihr den Beweis dafür, was für starke, geniale, hingebende Männer wir besitzen." So führt man nicht zum Glauben. Das begreift ihr alle,

daß das ein ganz anderer Gedankengang wäre, als der, der uns zum Glauben anleitet. Wir begehren ja nicht für uns Glauben. Die Christenheit hat nicht die Aufgabe sich selbst zu verherrlichen, für sich Glauben zu schaffen, an sich die Menschen zu ketten. Was uns am Herzen liegt, ist, daß wir und alle, die wir lieben, an Gott glauben. Aber das lernt man in der Arbeit. Warum? Zwei Dinge sind uns nötig, damit wir Glauben lernen: die Erkenntnis unsrer Ohnmacht und die Erkenntnis der Heilandsmacht Gottes. Die Erkenntnis unsrer Ohnmacht brauchen wir, damit wir loskommen von uns selbst. Die Erkenntnis der Heilandsmacht Gottes brauchen wir, damit wir uns halten an ihn. Wenn einer erkennen will, wie ohnmächtig er ist, dann probiere er es einmal, einem Menschen zu helfen. Wenn wir mit der Sünde der Andern ringen, dann werden wir tief gebeugt und lernen es, daß mit unsrer Macht nichts getan ist. Und wenn einer erfahren will, was die Heilandsmacht Gottes ist, dann diene er. Wenn uns Gott dazu braucht, einander zu helfen, und uns benützt, um für andere die Türe zuzumachen, die zum Tode führt, dann sind wir der göttlichen Gnade gewiß. Das gibt die Erfahrung, von der Paulus sagt, daß sie die Hoffnung und den Glauben erzeuge, die nicht zu schanden werden.

Arbeiten und nicht verzweifeln! Dieses Wort ist letzthin durch unser Volk gegangen, da es ihm mit Beredsamkeit als Losung von einem starken Mann gesagt worden ist. Freunde, es stände mit unsrer Arbeit schlecht, wenn wir nichts besseres hätten, nichts besseres als jenen Arbeitsmut, der mit Anstrengung die Verzweiflung in sich niederkämpft. Was haben wir Besseres? Arbeiten und glauben! „Ich habe die Schlüssel des Todes und der Totenwelt.“ Die hast nicht du; die hat er, aber er hat sie wirklich und er braucht sie und tut Türen zu, die zum Tode führen, und Türen auf, die ins Leben führen. Darum ist unser Werk im Herrn nicht umsonst getan. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Jubilate

(10. Mai 1908).

Offenbarung 2, 8—11.

Die Christengemeinde in Smyrna war arm. Nein! sagt ihr Christus, du bist reich. Sie war schwer verlästert und bedrückt; aber Christus sagt ihr: Fürchte dich nicht. Er bietet ihr den Kranz dar und damit die ewige Ehre vor Gott. Nicht einmal das Leben war der Gemeinde gesichert. Sie mußte sich für den schmachvollen Tod bereit halten, und niemand in der Gemeinde wußte, ob er nicht ihn treffe. Christus sagt ihr: Das Sterben bringt euch keinen Schaden; so seid ihr vom andern Tode frei. Wenn wir uns deutlich machen, wie die Christenheit von Smyrna stand, dann versagen wir ihr unsre Bewunderung nicht. Das ist das Erste, was jeder bei unserm Text empfinden wird. Damit verbindet sich aber sofort ein zweiter Gedanke: wir empfinden den großen und sichtbaren Unterschied, der unser Christentum von jener ersten Zeit trennt. Wollen wir damit schließen? Erleben wir nicht noch etwas Drittes, wenn wir unsern Text betrachten? Beruft er nicht auch uns zur Treue, zur ganzen Treue bis zum Tod? Wir sehen an der Gemeinde von Smyrna die Größe der ersten Christenheit, den Unterschied der Zeiten und die ewige Wahrheit und Richtigkeit des Willens Jesu.

1.

Mit den Christen von Smyrna stand es so: sie waren arm und hielten ihre Armut für Reichtum. Sie galten in der Stadt bei den Angesehenen und Regierenden als die schlimmsten Verbrecher, und priesen Gott. Sie mußten sterben und sagten: Nun leben wir, gerade weil wir sterben, und sterben nicht am zweiten Tod. Wir sehen: sie haben Jesu

Wort bewahrt und sind ihrem Herrn von Herzen gehorsam gewesen. Dieselben Gegensätze, die uns in der Armut den Reichtum, in der Schmach die Ehre, im Sterben das Leben zeigen, sind uns allen durch viele Sprüche Jesu bekannt. Er hat die Armen selig gepriesen; weil sie arm sind, deshalb seien sie reich. Denn deshalb geschieht Gottes königliches Werk für sie, so daß ihnen Gottes gute Botschaft gehört. Dem, der sein Vermögen weggab, sagte er: jetzt sei er wirklich reich, weil er jetzt den Schatz im Himmel habe. Ebenso hat Jesus seine Jünger von der Ehre bei den Menschen gänzlich frei gemacht. Er hat in ihnen dann Sorge und Angst erweckt, wenn alle Leute sie rühmen und jedermann höflich und artig gegen sie ist. Das wäre das sichere Zeichen, daß sie Gottes Wahrheit begruben und sein Wort verleugneten, weil sie den Menschen und nicht Gott zu Gefallen leben. Er hat sie auch in vielen Worten zum Sterben bereit gemacht, und hieß sie ihm auf seinem Kreuzesweg nachfolgen, weil sie dadurch ihr Leben gewinnen, wenn sie es um Gotteswillen verlieren. Aus dem Brief an die Christenheit von Smyrna sehen wir, daß sie Jesu Wort gehorcht hat. Sie hat ihn nicht nur ihren Herrn genannt und mit Worten gepriesen, sondern hat geglaubt, was er ihr sagte, und getan, was er befahl. Das ist etwas, was wir alle ehren. Wir versagen niemand die Bewunderung, der seinen Christenstand mit Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit vollendet, auch dann, wenn er ihm Armut und Leiden bringt. Das tun wir nicht bloß deshalb, weil im Verhalten solcher Christen feste Beharrlichkeit und entschlossene Treue gegen ihre Überzeugungen sichtbar wird, sondern die Sache selbst, die Art, wie sie ihr Leben führen, hat eine uns beugende Größe. Wie kann jemand Armut für Reichtum, Schande für Ehre, Sterben für Leben halten? Nur dann, wenn er sich ernsthaft an Gott hält. Not und Schmerz können nur durch den Blick auf Gott verklärt werden. Darum hielt sich die Christenheit von Smyrna mitten in ihrer Armut für reich, weil sie ihre Ver-

bundenheit mit Gott für Reichtum hielt, und sie hat die Echtheit ihrer Liebe Gottes dadurch bewährt, daß sie neben jener nicht noch einen andern Reichtum, eine andere Ehre und ein anderes Leben begehrt hat. Indem sie auf das, was uns die Natur zuträgt, freudig verzichtet hat, bekommt ihre Liebe zum Herrn die selbstlose Art. So wird sichtbar, daß sie nicht das Ihre suchten und nicht auf ihren Vorteil bedacht waren, sondern sich dem Herrn ganz zur Verfügung stellten. Ihre Gemeinschaft mit Christus wurde zur Treue vollendet. Treue bis zum Tod, das ist die vollständige Gemeinschaft, die nicht auf Zeit geschlossen wird, die keinen Bruch und keine Lockerung erträgt, sondern jeden Vorbehalt abstreift und nichts von Bedingungen weiß. Sie ergibt sich dem, an den wir uns ergeben, ganz. Die vollendete Treue und Liebe erwecken mit Recht unsre Bewunderung und wir werden sie jenen kleinen, ringenden Christengemeinden nicht versagen, die im Bekenntnis zu Jesus mutig den Kampf mit der ganzen Welt aufnahmen und in den glanzvollen, üppigen griechischen Städten in Armut, Not und Tod ihrem Herrn gedient und ihn verherrlicht haben.

2.

Allein unsre Bewunderung gleicht leicht derjenigen, die wir etwa dann empfinden, wenn uns die alte Geschichte vom Helden Siegfried erzählt wird, der den Drachen erschlug. Einen Drachen töten, das ist gewiß eine Heldentat; aber wir sind, wenn wir von ihr hören, von Herzen froh, daß wir heute sicher durch Feld und Wald streifen können, ohne daß ein Drachenkampf notwendig wird. Siegfried bestand ihn; das war brav; wir aber leben in einer andern Welt und sind darüber froh. Wir sind reich und sind vergnügt, daß wir es sind. Wir empfinden es als eine große Wohltat, daß wir in einem geordneten und blühenden Volkstum leben, in dem uns allen die Lebensmittel reichlich zufließen. Wir stehen in Ehren und Ansehen, und bemühen uns eifrig darum und fliehen alles, was andre gegen uns erbitterte. Wie dankbar

sind wir, wenn uns jeder Kampf erspart bleibt! Wir wollen auch nicht sterben, sondern hüten sorgsam unser Leben und vermehren beständig die Mittel und Künste, durch die wir es gegen alle Schädigungen schützen. Welch eine gewaltige Summe von Arbeit geschieht unabläßig in unserm Volk, damit unser Leben, unsre Ehre und unser Reichtum erhalten und gemehrt werden! Diese Arbeit heißen wir unsre Kultur und freuen uns an diesem ungeheuren Apparat, der zur Mehrung unseres Vermögens und unseres Vergnügens und zur Abwehr von Krankheit und Tod in beständiger, arbeitsreicher Bewegung ist. Ihr werdet mir sagen: Das kannst du doch nicht schelten; das ist ja herrlich. Ganz recht! zur Verachtung dieser Güter leitet uns die Schrift nicht an. Es gibt einen falschen Verzicht auf sie, der mit Jesu Wort nichts gemein hat, wenn wir auf die Ehre deshalb verzichteten, weil wir die Menschen verachten, das Leben deshalb wegwürfen, weil wir es geringschätzen, und darum auch auf den Besitz keinen Wert legten, weil uns das menschliche Leben und Arbeiten überhaupt nichts gilt. Das ist ein ganz anderer Gedankengang, eine ganz andere Willensrichtung, als die, die uns Jesus gibt. Armut, Schande, Tod sind Übel. Wir haben Gott herzlich dafür zu danken, wenn er uns vor ihnen schützt. Werden sie uns aufgelegt, so bringt uns dies Kampf, und der Kampf ist immer schwer; er kostet viel. Sollen wir uns nun nicht einfach dabei beruhigen, daß wir gegenwärtig alles haben: den inwendigen Reichtum und zugleich den auswendigen, Würde und Ansehn bei den Menschen und zugleich die Ehre bei Gott, ein ungestörtes, blühendes Leben jetzt und einst? Wäre nicht der, der entsagen wollte, ein Tor? Steht es nicht herrlich mit uns, weit herrlicher, als es einst in der Christenheit von Smyrna stand?

3.

Soll das unser letztes Wort sein? Einst war es so; heut ist es anders; sind wir mit dieser Erwägung mit unserm Text fertig? Alle Schätze der Welt liegen vor uns und

wir eignen ſie uns an, nicht nur, was uns zum auswendigen Beſitz wird, ſondern auch die Erwerbungen des Wiſſens und Genießens. Aber wir ſelbſt bleiben leer. Gibt es nicht auch einen Reichtum, der Armut iſt? wie es eine Armut gibt, die in Wahrheit und vor Gott Reichtum iſt? Den armen Chriſten von Smyrna ſagte Chriſtus: Ihr ſeid nicht arm, ſondern reich. Gibt es nicht Reiche, denen zu ſagen iſt: Ihr ſeid nicht reich, ſondern arm? Wir leben mitten drin im Weltverkehr, ſind höflich, und mehr als nur dies: freundlich und offen für alle. Haben wir damit eine echte Ehre, die uns aufrecht hinſtellt, ohne Schwankungen, und uns die Unerſchütterlichkeit des feſten Stands gewährt? Gibt es nicht auch eine Ehre, die uns zur Not wird, weil ſie ſich in eine Feſſel verwandelt, die uns unfrei macht? Wir ſind Lebenskünſtler, gewiß, nicht ohne große Erfolge. Sind wir deshalb nicht mehr von der Todesfurcht regiert? Wird ihr Joch nicht immer drückender, je mehr Kunſt wir auf die Erhaltung unſers Lebens verwenden? Bleibt es uns nicht doch ein Geheimnis, was denn eigentlich das Leben ſei, nicht bloß für die Theorie, die uns Gott niemals geben wird, ſondern auch für die Erfahrung, ſo daß unſer Daſein leer abläuft?

Was fehlt uns denn trotz der vielen Dinge und der vielen Menſchen, die wir in unſern Bereich hineinziehn? Wir haben niemand, gegen den wir treu ſein könnten, treu bis zum Tod, niemand, an den wir uns hingeben dürften zur vollkommenen Gemeinſchaft, zum ganzen Gehorſam und zum völligen Dienſt. Ja, wenn wir den fänden, dem es ſich lohnte, treu zu ſein, ganz treu, treu bis zum Tod! Du aber haſt niemand, dem du Treue halten darfſt, du armer Mann!

Wo wollen wir den ſuchen, dem wir uns ergeben können zum feſten Anſchluß, der ſich zur Treue vollendet? Unter den Dingen können wir ihn nicht ſuchen, auch wenn ſie in goldenem Glanze ſchimmern, aber ebenſo wenig bei den Menſchen, die nicht mehr beſitzen als wir. Wenn wir uns ſelbſt wegwerfen, ſo gewinnen wir damit nie eine Gemeinſchaft, aus

der die Treue entstehen kann, die echte, ganze Treue, die Treue bis zum Tod. Entsteht die Gemeinschaft nur so, daß wir uns selbst entehren, beschmutzen und erniedrigen, dann ist sie brüchig und trägt den Todeskeim in sich. Eine solche Gemeinschaft muß zerfallen. Da kommt von oben her zu uns die Stimme, die uns sagt: „Ich weiß deine Werke". Klingt sie uns fremdartig, unglaublich? Gewiß! sie überrascht uns manchmal, wenn wir eigne Wege gehen und uns dabei sicher dünken und uns durch den Gedanken stärken, daß uns niemand beobachte und keiner unser Zeuge sei. Und manchmal überrascht sie uns nicht so, daß sie uns erschreckt, sondern so, daß sie uns tröstet, wenn wir verzagt sind und klagen, daß niemand wisse, worin unsre Arbeit bestehe, was wir zu tragen und zu leisten haben, wie treu und aufopfernd wir unser Werk ausrichten. Aber auch wenn wir uns manchmal einbilden: wir seien einsam, von niemand gekannt, sondern völlig uns selber überlassen, so erkennen wir doch leicht diese Gedanken als finster und töricht, sowie uns das göttliche Wort berührt: „Ich weiß deine Werke; du meinst, du seiest ganz allein; aber mein Auge wacht über dir; du stellst dir vor, du könnest dich in ein Geheimnis einhüllen, aber es gibt kein wirkliches Geheimnis, das für immer verborgen bliebe; im Licht meines Blicks geschieht alles, was du tust." Die Menschenseele jauchzt bei diesem Wort auf; es ist ihr glaublich und entspricht dem ihr eingepflanzten Zug. Unglaublich ist es uns, daß unser Auge das einzige sei, das sieht, unser Kopf der einzige, der denkt und weiß, und unser Werk selbstherrlich und unabhängig, gleichsam das Werk eines absoluten Herrschers, der niemand über sich anerkennt und keinen hat, dem er Rechenschaft schuldete. Das sind Träume, denen der ganze Bestand des menschlichen Lebens beständig widerspricht. So wie wir aber auf den aufmerken, der zu uns spricht: „Alle deine Werke stehen vor meinem Blick", und zu ihm uns wenden, dann haben wir den erkannt und gefunden, dem wir treu sein dürfen, ganz treu, treu bis zum Tod.

Damit kommt aber für uns alle unvermeidlich der Kampf, freilich nicht einzig der Kampf, sondern ebenso gewiß und gleichzeitig der Friede. Wo Treue ist, da ist Friede. Kennen wir den, dem wir uns mit ganzer Treue ergeben dürfen, so hat unser Schwanken ein Ende. Nun wissen wir, wohin wir gehören, und haben unsern festen Platz, und wir bewähren unsre Treue dadurch, daß wir uns nicht wieder in den Streit und das Schwanken hineinziehen lassen, sondern den Frieden Gottes über uns regieren lassen durch den, dem wir verbunden sind. Damit wir aber bei ihm bleiben und dadurch im Frieden leben, sind wir alle in den Kampf hineingestellt. Damit wir uns an ihn anschließen, müssen wir uns von vielem lösen, was uns ohne ihn beherrscht. Um ihm treu zu sein in völliger Ergebenheit, muß manche andre Gemeinschaft brechen, und manches Band zerschnitten sein. Wir können nicht gleichzeitig alles mit einander begehren und lieben, seinen Willen und unsern Willen, den Trieb des Fleisches und den des Geistes, den sündlichen Weg der Welt und Jesu Weg. Gehört unsre Treue ihm, so scheidet sich vor unserm Blick deutlich, was von oben und was von unten kommt, was Gottes Wort ist, und was das Wort unsres eignen Herzens ist, was die Liebe uns rät und was die Eigensucht von uns verlangt, womit wir Gottes Willen gehorchen und womit wir den Willen der Menschen tun. Wir müssen wählen; sonst sind wir niemals treu. Was von oben kommt, muß regieren, alles andre dienen; was Gott gehört, erfordert unsre ganze Liebe, unsern ganzen Ernst, unsern vollen Gehorsam; nichts stellt sich mit gleichem Wert und Rang neben diese unsre erste Pflicht. Das bringt uns alle auf den Weg der Entsagung und gibt ihr eine heilige Wichtigkeit und segensreiche Notwendigkeit. Keiner kann sie entbehren; jeder erhält sich nur durch ihre Hilfe in der Treue ohne Bruch. Nicht Eigenmächtigkeiten und widernatürliche Künstlichkeiten entstehen daraus. Wie sollten sie uns zur Treue helfen? Wir werden nicht dadurch treu, daß wir eigene Wege gehn, sondern nur

dadurch, daß wir der göttlichen Leitung folgsam sind. Wo sie uns zur Entsagung führt, da ist sie heilsam, weil sie unsre Liebe bewährt und zur Treue erhöht. So kommen wir schließlich alle wieder dahin, wo wir die Christenheit Smyrnas fanden, dahin, daß wir reich sind nicht durch unsern Besitz, sondern durch das, was größer ist als unser Besitz, weshalb wir arm zu sein vermögen, ohne daß wir verarmen, weil wir einen unzerstörbaren Reichtum haben, und daß wir unsre Ehre nicht in dem suchen, was uns die Menschen an Ruhm zu spenden vermögen, sondern aufrecht bleiben, auch wenn wir den Kampf mit allen wagen müßten, und daß wir nicht so am Leben hängen, daß wir nicht zu sterben vermöchten, vielmehr im Sterben den Gewinn erkennen, den uns die ewige Berufung Gottes gewährt.

Das Schlußwort unsers Texts hält uns den Punkt vor, von dem alles, was uns in dieser Frage beschäftigen mag, die letzte Antwort und tiefste Aufklärung erhält. Die Gemeinde erhält die Verheißung: sie werde keinen Schaden leiden durch den zweiten Tod. Einen zweiten Tod kann es nur deshalb geben, weil es ein zweites, neues Leben für uns gibt. Zerbricht unser natürliches Leben, so ist das der erste Tod. Geht uns das himmlische und ewige Leben verloren, das uns Gottes Gnade vorhält und anbietet, so ist das der zweite Tod. Das neue Leben ist nicht nur die Fortsetzung unsers natürlichen Daseins; darum ist auch der andere, zweite Tod nicht nur eine Folge und Fortsetzung unsers natürlichen Sterbens. Das neue Leben hat seine eigne Wurzel, seine besondern Gründe, seinen selbständigen Anfang. Es entsteht dadurch, daß uns die Gemeinschaft mit Christus gegeben wird. Bliebe sie uns endgültig versagt, so wäre dies der zweite Tod. Daraus entsteht mit der hellsten Deutlichkeit und Dringlichkeit für uns der Ruf zur Treue, die nicht schwankt, zur ganzen Treue, die nichts über ihn oder neben ihn stellt, zur Treue bis zum Tod. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Exaudi.

(31. Mai 1908.)

Hebr. 6, 17—20.

Wer braucht einen Anker? Die Schwankenden. Den Felsen, der mit wuchtiger Masse an seinem Ort liegt, verankern wir nicht. Aber dem Schiff, das seine Fahrt antreten soll, geben wir den Anker mit, nicht damit es an der Fahrt gehindert, beschwert und unlenksam werde, sondern damit es dem Stoß der Winde und Wellen widerstehe und nicht in eine falsche Bahn getrieben werde. Wir Menschen sind noch nicht an unserm ewigen Ort, noch nicht in unserm bleibenden Zustand. Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir sind noch auf der Fahrt, noch unterwegs. Wenn wir uns in der für uns bestimmten Bahn bewegen, dann ist unsre Bewegung geordnet und gelingend. Verlassen wir dagegen unsre Bahn, dann wird unsre Bewegung unruhig, stürmisch und vergeblich. Damit wir in unsrer Bahn bleiben, darum gibt uns Christus den Anker dadurch, daß er uns die Hoffnung gewährt.

Die Hoffnung ist unser Anker, weil sie uns angeboten ist und weil sie durch den Vorhang hindurch in das Heiligtum geht.

1.

Von unsern eignen Eindrücken aus wählten wir vielleicht für die Hoffnung nicht die vom Anker hergenommene Vergleichung. Eher verglichen wir sie dem Fähnlein, das hoch oben am Mastbaum flattert, und jedem Windstoß gehorcht, nicht aber dem Anker, der sich in die Tiefe hinunterſenkt und den Meeresgrund so fest erfaßt, daß er unbeweglich ist. Vieles in uns ist beweglich, nicht nur unsre Gedanken, die sich in buntem Wechsel vor unser inwendiges Auge stellen, sondern auch das, was noch tiefer in uns wurzelt, als unsre Gedanken, und unsern Lebenslauf noch mächtiger bestimmt, unser Wille.

Unter dem vielen, was in uns beweglich ist, scheint aber die Hoffnung das am meisten bewegliche und schwankende zu sein, da sie nicht bei dem bleibt, was wir vor Augen haben, sondern sich in die Zukunft streckt und sich nicht bloß auf das gründet, was schon geschehen und von uns erlebt ist. An unsern Wünschen hat sie ihren Stoff; ist das nicht ein flüchtiger, vergänglicher Stoff, der keinen Stoß und Druck aushalten kann? Zeigen uns nicht gerade unsre Hoffnungen, wie stark wir schwanken, jetzt nach rechts uns wenden, dann nach links, jetzt in stolzer Höhe schweben und dann am Boden liegen? Diese Beschreibung ist bei derjenigen Hoffnung wahr, die wir selber in uns erwecken, nicht aber bei derjenigen, die uns angeboten ist, bei der, durch die wir träumend und dichtend unsern eignen Weg in die Zukunft hinaus verlängern, nicht bei der, wo wir auf den achten, der unser Vorläufer geworden ist und uns zum Ziel vorangegangen ist. Ist die Hoffnung unser eignes Gebilde, dann kann sie nicht mehr leisten, als wir selbst. Unsre Gebilde tragen unsre Art an sich und sind so schwankend, so unfertig, so zerbrechlich wie wir selbst. Ist dagegen die Hoffnung uns dargereicht und gegeben, so hat sie die Art dessen an sich, der sie uns gibt. Die Hoffnung spricht: es ist unmöglich. Das ist ihre kühne Sprache, die nicht beim Gegenwärtigen stehen bleibt, sondern gleich auch die ganze Zukunft mit umfaßt, und nicht bloß auf das Wirkliche sieht, sondern auch auf die Möglichkeiten schaut. Wovon sagen wir, daß es unmöglich sei? „Es ist unmöglich, daß ich mich täusche; es ist unmöglich, daß ich mein Ziel verfehle; es ist unmöglich, daß ich falle und scheitere.“ Diese Hoffnung gleicht den flatternden Fähnlein, die der Wind zerfetzt. „Es ist unmöglich, daß Gott lüge.“ Das ist die Hoffnung, die dem Anker gleicht. Denn das ist diejenige Hoffnung, die uns angeboten ist, die wir nicht selbst herstellen, sondern ergreifen, weil sie uns gegeben ist.

Weil wir an denjenigen Hoffnungen, die wir uns selbst bereiten, die Erfahrung machen, daß sie zerbrechen, so hat sich

schon mancher vorgenommen, sich das Hoffen abzugewöhnen. Er kehrt der Zukunft den Rücken zu; warum sollte er dorthin sehen, so lange sich dort nur die Nebelgestalten tummeln, die zerfließen, sowie wir in ihre Nähe gelangen? Sollen wir es nicht für unsere Weisheit halten, daß wir unser Auge fest auf das richten, was hinter uns liegt als die von uns durchlebte Vergangenheit? Sollen wir es nicht mit der Hoffnung ebenso machen, wie wir es nach Jesu Anleitung mit der Sorge halten? Unsre Sorge binden wir fest an den heutigen Tag; denn es ist genug, daß jeder Tag seine eigene Plage habe. Wir lassen sie nicht heute schon hinaus in die Zukunft schweifen. Sind nicht die Hoffnung und die Sorge Geschwister? Können wir nicht auch die Hoffnung in dasselbe Grab legen, das unsre Sorgen bedeckt? Dieses Unternehmen gelingt aber niemand, und wer es ernsthaft versucht, der wagt einen so gewaltsamen Eingriff in sein inwendiges Leben, daß er an ihm verbluten wird. Wer sich nur nach rückwärts wendet, kann nicht sicher gehen; das ergibt den schwankenden, strauchelnden Gang, die Fahrt ohne Anker, bei der der Wind das Schifflein dahin treibt, wo es scheitern muß. Warum halten wir den Verzicht auf das Hoffen nicht aus? Damit müßten wir auch aufhören zu handeln, und müßten auf die Liebe verzichten. Wie kann der, der die Hand an den Pflug legt, sich weigern vorwärts zu sehn? Er muß vor sich auf sein Ackerfeld sehen, in das er seine Furchen zieht und seine Saat legt. Wollten wir die Hoffnung mit der Sorge von uns tun, so begrüben wir nicht nur die Sorge, die uns quält, sondern auch die, die das Beste in unser Leben legt, die, die auf Gottes Fürsorge schaut und ihr dient an denen, die uns anvertraut sind, wie an uns selbst. Aus der Gegenwart entsteht die Zukunft und wie wir jene behandeln, so folgt ihr diese nach. Und selbst wenn wir die furchtbare Amputation an uns vollzögen, und Arbeit, Dienst und Liebe aus unserm Leben rissen, und uns zur bloßen Beschaulichkeit erniedrigten, die dem zusieht, was geschehen ist und geschieht: auch dann flögen unsre

Gedanken immer wieder in die Zukunft hinaus und wären bemüht zu erspähen, was nun kommen wird. Es hat noch keinen gegeben, der bloß an das Vergangene dachte, nicht auch an das Kommende, bloß auf das Wirkliche schaute, nicht auch auf das Mögliche.

Wer sich vor der zerbrechenden, trügenden Hoffnung schützen will, der gehorche unserm Text und ergreife die Hoffnung, die uns angeboten ist. Wo wird sie uns dargereicht? Da, wo auch der Glaube und die Liebe uns dargeboten werden. Von oben her kommen die guten Gaben immer als vollkommene, immer so, daß sie uns völlig und wirklich helfen, nicht nur durch ein Stückwerk, wodurch das eine Bedürfnis befriedigt wird, das andre dagegen darben muß. Gott hält es so mit uns, wie es uns Jesus beschreibt: der, den er tränkt, wird nimmermehr dürsten. Er erhält die Berufung zum Glauben, die Kraft zum Lieben und den Grund zum Hoffen miteinander durch die eine und selbe Gnade, die uns verschafft, was wir heute, und was wir morgen brauchen, was uns für unser zeitliches Leben nötig ist und was uns zur ewigen Vollendung führt.

Wir kommen von der Himmelfahrt her, und haben uns wieder mit großem Dank sagen lassen, daß aus unserm Leben eine Himmelfahrt werden soll. Dort ist uns die Hoffnung dargereicht, eine solche, die sich nicht auf uns selbst stützt, sondern auf Gott, die nicht kühn behauptet: ich will! sondern wahrnimmt, was Gott will und macht, die nicht versichert: „es ist unmöglich, daß ich schwanke", sondern deren Gewißheit lautet: es ist unmöglich, daß Gott lüge. Dort haben wir den Vollendeten vor Augen, den, der sein Ziel gefunden hat. Er entschwand uns nicht, wie ein Komet entschwindet, sondern ruft uns, daß wir bei ihm bleiben und ihm nachgehen. Denn er beendet seine Gemeinschaft mit uns nicht. Neben sein Wort: Ich gehe zum Vater, stellt er das andere: Ich bin bei euch; bleibet in mir, wie ich in euch. Daß wir durch den Vollendeten berufen und mit ihm verbunden sind,

das ist die Anbietung der Hoffnung. So greifen wir nicht mehr nach unserm eignen Arm, als ob wir uns an unserm eignen Arm halten könnten; durch diese Hoffnung greifen wir nach Gottes Arm.

Dadurch hat uns Jesus verwehrt, mit unsrer Hoffnung ins Weite zu schweifen. Sie bringt, wenn sie sich selber überlassen ist, leicht eine Fülle bunter, reich geschmückter Bilder hervor, die unser Verlangen entfachen, weil sie uns mancherlei lockende Ziele und herrliche Güter vormalen. Die Hoffnung, die uns angeboten wird, ist nüchtern, denn sie bindet unser ganzes Verlangen an den Einen fest, der zum Vater ging und dadurch für uns zum Vorläufer geworden ist. Keine der vielen Fragen, die aus dem Dunkel der Zukunft hervortreten, erhält dadurch eine Beantwortung und Aufklärung. Nur daran haben wir uns zu halten, daß der Ruf Gottes, den uns Jesus bringt, die Wahrheit ist, daß wir bei ihm unser Ziel haben und das empfangen dürfen, was er für uns erworben hat und uns verleiht. Das ist aber keine enge oder kleine Hoffnung; sie umfaßt alles, was wir begehren können. Denn Jesus ging durch den Vorhang hindurch in Gottes Heiligtum hinein, und weil er dorthin ging, geht auch unsre Hoffnung mit ihm durch den Vorhang hindurch, und das macht sie geschickt, unser Anker zu sein. Weil sie ihren Grund in Gottes Heiligtum hat, darum hält sie allen Stürmen stand.

2.

Der Apostel nimmt, wie ihr wißt, sein Gleichnis von der Einrichtung des Heiligtums her, das Israel durch das Gesetz bekommen hat. Dort hing vor dem Allerheiligsten der Vorhang, der es völlig verschloß. Dieses Gleichnis hat aber eine unvergängliche, uns allen deutliche Wahrheit. Wir stehen beständig dicht neben dem Geheimnis, nicht nur deshalb, weil unser Auge nur ein kleines Stück der Welt umfaßt, auch nicht nur deshalb, weil der Weg der Menschheit in seinem Anfang und in seinem Ausgang für uns im Dunkeln liegt, so daß

wir nirgends weder das Erste, noch das Letzte wahrnehmen, sondern immer nur das Stück, das in der Mitte zwischen beiden steht, so daß sich der uns erkennbare Teil unseres Lebens auf allen Seiten rasch in ein völliges Geheimnis verbirgt. Das würden wir leicht ertragen. Was uns manche Erschütterung bereitet, ist vielmehr das, daß der Vorhang auch vor dem Heiligtum hängt und aus Gottes Willen und Regierung für uns ein Geheimnis macht, zu dem es keinen Zugang für uns gibt. Freilich ist es nicht so, daß wir einen unbekannten Gott anbeten. Jesu Wort: „Ihr betet an, was ihr nicht kennt", ist nicht zu seiner Gemeinde gesagt. Wir wären undankbar gegen seine Gabe, und ungläubig gegen sein Wort, wenn wir so klagten. Dann wäre auch das Gleichnis, zu dem unser Text den Vorhang braucht, nicht mehr für uns anwendbar. Der Vorhang macht das Heiligtum gleichzeitig sichtbar und unsichtbar; er verhüllt und offenbart zugleich. Er tut uns kund, wo wir Gott finden und wie wir den Zugang zu ihm erlangen, eben durch den Vorhang hindurch. Er wäre nicht da, wenn Gottes Gnade uns nicht beriefe und seine Gemeinschaft uns nicht anböte. Der Vorhang macht offenbar, daß er nicht fern von uns ist, aber gleichzeitig, daß ein Geheimnis ihn noch für uns verhüllt, das nicht fortgeschafft werden kann. Wir sind Gottes gewiß gemacht. Was uns gegeben ist, ist Gewißheit, nicht Zweifel, nicht bloß Ahnung oder Sehnsucht, sondern mehr als das: Glaube, der das Vermögen hat, uns zu Gott hinzuwenden, so daß wir ihn nicht vergessen können, sondern unsre Liebe ihm gehört. Nun stehen wir aber gleich vor dem Geheimnis. Wie kommt sie denn in uns hinein, diese Gewißheit Gottes, die uns zu ihm hinleitet und bei ihm erhält? Wie tritt sie in unserm Geist hervor? Was ist ihr Grund? Was macht uns so fröhlich und gewiß, wenn wir seiner gedenken? Und was haben wir mit ihr erkannt? Wollen wir das aussprechen, worüber wir Gewißheit haben, so versagen gleich die Worte und die Gedanken schwanken und verwirren sich. Der Vorhang ist da und wir vermögen

nicht ihn wegzuheben. Wir beten, und wissen, daß wir dabei nicht träumen oder fiebern, sondern wirklich vor Gottes Angesicht kommen, und unser Herz zu ihm erheben und unsern Willen in den seinen legen. Wir wissen, daß das kein leerer Vorgang ist, sondern der lebendigste Lebensakt, der uns in dieser Zeit beschieden wird. Aber gleich ist wieder das Geheimnis da. Wie nun Gottes Regierung unser Gebet aufnimmt und in ihr Werk einordnet, wie es durch die Erhörung zu uns zurückkommt, und welche Wirkungen es schafft, das geschieht hinter dem Vorhang. Dem sieht unser Auge nicht zu. Niemand kann das nachweisen oder ausrechnen. Wir dienen Gott und tun es mit Gewißheit. Wir haben ein heiliges Recht über uns, an das wir unsern Willen hingeben. Daß das nicht unsre Willkür ist, sondern Gottes Gesetz, von dem kein Jota fällt, ob auch Berge weichen und Hügel fallen, das wissen wir. Aber dicht daneben ist auch wieder das Geheimnis hingestellt. Wie und wozu uns nun Gott braucht, was er uns in seinem Dienst ausrichten läßt, was die Ernte ist, die durch unsre Saat geschaffen werden soll, wer weiß das? Auch nicht bei unsern Nächsten sehen wir es zuvor, wie Gott unsre Liebe und Arbeit braucht, noch weniger ermessen wir das, wenn wir auf Gottes große Gemeinde schauen und auf sein Werk, das die Menschheit umfaßt. Wir haben unsern Dienst als Gottes Knechte zu tun, die das ausrichten, was ihnen aufgetragen ist. Wie unser Werk in Gottes hohe Regierung eingeordnet wird, das weiß nicht der Knecht, sondern allein der Herr, der uns sein Gebot gegeben hat.

Was geht durch den Vorgang hindurch in das Heiligtum hinein? Nicht unsre Gedanken, sonst wäre der Vorhang nicht mehr da; auch nicht unsre Erfahrung oder unser Experiment. Wenn wir trotzig am Vorhang zerren, so heben wir ihn nicht weg. Der Verschluß, der Gottes Heiligtum für uns verhüllt, wird dadurch nur fester; wir werden so vollends vom Heiligtum weggeschickt. Aber die Hoffnung geht durch den Vorhang hinein, nicht jene willkürliche, die ein Kind unsrer

Träume ist, sondern die, die uns angeboten wird. Das tut sie deshalb, weil Jesus durch den Vorhang eingegangen ist. An ihn hält sie sich und läßt ihn nicht, sondern geht mit ihm zu Gottes Thron empor.

Darum ist sie unser Anker. Wird ihn der Sturm brechen? Er geht in Gottes Heiligtum hinein und im Heiligtum Gottes stürmt es nicht. In unserm Bereich diesseits vom Heiligtum, da stürmt es oft, und wir schwanken auf und ab, versinken bald in Verzagtheit, bald fahren wir hoch her in unsrer Eitelkeit, sind bald übergeistlich und dünken uns vollkommen, und haben wieder die größte Not mit unserm fleischlichen Sinn und seinen Armseligkeiten. Wer den Anker hat, kommt nicht aus Gottes Bahn. Wir sehen empor zu Gottes Heiligtum, das dämpft unsre Hoffart, und richtet unsre Schwachheit auf. Der Sturm rüttelt an unserm Glauben und an unsrer Liebe. Haben wir auch wirklich Grund, sichern, tragenden Grund für unsere Gewißheit, mit der wir uns Gottes und seiner Gnade getrösten? Und ist es vernünftig und lohnend, daß wir dienen, lieben und nicht das unsre suchen, sondern das, was des andern ist? Wer den Anker hat, den wird der Sturm nicht vom Glauben scheiden, nicht von der Liebe trennen. Freilich haben wir nur ein Stück vor Augen, und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Das Stück, auf dem unser Glaube steht, ist noch nicht das Ganze, und die Liebe streut ihre Saat, und trägt noch nicht die Garben heim. Aber wir warten getrost, bis der Vorhang sich hebt.

Das ist freilich dabei der große Hauptpunkt, daß wir wissen, daß der Vorhang das Heiligtum verhüllt, nicht einen leeren Raum, in dem nichts ist, nicht Asche, Moder und Tod. Vor dem Himmel liegt der Vorhang; was ist das? Das heißt: hinter ihm steht Gottes Herrlichkeit, seine vollkommene Offenbarung, der volle, ewige Erweis seiner Gnade, die nicht schwankt, nicht zerbricht, nicht lügt. Es ist unmöglich, daß Gott lüge. Hier findet unser Anker Grund. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Zweiter Sonntag nach Trinitatis.

(28. Juni 1908.)

2 Timoth. 1, 3—6.

Wir können unsrer Stadt nichts Größeres wünschen, als daß sie eine lebendige christliche Gemeinde werde. Was uns dazu verhilft, das haben wir in unserm Text in herrlicher Deutlichkeit beisammen. Wie bekommen wir eine christliche Gemeinde? Durch gläubige Mütter, durch tapfere Männer, durch den Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht.

1.

Unser Text macht aus dem heutigen Sonntag einen Ehrentag für unsre Mütter. Timotheus stand in der reichsten christlichen Gemeinschaft, die es je in der Kirche gab, zuerst und vor allem mit Paulus, der ihm schreiben kann: Du bist immer drin in meinem Gebet bei Tag und Nacht, dann aber auch mit seinen vielen Mitarbeitern, mit Barnabas und Silas und Markus und Lukas und Aquila und all den andern. Unser Brief berief Timotheus nach Rom; dort kannte er sie alle, jene Christen, denen die Kirche eine unvergängliche Dankbarkeit bewahrt, die in den Gärten Neros mit Freude gestorben sind, nachdem sie kurz vorher mit Freude vom Apostel das Wort Jesu empfangen hatten. Wir würden es alle begreifen, wenn Paulus an Timotheus schriebe: Ich bin für dich ohne Sorge; denn du bist nicht allein, du hast Freunde und Genossen, die dich stärken und tragen werden; du stehst mitten in einer reichen Gemeinschaft drin und genießest ihren Segen. Nun hat ihm Paulus geschrieben: Ich bin für dich ohne Sorge; denn du hattest eine fromme Mutter und eine fromme Großmutter.

Eine unzählbare Reihe von Zeugen bekräftigt unsern Text. Diejenigen sind nicht zu zählen, die beim Rückblick auf

ihren Weg, wenn sie sagen wollten, wie Gottes Gnade sich an ihnen kundtat, zuerst und vor allem sagten: Ich habe eine fromme Mutter gehabt, weit vor allen andern Erlebnissen, die ihnen Gottes Gnade vermittelten, weit vor dem Dienst der Pastoren oder der Professoren. Wie recht sie haben, wird uns deutlich, wenn wir den entgegengesetzten Fall vor uns haben. Muß man von einem Mann sagen: seine Mutter war eine gottlose, gemeine Frau, wie viel ist damit mit einem Schlag erklärt! Wie viel Erbarmen, Nachsicht und Geduld wird durch dieses eine Wort für ihn begründet! Auch Paulus begann seinen eigenen Dank gegen Gott damit, daß er an die Frömmigkeit seiner Eltern denkt: Ich diene, sagt er, meinem Gott von meinen Vorfahren her mit reinem Gewissen. Bei Timotheus sprach er nur von der Mutter, weil Timotheus das Kind einer gemischten Ehe war; sein Vater ist Heide gewesen. Das hat die Aufgabe seiner Mutter wesentlich erschwert. Es ist uns allen deutlich, daß die Aufgaben schwer werden, wenn in einer Ehe die beiden Gatten verschiedene Wege gehen und die Frau beim Mann für ihr inwendiges Leben keine Stütze und Hilfe findet. Aber auch schon die Mutter des Timotheus hat den Segen empfangen, den uns eine fromme Mutter verschafft, und die Mutter und die Tochter hielten zusammen und haben sich gegenseitig gestützt. Paulus dagegen schwebte, wenn er an seine Jugend dachte, auch das Bild seines Vaters vor, wie er sein Leben im Gehorsam Gottes führte und es seinem Haus verschaffte, daß sie mit reinem Gewissen von ihrer Kindheit an Gott dienen konnten. Deßhalb hat Paulus auch damals noch, als er vor den Häuptern Israels stand, auf den Tod verklagt und mit glühender Leidenschaft gehaßt, ihnen zugerufen: Ich bin eines Pharisäers Sohn! (Apostelg. 23, 6.) Dafür hat er Gott sein Leben lang gedankt.

Was die Mutter dem Kinde verschafft, das sind seine ersten Eindrücke, und von diesen hängt alles ab, was weiter in ihm wächst; sie wirken in seiner ganzen Lebensgeschichte nach. Dient das Kind in der Zeit, wo es bei den Eltern und

von den Eltern lebt, vereint mit ihnen mit reinem Gewissen Gott, so ist für alles Folgende ein guter Grund gelegt. Niemand kann den Müttern diesen Dienst abnehmen; nichts läßt sich an dessen Stelle setzen. Denn die Mutter und das Kind sind durch die Natur miteinander verbunden. Laßt uns nicht geringschätzig von der Natur reden! Die Zusammenhänge, die die Natur zwischen uns stiftet, sind von Gott gestiftet. Die Mutter ist durch Gott mit ihrem Kind verbunden; darum hat sie für ihr Kind das Recht des Glaubens und das Recht des Gebets vor Gott; wenn sie mit ihrem Glauben auch ihre Kinder umfaßt und sie dem Herrn übergibt, und mit ihrem Gebet ihre Kinder in Gottes Gnade legt, so handelt sie nach ihrem von Gott ihr gegebenen Amt und steht unter seiner Verheißung. Unser sicherstes Eigentum ist unser Erbe. Es besteht aber zwischen den Eltern und Kindern nicht nur im Vermögen ein Erbgang, sondern auch im inwendigen Lebensstand. Darum ist das Werk und Amt, das unsre Mütter für die Gemeinde auszurichten haben, unvergleichlich groß. Was haben sie dazu beizutragen, damit wir eine christliche Gemeinde werden? Sie haben der Gemeinde die Söhne und Töchter zu geben, die mit reinem Gewissen Gott dienen von ihrer Kindheit an.

Es gibt Leute, die sagen: die Frauen seien gegenwärtig in der Kirche ohne Rechte und ohne Macht. Was soll ihnen fehlen? Sie dürfen keine Stimmzettel in die Urnen werfen, wenn wir die kirchlichen Aemter bestellen, die Vertreter der Gemeinde wählen, oder auch anderswo die Pfarrer. Wollen wir uns wegen Kindereien und Kleinigkeiten die großen Wirklichkeiten verhüllen, die unserm Leben die Tiefe und den Ernst verschaffen? Die Mutter des Timotheus hat nie einen Stimmzettel in eine Urne gelegt, und hat doch für die Kirche das Größte getan. Denn sie stand mit ungeheucheltem Glauben vor ihrem Sohn und führte ihn dahin, wo er zum Mitarbeiter des Paulus ward. Wenn eine Mutter ihren Sohn schon beim Anfang seines Lebens, schon bei der Geburt und Taufe, mit

ungeheucheltem Glauben Gott darbringt und ihn hernach mit ihrem Glauben begleitet, bis er zum Mann wird, was kann sie Größeres für den Herrn tun? Dafür geben wir unsern Müttern den unerschöpflichen, ewigen Dank.

2.

Wir bekommen freilich eine christliche Gemeinde nicht allein durch die Frauen; dazu brauchen wir auch Männer, tapfere Männer. Paulus schreibt an Timotheus: Es verlangt mich, dich zu sehn, damit ich mit Freude erfüllt werde. Dieses schlichte Wort besitzt die ganze Majestät des echten Heldentums. Damit wußte Timotheus genug. Er wußte: jetzt geht es mit Paulus zu Ende; ich darf noch einmal zu ihm, darf noch einmal kommen zum letzten Abschied und darf bei ihm sein, wenn er nun in den Tod geht. War es denn nicht gefährlich, jetzt nach Rom zu reisen? Paulus war im Kerker und auf dem Wege zum Richtplatz, und Rom für seine Gefährten ein gefährlicher Boden.. Aber solche Gedanken hatten bei diesen Männern keinen Raum. Sie gehören zusammen. Sie haben miteinander gelebt und gearbeitet; nun stehen sie auch bei einander wie Vater und Sohn, als es gilt, den letzten Gang anzutreten und den letzten Kampf zu bestehen. Freunde, das ist tapfer. Paulus spricht in unserm Text von der Trennung, durch die er Timotheus von sich entfernt hat. Damals wurde ihm der Abschied schwer; er hat ihn bittere, heiße Tränen gekostet. Wir verstehen leicht, daß Timotheus in der letzten Zeit Paulus nicht gern verließ. Aber es mußte sein. In Ephesus und den andern griechischen Gemeinden drängten sich religiöse Schwätzer hervor und brachten Unrat in die Gemeinden hinein. Man mußte ihnen wieder zur Eintracht und zur Zucht verhelfen. Diese Sorge überwog alles, jeden persönlichen Wunsch, jede Rücksicht auf das eigne Gefühl. Der Dienst verlangte, daß sie sich trennten, und der Dienst geht vor. Jedes Opfer wird ihm gebracht. Paulus hat es Timotheus gern gegönnt, daß er bei der Trennung heiße Tränen

weinte; aber gehen mußte er ohne Murren. Freunde, das ist tapfer. Jetzt erst, wo es zum Ende geht und ihn nur noch wenige Wochen vom Tode trennen, schreibt er ihm: jetzt darfst du kommen; jetzt tue mir noch den letzten Dienst der Liebe und sei bei mir beim letzten Zeugnis und beim letzten Gebet.

Wir brauchen tapfere Männer, solche, die nicht bloß schweigen, sondern reden, nicht bloß schwatzen, sondern handeln. Wie bleibt die Grenze zwischen dem, was rein und unrein, schlecht und recht vor Gott ist, unter uns deutlich und in heiliger Geltung? Nur dann, wenn wir Männer unter uns haben, die sie tapfer verteidigen; sonst werden wir ein zuchtloser Haufe. Es versteht sich nicht von selbst, daß Gottes Wort und Wahrheit unserm Volk erhalten bleibt; dazu haben wir Männer nötig, die sich seiner nicht schämen, und damit sie sich des Evangeliums nicht schämen, müssen sie tapfer sein. Ich freilich brauche hier oben auf der Kanzel keine Tapferkeit; hier krümmt mir niemand ein Haar. Aber Jesu Wort gehört hinein in unser Leben, und damit es dorthin komme, dazu brauchen wir Männer, die nicht bloß ihre Bequemlichkeit und ihren Vorteil suchen, sondern tun, was vor Gott recht und für alle heilsam ist. Unsre Tapferkeit soll in unserm Gehorsam gegen Gott bestehen. Das sind die Helden, die wir brauchen, die Gott gehorchen.

3.

Wie bekommen wir Mütter, die mit ungeheucheltem Glauben vor ihren Kindern stehen, wie Männer, die sich mit Tapferkeit Gott zur Verfügung stellen? Dazu ist uns der Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht gegeben. Die Verzagtheit liegt uns nah. Vielleicht sagen die Mütter: wie machtlos stehn wir vor unsern Kindern! wie wenig Einfluß haben wir auf sie! wir können unsre Söhne nicht leiten und nicht behüten; sie gehen ihren eigenen Weg. Und wenn wir nach aufrechten Männern fragen, die keinen krummen Rücken haben, und keinen schielenden Blick, sondern helle, klare

Augen, so erhält man die Antwort: was bedeuten denn wir für die Gemeinde? Gleicht nicht das, was wir sagen und tun, dem Tropfen, der auf einen heißen Stein fällt? Denn wir können die Verhältnisse nicht wenden, und die Welt nicht ändern; die Dinge gehen ihren Gang. Gott hat uns aber nicht den Geist der Furchtsamkeit und Verzagtheit gegeben. Sind wir verzagt, so dürfen wir davon nie sagen: das sei Gottes Werk in uns und durch seinen Geist uns gewährt. Freilich gehört es zum Amt des göttlichen Geists, daß er alle Hoffart zerbricht und tötet, uns beugt und klein macht, so daß wir unser Vertrauen nicht auf die Menschen stellen, sondern allein auf Gott. Gottes Geist lehrt uns das Psalmwort: Ich preise die Gerechtigkeit des Herrn allein, nicht mein Recht und Vermögen, oder das der andern Menschen, sondern einzig Gottes Gerechtigkeit. Deswegen ist er dennoch kein Geist der Verzagtheit, und wir haben nie recht, wenn wir unsre Mutlosigkeit und Schlaffheit ihm zuschreiben. Denn Gottes Geist zeigt uns nicht nur, was der Mensch ist, sondern auch, was Gott für uns ist und uns gewährt. Die Kraft, die Liebe und die das Maß und die Zucht bewahrende Verständigkeit, das ist Gottes Gabe, diese drei zusammen, nicht getrennt, nicht abwechselnd jetzt dies und dann das; vielmehr sind sie vereint das Merkmal des Geistes und Gottes Geschenk an uns. Trennen wir sie von einander, dann weichen wir von Gottes Bahn. Kraft gibt uns Gott, aber nicht jene, die hoch auffährt, ihren Willen tut, die andern zerbricht und beugt und sich an ihrer eignen Stärke freut, sondern jene, die durch die Liebe geleitet ist und ihr Vermögen zum Heil der andern braucht. Liebe gibt uns der Geist, aber nicht jene, die schwärmt und phantasiert und schwelgt und sich am Genuß berauscht, den uns die Liebe stets gewährt, sondern die, die uns verständig und besonnen macht und uns klare Augen für das verschafft, was möglich und heilsam ist, so daß wir die Dinge nehmen, wie sie sind. Verständigkeit gibt uns der Geist, aber nicht jene, die zwar rechnen kann, aber bloß so rechnet, daß

unſer Vorteil das Reſultat der Rechnung iſt, die ſich darum vor der Macht der Verhältniſſe beugt und mit den Wölfen heult und zufrieden iſt, wenn ſie uns vor Beſchwerden ſchützt, ſondern jene Verſtändigkeit gibt uns der Geiſt, die die Kraft und Glut der Liebe in ſich trägt, und jene Liebe, die uns nicht weich und biegſam macht, ſondern Stärke verſchafft. Wie kann ſich das zuſammenfinden: Kraft, die nicht hart macht, Liebe, die nicht träumt, Verſtand, der aus uns nicht einen Egoiſten macht? Das iſt freilich ein Wunder, daß dieſe drei beiſammen ſind. Das iſt nicht des Menſchen Art, wohl aber Gottes Art. Nicht unſer Geiſt, ſondern Gottes Geiſt iſt der Geiſt der Kraft und der Liebe und des Verſtands.

Vielleicht klagen wir: es fehle uns an Gaben. Paulus redet nicht ſo und hat Timotheus nicht geſagt: du haſt nicht genug Gaben, und ſollteſt noch andere und größere Gaben erhalten. Gott hat uns den Geiſt der Kraft und der Liebe und der Zucht gegeben. Das ſagen wir nicht um unſretwillen, ſondern um Jeſu willen. Das iſt ſo, weil uns Gott unſern Herrn Chriſtus gegeben hat. Deshalb iſt uns der Geiſt der Kraft und der Liebe und der Zucht gegeben. Denn mit ihm erſchien uns die echte, treue Gnade, die uns die vollkommene Gabe verleiht. Darum erwecke die Gabe, die in dir iſt. Fache ſie an, ſchreibt Paulus, damit ſie ſich zeige, wie ſich aus der verborgenen Glut ein helles, ſtarkes Feuer erheben kann. Die Meinung iſt nie richtig: es gebreche uns an Gaben. Nicht das ergibt unſre Not, daß wir zu wenig Gaben empfangen haben, ſondern das macht unſre Not, Schande und Schuld, daß wir zu viel Gaben haben, nämlich mehr, als wir benützen, mehr als wir verwenden und fruchtbar machen. Die Gaben, die wir unbenützt verſäumen, belaſten uns. Es fehlt uns in Deutſchland nicht an Erkenntnis. Wir haben Männer genug, die wiſſen, was ſie an Jeſu Wort haben; aber es fehlt uns an Glauben, der in dem ſteht und bleibt, was wir erkannt haben, und nicht hin und her ſchwankt, ſondern das Empfangene bewahrt. Wir haben genug Moral unter uns; was uns fehlt,

iſt der Gehorſam, der die ſündliche Begierde tapfer angreift und uns dem Willen Gottes untertänig macht. An Gelegenheit zur Arbeit fehlt es uns nicht; davon gibt es mehr als genug; aber die Arbeiter fehlen uns, die nicht das Ihre ſuchen, ſondern bereit ſind, ſich brauchen zu laſſen, wie Gott ſie brauchen will. Darum erwecke die Gnadengabe, die in dir iſt. Wir erwecken ſie dadurch, daß wir das Klagen und Murren laſſen und für die Gabe, die uns verliehen iſt, danken. Wir erwecken ſie weiter dadurch, daß wir ſie gebrauchen und für die fruchtbar machen, die uns anvertraut ſind. Wer da hat, dem wird gegeben, und was uns gegeben wird, das iſt der Geiſt der Kraft und der Liebe und der Zucht. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sechster Sonntag nach Trinitatis.

(26. Juli 1908.)

Apostelgeschichte 8, 26—39.

Unser Text macht uns deutlich, daß Gottes Zeiten andre als unsre menschlichen Zeiten sind, nach dem Psalmwort: Tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag. Ein Afrikaner wird getauft, noch ehe ein Grieche getauft war, ehe es einen einzigen europäischen Christen gab. Es sieht aus, als ob gleich der helle Tag über Afrika anbreche und Gottes Gnade sich dort zuerst eine Gemeinde sammle, die ihm geheiligt sei. Aber unsre Geschichte bleibt eine Verheißung, die ihr Licht in eine Zukunft sendet, auf die auch wir noch warten. Zwar bekennen heute in Afrika nicht wenige mit dem Kämmerer: Ich glaube an Jesus, den Christus, den Sohn Gottes, und es wird heute an manchen Orten Afrikas dasselbe Wort verkündigt, das Philippus zuerst diesem Mann aus Abessinien gesagt hat. Aber der Kampf ist noch nicht entschieden. Ob Gott uns eine lebendige, starke afrikanische Kirche schenken wird, ob Jesu Name die afrikanischen Völker sammeln, einigen und heiligen wird, ihnen selber und der ganzen Menschheit zum Heil: das liegt noch in der Zukunft und bleibt für uns der Gegenstand unsrer Hoffnung und unsrer Arbeit. Gott hat seine Zeiten.

Es verhält sich ebenso in derjenigen Regierung Gottes, durch die er jeden einzelnen von uns zu sich zieht und jedem die Bekehrung zu Jesus gewährt. Auch da hat Gott seine Zeiten. Die Bekehrung zu Christus ist das Größte, was wir auf Erden erleben können; sie besitzt die ganze Herrlichkeit

einer Geburtsstunde, eines neuen Anfangs, durch den das Alte beendet und ein Neues begonnen wird, für das das große Wort nicht zu groß ist: „Das Alte ist vergangen; sieh! alles wurde neu; ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur.“ Gleichzeitig werden wir aber an jeder Bekehrung wahrnehmen, was uns unsre Geschichte so deutlich zeigt: alles ist wohl vorbereitet und fein ineinander gefügt zu einem starken Zusammenhang. Plötzlich kommt jener Afrikaner zu Christus und doch nicht plötzlich, sondern zu seiner Zeit. Eine Überraschung wird ihm zuteil, die ihm eine ganz neue Erkenntnis Gottes gibt, und doch war alles wohl geordnet. Darauf wollen wir heute achten:

Es gibt keine Bekehrung zu Christus, die nicht völlig vorbereitet ist, und es gibt keine Bekehrung zu Christus, die nicht alles neu macht.

1.

Der Afrikaner brachte viel in jene Stunde mit, in der Philippus ihm Jesus beschrieb. Er hatte seine Bibel vor sich und las, wie der Prophet den Knecht Gottes verkündigte, der wie ein Lamm in den Tod geht, beladen mit der Sünde des Volks, und so Gottes Werk vollbringt, und er fragt: „Wer vermag wohl so Großes? wer ist der, den der Prophet hier beschreibt?“ Wie kam er aber zu seiner Bibel? Drüben in Abessinien hatte er die jüdische Gemeinde kennen gelernt, und den Mut gehabt, seine Götter zu begraben. Er trat vor seine Königin, in deren Dienst er stand, mit dem Bekenntnis: „Ich bin nicht mehr Heide, sondern halte mich zu Israel, zu seinem Gott und zu seinem Gesetz“. Dann hat ihn die Sehnsucht erfaßt, einmal die Gemeinde des Herrn zu sehen, wenn sie im Heiligtum versammelt war und das Fest ihres Gottes feierte. Es ging ihm wie dem Psalmisten: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlangt und sehnt sich nach den Vorhöfen des Herrn.

Denn der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest: nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott". Nun hat er die lange Reise angetreten, vorbei an den großen Tempeln Ägyptens, mit den gewaltigen Steinbildern ihrer Götter und Könige, mit ihren gen Himmel ragenden Obelisken, vorbei auch an den griechischen Weltstädten, in denen alles beisammen war, was das Auge fesselt und die Begier reizt. Vorbei an all dem zog er nach Jerusalem hinauf und trat mit der Gemeinde zum Altar des Herrn hinzu. Nun zog er wieder heim, nicht von einem wilden Festtreiben ermüdet und zerstreut, sondern gesammelt, so daß er sich in die Schrift versenkt und auf die Verheißung des Propheten lauscht. Hier fügt sich jeder dieser Tage in fester Ordnung mit starkem Zusammenhang zum andern: der Tag, an dem er seine Götter wegtat und sich zu Israels Gott bekannte, der Tag, da er aufbrach, um Gottes Antlitz in seinem Heiligtum zu suchen, der Tag, da er vom Fest heimkehrte und seine Seele sammelte, um das Wort des Propheten zu hören, und endlich die Stunde, wo er sich von Philippus sagen ließ: „Sieh! hier ist Gottes Lamm!" So fein fügt Gottes Hand alles zusammen; so fest und sicher ordnet er ein Menschenleben und führt es zu seinem Ziel. Das gibt Geschichte, echte, bei der das eine nach dem andern und durch das andere geschieht, wirkliche Entwicklung, nicht die leere, bei der zwar etwas wachsen möchte und doch nichts wird und wächst, sondern die echte, bei der die Knospe sich bildet und gestaltet, und hernach öffnet sie sich zu ihrer Zeit. So bereitet Gott allen den Weg, die er in Christus zu sich zieht.

Aber auch Philippus mußte für den Dienst vorbereitet werden, den er dem Kämmerer zu leisten hat. Zuerst hat er treu seine Arbeit in der Gemeinde von Jerusalem als der Pfleger der Armen getan und für die Witwen gesorgt, damit sie täglich erhielten, was ihnen nötig war. Dann kam der schwere und schmerzhafte Tag, wo er eilig und heimlich aus

Jerusalem floh, als Stephanus getötet war. Da konnte sich auch Philippus nicht mehr auf den Gassen Jerusalems zeigen, weil auch für ihn die heilige Stadt zur Mörderhöhle geworden war. Das hat auch dazu gehört, damit er dazu gerüstet und befreit werde, daß er dem zu helfen vermochte, der aus Afrika kam. Damals mußte er sein Kreuz anfassen, und es war ein schweres Kreuz; denn alle Glieder der ersten Gemeinde verließen die heilige Stadt nur mit tiefem Leid. Aber er gehorchte Gott und trug mit tapferm Gehorsam sein Kreuz. So kam er nach Samaria, und nun sagte er nicht: „Was soll ich bei den Samaritern? Sie sind ein verdorbenes und unartiges Geschlecht", sondern er war auch hier dem Geist Gottes gehorsam und gab den Samaritern Jesu Wort und machte sich klar, daß Gottes Gnade für die Samariter nicht größer war, als die, die er selbst bedurfte und empfangen hat. Nun kann ihm Gott auch sagen: „Geh nach Gaza", und Philippus sagt nicht: „Was soll ich denn in Gaza nützen, und erst noch auf der Straße, wo ich nicht auf eine Zuhörerschaft rechnen kann?" Philippus hat gehorchen gelernt. Und als der Wagen mit dem Afrikaner herankam, sagte er nicht: „Das ist ein Afrikaner, ein Neger; ein solcher geht mich nichts an". „Steig auf", sagt ihm Gottes Geist. Jetzt kann er seinen Mund auftun, mit Gewißheit und Freudigkeit, so daß sein Wort Glauben in sich hat und Glauben schafft. Nun kann er dem Kämmerer das Lamm Gottes zeigen, in dem das Wort des Propheten zur Erfüllung kam.

Wir alle werden, wenn wir auf unser Christenleben zurücksehen, dankbar sagen: wie hat es Gott doch so wunderbar Schritt für Schritt gefügt, so daß es eine feste Ordnung bekam; alles war wohl bereitet. Wenn wir den Vers singen: „Nun danket alle Gott, der uns von Mutterschoß und Kindesbeinen an unzählig viel zu gut bis hieher hat getan!" so denken wir nicht bloß an die auswendige Führung und Segnung, wie freundlich Gott unser Schicksal zu ordnen weiß,

ſondern das gilt auch für unſern inwendigen Lebensſtand, für unſern Glaubensſtand. Auch da bereitet Gott alles wohl. Das macht feſt. So bekommen wir den Mut zum Herrn zu treten und ihm zu ſagen: „Du haſt mich gerufen", und ein ſolcher Mut wird nicht zum Übermut. Es gehört mit zu den Merkzeichen Gottes, daß er alles in ſeine feine, feſte Ordnung bringt. Wenn wir das an der Führung unſers Lebens nicht wahrnähmen, ſo könnten wir irre werden und ſchwanken. Da wir aber immer wieder deutlich ſehen, wie Gottes Hand alles wohl bereitet, ſo werden wir feſt. Nun machen wir auch mit den andern Menſchen keine Torheiten, und meinen nicht: wir könnten zu der von uns beſtimmten Zeit jemand bekehren. Wir bekehren niemand, es ſei denn Gottes Zeit für ihn da.

2.

Wenn nun aber die Stunde kommt, die dem Kämmerer beſcheert war, und wir eine Begegnung mit Jeſus haben, was iſt das doch für ein unerſchöpflich großes Erlebnis! Oder meint ihr es anders? Wollen wir ſagen: „Was konnte der Afrikaner in den paar Stunden lernen, während deren Philippus neben ihm auf dem Wagen ſaß? Iſt er denn dadurch auf einmal zu einem Gottesgelehrten geworden? Iſt nicht zu fürchten, daß er nicht viel begriffen habe? Und zum Schluß läßt er ſich taufen! Soll das alles ſein, was er mitbekam nach Afrika? Und wie ärmlich war dieſe Tauffeier! Philippus hatte nicht einmal ein ſilbernes Becken, um daraus die Taufe zu vollziehen, und keine Pathen waren da und kein Taufmahl". Was hat der Kämmerer von Philippus empfangen?

Er las im Propheten die Darſtellung des Knechtes Gottes, der ſich mit der Schuld der Menſchen belud, unter ſie gebeugt war und doch aufrecht blieb, und von ihrer Schuld nicht erdrückt wurde, obgleich er litt. Dieſer Knecht Gottes kann ſie tragen, und er trägt ſie bis zum Tod. Indem er die

Schuld trägt, bringt er den Verschuldeten die Vergebung, und indem er stirbt, wird ihm der Tod zum Aufgang des Lebens. „Wo ist der? wer kann das?“ fragt der Kämmerer. Und Philippus antwortet ihm: es gibt einen, der so zu Gott und so zur Welt steht, daß er die Schuld der Menschen getragen hat, der dich und mich so lieb hat, daß er unsre Sünden auf seine Schultern nimmt. Der, der das kann, ist gekommen. Er möchte es nicht bloß gern tun, sondern er hat das vollbracht. So ganz ist er Knecht Gottes, so ganz Sohn Gottes, daß er die Last der menschlichen Schuld zu tragen vermag, so daß sie weggetragen und vergeben ist. „Geht das auch mich an?“ fragte der Kämmerer, „auch mich, den Mann aus Afrika?“ Und Philippus fuhr fort und sagte ihm: Sieh, Christus hat uns die Taufe bereitet; durch sie ruft er einen jeden von uns zu sich, stellt uns in den Segen seines Todes, gibt uns teil an seiner Vergebung und Versöhnung, und bringt uns in die Leitung seines Geists. Weil dir Christus die Taufe gibt, weißt du, daß er auch für dich die Schuld getragen und für dich zu Gottes Lamm geworden ist. Da griff der Kämmerer zu. „Hier“, sagte er, „ist Wasser; laß uns nicht daran vorbeigehn!“ Und er empfing Jesu Zeichen.

Hat er nun nicht eine Stunde der Geburt erlebt, von der gilt: „Sieh, ich mache alles neu“? Bisher war er der Gemeinde zugetan, die die Verheißung besaß. Als er die Schrift las, erweckte nicht das seine Verwunderung, daß Gott seinem Volk eine große und herrliche Verheißung gegeben hatte. Wer kann sie erfüllen? das war die Frage des Kämmerers. Freilich ist es schon eine herrliche Sache, wenn wir eine Verheißung ergreifen dürfen, die uns eine Hoffnung gibt. Denn durch sie wird uns die Zukunft hell. Aber in jener Stunde, als Philippus beim Kämmerer war, empfing er noch etwas Neues und Größeres. „Glaubst du?“ fragt ihn Philippus, und er kann antworten: „Ja, ich glaube an Jesus“. Jetzt hat er nicht nur eine helle Zukunft, sondern eine helle

Gegenwart, nicht nur den Ausblick auf das, was Gott einst tun wird, sondern die Gewißheit von dem, was Gott für ihn getan hat. Jetzt heftet sich an sein Verhältnis zu Gott kein „Wenn und Aber“ mehr, kein: „vielleicht, falls es glückt“. Nun kann er die Gnade erfassen. Glauben kann er, weil alles beseitigt ist, was ihn von Gott schied. Seine Trennung von Gott ist aufgehoben, die Feindschaft getötet, die Schuld weggetan.

Noch etwas anderes hat der Kämmerer gehabt; aber das, was ihm Philippus brachte, war größer als das, was er besaß. Als er sich zur Fahrt nach Jerusalem rüstete, da war er der Ordnung Gottes gehorsam und tat, was das Gesetz den Gliedern der Gemeinde zur Pflicht gemacht hat. Es ist eine herrliche Sache um den Gehorsam, um die Erfüllung des göttlichen Gebots. Jetzt erhält er aber noch etwas unvergleichlich Größeres; jetzt darf er glauben. In seinem Gehorsam setzte er seine eigne Willenskraft ein, damit Gottes Wille durch ihn geschehe. Damit erzeigte er Gott seine Liebe und seinen Dienst, eifrig, fleißig, tüchtig, weil ihm Gottes Gebot mehr galt als seine eignen Interessen. Nun aber begegnet ihm der Knecht Gottes, der die Schuld der Welt trägt. Da ist nicht mehr von dem die Rede, was der Mensch macht, wie viel er leiste, wie er durch seinen Gehorsam Gott das Opfer bringe, wie weit er selbst sich emporhebe in der Heiligung. Jetzt kann der Kämmerer glauben; denn nun ist der Himmel für ihn offen und er sieht, was Gott für ihn getan hat. Das Lamm Gottes steht vor ihm, und er folgt ihm nach und bleibt bei ihm, stellt sich in seine Gnade und gewinnt aus ihr die ewige Freude. Das fand der Kämmerer nicht in Afrika; das bekam er, weil ihm der Bote Jesu den Namen Jesu verkündigt hat.

Vielleicht hatten wir vor unsrer Begegnung mit Jesus noch viel weniger, als was der Kämmerer schon aus Afrika mitgebracht hat. Vielleicht hatten wir damals noch keine

Hoffnung, ſondern bloß ein ſchweres Herz, vielleicht auch keinen Gehorſam, ſondern bloß die wilde Luſt. Aber auch dann, wenn es bei uns ſo wie beim Kämmerer wäre und Gott uns auf dieſelbe Weiſe den Weg zu Jeſus gebahnt hätte, wie ihm, nämlich ſo, daß wir uns vorher im Gehorſam unter ſeine Ordnungen beugten und mit Hoffnung auf ſeine Güte warteten: auch dann bringt uns die Stunde, in der wir Jeſus begegnen, etwas Neues, was unvergleichlich iſt. Niemand gibt es uns als er: Glauben wirkt er. Wie ſollten wir auf Gottes Lamm verzichten? Womit wollten wir ſeine Gabe vertauſchen?

Der Afrikaner zog nun nach Afrika ganz allein. Dort traf er keinen Pfarrer, keine Kirche, keine Brüder, keinen Gottesdienſt. Gab das nicht Grund, ſich zu fürchten? Ganz allein ſchickt Gott dieſen Mann mitten in den dunkeln Erdteil hinein, und erſt noch an einen Fürſtenhof! Was nahm er mit? Seine Taufe, das Zeichen Jeſu. Er iſt dem Herrn begegnet; er wird ihn geleiten. Im Geleit Jeſu wandert es ſich gut. Er weiß, wem er ſeine Gnade gab, und erkennt an allen Orten und an allen Menſchen ſeine Zeichen. Daran wollen wir uns halten, wenn uns nach dem frohen Anfang des Chriſtenſtands der heiße Mittag und der dämmernde Abend kommt. Wir tragen das Zeichen Jeſu, ſchon von der Taufe her, und haben es im Glauben in uns. Der Herr kennt ſeine Zeichen auch an uns. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Achtzehnter Sonntag nach Trinitatis.

(18. Oktober 1908.)

Jakobus 2, 1—10.

Mit einer uns alle ergreifenden Deutlichkeit ſtellt uns der Text den Unterſchied zwiſchen der echten und der unechten Liebe dar. Ich wollte, ich hätte Menſchen- und Engelzungen, um euch den Text ſo zu ſagen, daß ihr ihn behaltet. Und doch wäre ja nichts damit getan; wenn ich Menſchen- und Engelzungen hätte ohne die Liebe, ſo gliche ich dem tönenden Erz und der klingenden Schelle mit allen großen Worten, zumal da unſer Text nicht nur von der unechten, ſondern auch von der echten Liebe ſpricht. Ohne Liebe über die Liebe eine gemeinſame Betrachtung anzuſtellen, ergäbe ein häßliches Ding. Darum kann uns unſer Text nicht zu Scheltworten Anlaß geben, daß wir etwa das Kapital ſchelten wollten; auch nicht zu Schmeichelworten für die Arbeitenden. Die Liebe hetzt nicht und ſchmeichelt nicht. Er kann uns auch nicht zu Träumen verleiten, ſo daß ich euch heute etwa den Zukunftsſtaat vor die Augen führte und euch eine neue Ordnung unſrer öffentlichen Verhältniſſe beſchriebe. Ihr würdet ſo vielleicht einen geiſtreichen, neuen Gedanken bewundern. Aber die Liebe begehrt nicht Bewunderung; ſie erbaut, das heißt: ſie ſtärkt, daß wir den Willen Gottes in allen Dingen vor Augen haben und redlich aneinander Jeſu Gebot tun.

So laßt uns unſern Text brauchen, damit unſer Auge bei uns ſelber geſchärft werde *für das, was echte und was unechte Liebe iſt*. Auf der einen Seite ſteht der

Schein und das Unrecht und der Schaden und auf der andern die Wahrhaftigkeit und das Recht und das Heil.

1.

In eine christliche Versammlung kommt einer mit einem prächtigen Rock und einem goldenen Ring, wie ja der Orientale gern seinen Reichtum an seinen Kleidern zeigt. Nun wird er zum Ehrensitz geleitet. Daß er die Versammlung besucht, das ist für sie selber eine Ehre. Die Verbeugung, mit der er begrüßt wird, ist darum tief, die Höflichkeit, mit der er zu seinem Platz geleitet wird, groß. Warum denn nicht? fragen die Leser; das ist ja das königliche Gebot der Schrift: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. Die Liebe macht höflich, ehrerbietig, freundlich gegen alle. Ganz recht, sagt Jakobus, ihr tut wohl, wenn ihr das königliche Gebot der Schrift erfüllt. Aber die Sache ist nicht in Ordnung.

Das zeigt sich gleich, wenn nun der Arme kommt. Da ist das königliche Gebot der Schrift nicht mehr königlich, und darf nicht mehr regieren und der Gemeinde zeigen, was sie zu tun hat. Der Arme mag sehen, wo er seinen Platz findet.

Wem galt nun hier die Liebe? Galt sie dem Mann oder dem Rock? Wem wurde hier der Dienst erwiesen, dem Menschen oder seinem Vermögen und seiner Macht? Dem Menschen, aber nur wegen seines Vermögens und wegen seiner Macht. Das zeigt sich daran, daß die Liebe zu Ende ist, wenn das Vermögen fehlt. Das ist die unechte Liebe. Kann es denn anders sein? fragt ihr mich vielleicht. Die unechte Liebe ist uns so natürlich und so alltäglich, daß uns unser Text immer wieder überrascht. Können wir denn, erwidern wir ihm, alle Menschen gleich behandeln? Gewiß nicht, kein Mensch spricht davon, Jakobus am allerwenigsten. Die Liebe behandelt nicht alle gleich, sondern gibt einem jeden das Seine, jedem, was er nötig hat und was ihm hilft. Wenn wir

uns vornähmen: wir wollten einmal acht Tage lang alle Menschen gleich behandeln, so würde dieser Vorsatz kläglich scheitern, weil wir so nach einer willkürlichen Vorstellung zu handeln versuchten. So wird die Liebe nicht echt, wenn wir einen törichten Traum mit ihr vermengen, der sofort vor der Wucht der Tatsachen vergeht. Nur dadurch wird sie echt, daß wir sie den Menschen geben, allen diesen verschiedenen Menschen, ob sie reich seien oder arm, daß wir sie aber *ihnen* geben, nicht dem, was sie haben, dem Mann, nicht dem Rock.

In der unechten Liebe liegt immer eine Verachtung des Menschen; und zwar nicht bloß dann, wenn er beschämt hinten stehen muß, sondern auch dann, wenn er zum Ehrensitz geleitet wird. Die unechte Liebe sieht im Menschen nichts Großes, nichts Heiliges, nichts, was ihn der Liebe wert macht. Alles, was den Menschen für sie anziehend und achtungswert macht, entsteht nur durch das, was er hat, durch den Besitz, den Namen, das Amt oder was es sei. Immer ist die Verachtung des Menschen dabei, die fragt: was ist denn ein Mensch, daß ich ihn lieb haben soll? Wie oft heiraten zwei einander des schönen Rocks wegen und leben in der engsten Gemeinschaft miteinander und bringen es nie dazu, daß sie sich lieb haben! Bloß das, was der andere *hat*, wird von jedem geschätzt und benützt. Wie oft arbeiten zwei nebeneinander, und sind immer in Berührung und Verkehr miteinander, weil sie eine gemeinsame Arbeit tun; und keiner schätzt den andern höher als nach dem Geldwert seiner Arbeitskraft.

So muß es für mich sein, so lange ich gottlos denke. Es ist unmöglich, daß wir anders vom Menschen denken, wenn wir ihn geschieden von Gott ansehn; dann ist er nichts, wenn er nichts hat. Aber unser Herr Christus bekehrt, erlöst und befreit uns von der unechten Liebe. Denn er gibt uns ein Eigentum, das uns nicht fremd bleibt, wie der irdische Besitz; denn er legt es nicht nur neben uns hin, sondern senkt

es mit der Schöpferhand seines Geistes in uns hinein, daß wir es haben dürfen als seine Gabe. Jetzt sind auch die Armen reich, dadurch daß sie Christus im Glauben angehören. Nun haben sie einen Besitz, der von ihrem Vermögen unabhängig ist: sie sind zu Gott berufen. Sie haben nun einen Dienst, der nicht durch Kapital oder Geldwert zu stande kommt: sie dürfen Gottes Willen tun; und sie haben eine Freude, die nicht mit dem Maß ihres Vermögens steigt oder fällt: sie haben die Verheißung, die Gott denen gibt, die ihn lieb haben. Seht, jetzt ist der Mensch der Liebe wert. Jetzt kann man ihn achten, sich mit ihm vereinen, mit ihm Gemeinschaft halten, nicht nur mit seinem Rock. Gott achtet ihn seiner Gnade wert; wie sollte ich ihn nicht achten? Gott verzeiht ihm alle seine Schulden; sollte ich ihm nicht vergeben? Gott trägt alle seine Schwachheiten; sollte ich nicht gern sie tragen? Gott hilft ihm zu ewigem Leben; sollte ich ihm nicht gern dienen und ihm dazu helfen, daß Gottes Güte an ihm sich offenbart? Unser Herr Christus hat uns die echte Liebe dadurch gebracht, daß er die Liebe Gottes und die Liebe des Menschen völlig zusammenband und einen einzigen Willen daraus machte. Er hat den Menschen um Gottes Willen lieb gehabt, wie er den Vater dadurch lieb hat, daß er an den Menschen sein Werk tut. Wenn wir mit ihm die Liebe Gottes und die Liebe des Menschen zusammenknüpfen und uns der Mensch als Kind Gottes vor Augen steht, dann wird die Liebe echt; dann gilt sie ihm.

2.

Die unechte Liebe tut Unrecht. Der Mann, der in die Versammlung tritt, ist reich und darum auch mächtig. Wegen seines Reichtums hat er einen Sitz im Gericht und tut, was er will. Er ist ein Gegner Jesu, und lästert ihn. Dennoch verehrt ihr ihn, wenn er zu euch kommt, sagt Jakobus. Warum nicht? sagen die Christen; wir haben von unserm

Herrn Chriſtus gelernt, was das königliche Gebot: du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt, bedeutet, nämlich daß wir es auch auf unſere Gegner erſtrecken dürfen. Sollen wir ihm ſeine Schulden vorhalten? Weil er übel redet, ſollen wir auch übel reden? Brauchen wir ihn deshalb zu läſtern, weil er Jeſus ſchilt?

Ganz recht, ſagt Jakobus; wenn ihr das königliche Geſetz der Schrift erfüllt, ſo tut ihr wohl. Aber das iſt nicht die Feindesliebe, von der der Herr ſpricht. Warum nicht? Dieſe Feindesliebe überwindet das Böſe nicht. Sie wird über das Unrecht nicht Meiſter, ſondern ſtärkt es. Alles, was der Reiche tun mag, iſt vergeben und verſchwindet; warum? Er iſt reich! Das iſt der Bruch des Rechts; ſo wird das heilige Geſetz Gottes zertreten. Für Geld gibt es keine Abſolution. Wer ſie für Geld erteilt, bricht Gottes Recht.

Auch dem Armen geſchieht Unrecht. Er iſt der Erwählte Gottes; denn Gott hat ihm mit ſeinem Wort ſeine Liebe geſchenkt. Er hat einen Schatz im Himmel, und iſt reich, nicht gleichſam, nur bildlich, ſozuſagen, ſondern wirklich, ſo gewiß die Gemeinſchaft Gottes mit uns Wirklichkeit iſt. Das alles gilt nichts. Die Chriſten ſagen: Das wäre doch eine ſchöne Sache, wenn wir den Mann ſeiner Frömmigkeit wegen auf den Ehrenſeſſel ſetzen ſollten; er hat doch keinen Profit dafür zu beanſpruchen, daß er fromm iſt. Ganz recht, keiner von uns, der Chriſtus zum Herrn hat und ihn kennt, begehrt Profite ſeiner Frömmigkeit wegen. Wer ſeinen Glauben ausſtellt und ein Trinkgeld dafür einziehen will an Ehre und Vorteil, der kennt den Herrn nicht; er hat andere Meiſter, nicht Jeſus Chriſtus. Wir ſtehen alle gern hinten und begehren nicht nach dem Ehrenſeſſel, keiner von uns, der den Namen Jeſu ernſthaft nennt. Warum glauben wir? Wir können nicht anders; denn der Geiſt der Wahrheit hat uns zu ihm gerufen. Warum lieben wir? Wir können nicht anders, denn wir müſſen unſern ſelbſtſüchtigen Willen richten.

Warum leben wir für Gott? Weil er uns zu sich gerufen hat aus lauter Güte. Wir begehren keine Trinkgelder.

Und doch, Freunde, es geht nicht mit rechten Dingen zu, wenn der Arme dort hinten stehen bleibt. Wir verachten das, was ihm gegeben ist; es darf nichts gelten, was er hat. Wir treten in den Streit mit Gottes Gnade. Wo bleibt da euer Glaube? fragt Jakobus.

3.

Wo Unrecht geschieht, entsteht auch Schaden. Für den Mächtigen und Reichen ist es ein Schaden, wenn seinetwegen das Gesetz und Wort Gottes gebrochen wird. Die Verehrung, die wir ihm um seines Geldes willen darbringen, ist für ihn keine Wohltat, kein Liebesdienst. Unser Herr hat gesagt: Reichtum sei gefährlich; deshalb stellt er den Reichen vor Gott wie ein Kamel vor ein Nadelloch. Warum wird uns der Besitz in solchem Maß gefährlich? Die sinnlichen Triebe werden entzündet, und darin liegt zweifellos eine Gefahr. Schon mancher ist an der Verzärtelung und Verweichlichung gestorben. Allein das ist doch nicht die Hauptsache, sondern die stärkste Gefahr liegt darin, daß unser Besitz uns in uns selber verschließt und stolz und sicher macht. Wir werden unfähig, an andere zu denken, als an uns selbst, und können nicht mehr dienen und nicht mehr gehorchen. Und dazu helfen uns alle die, die uns von Anfang an und von allen Seiten Achtung, Liebe, Verehrung und Dienste deshalb entgegentragen, weil wir reich sind. Wie sollten wir so nicht hoffärtig werden!

Die falsche Liebe schadet aber auch dem Armen, weil sie ihm Unrecht tut. Fragen wir: warum wird es unsern Arbeitern so schwer, froh, dankbar, aufrecht durch das Leben zu gehen? Warum haben wir so viel Unzufriedene? Gewiß liegt das nicht zuerst an der leiblichen Not und Entbehrung. Es ist freilich möglich, daß manchem eine Entsagung zugemutet wird, die tief schneidet. Aber die Hauptnot, unter der

unſere Leute leiden, entſteht daraus, daß man ihnen beſtändig und von Anfang an vorhält und einſchärft: ihr ſeid nichts, denn ihr habt nichts. Das tut weh, und ſtellt auch den, der im Glauben reich iſt, unter eine ſchwere Laſt. Es kann auch ihm zur Erſchütterung und Verſuchung werden. Daß er in Gott ſeinen Reichtum hat, das muß er nun der ganzen Welt zum Trotz feſthalten. Gott mutet uns, liebe Brüder, nichts unmögliches zu. Wir dürfen Gott wohl die Ehre antun, daß wir ihm allein glauben, der ganzen Welt zum Trotz. Aber die Laſt iſt oft ſchwer, und die unechte Liebe, die das, was der Arme hat, verachtet, macht dieſe Laſt beſtändig drückender.

Wir tun aber auch uns ſelber Schaden. Ihr, ſagt Jakobus, wollt das göttliche Geſetz halten: Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt; ihr ſeid aber Übertreter des Geſetzes. Freilich wird dem Einen Freundlichkeit erzeigt, und Ehre erwieſen; aber gleichzeitig wird das Geſetz an der anderen Stelle gebrochen und die Wahrheit Gottes begraben. Das Geſetz Gottes beſteht nicht aus Stücken, von denen man das eine halten und das andere nicht halten kann. Es iſt eine Einheit; denn einer iſt es, der es gab. Wir ſtehen hier im Verhältnis zu Gott ſelbſt, dem wir unſern ganzen Willen darzubringen haben. Man kann nicht halb gehorchen; halber Gehorſam iſt keiner. Es iſt aber nicht gleichgiltig, wenn wir zu Übertretern werden und das Recht Gottes gegen uns haben. Das Geſetz Gottes iſt die regierende Majeſtät; es geſchieht gegen uns, wenn wir es brechen, oder durch uns, wenn wir gehorchen. Aber zerbrochen wird es nicht.

Wir verlieren mit der unechten Liebe auch den Glauben. Auf den erſten Blick ſcheint es überraſchend, daß das, wovon unſer Text redet, den Glauben berühren ſoll. Iſt es denn eine Glaubensſache, wer den erſten und wer den letzten Platz bekommt? Wir denken leicht: wir behalten unſern Glauben unverletzt für ſich in ſeinem Käſtchen, auch wenn wir

mit den Menschen umgehen, wie es uns beliebt. Aber das ist nicht mehr der Glaube, den Christus in uns schafft und den er anerkennt und erhört. Der Glaube wird so zerrissen, preisgegeben und verachtet. Wenn wir an den Herrn Christus glauben, so wissen wir, daß es noch andere Güter für uns gibt als den Besitz. Er hat seinen Herrschernamen nicht durch einen goldnen Ring und ein Prachtskleid erworben; sondern wird zum Herrn der Herrlichkeit, weil er als der Sohn beim Vater blieb und ihm gehorsam war. Wenn wir auf ihn sehen, und an ihn glauben, so wissen wir, worin unser Gut und unsere Ehre besteht, wohin wir unsre Liebe wenden und wo wir unser Ziel suchen. Wenn wir aber nach unsrer schlechten Lust an den Menschen handeln, so wird das alles von uns zerstört. Darum ist der Glaube und die Liebe beisammen. Das ist das Köstlichste an der echten Liebe, daß sie uns gleichzeitig zum Gehorsam und zum Glauben bringt; diese drei sind beisammen und wir empfangen sie miteinander aus Jesu Hand.

Es ist süß, die Worte des Apostels zu hören. Sie führen uns in eine ganz andere Welt, als die, die uns sonst umgibt. Es ist die Welt der Freiheit. Der, der sich vor dem goldnen Ring nicht mehr beugt, ist ein freier Mann. Und der Arme, der reich ist in Gott, ist auch ein freier Mann. Wenn wir das Gesetz der Freiheit beim Apostel hören, dann empfinden wir freilich auch die Knechtschaft schwer, die auf uns liegt. Darum schließe ich mit dem Vers:

Denn die Last treibt uns zu rufen;
Alle flehen wir dich an:
Zeig doch nur die ersten Stufen
Der gebrochnen Freiheitsbahn!

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

23. Sonntag nach Trinitatis.

(22. November 1908.)

Apostelgeschichte 20, 17—38.

Es trifft sich hübsch, daß wir am letzten Sonntag des Kirchenjahrs den Abschied des Paulus von den Ephesern miteinander betrachten. In manchen deutschen Gemeinden wird heute an die Abschiede gedacht, die unsre bleibende Trennung von denen herbeiführen, die Gottes Güte mit uns verbunden hat. Wir wollen Gott von Herzen danken, daß wir so Abschied nehmen dürfen, wie es Paulus tat. Freilich, so herrlich wird unser Abschied nicht werden. Wir leben viel zu sehr im Fleisch, haben eine kranke, arme Liebe, haben auch nicht die Kraft und das Amt des Paulus. Aber es geht doch durch alle Unterschiede des Christenlebens die große, feste Einheit hindurch, die aus derselben Gnade Gottes stammt.

Darum dürfen auch wir auf die Abschiede, die wir hinter uns haben, und auf die Abschiede, die wir vor uns haben, so sehen, wie es Paulus in unserm Texte tut. Die Epheser haben geweint; es tat ihnen bitter weh. Wollen wir sie deshalb bemitleiden? O nein, solche Tränen begehren wir; solches Weh wollen wir haben. Es würde uns ein angstvolles Mitleid fassen, wenn die Epheser neben Paulus stumpf ständen, unbewegt, ohne Tränen. Dann würde es uns für sie bang. Daß sie weinen, das zeigt, daß sie mit Paulus innig und herzlich verbunden gewesen sind. Wenn eine echte Verbindung reißt, dann tut es weh. Aber wir haben doch nicht nur den Schmerz vor uns. „Ich will meinen Lauf mit Freuden vollenden“. Wenn die Epheser an Paulus dachten, wie er von ihnen Abschied nahm, dann schwebte ihnen nicht ein Marterbild vor, nicht die Gestalt eines Geplagten, der unter seinem Leid sich krümmt und sich dagegen aufbäumt. Es wird uns ja heute noch das Herz froh und weit, wenn uns der kurze

Bericht jener Abschiedsstunde vorgelesen wird, und den Ephesern ging es erst recht so. Es ist ein wunderbares Ineinander von Tränen und Freude, von Zwang und Willen, von Lust und Leid, nicht ein Durcheinander, nicht ein leidenschaftliches Gewoge miteinander kämpfender Stimmungen. O nein, auf diesem Abschied liegt Friede, Einigung eines ganzen Willens in den Dienst Gottes. Eben daher, daß der ganze Wille dabei ist und das ganze Herz in Schwingung ist, kommt es aber, daß die verschiedenen Töne miteinander laut werden, jetzt die Stimme des Schluchzens und dann das Loblied des Danks. Das gibt den rechten Abschied; und einen solchen wollen wir uns wünschen und zur rechten Zeit dafür sorgen, daß wir ihn erlangen. In dieses Licht wollen wir auch die Abschiede stellen, die wir hinter uns haben, und so an die denken, die Gott von uns getrennt hat.

Woher kommt die Freude beim Abschied? Paulus ist von allem los. Und woher kommt das Weh? Er ist mit allen verbunden. Los von allen, verbunden mit allen gleichzeitig, das eine durch das andere: es klingt unausführbar, rätselhaft; aber wir wollen probieren, ob wir es verstehen.

1.

Paulus ist los von allen; nun kann er freudig scheiden. „Ich halte mein Leben nicht für teuer", sagt er, und er sagt das so, daß wir es ihm glauben. Das ist bei ihm kein leeres Wort; er hat es durch die Tat bewährt. Ja liebster Paulus, was soll dir denn noch teuer sein, wenn dir nicht einmal dein eigenes Leben teuer ist? Fragt alle Land auf Land ab: was ist das Beste? ihr bekommt einstimmig die Antwort: die Gesundheit, ein unverkürztes, nicht durch Schmerz und Plage gehemmtes Leben. Paulus heißt das eine kurzsichtige Antwort. Damit ist noch nicht gesagt, wozu ich mein Leben brauche; und doch bekommt es erst dadurch seinen Wert, daß ich es gebrauche. Paulus weiß, für wen er sein Leben braucht; er

kann seinen Ephesern sagen: seit ich bei euch war, vom ersten Tage an bis jetzt, habe ich unter euch dem Herrn gedient. Er gehört nicht sich selber, er gehört dem Herrn. Darum hält er seine Seele nicht für teuer; denn der Herr ruft ihn. Paulus weiß nicht, was er mit ihm vorhat; er weiß bloß das: er wird mich in ein Gefängnis tun. Aber er weiß, der Herr ruft. Nun ist er von allem los und sagt: „Ich will meinen Lauf mit Freuden vollenden".

Freunde, das gibt das freudige Herz beim Abschied. So wollen auch wir an die zurückdenken, die wir Gott geben mußten, damit er sie nun führe und leite, während unsere Sorge ihnen nicht mehr dienen kann. Wir übergeben sie Gott und dem Wort seiner Gnade, wie Paulus seine Epheser. So werden wir voneinander los, daß wir in Frieden und Freude Abschied nehmen. Aber dazu gehört freilich, daß wir schon von Anfang an in unsrer ganzen Gemeinschaft darauf achten, daß wir das Eigentum des Herrn sind. Es gibt eine Liebe, die den Menschen so an sich kettet, daß der Riß eine blutende Wunde erzeugt, an der die Menschen zeitlebens kranken. Dann bekommen wir Geschichten, wie die, daß die Frau, wenn der Mann gestorben ist, ins Wasser geht. Paulus hat seinen Verkehr mit seinen Freunden von Anfang an anders eingerichtet.

Er hat sie selbstständig gemacht, und nicht an sich gekettet, sodaß sie selber stehen und gehen können. „Euch hat der heilige Geist zu Hirten über die Herde gesetzt". Sie haben ihren eigenen Zugang zu Gott; der heilige Geist führt sie, zeigt ihnen Gottes Willen, macht sie der göttlichen Gnade gehorsam und sagt ihnen, was sie der Gemeinde darzubieten haben. Sie sind herangewachsen zum eigenen Leben, zur eigenen Gewißheit, zum eigenen Gehorsam. Darum kann er sie getrost Gott anheim geben und fröhlich gehen.

Das ist das Ziel der rechten und reinen Liebe. Wenn wir die Menschen so an uns ketten, daß wir gar nicht mehr von einander loskommen, ist immer Eigensucht dabei; dann brauchen wir die andern, um unser leeres Herz zu füllen,

unſern Hunger nach Glück zu befriedigen und uns das zu verſchaffen, was uns erfreut und ſtärkt. Dann freilich regt ſich beim Abſchied bloß noch das bittere Weh. Wir ſollen keinen Menſchen für ſo teuer halten, daß er bloß uns gehören ſoll. Er iſt das Eigentum des Herrn; er lebt für ihn, nicht nur für uns, und ſteht unter Gottes Herrſchaft. Er hat auch ſeinen Lauf zu vollenden, nicht in unſerm Dienſt, ſondern in Gottes Dienſt.

Und noch eins, Freunde, gehört dazu, damit wir getroſt von einander Abſchied nehmen. „Ich bin rein von euer aller Blut", ſagt Paulus zu den Epheſern. Es kettet ihn keine Schuld an ſie; denn er hat ihnen alles gegeben, was ſie zum richtigen Chriſtenwandel brauchen. Fallen ſie, ſo iſt das nicht die Schuld des Paulus. Die Schuld gibt eine ſtarke Kette, die wir nicht entzwei reißen. Da kommen wir nicht ſo von einander los, daß wir mit Frieden und Freude ſcheiden könnten. Wir müſſen mit reiner Hand auseinander gehn. Aber dazu gehört nun noch ein zweites Wort. Denn wir werden nicht ſo von einander ſcheiden, wie Paulus, mit einem völlig reinen Gewiſſen. Es gibt aber eine Hand, die auch die Schuld löſt. An ſie haben wir uns zu halten, damit wir am Grab der Unſern ſtill und froh werden, und ſelber ruhig und ſtill Abſchied nehmen. Wir haben zu glauben, daß es eine allmächtige Gnade gibt, die die Schuld verzeiht; dann kommt der Friede in den Abſchied.

II.

Woher kommt denn das Weh? Dieſe Frage findet gleich ihre Antwort, ſowie wir auf das achten, was Paulus ſeinen Epheſern ſagen kann. Sein Wort gibt uns das reine Bild treuer Fürſorge. Die Wahrheit und Treue ſeiner Fürſorge zeigt ſich darin, daß ſie ſich auf alles ausdehnt, was zu ihrem Wohl gehört, auf Leib und Seele, auf den Haushalt der Gemeinde und auf ihren inwendigen Glaubensſtand. „Ich habe euch gezeigt, wie man arbeiten muß". Das iſt auch ein wichtiges Stück im Abſchiedswort des Paulus. Er

hat für eine gesunde Haushaltung gesorgt und kann sie auch im Blick auf ihren äußeren Zustand ohne Sorge sich selbst überlassen. Es gehört zu unserer Pflicht, daß wir unsern Abschied dadurch vorbereiten, daß es mit unserer Oekonomie in Ordnung und der Haushalt geregelt ist, und es liegt darin eine große Weisheit, daß Paulus für die äußeren Verhältnisse der Gemeinde dadurch gesorgt hat, daß er arbeitete. Er hat ihr dadurch mehr gegeben, als wenn er ihr sagen könnte: ihr habt eine Million Kapital. Mit der ganzen Würde seines heiligen Amts saß der Zeuge der Herrschaft Gottes und der Herrlichkeit des ewigen Lebens Tag um Tag als ein Handarbeiter unter ihnen. „Ich habe mit meinen Händen für mich und nicht bloß für mich, für alle meine Gefährten und Mitarbeiter gesorgt". Jetzt hat die Gemeinde einen gesunden Haushalt, und ihre Oekonomie bleibt in Ordnung, solange sie Paulus nicht vergißt. Die Regel, die er ihr gibt, hat für sie die größte Wichtigkeit. Damit wir gesunde Gemeinden haben, müssen wir lernen, daß das Nehmen nicht das Selige ist, sondern das Geben. Jede Gemeinde bleibt leistungsfähig und hat einen geordneten Haushalt, deren Glieder es begreifen: Geben ist seliger als Nehmen. Paulus müßte mit Sorge auf seine Epheser sehen, wenn er nur Nehmer aus ihnen gemacht hätte, nur solche, die gern von der Liebe der andern leben, denen es ein Vergnügen macht, daß die Gemeinde für sie sorgt und die Brüder alle ihre Bedürfnisse decken. Das wäre der Weg an den Bettelstab. Er hat aber dafür gesorgt, daß sie wissen, wie man arbeitet und gibt, nicht nimmt.

Damit haben wir aber unsern Abschied noch nicht völlig vorbereitet, wenn wir nur für die äußere Ordnung sorgen und die Oekonomie auf eine gesunde Basis stellen. So gewiß wir allen denen danken, die es uns vormachen, wie man arbeiten muß: der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Die Träne, die wir als den einzigen echten Schmuck unsres Grabs begehren, fließt nicht schon dann, wenn wir den andern nur

das Beiſpiel der Arbeit und geſunden Verwaltung des Vermögens geben. Paulus gab ſeinen Epheſern mehr, und dadurch bewährt ſich ſeine Fürſorge als echt und treu. Sie hat alles umſpannt, was wir Menſchen bedürfen. Er hat ihnen den ganzen Rat Gottes geſagt. Nichts hat er für ſich allein behalten, was ihnen nützlich war. Alle Erkenntnis, allen Reichtum an Liebe und Kraft ſtellt er den andern zur Verfügung; ſein ganzes geiſtiges Gut verwendet er für ſie. So wandelt er völlig im Licht. Kein Geheimnis trennt ſie. Er hat keine verborgene Kammer in ſeinem Herzen, in die die Epheſer nicht hineinſehen dürfen. Volles Licht waltet. Das gibt ganze, echte Gemeinſchaft im Höchſten, was wir beſitzen, im Aufblick und Gebet zu Gott, im Kampf gegen die Sünde, in der Ausrichtung des göttlichen Willens durch unſern Dienſt. Jetzt iſt Verbundenheit da, und wir begreifen, daß es den Epheſern ſchwer wurde, als Paulus ging. „Ich habe euch unterwieſen öffentlich und ſonderlich". Er hat ſich nicht geweigert, vor die Stadt mit dem Zeugnis Jeſu hinzuſtehen. Aber er hat nicht bloß das getan, nicht bloß große Reden in großen Verſammlungen gehalten. Er ließ ſich herbei, jedem zu helfen, damit er zum Glauben gelange, über das ein klares und feſtes Urteil habe, was ſeine Pflicht ſei, und an ſeinem Ort aufrecht vor Gott ſtehe. Ich habe das, ſagt er, mit Tränen getan. Seltſam; das Evangelium verkündigt er mit Tränen. Er bringt das ſeligmachende Wort der göttlichen Liebe, und tut ihnen die himmliſchen Schätze auf, mit Tränen. Freilich wenn er nichts mehr begehrt hätte, als ihnen eine Lehre begreiflich zu machen oder eine moraliſche Vorſchrift für ſie zu publizieren, dann hätte er nicht geweint; dann läge auch uns auf der Kanzel nicht das Weinen nah. Ich kann auch lachen, herzlich und froh. Aber wenn wir das Evangelium zu ſagen haben, liegen uns die Tränen näher als das Lachen.

Warum? Es gibt immer einen ernſten Kampf, bis man einen Menſchen von ſeiner Sünde los hat, bis er ſich wirklich

wendet, von Herzen wendet, zu Gott hinwendet, bis er so zugreift, daß er Gottes Hand ergreift. Das ist ein Kampf; wir wissen wohl, was das für ein großes Erlebnis ist, wie stark die Widerstände dagegen sind, daß wir nicht leicht durch all den irdischen Nebel und all die sündlichen Verkettungen durchbrechen, die uns Menschen binden. Darin lag die Kraft des Paulus, daß er sich nicht in vornehmer, selbstsüchtiger Ruhe über die Menschen erhob und sie von oben herab ansprach. Er leidet mit ihnen, er ringt für sie: „ich habe euch drei Jahre mit Tränen den Rat Gottes verkündet". Dieser Rat ist das Wort seiner Gnade, das uns zu erbauen vermag, und uns das Erbe mit den Heiligen gibt; da lohnt es sich wohl, ernst zu sein. Wenn wir in unserm kleinen Maß und Teil so für einander sorgen, dann gibt es einen guten Abschied, einen Abschied, der sich nicht leicht macht, sondern im Schmerz das Zeichen hat, daß hier eine echte Verbindung sich löst, daß wir zusammengewachsen sind nach Gottes Willen.

Es gehört noch eins dazu, damit wir die echte Fürsorge des Paulus für seine Gemeinde ganz vor Augen haben. Er sieht nicht nur rückwärts auf das, was sie zusammen erlebt haben und was die drei Jahre gefüllt hat, die er in ihrer Mitte zubrachte, sondern auch vorwärts. Da erfaßt ihn die Sorge, und er verscheucht sie nicht, sondern läßt sie in ihrer ganzen Schwere an sich herankommen. Die Gemeinde hat einen Kampf vor sich, und wird in ihm nicht immer nur siegreich bleiben. Von außen her kommen Anfechtungen, und in ihrer eigenen Mitte werden die aufstehen, die Verkehrtes reden und die Jünger an sich ziehen. So wie die Dinge in der Welt liegen, versteht es sich von selber, daß es nie eine Christengemeinde geben kann, die ohne Kampf und ohne Schwankung ungestört vorwärts geht. Immer wird es Männer geben, denen die Worte Christi nicht gefallen, daß das Amt Dienst und der Größte der Kleinste sei, solche, die die Menschen an sich ziehen und ein Bischofsamt aufrichten mit einem großen, dicken Herrscherstab. Paulus sieht die Ge-

fahr in ihrer ganzen Größe und Schwere. Das gehört mit zum Weh des Abschieds. In unserm kleinen Teil kann es auch uns begegnen, daß der Abschied seinen Ernst dadurch bekommt, daß die Sorge sich mit ihm verbindet, weil wir uns deutlich machen, wie viel Schweres auf die wartet, von denen wir scheiden, und daß es für sie Gefahren zu überwinden gibt. Darin liegt der Segen des Evangeliums, daß wir uns darüber nicht täuschen und der Sorge nicht ausweichen, sondern sie mannhaft und wacker und ruhig ins Auge fassen. Man überwindet Gefahren nicht dadurch, daß man sie verdeckt. So ist es freilich ein Schmerz, daß Paulus gehen muß. Die Epheser hätten ihn gern bei sich behalten. Wenn die Wölfe kommen, da wäre er der rechte Hirte, und gegen die, welche die Jünger an sich ziehen und ihre eignen Erfindungen und ihre eigne religiöse Größe predigen, wäre Paulus ein starker Schutz. Er hat es ihnen vorgemacht, wie das Werk Gottes im Dienst besteht und wie man nicht sich selber lebt, sondern Gott. Aber der Herr ruft; er geht mit Freuden und übergibt sie Gott und dem Wort seiner Gnade.

Liebe Freunde, amerikanische Millionäre bauen gegenwärtig auf ihre Gräber ungeheure Marmorbauten. Sie möchten dem Psalmwort entrinnen: Der Mensch blüht wie die Blume des Felds; wenn der Wind darüber geht, ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr. Auch wir wollen diesem Los entrinnen. Wir wollen auch so Abschied nehmen, daß uns ein Plätzchen bleibt, im Gedenken derer, die Gott mit uns verbunden hat. Aber das macht man nicht mit Marmorhaufen. Sorgt für einander, daß ihr inwendig verbunden seid; das gibt beim Scheiden die Träne, nach der wir begehren. Und glaubt für einander; legt einander in die Hand Gottes; übergebt einander der göttlichen Gnade; das gibt beim Abschied die Freude: ich halte mein Leben nicht für teuer, ich will meinen Lauf vollenden mit Freuden; der Herr ruft. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Inhalt des sechsten Jahrgangs.

(1907—1908).

Nr. 1 Dritter Adventssonntag (15. Dezember 1907) Römer 3, 10—21.
„ 2 Sylvester (1907) Joh. 14, 27.
„ 3 Sonntag nach Epiphanias (2. Februar 1908) Hebr. 3, 1—6.
„ 4 Sonntag Estomihi (1. März) Hebr. 2, 10—18.
„ 5 Sonntag Quasimodogeniti (26. April) Offenbarung 1, 17. 18.
„ 6 Sonntag Jubilate (10. Mai) Offenbarung 2, 8—11.
„ 7 Sonntag Exaudi (31. Mai) Hebr. 6, 17—20.
„ 8 Zweiter Sonntag nach Trinitatis (28. Juni) 2 Timoth. 1, 3—6.
„ 9 Sechster Sonntag nach Trinitatis (26. Juli) Apostelgeschichte 8, 26—39.
„ 10 Achtzehnter Sonntag nach Trinitatis (18. Oktober) Jakobus 2, 1—10.
„ 11 Dreiundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (22. November) Apostelgeschichte 20, 17—38.

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

Siebenter Jahrgang
(1908—1909).

Von
D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1909
Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

4. Adventssonntag.

(20. Dezember 1908.)

Joh. 1, 19—34.

Am letzten Sonntag hat uns das Evangelium den schweren Kampf des Täufers gezeigt, den er an der Schwelle des Todes mit sich selbst zu kämpfen hatte, weil es ihm schwer wurde, in der Niedrigkeit Jesu die Herrlichkeit Gottes zu sehen, und wir haben gehört, wie freundlich ihn der Herr stärkte, uns selbst zur Stärkung. Heute haben wir Johannes auf der Höhe seines Lebens vor uns in der vollen Ausführung seines Dienstes. Jesus steht vor ihm und Johannes zeigt auf ihn hin: Nun ist er da, der Verheißene, der alles vollendet und alles wohl macht. Mit vollkommener Freude vollzieht er seinen Dienst, und er kann uns darum helfen, unsern Festtag in dieser Woche mit Freude zu feiern. So schön es ist, daß wir in diesen Tagen unsern Kindern das Fest bereiten, so soll doch der Christbaum nicht bloß für die Kinder brennen, sondern auch für uns. Das Weihnachtswort soll auch uns froh machen, uns, die wir manchen heißen Tag hinter uns und Amt und Pflicht, Arbeit und Sorge auf uns haben. Dazu kann uns die Freude des Täufers helfen.

Warum hat sich Johannes an Jesus gefreut? Ich sah, sagt er, den Geist Gottes auf ihn herabkommen. Wozu? Was macht der Geist Gottes aus Jesus? Er macht das Lamm Gottes aus ihm. Darum freut sich Johannes am Herrn und wir freuen uns mit ihm. Jesus empfängt Gottes Geist und wird durch ihn zu Gottes Lamm.

1.

Johannes hat zu denjenigen Menschen gehört, denen alle Illusionen zergangen sind. Gott hat ihm die große Gnade getan, daß er ein wacher Mensch geworden ist. Er war vom kindischen Spiel und von täuschenden, leeren Worten frei gemacht, und sah, wie es in den Menschen aussieht, auch in den frommen Menschen. Der erste Teil unseres Textes beschreibt uns, wie ihn eine Abordnung seiner Kirchenbehörde verhört. Zwischen ihnen liegt ein weites Meer; sie können nicht zusammenkommen. Aus Jerusalem langen sie mit ihrem Fragebogen an: „Wer bist Du?“ Die Augen aufmachen, das können sie nicht. Sie können nicht sehen; denn sie wissen schon alles. Darauf fragen sie: „Warum taufst Du denn?“ Das ist nicht nötig; es steht alles bei uns gut; denn alles ist sorgfältig reglementiert. Der Täufer sieht die Sache anders an; ihm sind die Augen aufgegangen und er weiß, wie es in Wahrheit mit den Menschen steht. Schar um Schar kam zu ihm, Dorf um Dorf, mit ihrer Bosheit, mit ihrer Unsauberkeit, mit ihrem Geiz und Wucher, mit ihrer Gottlosigkeit. Deshalb, weil das Volk zu ihm pilgerte, bekam er keinen Rausch; der Kopf schwindelt ihm nicht in Hoffart und Ueberhebung. Er gewinnt vielmehr mit voller Klarheit die Erkenntnis, wie unzulänglich seine Mittel sind, daß er vor einer Not steht, die er nicht wegnehmen kann, vor einer Aufgabe, die er nicht zu vollenden vermag. Er tat den Dienst Gottes aufrichtig und wollte wirklich helfen. Darum weiß er auch, daß er die Menschen nicht anders machen und die Gemeinde nicht umwenden kann, so daß sie Gott den Weg bereitete. Ich taufe mit Wasser, sagt er: und wenn er sie alle hinein in den Jordan stellt: was in ihren Herzen ist, nimmt nicht der Jordan mit sich fort ins Meer hinaus. Ich bin eine Stimme, sagt er, die euch ruft, damit ihr merkt, was geschieht, und Gott gab ihm eine mächtige Stimme, die durch das ganze Volk durchdrang und heute noch gewaltig ist. Aber können

Worte helfen? Reicht die Predigt aus, um uns Gottes Reich zu bringen? Darum, weil der Täufer mit allen leeren Hoffnungen fertig war und den Menſchen ſah, wie er iſt, hat er Jeſus mit vollkommener Freude empfangen. Nun kommt der, der nicht nur mit Waſſer und mit Worten arbeitet, dem Gott ſeinen Geiſt gibt, ſo daß er im Geiſt Gottes ſein Werk vollbringt. Wo der Menſch zu Ende iſt, da iſt nicht auch Gott zu Ende; im Gegenteil, nun fängt er ſein Werk an, und das geſchieht in anderer Weiſe, als unſere menſchliche Arbeit. Er kommt nicht nur von außen an uns heran, ſondern kann uns inwendig faſſen und arbeitet von innen her. Darum geht es hier nicht durch Kunſt und Zwang, nicht durch Mechanik, ſondern durch die Leben ſchaffende Schöpferkraft. Deshalb entſteht jetzt nicht mehr bloß eine Geberde, ein Zeichen, ein Schein, ein Geſchwätz; jetzt kommt Erkenntnis hervor, Gewißheit, Glaube, Kraft. Jetzt wird nicht nur dies und das am Menſchen anders; jetzt wird der Menſch neu; denn er iſt im Geiſt mit Gott durch ein lebendiges Band vereint. Daran hat ſich der Täufer gefreut und wir wollen ſeine Freude in unſere Seele faſſen und in unſere Weihnachtsfeier legen. Wenn uns Gott die große Gnade tat, daß auch uns die Illuſionen vergangen ſind, wenn wir uns nicht mehr an uns ſelber ergötzen und uns ſelber ſchmücken und zieren, wenn wir wiſſen, daß wir keine Gerechtigkeit haben vor Gott, die unſere eigene wäre, und im Blick auf das, was wir den andern Menſchen ſchulden, unſere Schwachheit ſehen, dann gibt es die rechte Weihnachtsfeier. Jetzt gehören wir zum Chriſtbaum und nun leuchtet er uns mit unvergänglichem Licht. Chriſtus iſt geboren; das heißt: Gott hat den in die Welt hineingeſtellt, dem er ſeinen Geiſt gibt. Er iſt der Chriſtus, der Geſalbte, deshalb, weil Gott ſeinen Geiſt auf ihn legt. Im Geiſt Gottes führt er ſein Leben und tut er ſeine Arbeit. Durch den Geiſt gewinnt und übt er ſeine Herrſchaft und ſammelt durch ihn ſich die Gemeinde.

Nun ist nicht mehr nur der Mensch an der Arbeit; nun fängt Gott sein Werk an, und das sieht anders aus, als Menschenwerk. Nun singet und seid froh.

2.

Was macht der Geist Gottes aus Jesus? Sicher doch etwas Großes, etwas Bewunderungswürdiges, was noch nie da war und nirgends sonst zu finden ist. O ja, obgleich das, was er aus ihm macht, anders aussieht, als die menschlichen Gedanken es sich vorstellten. Er macht aus ihm Gottes Lamm. Das hatte Johannes schon damals in aller Klarheit vor Augen und darüber freute er sich mit unaussprechlicher Freude, und seine Seele ist deshalb voll von Lob und Dank. Jeden Morgen und jeden Abend brachte die jüdische Gemeinde Gott im Tempel ein Lamm dar. Für Gott wurde es ausgesondert und für ihn zur Gabe gemacht. Dann war es Gottes Eigentum; kein Mensch durfte es mehr für sich selbst verwenden; es war heilig. Das bist du, sagt der Täufer zu Jesus. Am Lamm, das für Gott geheiligt wird, zeigt er Jesus die Gabe, die Gott ihm verlieh, und das Amt, das er ihm aufgetragen hat. Er ist Gottes Eigentum, weil er ihn für sich erkoren hat, und nun darf er nach oben sehen und für Gott leben. Kein Mensch hat an ihn Recht und Gewalt; er gehört Gott. Das ist nun Jesu Amt, seine Seligkeit und seine Kraft.

Als der Täufer dem Volk die königliche Offenbarung Gottes verhieß, da beschrieb er Jesus als den mächtigen Herrscher und Richter, der die Axt und die Worfschaufel führt, damit die unfruchtbaren Bäume fallen und die Spreu beseitigt werde. Jetzt, wo Jesus vor ihm steht und er auf ihn hinzeigen kann, nennt er ihn Gottes Lamm. Ist dieses Wort geringer als jenes? Geht er etwa von der Höhe seiner früheren Weissagung auf ein bescheideneres Wort herab? O nein! Er hat von jener Weissagung nichts abgebrochen.

Wo Gottes Geist am Werk ist, da fehlt es nicht an der Macht, durchzugreifen und zwischen der Spreu und dem Weizen zu scheiden. Jetzt aber, wo Jesus vor ihm steht, darf ihm der Täufer noch etwas Größeres sagen, und ihm noch einen herrlicheren Kranz auf sein Haupt legen. Gottes Lamm ist Jesus; denn er hat nicht nur einen Beruf nach außen, sondern zuerst einen Beruf nach oben, und hat nicht nur in der Welt ein Werk zu tun, sondern zuerst vor Gott ein solches zu vollenden. Nicht nur uns Menschen dient und hilft er; dem geht sein inwendiger Gottesdienst voran. Dazu ist er ausgerüstet und inwendig durch Gottes Geist bereitet, daß er Gott diene, ihm gehöre und für ihn geheiligt sei. Er darf empor sehen zum Vater hinauf und steht auf Erden mit dem nach oben gewendeten Angesicht. Aufwärts darf seine Liebe flammen dem Vater zu. Daß er Gott mit seiner ganzen Seele liebe, das ist seine Herrlichkeit und die Wurzel aller seiner Macht. Darauf gründet sich alles, was er für uns ist und uns verschafft. Hat der Täufer nicht recht, wenn er daran eine vollkommene Freude gewinnt? Wir wollen an seiner Freude auch die unsrige entzünden, und auch unser Auge auf Gottes Lamm wenden, auf den, dem Gott kein leerer Name war und auch kein Gegenstand der Angst, der sich Gott völlig ergab, daß er sein sei und ihm gehöre und für ihn lebe und für ihn sterbe und ihm sich hingebe bis zum Tod, ja bis zum Kreuz. Es gibt nichts Schöneres und Größeres unter uns Menschen, nichts, was uns tiefer erfreuen kann als der Blick auf Gottes Lamm.

Wir feiern ihn am Weihnachtstag als den guten Hirten über Gottes Herde, als den Herrn über Gottes Volk. Er ist zum Hirten dadurch geworden, daß er Gottes Lamm gewesen ist. Er steht nicht nur über uns, sondern auch bei uns, ist nicht nur erhaben in Herrschermacht, sondern selbst ein Teil der Menschheit, selbst ein Glied der Gemeinde; aber als Lamm Gottes steht er in der Welt. Er bewahrt in

seiner menschlichen Art die volle Gemeinschaft mit Gott, und wird dadurch zum Hirten mit dem ewigen Namen, vor dem sich alle Knie beugen, auch die unsrigen. Darum macht uns die Geburt dieses Herrschers froh und wir feiern freudig seinen großen Namen; denn er gehört zu uns und wir haben den freien Zugang zu ihm. Er hält sich nicht abseits vom menschlichen Leben und scheidet sich nicht von der menschlichen Gemeinschaft, sondern steht als ein Lamm bei uns, aber als Gottes Lamm, das nicht seine eignen Wege geht, sondern Gottes Weg, und nicht seinen eignen Willen tut, sondern Gottes Willen, und darum ist er über uns erhöht, und hat die Macht, die uns regiert.

Worin bewährt er sie? Dieses Lamm hat eine gewaltige Stärke, durch die es zu vollbringen vermag, was niemand sonst vollbringt. Es trägt die Sünde der Welt. Jesus trägt sie so, daß er sie wegträgt. Sie geht fort, verschwindet und ist nicht mehr da; wie so? Gottes Lamm trug sie fort. Uns ist der geboren, der die Sünde nicht bloß sieht, nicht bloß beschreibt, nicht bloß enthüllt, so daß sie offenbar wird, sie nicht bloß verwirft, verabscheut, beklagt und bekämpft, noch weniger sie verschönt und mit Schein und Glanz bedeckt, sondern er trägt und nimmt sie weg. Nur er kann es, und er kann es deshalb, weil er Gottes Lamm ist und Gott ganz gehört und sich ihm ganz geheiligt hat. Darum ist da, wo er ist, die Sünde weg. Sein Vergeben deckt sie zu; denn er hat die Versöhnermacht. Sein Vergeben ist echt und vollkommen; darum heiligt es uns und richtet uns zum guten Willen und zum fröhlichen Gehorsam auf. Welche Sünde faßt er an und nimmt sie fort? Die meine, die deine, aber mehr noch: die der ganzen Welt. Er würde mit der unsrigen nicht fertig werden, wenn er nicht die Kraft hätte, die der ganzen Welt zu tragen. Wären wir nicht dessen gewiß, wie wollten wir Weihnacht feiern? Nun aber, da er alle Sünde der Menschen zu beseitigen vermag, schafft er die geheiligte

Gemeinde, die feiern und Gott loben kann. So gibt er uns das Herz, das Flügel hat und sich emporzuheben vermag, und schenkt uns die leuchtenden Augen, in denen die Freude wohnt.

Als der Täufer vor den Größen Jerusalems stand, da wurde ihm das Herz schwer; als Jesus vor ihm stand, da wurde er froh; denn nun hat er nicht umsonst gearbeitet. Was er nicht ausrichten kann, das macht Christus fertig. Wo er die Hände wegziehen muß, da setzt Gott ein und offenbart seine Gnade und teilt seine Gabe aus. Der Täufer kann sein ernstes Werk mit Freuden beenden; er feiert und betet an. Und die Christenheit und wir mit ihr, wir setzen seine Feier fort und scharen uns um Gottes Lamm, das die Sünde der Welt zu tragen vermag, und beten an. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

1. Sonntag nach Epiphanias.

(10. Januar 1909.)

Lukas 2, 41—52.

1. Sonntag nach Epiphanias.

(10. Januar 1909.)

Lukas 2, 41—52.

Das Fest der Gemeinde hat Jesus gefeiert, so froh und dankbar und vollständig, daß er nicht nach Hause ging, als das Fest vorüber war und alle heimwärts zogen. Da kommt uns gleich etwas entgegen, was wir mit beiden Händen ergreifen wollen. Unser Text hält uns die Größe der Gabe vor, die uns die Gemeinde verschafft. Weil wir diese Gabe beständig haben, wird uns leicht ihre Herrlichkeit und Kraft undeutlich. Wir empfangen aber alles, was wir haben durch die Gemeinde; nicht nur die äußere Ordnung unseres Lebens stammt aus ihr, sondern auch unser inwendiger Besitz, unser Glaube, unsere Liebe, unsere Arbeit, alles, was wir sind und haben. Was wir selbst erwerben, bleibt eine geringe Sache; und wir könnten es nicht erwerben, wenn uns nicht das große Erbe zufiele, das uns die Gemeinde gewährt. Die Festzeit, die wir wieder mit einander verlebt haben, hat uns aufs neue diesen Zusammenhang verdeutlicht. Wir haben Weihnacht gefeiert, nicht weil wir selber uns das Fest bereiten; die Gemeinde gibt es uns, ruft uns zur Freude, gibt uns das Evangelium und stellt uns dankbar auf die götttliche Gnade. Nicht nur die äußerliche Festsitte haben wir von ihr; auch der Kern des Festes, daß wir froh werden vor Gott und dankbar im Besitz seiner Gnade, wird uns durch den Dienst der Gemeinde

zuteil. Das ist Gottes großes Werk in der Menschheit, daß er uns zu einer lebendigen Gemeinde vereint. So war es in Israel, und so ist es erst recht durch Jesus. Darum heißt er Jesus Christus, weil er die lebendige, bleibende Gemeinde schafft.

Aus ihr wächst keiner heraus, wie hoch ihn Gottes Gnade hebe, wie sehr er an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen zunehmen mag. Es hat freilich seinen guten Grund, daß wir durch unsre Erzählung von derjenigen Festfeier Jesu hören, die er als Knabe beging an der Grenze der Kindheit und Mannheit. Denn in der Kinderzeit schöpfen wir mit vollen Händen aus dem Erbe der Gemeinde. Allein Jesus blieb immer so, wie wir ihn in unserm Text sehen. Er hat nicht nur als Knabe gesagt: der Tempel ist das Haus meines Vaters; dort zu sein, ist meine Freude; er hat nicht nur als Knabe die Überzeugung: die Schrift ist das Wort meines Vaters; sie zu hören, ist meine Lust; er ist nie anders geworden, und hat die Gemeinschaft nie zerrissen und sich nie auf eine einsame Höhe gestellt, auf der die andern für ihn verschwänden. Als er die Geißel nahm und den Markt zum Tempel hinaustrieb, da hat er erst recht gesagt: das Haus meines Vaters ist der Ort, an dem ich heimisch bin. Als er das Kreuz anfaßte und aus der heiligen Stadt hinausging in der Gewißheit: nun bricht hier alles und der Gräuel der Verwüstung zeigt sich an heiligem Ort, da hat er erst recht noch einmal gesagt: das Haus meines Vaters hat meine ganze Liebe und meinen ganzen Dank. Als er am Kreuz betete: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? da war er erst recht völlig eins mit dem Wort der Schrift und hat es als Gottes gnädige Leitung erfaßt, durch die ihm Gott seinen Weg und seinen Willen zeigt.

In einem Dorf war einmal ein Schultheiß, der nicht mehr in die Kirche ging. Da sagte er zu einem andern Bauern: „Wir zwei sind alt genug, damit wir selber wissen,

was wir tun sollen“. Der gute Mann hätte ebenso vernünftig zu seinem Apfelbaum gesagt: Bäumchen, du hast schon lange genug deine Wurzeln gehabt; ich säge dich jetzt ab und stecke dich ohne Wurzeln in den Boden; du bist jetzt alt genug, um zu stehen und zu wachsen ohne Wurzeln. Ihr wißt, was geschieht, wenn man einem Bäumchen die Wurzeln absägt. Wir schneiden die Wurzeln unsres Lebens entzwei, wenn wir uns von der Gemeinde trennen. Die Absonderung von ihr entsteht nie aus dem Wachstum unsres innern Lebens an Gottes Hand. Laßt uns dankbar sein, daß wir in der Gemeinde stehen. Das ist das Erste, was uns unser Text in unser Herz hineinlegen soll.

Er zeigt uns aber zugleich noch einen zweiten Punkt. Auch die N o t der Gemeinde wird hier sichtbar. Es wird uns hier nicht eine besondre, einzelne Notlage beschrieben; es ist nicht davon die Rede, wie Herodes das Volk drückt oder Kajaphas im Tempel wirtschaftet. Und doch wird sichtbar, was als Not und Gefahr die Gemeinde beständig drückt. Das Fest war aus; was geschieht? Jeder geht nach Haus; man hat seine Pflicht getan; Gott hat seinen Dienst bekommen und nun treten die andern Interessen wieder in ihr Recht. Als Jesus nicht mitkam, dachten seine Eltern: wo ist er wohl? Allerlei Sorgen bewegen sie. Er kann doch nicht mehr im Tempel sein. Das Fest ist ja aus, die religiöse Pflicht erfüllt. So denken wir. Natürlich können sie nicht immer im Tempel bleiben, so wenig wir immer unter dem Christbaum sitzen können. Maria muß wieder heim zu ihren Kindern und Joseph in die Zimmermannswerkstatt. Jesus geht auch mit, gehorsam Gott und den Eltern. Und doch verstehen auch wir den Schmerz Jesu über die Sorge seiner Mutter und begreifen, daß es hier einen Riß gab, der unvergessen blieb.

Die Not, die uns die Gemeinde bereitet, entsteht daraus: sie gibt uns eine Regel; wir führen sie aus, aber unser Wille ist nicht dabei; sie gibt uns eine Lehre, wir tragen sie in uns,

und es ist kein Glaube darin; sie gibt uns eine Religion, und wir sind doch geschieden von Gott. Von außen her kommen uns die Regeln und Weisungen zu mit gewaltiger Macht. Wir fügen uns, nicht unwillig, sondern sind auch dabei, wenn es die Gemeinschaft verlangt, und doch kommt die Bewegung uns einzig von außen. Der Druck von außen treibt uns. Wir passen uns an, fügen uns, machen es wie die andern, gehen mit, weil alle gehen, und inwendig sieht es oft ganz anders aus. Am Weihnachtstage singen wir dankbar: „Nun singet und seid froh"; wo bleibt aber jetzt die Freude am Herrn? Am Sylvester ließen wir uns sagen: „Nicht uns, nicht uns, wir leben nicht uns; ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn". Das ist die Sylvesterbetrachtung. Aber es ist doch nicht immer Sylvester; dann kommt das neue Jahr, und dann leben wir für uns selber. Darum macht die Menschheit immer wieder die Erfahrung, daß ein Kampf in ihr entsteht zwischen der Gemeinde, der großen Genossenschaft, in der wir alle unser Leben haben, und dem Einzelnen, seinen Zielen, seinen Rechten, seinen Bedürfnissen. Es kann hier in der Tat ein Riß entstehen, der tief geht und uns alle berührt. Die Gemeinschaft bringt uns die Sitte, und daraus entsteht der Schein. Die Gemeinde bringt uns das Gebot, und daraus entsteht der Zwang. Dann bäumen sich die Menschen auf und sagen: wir wollen die Freiheit und die Wahrheit, unser eignes Recht, unsere eigene Überzeugung, unser eigenes Gewissen. Dann sieht es so aus, als ob ein Krieg entbrenne zwischen der Gemeinde und dem Einzelnen, als ob es die Pflicht des Menschen sei, die Gemeinde zu zerbrechen, oder die Pflicht der Gemeinde, den Einzelnen zu zertreten. Bei diesem Kampf sterben beide, die Gemeinde und die Menschen.

Aber wir haben noch ein drittes in unserm Text vor uns, nämlich wie die Hilfe kommt. Als die Mutter Jesus fragt: wo bist du denn gewesen? antwortet er: Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist? Seht, er hat das

Fest der Gemeinde so gefeiert, daß es sein eigenes Fest gewesen ist. Er dankt nicht bloß, weil jetzt der Levitenchor anstimmt und die ganze Gemeinde einstimmt: Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen; er hat selbst gedankt. Er hielt das Bundesmahl, das der Gemeinde die Verheißung Gottes vor Augen stellt, nicht nur, weil es im Gesetz geschrieben steht, sondern er hat den Vater in sich und steht in einer lebendigen, wahrhaften Verbundenheit mit ihm. Seine Freude ändert sich deshalb nicht für ihn, wenn die Festtage vorüber sind. Er verwundert sich über die Mutter, daß sie meint, er könne irgend wo anders sein, etwa da, wo der Handel die menschlichen Schätze zur Schau stellt, oder da, wo das lustige Spiel die Jugend sammelt.

Aber das inwendige Band, das ihn mit Gott vereint, trennt ihn nicht von der Gemeinde. Wollen wir erstaunt fragen: wenn du doch überall beim Vater bist, wozu brauchst du einen Tempel? wenn du allezeit in der Gemeinschaft mit dem Vater lebst, wozu brauchst du ein Fest? wenn du selbst inwendig den Vater hörst, wozu kann dir noch die Schrift dienen? Wollen wir so fragen? Der Herr würde uns sagen: Ihr wißt nicht, was Frömmigkeit ist, und habt es noch nicht erfahren, wie sich das Menschenherz bewegt, wenn Gott es berührt; was ihr im Auge habt, ist ja eine eigensüchtige Frömmigkeit. Das ist aber bei Jesus eine unfromme Frömmigkeit, eine gottlose Religion. Gott führt ihn nicht empor auf eine Höhe, auf der er sich selbst bewundert; er versteht Gottes Gemeinschaft nicht so, daß er davon den Genuß haben soll. Nicht dazu ist das Eigentum des Vaters ihm übergeben, damit er mit seinem Reichtum glänze, und nicht dazu macht der Vater ihm sein Haus auf, damit er sich dort wohl fühle und alle andern verachte und verlasse. In der Verbundenheit mit Gott hat er die Gemeinschaft mit den Menschen. Und das ist notwendig so, so gewiß es Gott ist, an den sein Herz gebunden ist. Gott ist sein Gott, aber zugleich

der Herr und Schöpfer aller. Indem er mit Gott verbunden ist, ist er mit allen vereint. Darum wächst Jesus niemals aus der Gemeinde heraus, sondern bleibt ihr Glied und wird ihr Herr, weil er nirgends anders sein kann als in dem, das seines Vaters ist.

Seht, da kommt die Hilfe hervor, die wir für unsere Gemeinschaft miteinander brauchen. Weil Jesus so ist, wie ihn unser Text uns zeigt, immer so war und immer so bleibt, darum gibt er uns die lebendige Gemeinde, in der der Friede wohnt, die nicht im Streit ist mit den Menschen und die Menschen nicht in Streit bringt mit der Gemeinde, den Leib nicht so macht, daß er die Glieder tötet, und die Glieder nicht so, daß sie den Leib zerreißen, sondern so, daß der Leib die Glieder nährt und die Glieder den Leib stärken und die Eintracht zwischen uns und allen entsteht. Wie macht das der Herr?

Er gibt uns Anteil an seiner Gemeinschaft mit Gott, an seinem Sohnesrecht, durch das er in dem sein darf, was des Vaters ist. Damit wendet er sich an jeden von uns; er bringt Gott zu uns allen, zu jedem als seinen Gott. Er führt uns zum Vater durch Buße und Glauben. Das kann kein andrer für uns tun und nicht die Gemeinde an unsrer Statt besorgen. Das geschieht nicht nur durch die Sitte und ihre Befolgung, durch die Feste und ihre Feier, durch den Anschluß an das gemeinsame Erbe aller. Der Ruf Gottes gilt jedem von uns persönlich. Wir können ihm nur dadurch folgen, daß jeder für sich seinen eigenen schlechten Willen bricht und beständig selber den edlen Kampf führt, durch den wir unsere eigene Sünde wegtun. Jedem gibt Jesus die göttliche Liebe, sodaß der Vater für uns alle zum Vater wird, uns alle zu sich zieht und in seine Gemeinschaft stellt. Daraus entsteht Glaube. Das kann wieder nicht die Gemeinde für uns besorgen. Die Sitte kann uns nicht gläubig machen und ein Fest uns nicht inwendig zu Gott hin bewegen.

Wir müſſen ſelber hören, daß Gott gnädig iſt, ſelber ſehen, daß er uns deshalb den geſandt hat, durch den wir zu ihm berufen ſind. Dann entſteht Glaube als unſere eigene Gewißheit, eigene Freude, eigene Zuverſicht. Das geſchieht inwendig im Verborgenen des menſchlichen Geiſtes und iſt unſer Eigentum im ſtrengſten Sinn, das, was wir ſelber ſind und haben durch Gottes gnädiges Werk in uns. Damit hört die Gemeinde auf, die Pflanzſtätte des Scheins zu ſein und die Herrin, die mit ihrem Zwang und Druck uns knechtet.

Aber indem wir zu Gott gewendet ſind, ſind wir mit einander verbunden. Wir treten im Glauben zu dem hinzu, der ſeine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böſe, zu dem, deſſen Gnade alle umfaßt, wie ſie uns berufen hat. Wir unterwerfen in der Buße unſern Willen dem ſeinen, der für alle gilt, allen den guten Weg zeigt und aller Leben und Kraft in ſeinen Dienſt ſtellt. Nun ſind wir beiſammen und geeint zu einer echten, wahrhaften Gemeinde.

Darum macht Jeſus jeden von uns gleichzeitig einſam und verbunden. Einſamkeit und Gemeinſamkeit ſtammen beide aus ſeiner Hand. Jedem von uns gibt er eine Einſamkeit, die kein anderer mit ihm teilt. Wen er erfaßt, den führt er in das Kämmerlein, und die Tür wird zugeriegelt, und es iſt kein Zeuge mehr dabei. Was Gott mit uns handelt, wie wir in unſerm Gewiſſen durch ihn bewegt ſind, wie unſer Glaube ſich zu ihm wendet, das ſieht keiner und verſteht keiner ganz. Jedes Menſchenleben, das in der Gemeinſchaft Gottes verläuft, hat ein Geheimnis, das niemand enthüllt und allein Gott bekannt bleibt. Wir wollen dafür danken, daß wir die Menſchen nicht immer bei uns haben müſſen, daß wir nicht für alles Zeugen brauchen und uns nicht die Menſchen in alles hineinreden dürfen, weil wir ſie nicht als Richter über uns zu ehren haben.

Aber in der Einſamkeit, die uns der Herr ſchenkt, liegt unmittelbar und ohne Streit auch wieder die Einheit mit

allen. Denn wir sind ja zu ihm berufen, der nicht nur unser Gott ist, sondern der Gott aller, und empfangen von ihm die Liebe, die uns miteinander vereint. Indem wir nicht uns leben, bleiben wir auch nicht für uns allein und sind nicht bloß auf das beschränkt, was unser eigenes Leben umfaßt. Nun geht die Türe für uns auf, und es wird uns weit und groß nach allen Seiten hin die Gemeinschaft gewährt.

Wir haben im Herrn die Freiheit. Denn indem er uns mit Gott versöhnt, sind alle andern Herrn für uns verschwunden. Das ist nicht eine Nebensache im Evangelium, nicht bloß eine Zugabe zur göttlichen Gabe; daß wir keinen Herrn haben als den einen, ist unsere unentbehrliche Ausrüstung; das ist das Evangelium. Gott sei Dank, es gibt nicht einen einzigen Menschen, vor dem wir uns krümmen müssen, nicht einen einzigen, vor dem wir knieen. Und wenn sie noch so viele bei einander sind, und wenn es Majoritäten sind und unser Volk in einträchtiger Bewegung seines Willens gegen uns steht: wir haben keinen Herrn, wir sind frei, Gott sei Dank; denn wir haben ihn allein zum Herrn und keine Verantwortlichkeit als die vor ihm und keinen Gehorsam als den gegen ihn und ehren keinen Willen als den regierenden und herrschenden neben dem seinen. Wir haben nicht viele Götter, sondern einen Gott und Vater, und einen Herrn, dem wir gehören, ganz und darum allein. Wer Freiheit begehrt, der höre Jesu Wort.

Aber diese Freiheit zerreißt die Gemeinschaft nicht; sie ist nicht eine Gefahr für die Gemeinde, sodaß man Schutzmaßregeln gegen sie suchen müßte. Wenn der selbstsüchtige Wille sich befreien will, dann entsteht daraus die große Gefahr für alle; aus solcher Freiheit entstehen die Tyrannen, die die Freiheit für sich selbst begehren und die andern zerstampfen. Aber in der Freiheit Christi sind wir mit einander vereint. Denn wir gehören ihm, sind ihm untertan und haben seinen Willen ergriffen als den gültigen. Indem wir

ihm gehören, gehören wir einander. Indem wir ihm dienen, dienen wir einander. Indem wir seine Knechte sind, sind wir jedermann zu Dienst bereit. Das ist die Gestalt der Gemeinde Jesu; keiner kann sie schaffen als er, und keiner kann sie regieren als er, und keiner kann sie vollenden als er.

Wir wollen danken, daß wir in seine Gemeinde gestellt sind als die, die zu Gott gewendet sind und durch ihn die Menschen fanden, als die, die in die Einsamkeit geführt und darum mit allen vereint sind, als die, die frei geworden sind und darum dienen.

Aber eins, liebe Freunde, gehört jetzt noch dazu, und wir haben das in unserm Text auch noch deutlich vor uns. Es liegt unendlich viel Süßigkeit und Freude in der Gemeinschaft, aber es ist falsch, wenn wir meinen: sie bringe uns nur Freude, nur Süßigkeiten. Es geht ein schmerzhafter Ton durch unsere Geschichte. Sie erinnert uns bereits deutlich an das tiefe Leiden Jesu, das gleich im Anfang seines Lebens begann und durchging bis zum Kreuz. Die Mutter verwundert sich über ihn und er über die Mutter. Sie verstehen einander nicht mehr. Und diese Trennung trifft den tiefsten Punkt, ihre Stellung vor Gott. Er versteht nicht, daß Gott für die Mutter und den Vater so wenig bedeutet, und die Mutter versteht nicht, daß Gott für Jesus so viel bedeutet. Hier sich nicht zu verstehen, sondern auf Trennungen zu stoßen, tut weh. Wir müssen die Gemeinschaft immer erwerben mit der Fähigkeit zum Leiden, mit der Bereitschaft zum Schmerz, mit der Tapferkeit, die aushält, auch wenn die Gemeinschaft weh tut. Wer das nicht mag, der muß ins Kloster, und dort stirbt er ab. Es gehört mit zur Dankbarkeit, die wir dem Herrn schulden, daß wir auch tapfer den Weg des Leidens gehen, den er gegangen ist. Das ist uns durch die Gemeinschaft zur Pflicht gemacht. Wenn sie uns weh tut, wenn wir einander nicht ganz verstehen und nicht zusammenkommen können, wenn immer wieder die Tren-

nungen da ſind, die durch Vergeben und Geduld überwunden werden müſſen, dann laßt uns aufſehen auf ihn, der im Haus des Vaters war und blieb. Deshalb bleibt die Gemeinde, weil er bei uns bleibt, und deshalb wird die Gemeinde vollendet, weil er uns vollenden wird zur ewigen Gemeinſchaft mit ihm und miteinander. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Septuagesimä.

(7. Februar 1909.)

Matth. 19, 27—20, 16.

Weil die Jünger Jesu alles verlassen haben, sind sie in der Kirche reichlich bewundert worden. Durch Jahrhunderte hindurch hören wir in der Christenheit keine anderen Stimmen, als solche, die sie dafür preisen: Wie groß ist doch Petrus! Alles hat er verlassen, seine Frau, seinen Beruf, sein Haus, sein Volk, seine Kirche. Er hat gar nichts mehr als die Gemeinschaft mit Jesus. Ist das nicht groß? Lohnt es sich nicht Statuen zu errichten für den, der alles verlassen hat? In der Gegenwart könnt ihr auch andere Stimmen hören, Stimmen des Bedauerns, der Sorge: Ist es nicht gefährlich, wenn ein Mensch alle Bedingungen seiner Existenz preisgibt und die Basis zerbricht, auf die er gestellt ist? Wärest du doch daheim geblieben, guter Petrus, bei deiner Frau und bei deinem Beruf und bei deinem Volk, statt daß du jetzt einsam und gefährdet weggehst! Gott sei Dank, unser Herr Christus denkt nicht wie die Menschen denken. Er hat Petrus nicht bedauert und nicht bewundert. Er hat ihm nicht gesagt: Ja, gewiß, Petrus, du hast es schwer! sondern er sagt ihm: Ich teile meine Herrlichkeit mit dir. Er hat auch nicht gesagt: Petrus, du bist ein großer Mensch! sondern: Erste werden Letzte. Und er hat ihm gezeigt, wie es zugeht, daß aus einem Ersten ein Letzter und aus einem Letzten ein Erster werden kann.

Kennen wir nicht, wenn wir an uns selber denken, aus unsrer eignen Erfahrung dieselbe Schwankung, die uns die

Geschichte der Christenheit beständig vor die Augen stellt, die Schwankung zwischen der Klage: wir haben es doch hart! und der Bewunderung: o, wir leisten viel? Es ist sehr schade, wenn wir solche Gedanken bei uns einlassen. Wir beflecken damit unser Bestes und machen unser Opfer schmutzig. Das Beste, was uns Gottes Gnade gibt, ist, daß wir ihm unser Opfer bringen. Als Abraham Gott seinen Sohn darbrachte, da stand er auf der Höhe seines Lebens, und als Jesus das Kreuz anfaßte, da trat er in die ganze Herrlichkeit der Sohnschaft Gottes. Daß Luther sagen konnte: Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib, laß' fahren dahin, das war seine Kraft. Und wenn uns Gottes Gnade gewährt, daß wir ihm sagen dürfen: Wir entsagen willig allen Eitelkeiten, da liegt unser Wille, Seele, Leib und Leben, dir zum Eigentum ergeben, ja, Freunde, dann ist unser Los uns auf das Liebliche gefallen. Aber wir beflecken unser Opfer dadurch, daß wir es Gott unwillig und klagend darbringen, und ebenso dann, wenn wir es hoffärtig vor ihn stellen und uns seinetwegen bewundern. Wir haben unsern Herrn Christus nötig, damit wir den reinen Gottesdienst lernen. Er zeigt ihn uns; denn er macht uns deutlich, wie wir Gott ein reines Opfer bringen. Das reine Opfer ist das freudige, nicht das murrende; und das reine Opfer ist das, das zu Gottes Preis geschieht, nicht mit Hoffart.

1.

Wir haben alles verlassen, sagt Petrus. Er hatte nichts mehr als die Gemeinschaft mit Jesus. Jesus führte aber seine Jünger mit sich nach Jerusalem zum Kreuz. Wir verstehen recht gut, daß es ihm bange wird: Herr, was wird uns dafür? Aber Jesus hilft ihm, daß er den Blick nicht rückwärts auf die Größe seiner Entsagung wendet. Kinder, sagt er, seid nicht bang! Ich führe euch mit mir zur Herrlichkeit. Dasselbe Israel, das euch jetzt verlacht, verhöhnt

und als gottlos und abtrünnig ächtet, dasselbe Israel wird vor euch versammelt werden, und ihr vollstreckt an ihm Gottes Recht. Jetzt seid ihr zwar einsam, aber ich schaffe euch die Gemeinde, die neue, die echte, mit dem Reichtum der Brüder und mit der Kraft der geheiligten Liebe.

Wann bringen wir Gott unser Opfer murrend dar? Wenn wir auf das sehen, was wir hergeben. Wann bringen wir Gott unser Opfer freudig dar? Wenn wir auf das sehen, was er uns gibt. Warum verkauft jener Mann im Gleichnis seine ganze Habe mit Freude? Er wußte: im Acker liegt der Schatz, ich habe die große Perle, die alles überwiegt. So wird die Entsagung freudig.

Wir müssen es uns deutlich machen, warum wir denn überhaupt zum Opfer angeleitet werden. Warum geht es nicht ohne Verzicht? Vielleicht antwortet ihr mir: Das macht die Sünde. Ganz recht. Was schmutzig ist, tu weg und besinn dich nicht lang! Aber damit haben wir die Sache noch nicht ganz. Daß Petrus einen Beruf hatte und Fischer war, daß Petrus ein Häuschen hatte, das sein Eigentum war, daß Petrus eine Frau hatte und eine Familie, in der es ihm wohl war, das ist keine Sünde. Dennoch hat er alles hergegeben. Warum? Der Herr sagt ihm: Du bist mein Mann, den ich für meinen Weinberg brauche; komm, nimm die Hacke, und arbeite für mich! Wann, liebe Freunde, könnten wir uns vor jedem Opfer schützen? Wenn wir allein wären, einsam, erste, die niemand über und neben sich haben. Wer in der Wüste steht, kann sagen: Das ist alles mein; dieser ganze unermeßliche Reichtum von Sand ist mein. Wir sind aber nicht allein, Gott sei Dank; er hat uns nicht in eine Wüste gesetzt. Und sowie wir in die Gemeinschaft gestellt sind, kommt das Opfer. Nun besteht unser Beruf nicht bloß im Nehmen, sondern auch im Geben, nicht bloß im Empfangen, sondern auch im Entsagen. Wieso sind wir denn nicht allein, daß ich sagen könnte: Mich ausleben, das ist mein Geschäft?

Wer ist der Erste? Freunde, unser Herr Christus sagt, daß Gott uns in die Gemeinschaft mit ihm stellt. Damit beginnt für uns das Opfer, das Geben, und zwar ein entschlossenes, vollständiges; denn wir können mit Gott nicht auf du und du verkehren und mit ihm kein Kompagniegeschäft errichten. Da gibt es für uns selbst nur ein totales, entschlossenes Nein: Nicht mein Wille, sondern nur der deine; nicht meine Meinung, sondern dein Wort; nicht meine Größe, sondern deine Herrschaft; der Weinberg ist dein, nicht mein, und die Frucht wächst für dich. Nun sind wir beim Opfer. Wie tief es greift, worin es besteht, das zeigt Gott jedem von uns zu seiner Zeit. Wollen wir nun klagen: Wie hart, wie schwer? Aber, Freunde, Gott fährt mit uns nicht so, daß er zwar von uns unsere Kraft und Zeit, unsre Liebe und unser Leben begehrte, selber aber uns nichts gäbe. Die Sache kommt dir schwer vor, wenn du nur auf das achtest, was du hergibst. Achte auf das, was Gott dir gibt, dann lernst du danken. Wir geben, und wir empfangen; wir arbeiten, und wir erhalten den Lohn. Wir geben unseren Willen Gott dar und er gibt uns seine Gnade, seine Hilfe, seine Herrlichkeit. Wollen wir das zusammenstellen und sagen, die beiden Wagschalen ständen gleich? Es geht hier vielmehr zu wie im Gleichnis, wo der, der die eine Stunde arbeitete, den ganzen Lohn empfing, weil Gottes Gabe alles, was wir verstehen und erbitten, übertrifft.

2.

Wir haben aber noch eine zweite Gefahr ins Auge zu fassen, die die Reinheit unsres Gottesdienstes ebenso ernst bedroht wie das Murren. Unserer Geschichte voran geht die Erzählung vom reichen Jüngling. Er hatte den Entschluß nicht gefunden, der ihn frei machte und dem Ruf Jesu gehorchen ließ. In jener Stunde fühlte sich Petrus groß: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt“. Seht ihr die Gefahr? Ach ja, wir kennen sie so gut. Aus der Größe

des Opfers entsteht in uns leicht ein wonniges und starkes Selbstgefühl, und verführt uns, unseren Blick auf uns selber zu wenden. Wir sehen auf das große Stück des Weinberges, das wir durchgearbeitet haben, und sehen auch auf die andren, auf ihre schwächere Arbeit, ob sie auch so viel fertig bringen wie wir, auf ihre spätere Berufung, ob sie nicht erst nach uns in die Arbeit traten. Dann beginnen wir den Kampf mit Gottes Willen und sagen: Mir gehört der Groschen, einzig mir; denn ich bin groß, ich allein! Wie hat der Herr seine Jünger vor dieser Gefahr geschützt? Er zeigt ihnen in dem Gleichnis den Reichtum der göttlichen Gabe. Das ist das Mittel, womit er das Herz seiner Jünger in Ordnung bringt. Die Größe Gottes und die Herrlichkeit seiner Gnade bewährt sich darin, daß er auch zum letzten noch den Weg findet und auch ihn in seinen Dienst stellt und ihm seine ganze Liebe und Gabe gibt. Daraus ergibt sich aber, daß erste letzte werden können. Sie werden es gerade dadurch, daß sie den letzten verbieten, erste zu werden, und den Streit mit der göttlichen Gnade beginnen, weil sie die Größe ihres Opfers blendet, daß sie nicht mehr aufwärts schauen, sondern ihre eigne Leistung und ihren Erfolg betrachten. So, sagt Jesus, wird der Erste zum Letzten; so wird der, der schon in Gottes Dienst stand, wieder aus ihm entlassen, und Gottes Hand zieht sich von ihm ab, und er wird unter das Urteil gestellt: Du hast das Deine; geh!

Es kann es jeder leicht begreifen, daß die Größe dieser Gefahr in der evangelischen Kirche oft so stark empfunden worden ist, daß man den Leuten riet: Tut überhaupt nichts, ihr werdet doch bloß hoffärtig! Tut euren Beruf, sorgt für ein geordnetes Hauswesen und für ein ordentliches Kapital dann habt ihr genug getan, begehrt nicht mehr, sonst werdet ihr hoffärtig. Gute Werke, — ihr wißt, das hat für uns nahezu einen verdächtigen Klang, eben weil wir sagen: An die besondren Opfer der Liebe hängt sich gleich die Hoffart

an. Weil Erſte zu Letzten werden können, wollen wir lieber gar nicht Erſte ſein. Damit bleiben wir aber nicht bei Jeſu Wort. So haben wir eine faule, träge Chriſtenheit bekommen, das iſt ſchade. Es iſt ſchade, wenn der Weinberg Gottes ohne Arbeiter bleibt, ſchade, wenn wir den ganzen lieben langen Tag unſres Lebens müßig herumſtehen. O, ich ſage das den Jungen: Steht doch nicht herum bis zur elften Stunde! Wir treten zwar auch noch in der letzten Stunde eines Lebens mit der ganzen Herrlichkeit der göttlichen Gnade auch noch an die Sterbenden heran, und danken Gott von ganzer Seele, auch wenn wir für einen Menſchen nichts anderes tun können, als daß wir ihm das gläubige Sterben verſchaffen, und den letzten Augenblick dadurch verklären, daß ſein Auge gläubig in der göttlichen Gnade ruht. Wir haben dazu das gute Recht; wir hören es ja aus unſrem Text. Der Hausvater geht auch um die elfte Stunde noch aus. Er iſt ſchon an manchen Menſchen dann herangetreten, wenn ſeine ganze Lebenskraft vergeudet war. „Ach daß ich dich ſo ſpät erkannte, du hochgelobte Liebe du!“ Es iſt aber nicht nötig, daß wir alle dieſen Vers ſagen. Ich ſage das den Jungen: Fürchtet das Opfer nicht! Opfer iſt Seligkeit. Dienſt iſt Größe, Dienſt Gottes, Dienſt Jeſu. Wir ſollen nicht deshalb, weil wir uns an der Hoffart beflecken können, die Arbeit meiden, nicht deshalb, weil uns das Opfer zum Streit mit Gott und zur Härte gegen die andren verführen kann, es überhaupt nicht bringen. Unſer Herr weiß uns zu behüten, daß wir nicht aus unſrer Gerechtigkeit unſre Sünde, aus unſrem Gottesdienſt unſre Schande machen. Denn er zeigt uns die Herrlichkeit der göttlichen Gnade und löſt dadurch unſern Blick von uns ſelber ab und ſtellt uns vor den, der der Erſte iſt. Er iſt es, weil er uns ſucht und uns beruft und uns ſeinen Dienſt verleiht und es uns verſchafft, daß wir ihm unſre Opfer bringen. Ihm bringen wir ſie dar; denn er zeigt uns, was Liebe iſt und was Glaube iſt, und

bindet uns so an sich, daß wir von uns selbst frei geworden sind. Nun, Freunde, ist die Gefahr für uns vorbei. Nun wollen wir nicht die andern verkürzen, um uns zu bereichern, und nicht die Gnade Gottes an uns binden und sie den anderen nehmen. Nun rechnen wir nicht aus, wie heiß der Tag gewesen sei und wie groß die Arbeitszeit. Das gibt den rechten Gottesdienst. Denn nun geschieht er im Glauben an den, der uns zuerst geliebt hat, und dessen Gnade es uns gewährt, daß wir in seiner Arbeit stehen. Nun greifen wir mit Dank die Arbeit an, auch dann, wenn der Tag heiß wird. Danken ist die Christenkunst, gerade dann, wenn die Arbeit groß wird und der Wille sich stark spannen muß und unser Opfer viel Entsagung von uns fordert. Wer ist der Erste? Du? Ich? Er. Sein ist der Weinberg, sein die Herrschaft und die Herrlichkeit. Jetzt geht zur Arbeit! Jetzt wird aus ihr ein fröhlicher Dienst, ohne Murren und ohne Hoffart. Wir sehen mit aufgedecktem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn. Das schafft in uns den reinen Gottesdienst. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Oculi.

(14. März 1909.)

Luk. 11, 14—28.

Gegen alle Mächte des Verderbens steht Jesus als der Schirmer da, der vor keiner Not zurückweicht, auch dann nicht, wenn er vor dem Werk unsichtbarer Verderber steht. Er hat den Starken überwunden und teilt die Beute aus. Nun stellt er sich als den Führer vor alle und beruft sie zur Entscheidung: Wer nicht für ihn ist, der ist wider ihn. Sehet, sagt er seinen Hörern, Gottes Reich ist zu euch gekommen, ohne daß ihr es merktet. Jetzt handelt Gott königlich an euch in königlicher Gnade und königlicher Gerechtigkeit. Da ertönt die Stimme einer Frau: Wie groß bist du! wie glücklich ist deine Mutter! Sie schwärmt. Aber Jesus schwärmt nicht; er pflanzt keine schwärmerische Frömmigkeit, sondern wendet uns von aller Schwärmerei hinüber zur echten Frömmigkeit. Ich halte es nicht für überflüssig, daß wir heute das besprechen, worin der Unterschied zwischen der Schwärmerei und der Frömmigkeit besteht. Wann müssen wir unsere Frömmigkeit als schwärmerisch und ungesund bei Seite tun, und wann wird sie echt?

Bei der schwärmerischen Frömmigkeit preisen wir die Menschen; in der Gemeinschaft mit Jesus preisen wir Gott. Bei der schwärmerischen Frömmigkeit suchen wir unsren Genuß; in der Gemeinschaft mit Jesus gehorchen wir.

1.

Die Frau spricht freilich nicht, wie man heute in Europa redet, sondern in ihrer morgenländischen Art; aber daran

wollen wir uns nicht stoßen. Das, was sie sagt, ist eine menschlich reine und tiefe Empfindung. Sie erwartet darum ohne weiteres, daß Jesus ihr beistimme und ebenso denke wie sie. Es muß nach ihrer Meinung auch für ihn die größte Freude sein, daß er seine ganze Größe, Macht und Ehre auf die Mutter übertragen kann. Sicherlich verstehen wir alle, was die Frau meint. Es gibt für uns Männer kein süßeres Glück, als wenn wir die Erfolge unsres Lebens und die Ehre, die wir gewannen, der Mutter geben. Und doch mischt sich in die Verehrung, mit der diese Frau auf Jesus sieht, die Schwärmerei. Wie groß bist du! sagt sie, und wie glücklich machst du deine Mutter und die Deinen alle, denen du gehörst! Wie groß ist doch der Mensch! Wie herrlich, wie süß, wie beglückend ist es, ihn zu betrachten, ihn zu bewundern, ihn zu verehren! Das ist die Sprache der Schwärmerei. Kennt ihr sie nicht? Vielleicht sagt ihr, unsere heutige Zeit sei für die Schwärmerei wenig geeignet, weil soviel Verstand in unsren Köpfen ist. Aber die ungesunde schwärmerische Frömmigkeit geht nicht erst dann an, wenn wir an der Grenze des Wahnsinns stehen. Es ist zum Schwärmen nicht nötig, daß wir eine maßlose Leidenschaftlichkeit an den Tag legen; wir fangen damit schon früher an.

Man hört gegenwärtig nicht selten den Satz: Wir leben in einer Zeit kleiner Dinge. Warum denn? Scheint Gottes Sonne weniger hell, oder ist der Herr Christus müde geworden und sein Wort schimmelig? Nein; daran liegt es natürlich nicht. Aber, sagen wir, große Männer, die hätten wir gern, große Denker, Helden, Helden der Tapferkeit und der Liebe, Menschen, bei denen einem das Herz aufgeht, die man bewundern kann, weil man durch sie über die kleinen, alltäglichen Dinge emporgehoben wird. Wie groß ist doch Vater Werner in seiner selbstlosen Liebe! Wie groß ist Stöcker in seinem weiten Blick und seiner unerschütterlichen Tapferkeit! Ich nenne damit zwei Namen, die gegenwärtig viele in unserer

deutschen Christenheit bewegen. Oder um den Namen zu nennen, den man auf unsren Kanzeln am meisten hört: Wie groß ist doch Vater Luther, immer ein Überwinder, unerschöpflich reich in hellen Gedanken, tapfer, ohne Furcht und ohne Zweifel, ein ritterlicher Mann, ein Genie. Wie herrlich, wie süß, wie schön ist es ihn zu bewundern! Dann treten wir an den Herrn Christus heran, besinnen uns, ob wir ihn auch bewundern wollen. Die einen sagen: Nein; dazu ist er zu klein. Die andern sagen: Doch, doch! er ist der schönste unter allen Menschen, der weiseste, der liebreichste, der größte in der Kraft seiner Liebe und seines Leidens. Daneben steht dann der leise oder laute Wunsch: Nicht wahr, lieber Herr, du machst auch aus mir ein recht großes Wesen und schenkst mir einen Lebenslauf, der mich in die Höhe hebt, daß auch mich die anderen preisen. Zu dem allem sagt unser Herr Christus: Nein; genau mit derselben Deutlichkeit, mit der er der Frau seine Antwort gab. Warum denn? Ist ihm der Kranz, den ihm die Frau überreichen wollte, zu schön, das Lob zu groß, die Bewunderung zu tief? Ach nein; viel zu wenig gibt sie ihm. Das meint er nicht so, daß er ihr sagte: Du mußt deine Verehrung noch steigern und die Worte, mit denen du mich preisest, noch kräftiger färben. Der Herr hat ja nie an sich gedacht und nicht für sich geworben. Wir haben ihn auch heute in der selbstlosen Reinheit seiner Liebe Gottes vor uns. Er begehrt für sich keinen Kranz. Aber die Frau hat, solange sie schwärmt, das noch nicht, was er ihr geben möchte. Sie hat das Große noch nicht wahrgenommen und empfangen, was sie bei ihm gewinnen kann. Menschen, Menschen, große Menschen, imponierende Gestalten, glanzvolle Redner, herrliche Prediger, mächtige Denker, Menschen, Menschen, Menschen, nichts als Menschen, das ist der Kern der ganzen Schwärmerei.

Selig sind, die Gottes Wort hören. Das ist das große Erlebnis, das uns widerfahren kann. Wir hören Gott. Ja, ist es denn möglich, daß Gott zu uns spricht, daß Gott dich

anredet und dir ſagt: Siehe, ich bin da, und ich ſpreche zu dir und zeige dir, daß ich für dich da bin, und mache dir meinen Willen bekannt, daß du ihn tun darfſt? Freunde, über dieſes Erlebnis geht nichts; was können wir denn größeres begehren? Gottes Wort hören, das iſt das Wunder aller Wunder, das in unſrem Leben Platz hat, nicht durch Unnatur, nicht durch Kunſt und Zwang, nein, ſo wie Gott ſeine Wunder tut, mit der herrlichen Ordnung und dem Frieden ſeiner Schöpfermacht. Aber es bleibt ein Ereignis von unergründlicher Größe, daß Gott zu mir ſpricht und ich merke: Er iſt es; da ſpricht nicht ein Menſch zu mir; da ſingt mir nicht ein Vogel einen frohen Ton zu; da rauſcht nicht der Wind oder die Wellen; das iſt kein Geräuſch, kein Getöſe, kein Geſchwätz; das iſt Gottes Stimme; und ich merke: Er ſpricht zu mir und er zeigt mir, daß er an mich denkt, meinen Weg ordnet, meine Liebe begehrt und meinen Dienſt ſich wohlgefallen läßt. Daß uns das zu Teil werde, dazu iſt Jeſus da. Das iſt ſein Amt, daß wir durch ihn das Wort Gottes hören, und eben darum iſt die Frömmigkeit, die er pflanzt, keine Schwärmerei.

Wie ſteht es nun? Verſchwinden die Menſchen, denen wir zunächſt unſere Kränze weihen? Hört die Bewunderung auf für das, was Größe, Kraft, Tapferkeit und Tüchtigkeit am Menſchen iſt? Nein. Gott ſpricht ja zum Menſchen; wie kann er dadurch verſchwinden? Er bekommt eine Größe über alle Größen, an die wir vorher dachten, eine Ehre über alle Ehre, die wir ihm mit unſeren Kränzen bereiten. Gott hat zu ihm geſprochen und ihn zu ſich berufen; Gottes Wort darf er haben, ſo haben, daß er es bewahrt. Aber unſere Verehrung geht nun nicht mehr an denſelben Ort wie früher; unſere Anbetung hat einen andern Empfänger. Auf unſerem Altar ſteht nicht mehr eine Menſchengeſtalt, auch, Freunde, nicht mehr unſere eigene Büſte, vor der der Weihrauch brennt, ſondern wir haben Gottes Wort gehört.

2.

Wenn wir schwärmen, dann suchen wir immer nur unsren Genuß. Wie glücklich ist deine Mutter, sagte jene Frau, und wenn die Mutter beglückt auf ihren Sohn schaut, dann ist der Sohn auch froh. Sie meint: Jesus habe ein besonders süßes Glück von Gott empfangen; wie kann es anders sein, denkt sie, da ihn Gott so hoch erhoben und ihn zum Herrn über alle in herrlicher Macht erkoren hat? Dadurch ist er glücklich und genießt Gottes Gaben und erquickt und krönt auch seine Mutter mit seinem Glück. Wir sind aber immer auf dem falschen Weg, wenn wir den Genuß begehren. Da ist immer eine inwendige Verkrümmung dabei. Sollen uns denn Gottes Gaben nicht freuen? Gewiß! Gottes Herrschaft ist Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Aber man soll den Genuß nicht begehren, und soll nicht seine Liebe an den Genuß hängen. Der Genuß ist Gabe; man nimmt ihn dankbar, wenn er kommt, in dem Maß, wie er kommt; aber man läuft ihm nicht nach; man begehrt ihn nicht und schafft ihn sich nicht an. Wenn wir den Genuß begehren, dann haben wir immer eine Spaltung bei uns vorgenommen. Wir wollen bloß empfangen, aber nicht geben, wollen uns bloß bereichern, aber nicht dienen. Seht, das ist bei aller Bewunderung, mit der wir Jesus oder auch andre krönen, der dunkle Hintergrund. Wir treten nicht in Gemeinschaft mit ihm, sondern haben uns selber lieb und bleiben in der Ferne. Weil uns der Anblick seiner Größe freut, wenden wir freilich unser Auge zu ihm, beschauen und verehren ihn, aber wir bleiben an unsrem Ort und schließen unsre Seele vor ihm zu. Darum war Jesus mit einer solchen Verehrung nicht zufrieden und versagt seine Verheißung jeder schwärmerischen Frömmigkeit.

Wie macht er es denn mit uns? Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Wenn er uns die große Gnade gewährt hat, daß er uns ein Ohr bereitet, das Gottes Wort

vernimmt — wie viel wir von Gottes großen Dingen erfassen, das ist die zweite Frage, die von viel geringerer Bedeutung ist; die große Hauptsache ist, daß wir Gottes Stimme hören — wenn er uns dieses erste Geschenk gab, dann kommt noch ein zweites. Das göttliche Wort, das er in unsre Seele legte, behalten wir nun, legen es nicht weg, verlieren es nicht, sondern halten es mit ganzem Willen fest. Jetzt ist der Gehorsam da. Jetzt sind wir ganz mit ihm vereint; so haben wir uns für ihn entschieden und uns in Redlichkeit und Völligkeit unter ihn gestellt.

Darum, weil die Schwärmerei nur den Genuß begehrt, ist sie eine flüchtige Sache, eine vergängliche Regung im Menschen. Das ist immer an allen schwärmerischen Erscheinungen aufgefallen, wie kurz sie dauern. Wir können das auch bei uns selbst beobachten, wie rasch sich nach dem Schwärmen wieder ein Wechsel einstellt. Bald haben wir Stunden süßer Andacht, bald düstere Tage. Es hat eine tiefe Bedeutung, daß unser Evangelist das Wort jener Frau mit dem andern Spruch zusammenstellt, bei dem Jesus mit Schmerz auf die Gemeinde schaut, der er seine großen Gaben gibt. Er vergleicht sie einem Kranken, der geheilt ist, und den die Krankheit wieder faßt. Die bösen Geister sind verscheucht; der Kranke lebt auf, es scheint, die Rettung sei gekommen. Aber es währt nur kurze Zeit. Das Haus ist geschmückt und lockt die Geister wieder an; sie kommen wieder. So, sagt der Herr, geht es diesem Geschlecht. Das wiederholt sich immer, wenn wir schwärmen. Man kann nicht immer genießen. Es ist unmöglich, daß wir nur Lust als unsren bleibenden Besitz in uns tragen; Lust und Leid wechseln. Und weil wir bei dieser Art von Frömmigkeit uns selbst inwendig gegen den göttlichen Willen sträuben, so ist es unvermeidlich, daß aus dem dunklen Grund der Seele die düsteren Gedanken wieder hervorbrechen. Dann kommt die inwendige Unfrömmigkeit doch wieder ans Licht und stört unsere

Andacht, durchkreuzt unſere frommen Gedanken und vernichtet den uns erfreuenden ſchönen Schein. Die Geiſter kommen wieder, die wir für eine kurze Stunde mit ſchwärmender Frömmigkeit verſcheuchten, und das Ende iſt ſchlimmer als vorher. Selig die, die Gottes Wort nicht nur hören, ſondern auch bewahren.

Es kommt in unſrem Text noch ein anderer Punkt mit großer Deutlichkeit ans Licht. Neben der Frau, die Jeſus feiert, ſtehen die, die ihn ſchelten. Sie werfen ihm die Gemeinſchaft mit dem Teufel vor, damit er ein toter Mann ſei und niemand auf ihn achte. Wir haben das Kreuzgeheimnis vor uns; Jeſus iſt auf dem Wege zum Kreuz. Kann man auch dann noch ſchwärmen? Wie ſteht es dann mit der Seligkeit der Mutter Jeſu, wenn ſie am Kreuz ſteht? Wird dann dieſe Frau auch noch ſagen: Selig iſt der Leib, der dich getragen? Und wie ſteht es mit unſrer Bewunderung für Jeſu Größe und unſrer Verehrung für die Stärke und Schönheit ſeines Wirkens, wenn er die Dornenkrone trägt? Das Kreuzgeheimnis war aber nicht bloß damals in Gottes Regierung drin, als er Jeſu Weg ordnete und ihm die Arbeit ſo zuteilte, daß ſie ihn in den Tod führte, ſondern es gehört bleibend zur göttlichen Regierung und iſt auch in unſrem Leben drin. Es gehört in alle Frömmigkeit hinein. Wie deutlich tritt das durch die Tatſache ans Licht, daß wir unſre großen Männer erſt dann feiern, wenn ſie tot ſind. Vorher ſchwärmen wir nicht. Aber wenn ſie geſtorben ſind, dann ſchwärmen wir. Warum? Vorher iſt bei ihrer Größe die Arbeit und der Kampf und die Schmach. Da ſtehen wir bei Seite. Aber wenn ſie tot ſind und nichts mehr von uns begehren, wenn wir nicht mehr zu ihnen halten müſſen im Kampf und mit Treue, dann feiern wir ſie. Damit kommt ans Licht, daß es mit der Schwärmerei nichts iſt, daß wir etwas anderes lernen, etwas anderes gewinnen, etwas anderes von Gott uns ſchenken laſſen müſſen als eine ſchwärmeriſche

Frömmigkeit. Das Kreuzgeheimnis ist nun einmal im Leben drin, wir müssen es tragen und es überwinden. Es steht vollends im Werk Jesu mit der größten Deutlichkeit vor uns; wenn wir mit ihm Gemeinschaft haben wollen, müssen wir es tragen. Wir tragen es nicht, solange wir schwärmen. Warum gingen die Jünger mit dem Herrn bis nach Gethsemane, bis an die Schwelle seines Todes? Sie haben nicht geschwärmt, sondern Gottes Wort gehört und bewahrt. Wenn uns Christus diesen Dienst tun kann, daß er uns ein Wörtlein sagen darf, das als Gottes Wort in unsere Seele dringt, und er dadurch sein Heilandswerk an uns vollbringt, daß er uns zu Gott beruft, dann scheucht uns das Kreuzgeheimnis nicht von ihm weg; dann stehen wir bei ihm, auch wenn er die Dornenkrone trägt. Und gerade dadurch macht sich uns Gottes ganze Gnade offenbar; denn nun vereint er uns dadurch mit ihm, daß wir ihm glauben. Schwärmerei gibt dem Herrn Bewunderung; Jesus schafft in uns Glauben. Durch den Glauben sind wir mit ihm verbunden, und das ist Gottes große Gnade und Jesu große Herrlichkeit, daß er Glauben von uns begehrt und Glauben in uns schafft. Nun preisen wir nicht die Menschen, sondern Gott; nun suchen wir nicht den Genuß, sondern wir gehorchen, und nun spricht der Herr auch zu uns: Selig ist der, der Gottes Wort hört und bewahrt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Misericordias Domini

(25. April 1909).

Joh. 10, 11—18.

Weil uns unser Herr verheißen hat, daß er Eine Gemeinde schaffe, darum sagen wir im Bekenntnis der Kirche: Ich glaube eine heilige, allgemeine, christliche Kirche. Aber es scheint oft so, als ob diese Verheißung durch den Gang der Dinge widerlegt werde. Sieht es nicht so aus, als ob die Trennungen zwischen uns immer deutlicher würden, die Risse immer tiefer, die Gemeinschaft immer schwerer? Auch der natürliche Verlauf der Geschichte bringt solche Erscheinungen hervor. Wenn wir an die Zeit unserer Väter denken, so war das stolze, kühne Bewußtsein in unserem Volk: Wir sind Deutsche und wir bleiben Deutsche, damals lange nicht so kräftig, wie jetzt; wir scheiden uns heute mit größerer Energie von allen andern. In der Kirche sieht es gegenwärtig bunt aus. Jeder hat seine eigene Lehre, seine eigenen Ziele, seine eigenen Kreise und wir finden den Weg zu einander schwer. Es gibt auch unter uns manche, die sagen: Wir verzichten gerne auf den Traum, daß wir alle eine einzige Gemeinde bilden sollten; das sei ein weichlicher Gedanke, der die Gegensätze fürchte und den Kampf scheue; nicht das seien die vollen, fruchtbaren Tage, wenn am wolkenlosen Himmel eine Frühlingssonne strahlt, sondern das gebe für uns die großen Tage, wenn der Sturm braust und der Blitz zuckt; denn im Kampf entstehe und bewähre sich die Kraft. Wir haben aber immer wieder mit großer Deutlichkeit die Tatsache vor Augen, wie schwer uns der Hader und die Entzweiung belastet, wie viel Schwachheit daraus entsteht. Wir gehen jeder seinen eigenen

Weg, aber das werden einſame Wege, und einſame Wege ſind ſchwere Wege.

Freilich, das iſt klar, daß nicht wir mit unſerem Wort den Frieden in der Menſchheit ſchaffen können, als ob wir ſelbſt die Macht hätten, uns in einer echten und darum unzerſtörbaren Gemeinſchaft zu vereinigen. Wir halten an der einen Herde feſt, weil wir den einen Hirten kennen. Wie ſteht es aber damit? Wir preiſen Jeſus als unſeren Herrn. Warum? Darüber ſind wir uns und den andern Rechenſchaft ſchuldig. Daran hängt auch unſere Zuverſicht, daß wir alle Riſſe zwiſchen uns überwinden und doch immer wieder zur Gemeinſchaft gelangen. Weil es Einen Hirten gibt, darum ſind wir Eine Herde, Eine Gemeinde. Warum nennen wir Jeſus unſeren Herrn? Wir gehören ihm, und wir kennen ihn.

1.

Der Herr ſagt: Ich bin nicht ein Mietling, nicht ein Lohnarbeiter, der für ſeinen Tagelohn die Herde hütet; ich bin der Hirt und die Herde iſt mein. Natürlich braucht Gott in ſeiner Regierung beſtändig viele Lohnarbeiter, viele, die ihrem eigenen Bedürfnis gehorchen, wenn ſie ihr Werk tun. Der Herr ſchilt auch die nicht, die als Gottes Lohnarbeiter vor der Herde ſtehen. Er ſagt nicht, daß die Herde hungere, wenn der gemietete Knecht ſie weide. Vom Dieb ſagt er, daß er dazu in die Hürde komme, um zu ſtehlen und zu ſchlachten. Wenn der Dieb kommt, dann geht es der Herde ſchlecht. Aber der Mietling, der Tagelöhner, der um ſeinen Sold für die Herde ſorgt, iſt kein Dieb. Wir haben darum in der menſchlichen Geſchichte immer wieder große Arbeiter vor uns, die mächtigen Einfluß gewinnen und ſich viele unterwerfen; aber der Unterſchied, den unſer Text uns nennt, wird immer an ihnen ſichtbar. Fragen wir, warum ſie ans Werk gehen, was ſie treibt und bewegt, ſo iſt deutlich: ihr eigenes Bedürfnis macht ſie fleißig; ſie arbeiten für ſich. Was hat unſere großen

Denker gemacht, die weithin die Geſchichte der Menſchheit beſtimmen? Ein Zweifel hat ſie erfaßt, ein Rätſel ſie gequält; ſie müſſen ſich befreien von ihrer Not, die ſie inwendig nicht zur Ruhe kommen läßt, und greifen nach einem Glück und Gut, ohne das ſie nicht leben mögen. So iſt es in allen Gebieten des Lebens, bei allen, die in Gottes Haushaltung einen beſonderen Platz bekommen: ſie arbeiten für Lohn, für das, was ſie ſelbſt nötig haben, für das, was ſie nicht entbehren können. Sie ſtrecken ſich nach einem Ziel, das ihnen ſelbſt Befriedigung und Glück verſchafft. Aber das gibt nie die ganze Gemeinſchaft. So entſteht nie der, der ſagen darf: Ich bin der Hirt. Das kommt dann ans Licht, wenn der Wolf kommt. Man ſieht es vielleicht der Herde lange nicht an, ob der Hirt bei ihr iſt, dem ſie gehört, oder ob der gemietete Knecht für ſie ſorgt. Lange kommt der Unterſchied vielleicht nicht ans Licht. Aber, ſagt Jeſus, wenn der Wolf kommt, dann ſeht ihr es, wer Hirt iſt und wer Knecht iſt. Der Knecht hat keine Neigung, ſein Leben herzugeben. Er iſt nicht dafür bezahlt, damit er für die Schafe ſterbe. Er geht, und die Gemeinſchaft iſt zerbrochen und die Hilfe bleibt aus.

Es gibt aber einen durch Gottes große Gnade, von dem wir wiſſen, daß er kein Mietling iſt und nicht für ſich gearbeitet und für ſich ſelber nichts begehrt hat, ſondern als der Hirt bei der Herde iſt. Wenn wir zu Jeſus herantreten, dann iſt es ſofort klar: Er begehrt keinen Lohn für ſich und arbeitet nicht, weil er muß, zu ſeinem eigenen Gewinn. Was hat er denn für ſich gewonnen? Gar nichts, nicht den Ruhm des großen Entdeckers, der eine neue Lehre in die Welt bringt; das hat er ganz beiſeite getan; er ſpricht wie ein Kind; auch nicht den Ruhm des Helden, der ſo ſüß iſt, wenn die Kraft über das emporfährt, was ſonſt Menſchen können; er trug ja das Kreuz. Und doch ſteht er mit uns in einer ganzen Gemeinſchaft und gibt ſich ganz für uns hin, öffnet ſein Herz, daß wir ſein Wort vernehmen, tut für uns ſein Werk, ſo daß

wir seine Gabe haben. Er handelt in der Sendung, die ihm der Vater gab, in Kraft seines königlichen Rechts, um des willen er sagen kann: Ihr seid mein. In Kraft dieses königlichen Rechts trägt er das Kreuz und macht dadurch seine Gemeinschaft mit uns vollkommen. Da hat er es bewährt, daß er die Hand nicht von uns abzieht, sondern er steht zum Menschen hin und schließt ihn mit sich zusammen mit einem ewigen Band. Und nachdem er bis zum Kreuz die Liebe vollendet hat, hat er auch am Ostertag seine Gemeinschaft mit uns Menschen aufs Neue bewährt, so groß, so vollkommen, wie kein menschlicher Gedanke es erfinden kann; er kommt aus der Herrlichkeit des Vaters wieder zu den Seinen und stellt sich zu ihnen als ihr Hirt und macht sie zu seiner Herde, die sein Eigentum bleibt. Nun verscheucht kein Wolf ihn mehr von uns. Wo ist die Schuld? Sie ist vergeben. Wo unsere Schwachheit? Seine himmlische Kraft kommt ans Licht. Wo der Tod? Das Leben wurde offenbar. Nun sind wir gewonnen und erkauft zu seinem Eigentum. Nun haben wir einen Herrn.

2.

Und wir kennen ihn. Ich bin den Meinen bekannt, sagt unser Text, und ich kenne die Meinen. Meine Schafe hören meine Stimme. Sie unterscheiden sie von der Stimme des Fremden; ihr Klang ist ihnen ein vertrauter Ruf. Seltsam, sagen wir vielleicht. Nun sind es bald 2000 Jahre her, daß Jesus auf der Erde stand. Kennen wir ihn denn noch? Eine lange Zeit legt leicht Dunkelheit auf die, die längst dahin gegangen sind. Und wie wenig hat er uns hinterlassen, ein paar Sprüchlein, ein paar Geschichten; er hat sie nicht einmal selber aufgeschrieben. Er gab sie seinen Jüngern und durch sie schallen sie in die Welt hinaus. Und wie viel ist dabei seltsam, gibt Anlaß zu Bedenken, zu verschiedener Meinung. Unsere Gelehrten sind in vielen Dingen unschlüssig und unsicher über das, was damals geschah. Jesus ist dennoch der

Einzige, den wir wirklich kennen. Es hat Leute gegeben, die mit viel Fleiß lange Tagebücher ſchrieben und veröffentlichten, aufrichtige Tagebücher, die aus dem ernſten Willen entſtanden, ſich ſelbſt zu beobachten, den inneren Lebensvorgang deutlich zu erfaſſen und ſichtbar zu machen. Kennen wir ſie? Halb, und halb wieder nicht. Denn das ſchärfſte Auge erfaßt den Lebensvorgang, wie er in uns vor ſich geht, nur halb. Jeſus mit ſeinen wenigen Worten, mit dem kleinen, kurzen Evangelium, das ihn uns beſchreibt, iſt uns bekannt, ganz bekannt. Warum? Seht, er hat bloß einen einzigen Willen, und den hat er ſagen können mit der klarſten Deutlichkeit. Ihr kennt mich, ſagt er uns, denn ich kenne den Vater. Das iſt der Wille, der im Herrn vorhanden iſt und der alle ſeine Gedanken und alle ſeine Werke regiert: er lebt für Gott und hat die Liebe Gottes in ſich. Von welcher Seite wir zu ihm herantreten, immer wird dasſelbe an ihm ſichtbar: er hat Gott vor Augen, nicht als einen Schatten, als einen Abweſenden, als einen leeren Namen, nein, als den Vater, aus dem er lebt. Wenn er mit Freude auf die Blume des Feldes ſchaut, die ſich ihr prächtiges Röcklein anzieht, herrlicher als Salomo, was freut ihn? Es iſt ja des Vaters Werk. Er läßt ſeine Sonne ſcheinen mit ihrem herrlichen Licht und kleidet die Blume des Graſes mit ſeiner Künſtlerhand. Wenn er in die Synagoge oder in den Tempel geht, von ganzem Herzen ein Jude iſt und mit ſeinem Volk Gemeinſchaft hält, was hat er im Sinn? Es iſt ja des Vaters Werk, das hier geſchah, des Vaters Wort, das Iſrael vertraut iſt, des Vaters Gnadenzeichen, die ihm gegeben ſind. Wenn er ans Kreuz geht: er nimmt den Kelch aus des Vaters Hand. Wenn er in der Gewißheit ſtirbt, daß ihn der Tod nicht überwältigen werde, ſondern daß er leben werde in ewiger Herrlichkeit, woher nimmt er dieſe Gewißheit? was macht ihn feſt? Der Vater iſt der lebendige Gott, ihm leben ſie alle. Seht, darum wiſſen wir, was der Herr will; wir wiſſen es ganz klar, mit

voller Deutlichkeit. Das ist unerläßlich, damit wir ihn mit Wahrheit und Aufrichtigkeit unsren Herrn nennen. Wenn wir nicht wüßten, was er will, wie könnte er uns zum Herrn werden? Wir müssen wissen, wann wir in der Gemeinschaft mit ihm bleiben und wann wir uns von ihm trennen, wann wir an seiner Hand unsere Wege gehen und wann wir uns von ihm entfernen. Aber das wissen wir ja. Denn Jesus hat nicht vielerlei begehrt, nicht dies und das gewollt, nicht die Liebe gehabt und auch noch die Liebe; er hat nicht ein zerspaltenes Herz, nicht eine doppelte Seele, nicht einen Willen, der jetzt das will und dann das; sondern er ist der Sohn mit seiner ganzen Kraft, mit seiner ganzen Seele, mit seinem ganzen Willen, der, der das will, was der Vater will. Was Gott will, das ist Jesu Wille. Wir gehorchen ihm, wenn wir Gottes Willen tun, bleiben bei ihm, wenn wir Gott gehorchen, und trennen uns von ihm mit allem, was uns gottlos macht.

Nun sagt ihr vielleicht: Jetzt weiß ich es erst noch nicht, was ich denn soll, was Jesus will, was meine Gemeinschaft mit ihm festmacht. Gottes Wille ist ein Geheimnis, wer kann es ergründen? Wer kennt Gott und kann etwas von ihm sagen? Ja, l. Fr., so muß es nicht sein. Es kann ja freilich so sein, daß uns Gott ganz im Dunkeln steht und wir keine Kenntnis von ihm haben. Es muß aber nicht so sein. Und es ist nicht so, wenn wir die Stimme des guten Hirten hören und seine Schafe sind. Dann wird der Name Gottes für uns reich an Inhalt, nicht leer wie ein Schatten; dann wissen wir nicht alles, o nein, wer wollte das Geheimnis Gottes ausschöpfen, aber das, was unsere Verbindung mit Gott ergibt, uns Gott untertan macht und uns in seine Gnade und Gemeinschaft stellt. Nun wissen wir auch, was uns die Stimme des guten Hirten sagt, wohin er uns führt und wie wir ihm gehorchen; dann sind wir sein, wenn wir Gottes Willen tun.

Das gibt die echte Gemeinschaft, die freie, nicht die er-

zwungene. Darauf beruht unsere Freude an diesem Herrscher und an der Gemeinde, die er schafft. Wir dürften es nie wagen, die Hoffnung auszusprechen: Eine Herde, wenn diese Gemeinschaft durch Zwang entstände, durch Unterjochung und Unterdrückung alle unter den einen ohne ihren Willen, ohne ihre Liebe, ohne daß sie ihn kennen und seine Stimme sie erfaßt. Aber wir können ihn kennen, und weil wir ihn kennen, darum stehen wir mit ganzer Seele und freiem Willen unter ihm. Darum unterjocht uns kein Zwang und bindet uns keine Fessel, wenn er uns regiert. Wir sind mit ganzer Seele und freier Liebe sein. Denn wir kennen ihn, den Sohn, der für den Vater lebt.

Und er kennt uns. Denn er schaut mit Gottes Augen her zu uns. Da gibt es kein Geheimnis, kein Mißverständnis, nichts, was wir verbergen müßten oder könnten. Wir stehen im Licht seines Angesichts. Ach, Freunde, das ist das unendlich Große, was uns Jesus gewährt; wenn wir uns zu ihm hinwenden, dann haben wir den gefunden, der uns kennt. Nun fliehen die Lügen, wir spielen nicht mehr Komödie, wir werden wahr. Was helfen da die Schleier? Er kennt uns ja. Das ist aber für uns nur deshalb eine heilsame und frohe Botschaft, weil er der ist, der vor dem Wolf nicht weicht, sondern jede Last mit uns trägt, und seine Gemeinschaft mit uns ganz macht, so daß sie nicht zerbrechen kann. Sonst wäre uns der Schleier freilich nötig und die Lüge würde für uns zum Bedürfnis. Aber unser Herr Christus steht auch dann bei uns, wenn unsere Not ans Licht kommt und unsere Schwachheit sichtbar wird. Der Hirt läßt die Schafe nicht, denn sie sind sein.

Darum, Freunde, weil wir ihn unsren Herrn nennen, dem wir gehören und den wir kennen, tragen wir auch alle Risse, die unsere Gemeinschaft schwächen, in der Zuversicht: Wir können überwinden. Daß keiner von uns den andern versteht, keiner mit dem andern zusammenarbeiten will, sondern

jeder ſich vor dem andern verſchließt und ſeine eigenen Wege geht, das iſt nicht unſer bleibendes Los und endgültiges Ziel. Jetzt kommen wir zwar über manche Riſſe noch nicht hinweg, und können die Brücken noch nicht bauen, die dieſe Klüfte überſpannen. Aber wir haben Einen Herrn und Einen Hirten. Darum führen unſere Wege zu einem Ziel. Und weil wir das eine Ziel vor Augen haben, geben wir uns Mühe, einander die Hand zu reichen, und vergeſſen es nicht, daß Eine Stimme uns alle regiert und Ein Wille uns alle führt und Ein Herr über uns waltet, weil wir Einen Vater haben, aus dem und zu dem alles iſt, der gelobt werden wird von uns allen in Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Sonntag Cantate.

(9. Mai 1909).

Joh. 16, 16—23.

Beim Abschied Jesu von seinen Jüngern wurde es ihnen so klar, wie noch nie, daß er sie von der Welt getrennt hatte. Sie waren betrübt und weinten, und die Welt konnte sich freuen; und zwar freute sich die Welt gerade an dem, was die Jünger traurig machte, daran, daß Jesus sein Kreuz tragen mußte und getötet ward. Das war ein durchgreifender Riß, der ihre Trennung von der Welt für immer herbeigeführt hat. Vom Kreuz Jesu an sind die Christenheit und die Welt geschieden. Das ist einer der schwersten Punkte am Christentum, dieser Gegensatz gegen die Welt, in dem wir stehen, nicht bloß für das Verständnis und die Lehre, noch viel mehr für die wirkliche Führung unseres Lebens, für die Art, wie wir handeln und unsere Verhältnisse ordnen. Was meinen wir eigentlich, wenn wir uns von der Welt scheiden? Feierlich und erhaben lauten darüber die Worte der Apostel. Es ist unsere Pflicht, sagen sie uns, daß wir uns unbefleckt von der Welt behalten, daß wir die Welt nicht lieb haben, noch das, was in der Welt ist, die Lust des Fleisches, die Lust der Augen und das hoffärtige Leben, daß wir für die Welt gekreuzigt seien, wie sie für uns gekreuzigt ist. Wir sagen mit dem Apostel von unsrem Glauben, er sei der Sieg, der die Welt überwunden hat. Was meinen wir, wenn wir die Gemeinschaft mit der Welt aufgeben und uns von ihr getrennt wissen? Und wie machen wir das? Vielleicht sagt ihr mir: der heutige Tag sei recht ungeschickt,

um darüber zu sprechen, da uns heute die Frühlingssonne einen Maientag voll Pracht bescheerte, wo uns das Herz weit ist, weil die Welt schön ist und wir vergnügt sind. Aber gerade deshalb haben wir es nötig, mit allem Ernst der Besonnenheit und der Entschlossenheit auf Jesu Wort zu achten; sonst hören wir andächtig in der Kirche, wie der Herr seine Jünger von der Welt unterscheidet, und hernach flutet wieder das Licht der Welt um uns und ihre Lust und ihre Kraft erfaßt uns, und ohne Wahrheit, ohne Aufrichtigkeit, ohne Ernst schwanken wir hin und her.

Was macht unseren Unterschied von der Welt aus? Es gibt darauf verschiedene Antworten. Wir wollen die verkehrten Antworten voranschicken. Der eine sagt: Mich verdrießt die Welt, ich mag sie nicht. Das ist nicht Jesu Meinung. Ein anderer sagt: Ich brauche sie nicht, ich bin mir selbst genug. Das ist auch nicht Jesu Meinung. Der Dritte sagt: Gottes Gabe trennt mich von der Welt. Das ist der Jünger Jesu.

1.

Wir haben in unserem Deutschland gegenwärtig viele, die sich verdrossen von der Welt scheiden. Sie stehen abseits, wenn die Welt sich freut, und machen nicht mit und sind geärgert, kleinmütig und verzagt. Wie kommt das zu stande? Dadurch, daß ich mich an die Welt wende und von ihr das begehre, was ich brauche, die Ehre, die Freude, das Leben. Das bekomme ich aber nicht, weil die Welt mir das nicht geben kann; und sie faßt mich vielleicht hart an, ich komme unter's Rad; dann gibt es Wunden am Kopf, einen verwirrten Kopf, und am Herzen, ein brennendes Herz; und dann sagen wir: schlechte Welt, ich mag nichts von dir.

Aber damit haben wir uns nicht von ihr getrennt, im Gegenteil, jetzt sind wir erst recht mit ihr verbunden, wir haben ja nichts anderes als sie. Der Ärger hält uns immer bei ihr fest und auch der Haß ist ein starkes Band, das uns

mit ihr vereint. Und mit unſerem Herrn Chriſtus hat das alles gar nichts zu tun. Er hat ſeine Jünger nicht deshalb von der Welt getrennt, weil er ſich an ihr ärgerte und ſie ihn verdroß und ihm wehe tat und er über ſie ſchalt. Ihr wißt, denn das gehört zu den erſten Anfangsgründen alles chriſtlichen Unterrichts: man lernt bei Chriſtus nicht ſchimpfen, auch nicht über die Welt ſchimpfen. Wenn einer das tut, merkt man gleich, daß er von Jeſus noch nichts lernte, ſondern noch in der Welt drin iſt, nicht über ihr, noch ihr Knecht iſt, nicht frei von ihr. Wir haben eben geſungen: In allem, was mich drückt, iſt Dein Wille, Vater, und damit haben wir ausgeſprochen, was uns der Herr Chriſtus ſagt und uns zur völligen Gewißheit macht. Gottes Hand reicht durch alles durch, auch durch die Welt, auch dann, wenn ſie uns hart anfaßt. Gottes Regierung ſteht über allem. Das macht es uns unmöglich, ſie zu ſchelten; wir können doch Gottes Werk nicht ſchelten! Soweit Gottes Regierung reicht, ſo weit hilft und freut uns alles, was geſchieht. Und das, was in der Welt nicht aus Gott iſt, überwinden wir. Das tut der nicht, der ſich nur ärgert und bloß ſchilt; darin liegt keine überwindende Kraft. Wo der Sieg gewonnen iſt, da braucht man den Haß nicht mehr. Und unſer Herr Chriſtus gibt uns den Sieg.

2.

Ein anderer ſagt: Ich brauche die Welt nicht; es iſt mir zu beſchwerlich, mich mit ihr einzulaſſen, man lebt am vergnügteſten für ſich. Aber der liebe Freund täuſcht ſich, wenn er ſo ſpricht. Er meint, er habe die Welt nicht bei ſich, und er iſt mitten in ihr. Wenn wir von der Welt ſprechen, denken wir an die gewaltige Tatſache, daß wir alle in ein gemeinſames Leben hineingeſtellt ſind, daß Ein Gedanke uns alle erfaßt und füllt, daß Ein Wille uns alle ergreift und bewegt. Da kann ich nicht ſagen: Ich brauche

die Welt nicht. Sie ist doch da als das, was mich beherrscht, bewegt und füllt. Ich könnte ebensogut sagen: Ich brauche die Luft nicht, oder: Ich brauche das Sonnenlicht nicht; und wenn du alle Fenster zumachst, etwas Luft und Licht kommt doch herein, sonst wärest du tot. So ist auch der nicht von der Welt geschieden, der meint: er lebe für sich selbst. Es ist auch nicht Jesu Meinung, daß wir uns deshalb von der Welt trennen sollten, weil es so bequemer sei und wir damit vielen Schwierigkeiten und Anstößen entrinnen. Auf solche Gedanken führt uns unser Text nicht. Denn als der Herr an der Schwelle seines Kreuzes stand, da hat er nicht für seine Bequemlichkeit gesorgt und auch nicht für die seiner Jünger. Eben deshalb spricht Jesus mit solchem Ernst von der Welt, weil sie uns umfaßt, uns all das gibt, was wir in uns tragen, was wir meinen und denken, wollen und lieben; all das trägt uns die Welt zu auf tausend Wegen; wir können uns nicht von ihr lösen, wir stehen mitten in ihr drin. Gerade das gibt dem Wort Jesu seinen tiefen Ernst, wenn er uns sagt: Ihr seid in der Welt, aber nicht aus der Welt; ich habe euch erwählt aus der Welt heraus; nun haltet euch unbefleckt von ihr.

In jene vergnügliche, sich selbst genügende Stimmung kommt leicht ein hoffärtiger Ton hinein. Dann wird man zu vornehm für die Welt. Eine merkwürdige Sache: Leute, die zu vornehm sind für die Welt. Aber sie kommt gar nicht selten vor. Was alle Leute meinen und denken und tun, das ist gemein, ich will ein großer Mensch sein; große Menschen, die werden daran sichtbar, daß sie über den anderen stehen; sie erheben sich über die Welt. Nun sind wir aber erst recht in ihr drin. Das ist gerade das Merkmal der Welt, daß sie groß sein will und sich vornehm dünkt. Habt nicht lieb die Welt, dazu gehört nicht bloß der Augen Lust und des Fleisches Lust, sondern auch das hoffärtige Wesen. Und unser Herr Christus hat den Kampf mit der Welt gerade deshalb be-

gonnen, weil er das Begehren nach der Größe zerbrach. Das gab den tiefen Riß zwiſchen ihm und den Seinen einerſeits, der ganzen Welt andererſeits. Beſonders häßlich iſt es, wenn die Vornehmheit geiſtlich wird und erklärt: Ich bin zu fromm, zu gläubig, zu heilig für die Welt. Haben wir denn das Sprüchlein noch nicht gehört: Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ihr ſeinen einigen Sohn gab, und wir ſind zu fromm für die Welt? Dann ſind wir vielleicht auch zu fromm für den Herrn Chriſtus, ſo große Heilige, daß wir in Gottes Reich und Gemeinde keinen Platz mehr haben. Jeſus hat durch ſeine Heiligkeit das gewonnen, daß er mit der Welt verbunden war in der Kreuzestreue. Als der einige Sohn, der ganz dem Vater gehört, gibt er uns die Heilandshand. Deshalb iſt keiner von uns zu vornehm, zu geiſtlich, zu heilig für die Welt.

3.

Woher kommt es denn, daß wir von ihr geſchieden ſind, ſo daß es ſich ſo macht: Ihr ſeid betrübt und die Welt freut ſich; ihr ſeid froh und dankt, und die Welt grollt und ärgert ſich? Das kommt von Gottes Gabe.

Der Herr ſagt uns in unſerem Text: Ich gebe euch eine Freude, die niemand von euch nehmen kann. Gibt uns das die Welt? Eine Freude, die uns niemand nehmen kann; auch nicht der Arzt, wenn er ſagt: du biſt unheilbar krank, oder wenn er ſagt: noch ein paar Wochen währt es, dann iſt es aus, die uns auch der Feind und Verleumder nicht nehmen kann, wenn er uns mit boshafter Zunge ſticht, daß es weh tut, die wir auch ſelber nicht verderben können, obwohl wir ſo geſchickt ſind, unſre Freude zu beflecken und zu zerſtören? Wie kommt denn eine ſolche Freude in uns hinein? Gott gibt ſie. An ihm entſteht ſie. An der Gnade Gottes ſtrahlt ſie in uns auf. Weil ſie Gott gibt, kann ſie uns kein Menſch nehmen.

In der Freude iſt eine Gewißheit enthalten. Nicht eine

ſolche Freude hat der Herr im Sinn, wo wir nicht ſagen können, was uns erfreut, ſondern eine klare, helle Freude, die die Gewißheit in ſich trägt, die Gewißheit Gottes, die Gewißheit, daß Gott uns gnädig iſt. Wer kann mir dieſe Gewißheit geben? Menſchen? Iſt das eine Entdeckung unſerer Univerſitäten? Hat das vielleicht eine theologiſche Fakultät erfunden? Oder wollen wir abſtimmen und mit Majorität feſtſtellen: Gott iſt und iſt der Gnädige und ich darf gewiß glauben, weil ſo viele Leute das beſchloſſen und auch der und der dabei geweſen iſt? Nicht wahr, das iſt ja nichts als Kinderei! So entſteht Gewißheit Gottes nicht. Wie entſteht ſie? Gewißheit Gottes iſt Gottes Gabe. Ihr hättet ſie nie, wenn er ſie nicht gäbe. Darum darfſt du ſeiner gewiß ſein, weil er dich ruft. Darum kannſt du glauben, daß er dir gnädig iſt, weil er dir gnädig iſt und ſeine Gnade dir erweiſt.

Mit der Gewißheit iſt uns immer zugleich die klare Erkenntnis des göttlichen Willens gegeben. Indem wir Gottes gewiß ſind, ſteht ſein heiliges Gebot vor uns, feſt mit bindender Macht; wir wiſſen, wir dürfen ihm nicht ausweichen, wir gäben damit alles her, unſer Leben, unſere Ehre, und würden mit dem Bruch des göttlichen Worts uns ſelber töten. Woher kommt das, daß wir einem göttlichen Geſetz unterworfen ſind und ein heiliges Gebot kennen, das uns faßt? Machen das Menſchen? Iſt das die Tradition der Welt? Wiſſen wir das, weil es alle wiſſen, alle ſagen, alle ſo machen? Und wenn ſich noch ſo viele Millionen Menſchen zuſammentun, ſo ſchaffen ſie nie ein heiliges und ewig gültiges Gebot. Du kennſt den Willen Gottes, weil dir Gott ihn zeigt, weil er deinen Willen ergreift und zieht und ſich unterwirft und es dir in ſeiner unermeßlichen Gnade deutlich macht, daß du ihm dienen darfſt. Er ſagt uns: Ich bin Licht und iſt keine Finſternis in mir, nun wiſſen wir, daß wir nicht lügen; er ſagt uns: Ich bin Liebe und iſt keine Bosheit in mir, nun wiſſen wir, daß wir die Bosheit weg-

tun; er ſagt uns: Ich bin Geiſt, nun wiſſen wir, daß wir nicht dem Trieb des Fleiſches dienen. Das iſt Gabe Gottes, daß du weißt, was vor ihm recht und gut iſt, und es ſo weißt, daß dich ſein Gebot mit heiliger Kraft ergreift und unterwirft.

Wenn wir überlegen, was denn der Wille Gottes ſei, ſo geht er in das eine, große Wort zuſammen: Gnade! Machen das Menſchen? Haben Menſchen die Vergebung erfunden? Die Schuld zu verzeihen, bringen das Menſchen zu ſtand? Geſchehenes zu bedecken, daß es uns nicht mehr anklagen und verderben kann? Das iſt Gottes Gabe.

Dadurch iſt unſre Trennung von der Welt da. Wir müſſen ſie nicht machen, nicht künſtlich erzwingen, nicht mit unſrer eigenen Willensmacht und Selbſterhöhung ins Werk ſetzen. Sie iſt da, wo Gottes Gabe iſt. Nun gibt es die große Wahl, wohin wir uns mit unſrem Verlangen wenden. Wenn das, was droben iſt, für unſer Auge hell geworden iſt, dann bildet das, was droben, und was drunten iſt, einen klaren, deutlichen Gegenſatz. Gott und Menſchen ſtehen nicht neben einander. Das gibt auch nicht nur einen allmählichen Unterſchied, eine ſogenannte Entwicklung. Wir haben die Wahl vor uns, und wo Gottes Gabe iſt, da iſt die Wahl geſchloſſen und entſchieden. Wir ſind aus der Welt zu Gott gelangt.

Wie gründlich dieſer Unterſchied iſt, das merken wir immer zu allererſt an uns ſelber. Wir trennen uns nicht nur von der Welt in den andern, ſondern auch von der Welt in uns ſelbſt. Die Scheidung geht nicht nur zwiſchen uns und den andern durch; ſie geht auch durch uns ſelber durch und ſcheidet, was von unten iſt, und was von oben iſt, was Gottes Gabe iſt und was uns ſelber angehört. Der, der von ſich ſelber frei geworden iſt, iſt auch frei von der Welt. Wir werden von uns ſelber frei durch Gottes Gnade.

Nun geht das Kreuzgeheimnis an, die Nachfolge Jeſu.

Denn es geht bei dieſer Scheidung nicht ohne Schmerz ab. Es gibt einen Riß und der Riß tut manchmal weh. Es braucht einen feſten Entſchluß und tapferen Mut, damit wir bei unſrem Ja bleiben, das wir Gott geben, und es nicht mit einer kranken Liebe vermengen, die nach unten fährt. Darum ſpricht das Neue Teſtament viel vom Kreuz Jeſu und von unſerer Gemeinſchaft mit ihm. Deshalb iſt uns der Blick auf ihn, wie ihn unſer Text uns gibt, nicht bloß eine alte Geſchichte, die man auch vergeſſen könnte, ſondern wir erkennen in ſeinem Kreuz den lebendigen Ausdruck der göttlichen Regierung, das ſtets gültige Zeugnis des göttlichen Willens, der auch unſer Leben regiert und das ſcheidet, was von oben, und was von unten iſt. Das weiß, wer an Jeſu Kreuzgemeinſchaft Anteil hat.

Jetzt iſt auch der Troſt unſeres Textes für uns da. Nun fragen wir nicht mehr mit den Jüngern, was das wohl heiße, eine kleine Zeit. Nun freuen wir uns, daß der Herr in der Oſtergröße vor uns ſteht, als der, der überwunden hat und nach kleiner Zeit den Jüngern ſeine Herrlichkeit aufs neue offenbart. Weil er die Welt überwunden hat, darum liegt in unſrer Trennung von der Welt Gottes herrliche Gabe. Nun geht hinaus in den Maientag und laßt die Sonne ſcheinen und die Bäume blühen. Jetzt ſcheint ſie helle, jetzt blüht es wirklich in der Welt für euch. Wer ſich ſcheiden läßt von der Welt, der wird in ihr froh; den verdirbt ſie nicht, dem bringt ſie Gottes gute Gabe, dem ſcheint die Sonne ſo, daß er zu danken weiß. Wer ſich durch den Herrn von der Welt trennen läßt, der hat den Frieden. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Erſter Sonntag nach Trinitatis.

(13. Juni 1909).

Luk. 16, 19—31.

Bittet, ſo wird euch gegeben; ſuchet, ſo werdet ihr finden; klopfet an, ſo wird euch aufgetan. Mit völliger Sicherheit gibt uns Jeſus die Verheißung, die unſerem Gebet die Erhörung gewährt. Denn das iſt das Geſetz der göttlichen Gnade, ſo unzerbrechlich wie Gottes Regiment. In unſerer Geſchichte erzählt er uns aber von einem Mann, der umſonſt bat. Und doch hat er nur eine ganz beſcheidene, demütige Bitte gewagt. Er fleht um einen einzigen Tropfen Waſſer, um eine kurze Erquickung nur für einen Augenblick. Jeſus bleibt unerbittlich. Seine Bitte wird ihm abgeſchlagen und die Verheißung, die Jeſus dem Gebet gibt, gilt für ihn nicht.

Wir wollen heute aufmerkſam auf Jeſus hören. Denn unſer Gebetsrecht iſt eine große und herrliche Sache, die wir ſorgſam hüten wollen, damit wir ſie nicht verlieren. Warum bat der Reiche umſonſt? Als er gebeten wurde, war es auch umſonſt. Und warum wurde er umſonſt gebeten? Er hat Gottes Gaben umſonſt empfangen.

1.

Unſer Gleichnis beſchreibt uns den Reichtum der göttlichen Gnade ſo herrlich, wie es einzig unſer hochgelobter Herr und Heiland Jeſus Chriſtus kann. Er ſtellt uns an Lazarus ein Elend dar, wie wir es uns nicht ſchrecklicher denken können. Unter den Hunden auf der Gaſſe geht der Mann zu Grund. Wie hart, welch ein Jammer! Wir ſind

troſtlos im Anblick eines ſolchen Schickſals. Auch der Herr weiß, daß das Los des Lazarus nicht leicht iſt. Er ſagt auch: der Mann trägt ſchwer. Eben weil er Mitleid mit ihm hat, hat er unſer Gleichnis geſprochen mit dem flammenden Zorn gegen den, der ihn unter den Hunden ſterben ließ. Und doch ſteht Jeſus vor einem ſolchen Schickſal ganz anders als wir. Er ſagt nicht: welch ein Unglück! Er hat nicht ein verzagtes Mitleid, das nur jammert. Jeſus kann tröſten. Warum? Gott hat Troſt; Gott iſt reich. Im Haus des Vaters ſind viele Wohnungen; da iſt auch für den, der auf der Gaſſe verdarb, Platz. Jetzt verdirbt er unter harten Menſchen, von denen keiner eine Hand für ihn rührt. Aber es gibt noch andre als harte Menſchen. Droben iſt Abraham und ſeine Kinderſchar, die Gemeinde Gottes, die in der Erkenntnis Gottes ſteht und in der Liebe Gottes lebt. Abraham nimmt ihn in ſeinen Schoß.

Warum denkt Jeſus anders über das Unglück als wir? Warum kann er da tröſten, wo wir troſtlos werden? Wir ſehen auf das, was ſichtbar iſt, und rechnen mit dem, was die Kraft des Menſchen leiſtet. Dann ſind wir freilich ratlos vor einem Jammer wie dem des Lazarus. Jeſus ſieht auf die reichen Hände Gottes und übt durch unſer Gleichnis das Amt, das für ihn ſeine Freude und Erquickung war, den Armen Gottes gute Botſchaft zu ſagen. Warum gehört ſie ihnen? Sie haben Gott nötig und zum menſchlichen Bedürfnis geſellt ſich die göttliche Gabe. Eben darauf beruht unſer Gebetsrecht. Darum hat Jeſus die Vollmacht, uns zu verheißen: Bitte, ſo wirſt du empfangen, klopfe an, ſo wird dir aufgetan. Du biſt arm und Gott iſt reich; du biſt ſchuldig und Gott iſt gnädig. Bitte! Du empfängſt.

Aber warum bat denn der Reiche umſonſt? Warum hat ihm Jeſus nicht einmal einen Tropfen Waſſer gegönnt? Ihr ſagt vielleicht: Er bat zu ſpät; er hat die Gnadenzeit verſäumt; früher hätte er bitten ſollen, als er auf Erden war,

vor dem Tod; nun hat er sein Leben vergeudet und seine Zeit ist dahingegangen, ohne daß er bat. Jetzt bittet er zu spät. Gewiß, l. Fr., es steht dieses „Zu spät!“ in unserem Gleichnis. Der Herr selbst hat es ausgesprochen; deshalb redet er von der Kluft, die zwischen Abraham und dem armen Reichen befestigt sei, die keiner überschreiten kann. Er spricht damit aus, daß die Zeit vergeht, die Zeit, in der wir uns wandeln, Altes abbrechen, Neues bauen, Sünde lassen, Gott finden. Die Zeit vergeht. So einfach das Wort ist, es ist unerschöpflich tief; es stellt uns vor eines der großen Geheimnisse Gottes, die kein Menschengeist erfände, wenn sie uns nicht durch Gottes Werk vorgehalten wären. Allein, wenn wir nur diesen Gedanken aus unserem Gleichnis schöpfen, dann haben wir noch nicht empfangen, was uns Jesus mit ihm geben will; so brächte es uns vielleicht nur eine bange, ungewisse Angst, eine dumpfe Furcht, die uns keine Hilfe wäre. Wir haben darauf zu achten: warum war es für den Reichen zu spät?

Er bat, daß Abraham Lazarus sende, damit er ihm einen Tropfen Wasser zu seiner Erquickung spende, denselben Lazarus, der vor seinem Hause unter den Hunden starb. Damals, als Lazarus vor seiner Tür lag, bat Lazarus ihn, aber umsonst. Nun bittet der Reiche und jetzt auch umsonst. Als er gebeten ward, gab er nichts. Als er bat, empfing er nichts. Darum verweigert Jesus seiner Bitte das Gehör, weil er die Härte richtet, die sich umsonst bitten läßt.

Zwei Worte hat Jesus zusammengefügt: Bitte — gib, und die beiden bilden zusammen das Evangelium. Wir können sie nicht voneinander trennen. Wenn das eine weg ist, so geht auch das andre fort; wenn das eine zur Wahrheit wird, kommt auch das andre zur Erfüllung. Mit dem einen Wort preist Jesus Gottes Güte, mit dem andern macht er uns gut. Beides gehört zusammen. An Gottes Gnade wird der Mensch gut. Darum hat Jesus die Gebetsverheißung nie anders ge-

geben als so, daß er uns zugleich durch sie zur Güte beruft. Bitte, so wirst du empfangen; suche, so wirst du finden; klopfe an, so wird dir aufgetan; wie geht es weiter? Darum alles, was ihr wollt, daß die Leute euch tun, tut es ihnen; du hast das Gebetsrecht, du darfst bitten, Gott hört deine Bitte und gibt in freier Gnade; darum gib, darum tue den andern, was du willst, daß sie dir tun. Wie beten wir im Vaterunser? Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Wir treten zu Gott herzu und sagen: Gib, gib uns das Höchste, was du zu geben hast, deine Gnade, die uns alles verzeiht. Jesus fährt fort: Gib auch du. Du bittest Gott: gib; gib auch du dem, der dir schuldig ist, die Vergebung. Rufst du Gottes Gnade an, so töte den Groll und Haß in deiner Seele. Wie lautet die Verheißung Jesu? Selig sind die Armen, denn für sie tritt Gott ein mit der Herrlichkeit seines Reiches. Es kommt aber noch ein zweites Wort nach: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit empfangen. Mit dem ersten preist er Gottes Güte, die so weit reicht als das menschliche Bedürfnis. Mit dem zweiten beruft er uns zur Güte. Weil er die Armen trösten will, kann er die Unbarmherzigen nicht loben. Darum gilt seine Verheißung den Barmherzigen.

Es kommt viel darauf an, daß wir den Willen Jesu in seiner klaren Beständigkeit und Beharrlichkeit begreifen. Schwankt er? Das eine Mal verzeiht er, das andre Mal nicht? Das eine Mal sagt er: Bitte und du wirst bekommen, das andre Mal ist er unerbittlich? Das eine Mal bezeugt er Gottes Gnade und das andre Mal droht er mit Gottes Gericht? Laune ergibt nie Glauben. Wir müssen ganz gewiß wissen, wie Jesus sich zu uns stellt; nur dann ist er der, an den wir glauben können. Glaube beruht auf gewisser, klarer Erkenntnis des göttlichen Willens. Wie ist es denn? Zerbricht unser Gleichnis in zwei Stücke: Gnade für Lazarus aus dem überströmenden Reichtum Gottes, aber Härte für

den Reichen, Vergebung für den, der auf der Gasse starb — und es war ihm wahrlich viel zu vergeben, sonst wäre er nicht unter die Hunde gekommen — und keine Vergebung für den Reichen? Nein, der Herr bleibt sich in unserer Geschichte völlig gleich vom ersten bis zum letzten Wort. Unser ganzes Gleichnis ist nichts anderes als die vollkommene Darstellung der göttlichen Gnade. Eben darum, weil Jesus wirklich vergibt, zertritt er den, der andere verdirbt. Eben darum, weil er Gottes Güte bezeugt, ist er der Richter der Härte. Darum, weil er im Dienst der göttlichen Gnade spricht, macht er ein Ende mit der menschlichen Bosheit.

Aber freilich, er allein kann so sprechen. Das ist ein Wort, das niemand sagen konnte als er. Denn dazu gehört das reine Herz, das Herz, das ganz in der Hut des göttlichen Geistes steht, völlig geordnet und geregelt ist durch die Gemeinschaft mit Gott. Wir schwanken zwischen einem unbarmherzigen Recht und einer unsauberen Güte. Wir brechen mit dem Recht die Gnade, mit der Gnade das Recht. Wir schätzen und rühmen die Güte, um der Bosheit Platz zu machen, und rufen das Recht an, um uns die Güte zu erlassen. Jesus kann beides, Gottes Gericht verkünden und Gottes Gnade verkünden, und befleckt sich weder hier noch dort. Er verkündet die reine Gnade, die darum die ganze Gerechtigkeit ist.

2.

Wie kam aber der Reiche dazu, sich vergeblich bitten zu lassen? Lazarus lag vor seiner Tür; ist es nicht eine schreiende Unnatur, daß er ihn dort sterben ließ? Gewiß, eben weil das Unnatur ist, darum sagt ihm Jesus: Du bekommst nicht einen Tropfen Wasser. Er reißt die Gemeinschaft mit ihm ganz entzwei. Nur die Brocken, die von seinem Tisch fielen, unbeachtet, unbenützt, hat Lazarus begehrt. Kein Opfer wird ihm zugemutet, das ihm selber weh täte, vollends kein solches, woran er sein Glück verlöre. Er braucht auch

keine Reise anzutreten, um die Gelegenheit zu entdecken, die ihm zur Güte die Berufung gibt. Er liegt ja da und er sieht ihn Tag um Tag. Und er war nicht bloß durch das uns allen gemeinsame menschliche Wesen mit ihm vereint, sondern beide waren erst noch Glieder derselben Gemeinde, beide Kinder Abrahams. Beide standen unter demselben Gesetz Gottes, das auch dem Reichen die Anleitung zur Güte gibt. Auch der Reiche feierte Jahr um Jahr sein Passahfest und pries den erlösenden Gott, durch dessen Gnade die Gemeinde entstanden war. Auch der Reiche kannte von Kindheit an das göttliche Wort, das ihm den gnädigen Willen Gottes offenbart. Deshalb hat Jesus sich geweigert, erst noch durch eine besondere Offenbarung den göttlichen Willen zu bestätigen. Er hat es niemand zugestanden, daß Gottes Wille dunkel sei, so daß es an Gottes Offenbarung läge, wenn wir fehlgreifen und uns boshaft machen. Es ist Unnatur, wenn der Arme an der Schwelle des Reichen stirbt.

Wir wollen uns aber an dieser Stelle vor einer hohlen Beredsamkeit hüten. Gewiß liegt ein finsteres Rätsel in dem, was uns Jesus hier erzählt, und doch! dennoch ist der erste Teil der Geschichte, ehe Jesus den Blick ins Jenseits hinüberwendet, so natürlich und uns so wohlbekannt. Wie kommt der Reiche dazu, daß er Lazarus verderben läßt? Nichts kommt auf einfachere Weise zustand als das; nichts ist leichter verständlich. Er lebt herrlich und in Freuden jeden Tag und macht aus seinem Leben ein Fest; denn er hat es und kann es und freut sich daran, daß er es kann. Was geht ihn nun dieser Mensch an? Wie soll er sich die Freude stören dadurch, daß er sich um seine Not kümmerte? Warum ist dieser Vorgang für uns alle durchsichtig? Deshalb, weil wir alle die verhärtende Macht des Glücks kennen. Darum hat Jesus nicht bloß über das Unglück, sondern auch über das Glück des Menschen anders geredet als wir. Stehen wir vor einem ähnlichen Geschick, wie das des Lazarus war, so erschrecken

wir und ſagen: welch ein Jammer! ſchreien nach Rechtfertigung Gottes, nach Theodizee, heißen das ein Rätſel und werden zu Verklägern Gottes. Jeſus denkt nicht ſo. Gott iſt reich, Gott kann tröſten. Aber wir verhalten uns auch anders beim Glück der Menſchen. Der reiche Mann lebt herrlich und in Freuden jeden Tag; wir ſtehen bewundernd dabei und ſagen: Wenn es mir doch nur auch ſo gut ginge! das iſt ja prächtig; wer kann ſich etwas beſſres wünſchen als ein Gewand von Purpur und ein Feſt, das nie vorübergeht? Jeſus hat dagegen Sorge für dieſen Reichen in ſeinem Glück. Bei ihm redet er nicht von Glück, ſondern von Not und Gefahr. Warum? Es iſt beidemal derſelbe Grund, der unſer Urteil und das ſeine unterſchieden macht. Wir achten auch beim Glück bloß auf das, was uns vor Augen liegt, was der Menſch ſelbſt beſitzt und ſelber ſich verſchaffen kann. Jeſus ſieht über dem Menſchen Gottes großes Reich, darum auch über dem menſchlichen Glück Gottes herrliche und ewige Gabe. Dadurch wird die Größe des Reichen klein und ſein Glück arm. Ja, es wird für ihn zum Unglück, weil es ihn bewegt, nur an ſich ſelber zu denken. Er feiert ſein Feſt bloß für ſich und braucht, was er hat, nur für ſein eigenes Glück. So wird der Menſch arm.

Muß es ſo ſein, daß uns das Glück hart macht und dadurch für uns ein Unglück wird? Nein, denn der Herr hilft den Armen, in Gott froh zu ſein, und hilft auch den Reichen, in Gott glücklich zu ſein. Wir brauchen uns ja nur das eine deutlich zu machen, wozu es keine beſondere Erkenntnis braucht, daß das, was wir beſitzen und was uns zu unſrem Glück und zu unſerer Freude verhilft, Gottes Gabe iſt. Jener Purpur, der den Reichen ſchmückt, jenes fröhliche Feſt, das ihm ſeine Tage verſchönt, womit hat ſich der Reiche das verſchafft? Mit Gottes guter Gabe. Er hat empfangen, aber umſonſt. Darum bat er ſpäter umſonſt. Wollen wir ſagen: Gott gibt doch ſeine guten Gaben mir, damit ich mich an ihnen freue; mein Eigentum ſind ſie; mir hat Gott ſie gegönnt, damit ich mich an

ihnen vergnüge? O ja, Gott gibt, was ich habe, mir, damit es mein eigen sei. Aber nur dazu, damit ich mir das Fest damit bereite und mich an meinem Glück erfreue? Dazu? So haben wir nicht verstanden, wozu uns Gottes gute Gaben verliehen sind. So empfangen wir die Gaben Gottes umsonst. Dann geht auch unser Gebetsrecht weg. So können wir nicht mehr bitten und empfangen.

Wir wollen unser Gebetsrecht ernstlich schätzen und sorgsam hüten. Solange wir den offenen Zugang zu Gott haben, ist nichts verloren. Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich; das wollen wir mit kühnem Glauben sagen. Aber wir müssen unser Gebetsrecht bewahren und Jesus zeigt uns, wie wir es verlieren und wie wir es behalten. Gehorchen wir ihm, so gilt uns seine Verheißung: Bitte, so wirst du bekommen; suche, so wirst du finden; klopfe an, so wird dir aufgetan; und sie trägt uns ins ewige Leben hinein. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Dritter Sonntag nach Trinitatis.

(27. Juni 1909.)

Matth. 5, 1—16.

Dritter Sonntag nach Trinitatis.

(27. Juni 1909).

Matth. 5, 1—16.

Selig sind die geistlich Armen! Schämen wir uns Jesu dieses Wortes wegen oder ist uns auch dieses Wort teuer und jeder Annahme wert, ein Wort, in dem wir die Herrlichkeit des Sohnes voller Gnade und Wahrheit erkennen? Es steht am Anfang der Bergpredigt und damit am Anfang der ganzen christlichen Verkündigung, die von hier aus durch die Jahrtausende hindurch getragen worden ist, und es gibt der Gemeinde Jesu, wo sie ist, ihre Regel und ihre Gestalt. Ihr habt es schon an der äußeren Ordnung unseres Gottesdienstes vor Augen, daß in unserer Kirche alles unter diesem Worte Jesu steht. Niemand fragt an der Kirchtür nach eurer Vorbereitung, nach dem Stand eurer Bildung, eurer religiösen Reife und innerlichen Fähigkeit. Allen anderen menschlichen Gemeinschaften ist der Unterschied zwischen denen, die gelernt haben, und denen, die nicht gelernt haben, zwischen denen, die gebildet sind, und denen, die nicht gebildet sind, unentbehrlich. Es wird keiner ein Meister, wenn er nicht gelernt hat, in keiner Zunft. Wir können an unserer Hochschule niemand zulassen, der nicht die Vorbildung besitzt. Die Tür unserer Kirche ist dagegen für alle offen. Es gibt nicht Gottesdienste für Gebildete und für Ungebildete, für geistlich Reife und für geistlich Unmündige. Selig die geistlich Armen: damit hat Jesus alle geladen. Wer soll da ausgeschlossen sein?

Nun sagen uns aber die Gegner der Kirche: Eben das ist euer Unglück. Ihr preist die geistlich Armen selig und das

macht euch arm und träg. Darum ist es in euren Versamm-lungen so langweilig und darum sind eure Predigten schwatz-haft und leer und eure christlichen Bücher blöde und dumm und eure christlichen Leute einfältig und unbrauchbar, so daß man sich fast genieren muß, in die Kirche zu kommen und ein Christ zu sein; man kommt ja gleich unter die Regel: selig die inwendig Armen. Wer ist aber gern in einem Armen-haus? Am allerwenigsten in einem solchen, wo die am Geist Armen bei einander sind.

Was wollen wir sagen? Vielleicht habt ihr die Neigung zu antworten: Das ist ja alles nicht wahr; denn das sagen bloß die Gegner, bloß die, die der Christenheit gern allerlei Schlimmes nachsagen. Wir sind immer verständig, immer fleißig, immer wach für alles, was wahr und richtig ist. Allein wenn wir so reden, dann wird das Wort Jesu von uns selbst weggelegt. Die Leute, die immer alles recht machen, die nie ein Vorwurf trifft, die sich immer entschuldigen, weil nur die andern Verkehrtes machen, die sind nicht geistlich arm. Das sind ja reiche Leute. Das ist ein ganz sicheres Kennzeichen, an dem wir die geistlich Armen und die geistlich Reichen von einander unterscheiden können. Die einen machen immer alles recht; gegen die ist nichts zu sagen und zu klagen; da fehlt es einzig bei den andern. Das sind die geistlich Reichen. Aber die geistlich Armen wissen wohl, wie gering ihre Kraft ist und wie weit ihre Arbeit hinter dem zurückbleibt, was recht wäre und dem Willen Gottes die Erfüllung brächte. So können wir also nicht antworten, wenn uns die andern sagen: Ihr pflegt in eurer Gemeinschaft die Blindheit, die Unwissenheit, die geistige Verarmung. Im Gegenteil, es gilt hier der Vers: Denk ich, wie ich Dich verlassen und gehäufet Schuld auf Schuld, so möcht' ich vor Scham erblassen, — das trifft nicht bloß die einzelnen Christen; das gilt auch von der Christenheit und von der Kirche.

Der Vorwurf der andern soll uns dazu bewegen, daß

wir uns beſinnen: Wie gehen wir mit der Verheißung Jeſu um? Brauchen wir ſie recht? Was heißt das: Armut im Geiſt? Und warum verheißt Jeſus den Armen im Geiſt das Himmelreich? Ihr begreift leicht, daß ich, der Univerſitätsprofeſſor, nicht raſch über dieſen Spruch hinwegkomme. Ich habe manches Jahr daran gewendet, meinen geiſtigen Beſitz zu vermehren und auch den unſerer Chriſtenheit, ſo weit es die Kraft zuläßt, zu mehren. Was iſt nun aber das: geiſtliche Armut für einen Profeſſor? Und was iſt das für einen Studenten, der hierher kommt, um zu ſtudieren? Was ſoll er mit der Verheißung Jeſu beginnen: Selig ſind die Armen im Geiſt? Und es iſt ja niemand hier, für den unſer Wort Jeſu nicht geſprochen wäre. Wir treten alle zu Gott herzu als die, die im Geiſte arm ſind, und freuen uns daran, daß Jeſus ſeine Verheißung den Armen gibt. Eine Verheißung gibt er uns durch unſren Spruch. Da müſſen wir aber gleich ſtill halten und uns beſinnen, ob wir das wirklich begriffen haben. *Unſer Wort iſt nicht eine Lobrede für die Armut, auch nicht eine Klage über ſie, ſondern das Verſprechen der göttlichen Gabe.*

1.

Nicht eine Lobrede für die Armut hält hier Jeſus. Ich erwarte aber, daß mir mancher unter euch ſofort lebhaft entgegenhalten wird: Du mußt den Spruch nur richtig auslegen; dann wird ſicher ein lobendes Wort aus ihm. Gut; wir wollen auslegen. Selig ſind die geiſtlich Armen: ſelig die, die mit inniger Sehnſucht nach dem Licht verlangen, die empfinden, daß es ihnen noch nicht ſcheint, jedenfalls noch nicht hell ſcheint; aber ihre Seele wendet ſich zum Licht mit innigem Verlangen; o wie gern möchten ſie Gott dienen, nur kennen ſie ihn noch nicht, aber ſie ſuchen ihn mit eifrigem Bemühen und wandern durchs Leben als die, die Gott ſuchen; ſelig die geiſtlich Armen! Ausgelegt war das? Dieſe geiſtlich

Armen sind ja glänzende Sterne und schimmern in herrlicher Pracht; wir haben ein ganzes Bündel von Vorzügen zusammengeknüpft und es ihnen überreicht, einen herrlichen Kranz gewunden und ihnen aufgesetzt. Dann wird freilich aus dem Spruch ein Lob, aber wir haben ja dem Herrn das Wort im Munde herumgedreht. Arm, das heißt bei Jesus nicht reich; er hat nicht dann von den Armen geredet, wenn er die Reichen meinte, von den inwendig Armen, wenn er die inwendig Reichen meinte. Arm ist der, der nicht hat, was ihm nötig ist.

Aber er heißt sie ja selig. Er freut sich an ihnen und lobt sie also. Wen lobt er? Lobt er den Menschen? Lobt er Gott? O ja, unser Wort klingt wie Engelsang, aus einer unerschöpflichen Freude. Woran hat diese Freude ihren Grund? Wem gilt Jesu Preis? Auf die Frage hat jeder, der ihn kennt, die Antwort, ohne daß ich sie ihm sage. Wir wissen, daß der Herr Christus nicht den Menschen gelobt hat, sondern Gott. Selig die Armen, *denn ihrer ist das Himmelreich*. Jesus verkündet Gottes Reich und preist die Herrlichkeit seines Amts, daß er den Menschen Gottes Reich ansagen und sie zu Gottes Gemeinschaft führen darf.

Wenn wir aus dem Wort Jesu ein Lob der Armut machen, dann wird das Wort gefährlich, und weil die Kirche es häufig so versteht, darum richtet sie mit diesem Wort Schaden an. Das Lob der Armut macht freilich arm, es schafft Verarmung. Dann kommt es so, daß wir gedankenlos in die Kirche gehen; schön, wir sind auch ohne Gedanken willkommen; denn der Herr gibt uns seine Gedanken; aber wir kommen nicht bloß gedankenlos, sondern wir gehen auch wieder gedankenlos: selig die geistlich Armen! Dann fangen wir unser Christenleben an mit nichts; gut, das ist der rechte Anfang; Gott hat die Welt aus nichts geschaffen und schafft einen Christenmenschen auch aus nichts; und am Ende unseres Lebens sind wir auch noch beim Nichts: selig die geistlich Armen! Aber der Herr Jesus

hat ja nicht unsere Armut gelobt. Er gibt uns nicht auf, daß wir mit unseren Lumpen stolzieren. Je innerlicher die Vorgänge sind, auf die wir das Wort Jesu in diesem umgedrehten Sinne anwenden, um so gefährlicher wird es. Du sagst mir: Ich habe gar keine gewisse Überzeugung im Blick auf Gott, ich kann gar nichts sehen, was ich fest ergreifen könnte, ich habe gar keinen Boden unter den Füßen, ich schwanke, es ist lauter Nacht; darf ich mich unter die Verheißung stellen: Selig die Armen? Ja. Aber nun gib Acht, daß du aus der Verheißung nicht eine Lobrede für deine Armut machst. Und davor muß man ernstlich warnen. Es gibt Leute, die finden es höchst interessant, Gott zu suchen und nicht zu finden, zu zweifeln und immer wieder zu zweifeln und darin ihre Kraft zu beweisen, daß sie nichts wissen, nichts erfassen, in der Luft schweben, nicht auf festem Grund stehen. Aber damit würden wir ja das Wort Jesu zerbrechen; solche sind nicht mehr arm, so sind sie ja reich, satt und trunken von sich selbst. Wir haben häufig genug die Not, die im Gewissen des Menschen entsteht, unter uns. Wenn mir einer sagt: Ich habe die kranke Lust im Herzen und ich bekomme sie nicht heraus, darf ich mich unter die Verheißung Jesu stellen: selig die Armen? Ich bin doch sicherlich arm mit meinem zerrissenen Willen und mit meiner gebrochenen Kraft. Ja, gerade für solche Leute ist das Wort des Herrn gesagt. Aber keine Lobrede darf daraus werden, die unsere Armut rühmt. Selig die Armen im Geist, das heißt: heraus aus eurer Armut! Denn euer ist das Himmelreich und das Himmelreich macht reich.

2.

Wenn wir das Wort Jesu nicht als Lobrede lesen, dann scheint zunächst für unser natürliches Empfinden nichts übrig zu bleiben, als daß wir eine Klage aus ihm machen. Wenn sich unser Blick für das schärft, was inwendige Armut ist, und wir wahrnehmen, wie viele inwendig Arme wir unter

uns haben, dann kann ein tiefes Verzagen über uns kommen. Wenn es dem Menſchen am Brot fehlt, — das kann man ihm geben. Wenn er kein Geld hat, — man kann dafür ſorgen, daß er die Arbeitsgelegenheit findet und zu ſeinem Verdienſt kommt. Wenn er den Star hat, dann kann man ihn operieren. Wenn er das Bein gebrochen hat, dann kann man es ihm einrichten. Aber wenn er inwendig arm iſt, inwendig krank, inwendig blind, wenn ihm nicht das Bein brach, ſondern der Wille zerbrach, wer will helfen? Seht, gerade deshalb ſagt der Herr unſern Spruch. Weil wir andern alle vor der inwendigen Armut ratlos ſind, darum iſt es ſeine Freude, ſeine unausdenkbare Freude, daß er den Armen ſein „Selig ſeid ihr!" zurufen kann. Er hilft da, wo kein anderer hilft. Das iſt ſeine Ehre, ſein Amt, ſeine Sendung, daß er da hilft, wo wir ſagen: hier iſt Armut da. Nehmen wir die Ärmſten unter allen Armen, das ſind die Ehrloſen. Ich denke nicht an die falſche Ehre, die wir durch Phantaſterei einander andichten, ſondern an die wirkliche Ehre, die wir inwendig bei uns tragen und die uns verloren iſt, wenn wir uns ſelbſt beſchuldigen müſſen und der Makel im Gewiſſen iſt. Und es gibt viele inwendig Ehrloſe unter uns; es ſind arme Leute, inwendig Arme. Wer kann helfen? Was geſchehen iſt, iſt geſchehen. Selig die Armen im Geiſt; denn ihrer iſt das Himmelreich. Wenn ſich Gott in ſeiner königlichen Herrlichkeit uns zeigt, wenn Gottes Herrſchaft mich erfaßt und zu ihm zieht, dann bekomme ich meine Ehre. Und auch der bekommt ſie wieder, der ſie verloren hat. Darum iſt der Herr für alle Ehrloſen der, den Gott ihnen ſchenkt, damit ſie wieder erhalten, was ſie verloren haben, und empfangen, was ſie ſelbſt verdarben.

Oder ſtellen wir neben den Ehrloſen den Glaubensloſen mit ſeiner inneren Schwankung und beſtändigen Unſicherheit. Wer kann helfen? Kein Mund iſt ſo beredt, daß er Gewißheit erzeugen kann, kein Lehrer ſo geſchickt, daß er Glauben

ſchüfe. Das tut niemand, kein Menſch. Wenn der Bruch inwendig ſtattgefunden hat und die Nacht bei uns einkehrte, wer kann helfen? Selig die Armen im Geiſt; denn ihrer iſt das Himmelreich. Wenn Gott ſein königliches Werk an uns tut und in der Majeſtät ſeiner Gnade vor uns erſcheint und uns ruft, dann glauben wir. Jeſus hat ſein Wort deshalb mit dieſem Spruch begonnen, weil er auf ſein großes Arbeitsfeld ſah, das auf ihn wartete. Unzählbar iſt die Schar der inwendig Armen, für die niemand ſorgen kann, denen niemand das zu verſchaffen vermag, was ſie brauchen. Er kann es; er darf alle dieſe Armen unter Gottes Verheißung ſtellen, darf ihnen allen ſagen: Das Königtum Gottes beginnt; er herrſcht, tut euch ſeine Gnade und Herrlichkeit kund und macht euch ſich untertan. Wir verſtehen es, Freunde, daß Jeſus ſich gefreut hat, daß er mit dieſem Spruch beginnen konnte, und murren nicht und ſchämen uns ſeiner nicht.

3.

Aber Gottes Reich verkündet Jeſus. Das iſt das Dritte, was uns deutlich werden muß. Wie kommen denn die Armen zum Himmelreich, das Himmelreich zu den Armen? Es ſieht ja ſo aus, als ob unſer Spruch einen weiten Sprung mache und zuſammenfüge, was eigentlich doch nicht zuſammengehört. Allein, wenn wir uns neben Jeſus ſtellen und nicht mit unſern Gedanken, ſondern mit ſeinen Gedanken denken, dann ſehen wir, daß für Jeſus hier alles ſchlicht und einfach liegt. Für ihn war ſein Spruch eine durchſichtige, ſonnenklare Wahrheit; er formt ihn nicht mit Kunſt und ohne Sprung. Reich Gottes, das iſt Gottes ganze Gnade, Gottes vollkommene Offenbarung. Vor Jeſu Augen ſteht ein Gotteswerk, das nicht aus Stücken beſteht, ſondern uns die ganze Liebe Gottes ſchenkt, das uns nicht nur einzelne Hilfen gewährt, hier einen Segen, dort einen Segen, hier einen Rat, dort einen Wink, hier eine Unterſtützung, dort eine Nachhilfe und Gabe; nein,

Reich Gottes, das ist die Hand Gottes, die er uns hinhält, damit wir sie erfassen; das ist der Ruf Gottes, der uns zu ihm zieht, damit wir mit ihm Gemeinschaft haben; das ist nicht etwas von Gnade, etwas von Liebe; das ist die Gnade. Jesus sieht sie vor sich; in Kraft seiner Sohnschaft weiß er, daß Gott alles gibt, was seine Gnade uns verleiht. Jetzt ist er gleich bei den Armen. Eben darin offenbart Gott die Vollständigkeit seiner Gnade und den Reichtum seiner Herrlichkeit, daß nicht nur die Reichen seine Gaben empfangen, sondern auch die Armen, daß seinem Werk keine Schranken gezogen sind. Er fängt an und tut alles, legt den Grund und schafft die Vollendung, gibt das Wollen und schenkt das Vollbringen. Das ist die ganze Gnade, der Reichtum göttlicher Herrlichkeit. Darum umfaßt sie auch die Armen, die, die sich selbst nicht helfen und denen auch kein andrer helfen kann.

Es gibt noch manche andre Botschaft, die in der Welt verkündigt wird und Hörer sucht. Aber das sind alles Evangelien für die inwendig Reichen. Aus den Quellen der Natur strömt unerschöpfliche Kraft; ich, der Mensch, bin ein Stück der durch das All flutenden Kraft und habe daran meine Freude und meinen Trost! Wohl dem Mann, dem die Kraft sein Merkmal gibt. Der Allgeist webt und weht in der Weltgeschichte und er bewegt auch meine Vernunft und ich denke in seinem Licht. Wohl dir, wenn du denkst. Ein starker Wille ist die Schöpfung Gottes und das Zeichen seiner Gegenwart; ich habe ihn und wirke; nur darauf los! arbeiten und nicht verzweifeln! schließlich gewinnt das Werk den Sieg. Wohl dir, wenn du einen starken Willen hast. Jesus stört keinen Reichen in seinem Besitz. Aber das sind alles keine Evangelien für die Armen. Aber Jesus kann sagen: Selig die Armen im Geist; denn er verkündigt nicht das Reich des Menschen, sondern das Reich Gottes, nicht die Herrlichkeit des Menschen, sondern die Herrlichkeit Gottes, das Himmel-

reich. Jetzt kommt die Armut an die Reihe. Jetzt beginnt für sie der Freudentag.

Aber, l. Fr., was Gottes ist, bleibt Gottes. Was heißt das: das Himmelreich ist mein? Das heißt nicht, daß Gott von seinem Thron weggeht und ich darauf sitze; das heißt nicht, daß der Reichtum der göttlichen Gabe in meiner Gewalt liegt und ich mit ihm mache, was mir gefällt; das heißt nicht, daß Gott mir meinen Willen läßt, damit ich einen Eigenwillen daraus mache und einen Eigensinn. Himmelreich: da regiert Gott, da schafft Gott das Seine; da ist Gottes Gnade das, was uns unseren Reichtum gibt. Zu meiner Blindheit kommt Gottes Weisheit und leitet mich; zu meiner Schwachheit kommt Gottes Kraft und braucht auch meine Schwachheit; zu meinem schlechten, verwerflichen Willen kommt Gottes Gnade, zügelt, zieht und ordnet mich und schenkt mir seine Vergebung. Seht, darum kommen wir nie so aus unserem Sprüchlein heraus, daß es keine Wahrheit mehr für uns hätte. Freilich öffnet uns der Herr die Tür aus der Armut heraus hinein in den Reichtum Gottes. Aber eben in den Reichtum Gottes, der zu meiner Armut hinzukommt, sodaß ich nun in ihm meinen Reichtum habe und nicht in mir. Darum, l. Fr., ist das erste Wort Jesu auch wieder das letzte, mit dem wir Gott preisen, wenn uns seine Gnade den Weg aus diesem Leben öffnen wird. Wir werden nicht so reich, daß wir vergessen, daß der Herr den Armen sein Reich schenkt. Was unser Reichtum ist, ist Gottes Gabe; darum bleiben wir bis zum Schluß vor ihm die, die sich an seiner Verheißung für die Armen freuen.

Ich blieb heute beim Anfang unseres Textes stehen. Der Anfang ist das Ganze, wie bei allem Lebendigen, bei allem, was aus Gottes Hand herausgeht. Da ist im Anfang immer schon das Ganze drin und in den Samen die Fülle des Lebens hineingelegt. Wenn wir das erste Wort unseres Textes verstanden haben, dann ist keine Sorge mehr nötig; wir ver-

ſtehen nun den Herrn. Aber vielleicht iſt die Sorge nötig, ob nicht doch ſein Wort für uns gefährlich ſei, weil es lauter Gnade iſt. Wir dürfen uns dieſer Sorge nie entſchlagen. Das Wort Gottes iſt lebendig, kräftig, ſchärfer denn irgend ein zweiſchneidiges Schwert. Gilt das auch von dem Wort, das ich euch heute ſagte? Ja. Selig die inwendig Armen, nicht die inwendig Reichen. Der Herr zeigt uns beide Wege, den breiten und den ſchmalen. Gebt acht! Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Siebenter Sonntag nach Trinitatis.

(25. Juli 1909.)

Matth. 7, 1—12.

Siebenter Sonntag nach Trinitatis.

(25. Juli 1909.)

Matth. 7, 1—12.

Wie können wir unserem Herrn Jesus genug dafür danken, daß er uns die Last abgenommen hat, die das Gericht auf uns legen würde. Wir können diese Last nicht tragen und sind darum dankbar, daß sie uns der Herr wegnimmt. Aber wie werden wir denn vom Richten frei? Richtet nicht! Was sollen wir denn tun? Es ist bei jedem Verbot von großer Wichtigkeit, was wir als seinen positiven Gedanken erkennen, als das, was uns der Herr vorschreibt und zu tun aufgibt. Richtet nicht; wir können in verschiedener Weise fortfahren. Ein Gedanke wird uns durch die heutige Stimmung mit gewaltiger Kraft zugetragen: Richtet nicht, sondern entschuldigt alles, begreift, legt zurecht und fügt euch in alles, was geschieht. Das ist nicht der Weg Jesu. Wie fährt er denn fort? Was hat er im Sinn, wenn er uns sagt: Richtet nicht? Vergebt!

Wir haben das dreifache Verhältnis des Menschen vor uns, in das er sich zum göttlichen Gesetz stellen kann. Er kann unter dem Gesetz sein; dann richtet er. Er kann ohne Gesetz sein; dann fügt und findet er sich in alles. Er kann aber auch im Gesetz Jesu sein; dann vergibt er. Unter dem Gesetz sein, das ist ein harter Stand. Wir fliehen davor. Aber wohin wenden wir uns? Entfliehen wir dem Gesetz, weg von dem, was vor Gott gut und heilig ist? Dann kommen wir in den Stand, der ohne Gesetz ist. Aber auch das ist ein harter Stand. Welches ist denn der selige Stand? Wohin sollen wir uns wenden, wenn wir das Gesetz und Ge-

richt als eine Last empfinden und erkennen, daß wir nicht unter dem Gesetz bleiben dürfen? Zum Gehorsam Jesu wollen wir uns wenden; im Gesetz Christi zu stehen, das ist der selige Stand.

1.

Die, die unter dem Gesetz stehen, kennt man daran, daß sie richten. Sie verteidigen die heilige Ordnung Gottes gegen die, die sie brechen, und legen das göttliche Urteil auf die, die sich versündigen. Das Gesetz gibt ihnen ein festes, sicheres Maß in die Hand; damit messen sie alles, was die andern tun. Sie schätzen den Wert der Perle, die ihnen Gottes Güte gab; darum sollen alle sie haben, alle ihren Wert erkennen, alle der Wahrheit Gottes sich untergeben, alle vor dem Willen Gottes sich beugen; sie rufen den Zwang herbei. Das ist ein harter Stand. Oder dünkt es euch anders? Sagt ihr vielleicht: Es ist doch eine große, erhebende Sache, wenn wir uns als die Richter über die andern erheben? Wie soll ich denn meines Glaubens gewiß werden, wenn ich den Unglauben der andern nicht deutlich ins Licht rücke? Fängt nicht meine Tugend dann zu leuchten an, wenn sie neben der Untugend der andern steht? Wir bekommen häufig den Rat: wenn ihr schön predigen wollt, dann müßt ihr hart predigen; stellt die Sünde der Leute ans Licht, sagt es ihnen auf den Kopf zu, wie gottlos, wie schmutzig, wie elend sie sind; dann kommen die Leute, dann sind sie erbaut, dann macht ihr Eindruck.

Dieses Vergnügen währt aber nur so lange, als wir das Gesetz bloß auf die andern legen. Die Sache sieht anders aus, wenn wir selber vor dem Gesetz Gottes stehen; dann wird der Stand unter dem Gesetz schwer. Wenn wir das Auge des andern durch einen Splitter verletzt sehen, dann sagen wir: das Auge ist in Gefahr; da muß man operieren, und wir befehlen ihm: halt still, auch wenn es dich schmerzt! ich ziehe den Splitter heraus. Aber wie nun, wenn unser eigenes Auge verletzt ist? Wir wissen alle, daß wir uns dann vor solchen

Operationen fürchten. Seht, so geht die Wahrhaftigkeit weg, und der Verlust der Wahrhaftigkeit ist ein großes Uebel und eine schwere Last. Das sind arme Leutchen, die nötig haben, vor Gott zu heucheln; was nützt denn das? Und es nützt nicht einmal, wenn wir vor einander unwahrhaftig sind. Und mit der Wahrhaftigkeit weicht der Friede. Aus dem Zwang entsteht der Streit, aus dem Richten wird der Zank; die Gemeinschaft bricht. Wie sollen wir dann noch weiterlesen können, den neuen Vers, den Jesus anfügt? Wie soll uns der Weg zum Bitten offen sein und zwar zu dem Bitten, das empfängt? Die, die unter dem Gesetz sind, können nicht beten, nicht gläubig beten. Und wie sollten wir zum letzten Vers unseres Textes kommen, zu dem, der die andern mit uns in die Gleichheit bringt? Wir richten ja zwischen uns und ihnen einen vollständigen Unterschied auf und sagen ihnen: Ihr seid die Sünder, ihr seid die Ungläubigen und Gottlosen; wo bleibt die Regel: was du willst, daß die andern dir tun, das tu du ihnen? Wenn wir aber unsern Text nicht fertig lesen können, wenn wir es nicht zum Gebet bringen, das in der Zuversicht zur göttlichen Gnade steht, und wenn wir es nicht zum freudigen Dienen bringen, das nach der Regel Jesu handelt, so ist das ein harter Stand.

2.

Darum ist es verständlich, daß wir auf der Flucht sind vor dem Gesetz. Wir haben alle jenen ätzenden Spott gehört, der gegenwärtig von allen Seiten auf das geworfen wird, was man Moral, Moralisten und Moralisieren nennt. Wie veraltet sehen die Leute aus, die heilige Ordnungen als unverrücklich ehren und eine feste, deutliche Grenze zwischen dem, was recht ist, und dem, was schlecht ist, haben, eine Grenze, die von ihnen nicht durchbrochen wird, weil sie sagen: Wie sollten wir eine solche Sünde tun und gegen Gott streiten? Das sieht nicht mehr modern aus. Und ist es nicht offen-

kundig, daß wir auf der Flucht vor dem Gesetz ein recht bequemes Leben gewinnen? Wachsen uns nicht die erfreulichen Resultate reichlich zu? Denken wir nur daran, wie viel besser es jetzt unsere Kinder haben als in der früheren Zeit! Was war das für eine harte Zucht, eine Zucht mit Schlägen, mit Verboten und Geboten; Gericht wurde gehalten und der Splitter aus dem kranken Auge herausgezogen, auch wenn es weh tat. Haben es nicht unsere Kinder viel besser? Sie wachsen, wie sie können und mögen in der süßen Freiheit. Oder denken wir an die Art, wie früher in unserem Volk gegen das Böse durch eine Zucht gekämpft worden ist, an die wir nur mit Abscheu denken. Was war das für eine blutige und grausame Geschichte! Es war auch in der Kirche ähnlich; wir denken an die alten Zeiten der Kirche nicht mehr gern zurück, auch an ihre schönsten Zeiten und an ihre besten, größten Männer; es war oft hart, was sie machten. Gewiß, die Last, die uns das Gericht auflegt, haben wir abgeworfen. Aber sind wir auf dem rechten Weg, wenn wir die Hilfe darin suchen, daß wir kein Gesetz haben, sondern im gesetzlosen Stand bleiben?

Freilich, wir sind wahrhaft geworden. Wozu sollten wir uns auch verstellen? Wir können darauf rechnen, daß sich jeder bemüht, die andern zu verstehen, auch dann, wenn Dunkles, Schauerliches im menschlichen Leben sichtbar wird. Jedermann empfindet mit, verdeutlicht sich in seiner Phantasie, wie es zu diesen schrecklichen Dingen kommen kann. Ein Bedauern wird in uns allen wach; wir heben deshalb die Gemeinschaft nicht auf; im Gegenteil, wir bieten denen, die im Strom des Lebens untergehen, ein freundliches Gedenken. Unsere Dichter haben uns nach dieser Seite hin gelenkt; alles Schreckliche, was im Menschenleben geschehen kann, auch das Dunkelste, Schmutzigste stellen sie vor uns aus in heller Oeffentlichkeit und sie erklären uns, wie es so kommen kann. Und es gibt ja in der Tat hier viel zu begreifen, viel zu erklären. Was

macht nicht schon die erbliche Anlage aus, wie viel bedeuten die Umstände, unter denen wir heranwachsen, was macht die Erziehung und das Elternhaus, der Anlaß, bei dem uns die Versuchung überwältigt, und noch vieles andere; ich brauche euch ja nicht alles aufzuzählen, woran wir denken dürfen, wenn wir ein Menschenleben verstehen wollen, das sich nach unten neigt. Ist das nicht genug? Wenn wir begreifen, so entschuldigen wir. Verstehen wir einander, so haben wir Mitgefühl mit einander. Ist das nicht besser als das Gericht?

Wie geht es nun aber dem Auge, in dem der Splitter sitzt? Wir erklären, woher der Splitter kam, ob er ein Holzstückchen oder ein Steinchen oder ein Eisenstücklein sei. Es wird beobachtet, was der Splitter nun anrichtet. Das Auge wird sich entzünden, der Mann wird blind. Wir haben begriffen, was sich zuträgt; und jetzt? Ja, sagen wir, was soll ich denn machen? ich habe es begriffen; mehr kann ich nicht. Ist das nicht ein harter Stand, ein Notstand?

Und wie geht es denn mit unserem eigenen Auge, mit dem Balken, der uns selber quält? Wir beobachten: der Balken ist da; wir erklären, woher er kommt; wir denken vielleicht an die ungünstigen Verhältnisse, unter denen wir aufwuchsen, an dies und das, was mitgeholfen hat, daß der Balken sich in unser Auge hineingebohrt hat. Ist er weg, wenn ich beobachte, erkläre, ein Mitgefühl mit mir habe, mich bedaure, daß ich nun einmal so sein muß? Das ist ein sehr gefährlicher Vorgang. So bleibt der Balken und das Auge wird immer kränker. So wirst du deinen bösen Willen nie los. Da gilt der Satz: Wer Sünde tut, der bleibt der Sünde Knecht.

Und was macht man mit der Perle? Zweifellos, man drängt sie niemand auf. Das Gleichnis Jesu, das so sprechend und deutlich redet, wird uns nicht mehr treffen; wir machen nicht mehr den Versuch, ein Perlenhalsband einem Ferkelchen anzuhängen. Aber nun verstecken wir sie; sie dient niemand,

ſie erfreut niemand, es bekommt ſie niemand. Wir haben ſie vielleicht für uns; das iſt zu wenig. Das gibt einen harten Stand, eine Perle haben, die man niemand zeigen darf.

Und kommen wir nun noch weiter zu den folgenden Worten unſeres Herrn? Bittet! Ach nein, das können wir nicht mehr. Wir können ja nichts tun, nicht helfen. Das Auge, in das der Splitter drang, muß ja nach unſerer Meinung blind werden und wir ſtudieren, wie es blind werden wird. Daraus entſteht nie das Bitten und noch weniger das Empfangen. Und wir ſind auch vor unſrer eignen Sünde ratlos und hilflos. Führt uns der Stand unter dem Geſetz zum Verzagen, ſo hat der Stand ohne das Geſetz dieſelbe Wirkung. Beide ſchließen für uns die Gebetstüre zu. So kommen wir auch nicht mehr zum letzten Wort, das uns anleitet, den andern das zu bieten, was wir für uns ſelbſt begehren. Wir haben nun genug mit uns ſelber zu tun; wenn nur meine eigenen Wünſche ſich erfüllen, das iſt ſchon viel; wie ſoll ich mich um die der andern kümmern, und was bin ich, daß ich ihnen helfen, den andern eine fruchtbare Gabe reichen könnte? Ich weiß ja ſelber nicht, was ich ſoll. Freunde, dieſer Stand iſt hart.

3.

Wohin wollen wir uns wenden? Zum Gehorſam Jeſu, zum Stand im Geſetz Chriſti. Richtet nicht! Wie fahren wir jetzt weiter? ſondern vergebt. Damit ihr nicht gerichtet werdet. Wie fahren wir weiter? damit ihr die göttliche Gnade empfangt und euch vergeben ſei. Mit welchem Maß ihr meßt; mit welchem Maß meſſen wir nun? mit dem Maß, das uns die göttliche Gnade verſchafft; und mit dieſem Maß wird nun auch uns gemeſſen. Mit der göttlichen Gnade gewinnen wir die Befreiung vom Balken in unſerem Auge und damit ſind wir nun befähigt, das kranke Auge des Bruders ſorgſam zu reinigen. So entſteht das Vermögen zum wirklichen Dienſt, zur treuen Hilfe, die den andern aufrichtet, auch wenn er

ſchwankt. Nun brauchen wir nicht mehr den die andern bedrückenden Zwang; wie ſollten wir die Gnade jemand aufzwingen? Wir ſchätzen ihren Wert, und das bedeutet, daß wir ſie niemand aufdrängen oder aufſchwatzen. Aber das bedeutet ebenſowohl, daß wir ſie nicht verſtecken und uns ihrer nicht ſchämen. Denn die Perle iſt Gottes und uns dazu gegeben, damit ſich die göttliche Größe und Gnade und Herrlichkeit auch durch uns offenbar mache. Nun können wir fortfahren und die Verheißung Jeſu in unſer Herz faſſen: Bittet, ſo wird euch gegeben. Denn wir kennen Gottes Gnade und aus ihr entſteht unſer Gebet. Nun iſt auch die böſe Ungleichheit zwiſchen uns weg, durch die ſich der eine über den andern ſtellt, mehr für ſich begehrt, als er den andern gönnt, und die andern ſich unterwirft und dienſtbar macht, ſtatt daß er dient. Durch die göttliche Gnade werden wir einander gleich und die Gemeinſchaft ſtellt ſich zwiſchen uns her, bei der einer dem andern zur Seite ſteht.

Seht, jetzt iſt all das weg, was den Stand unter dem Geſetz und den Stand ohne das Geſetz zur Not machte. Unter dem Geſetz entſteht die Heuchelei; wo Vergebung iſt und gegeben wird, da iſt Wahrhaftigkeit. Wie ſoll ich mich denn verſtellen, wie mir einen falſchen Schein umlegen, wenn ich an Gottes Vergebung glaube und wenn auch die Menſchen im Gehorſam Jeſu die Vergebung für mich bereit haben? Damit fällt jede Nötigung weg, für unſere Ehre dadurch zu ſorgen, daß wir lügen. Damit hört auch der Zank auf, den der Stand unter dem Geſetz beſtändig erzeugt. Wie ſollen wir zanken, wenn die Gnade Gottes uns vereint? Vergebung entſteht dadurch, daß die Gemeinſchaft aufs neue geſchloſſen wird, nicht nur in der alten Weiſe, nein, nun erſt recht ſtark und unzerbrechlich; denn ſie hat die Sünde überwunden und ihr die Kraft genommen, durch die ſie uns von einander trennt

Aber wir haben nicht nur die Not unter dem Geſetz nicht mehr bei uns; auch die neuen Nöte, die durch die Flucht vor

dem Geſetz entſtehen, ſind uns erſpart. Auf dem Weg Jeſu kommen wir nicht zum Bruch des göttlichen Gebots. In der Vergebung wird das Geſetz Gottes geheiligt, nicht zerriſſen, der Wille Gottes geehrt, nicht verleugnet. Gerade darauf beruht ja das Vergeben, daß wir die Sünde in ihrer Unmöglichkeit und Verwerflichkeit erkennen und dennoch mit einander verbunden bleiben. Wir geben dem Böſen nicht einen falſchen Namen, nicht einen glänzenden Schein, und machen es dennoch folgenlos, weil es uns nicht trennen und unſeren Haß und Zorn nicht erwecken darf. Es tötet die Liebe nicht mehr. Jetzt wird die Wahrhaftigkeit ungefährlich. Diejenige Wahrhaftigkeit, die wir heute in unſerem öffentlichen Leben haben, iſt gefährlich. Sie trägt uns all die verführeriſchen Bilder der Sünde zu. Wir müſſen ja bereits unſere kleinen Knaben davor ſchützen, daß ſie nicht durch den Reiz des Verbrechens verlockt werden. Warum iſt dieſe Wahrhaftigkeit gefährlich? Sie iſt lieblos; ſie enthüllt ohne Schonung alles Gemeine. Das wird bei der Vergebung anders. Wo das Geſetz Jeſu geſchieht, da haben wir dieſe Gefahr überwunden. Denn das Vergeben zieht das Schlechte nicht ans Licht, um ſich daran zu weiden. Die Vergebung verhüllt; ſie entblößt nicht, ſondern deckt zu; ſie ſchändet nicht, ſondern richtet auf. Nun haben wir auch die Freiheit. Wir brauchen nicht mehr zu fürchten, daß der alte Zwang ſich wieder bei uns einfinde. Wir könnten ihn ja nur dadurch erneuern, daß wir die göttliche Gnade leugneten. Gottes Gnade gibt jedem von uns ſein eigenes Recht, ſeine eigene Ehre, ſein eigenes Ziel und Gut. Da hört alle Zwängerei und Gewalttat auf; das inwendige Leben des Menſchen wird zum Heiligtum, das wir nicht mit unſeren ſchmutzigen Fingern anrühren. Und dennoch, Freunde, wir bleiben beiſammen; denn wir lernen an der göttlichen Gnade, was uns zuſammenführt.

Wollen wir ſagen, das Geſetz Jeſu ſei auch ſchwer? richtet nicht, ſondern vergebt! das ſei auch ſchwer; wie ſchwer

werde es uns, an Gottes Vergebung zu glauben, und wie können wir den Menschen vergeben, wenn wir nicht für uns selber Gottes Vergeben glauben? Seht, wie freundlich hilft uns der Herr! Er geht hinunter zur letzten, einfachsten Anweisung, die uns zum Vertrauen zu Gottes Gnade führen kann. Paß einmal auf, sagt er uns, auf das, was in deinem Herzen geschieht, wenn dein Kind dich bittet! Gibst du ihm einen Stein, wenn es Brot nötig hat? Hast du das Vermögen, den grausamen Hohn mit deinem Kind zu treiben, indem du ihm eine Schlange reichst? Unser Herr fährt fort: Erniedrige Gott nicht unter dich selber, mach Gott nicht zum grausameren und schlechteren Wesen als dich! Du bist arg und doch imstand, Bitten zu erhören, vor deinem Kind zu stehen als der, der gern Gutes gibt. Gott ist größer als du. Wenn wir an Gottes Vergeben glauben, mit dem er uns zu ihm beruft und uns in seine Gemeinschaft stellt, dann lernen wir, auch einander die Vergebung zu gewähren. Und wenn es uns schwer wird, so gilt die Regel: Bitte, du wirst empfangen; klopfe an, es wird dir aufgetan. Wenn du mit deinem rachsüchtigen und zornmütigen Herzen vor der Türe Gottes stehst und bittest: mach mir auf und zeig mir deine Liebe, — diese Verheißung wird nicht brechen; du schöpfst aus Gottes Fülle Gnade um Gnade. Und das gibt den seligen Stand in Christi Gesetz. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Reformationsfeſt.

(31. Okt. 1909.)

Joh. 4, 47—54.

Wir ſollen heute an die Reformation mit feſtlicher Freude und Dankbarkeit denken. Finden wir dazu den frohen Mut? Es iſt auch ſchon vorgekommen, daß am Abend des Schlachttags auf dem Kampfplatz das ganze Heer mit einem Mund geſungen hat: Nun danket alle Gott! Aber das war ein ſiegreiches Heer. Es ſieht bei den Truppen anders aus, wenn die Schlacht verloren iſt und das Heer zurückweicht; dann ſingt niemand: Nun danket alle Gott! Gewiß, wenn wir an die ſchweren, dunklen Dinge denken, die die Reformation uns abgenommen hat, an den Papſt und an die Mönche und an den Beichtſtuhl und an die Meſſe und ſo fort, dann ſind wir froh, daß dieſes Joch von uns genommen iſt. Allein das reicht nicht aus zu einer Feier, die uns freut und an der Gott ſich freut, zu einem Gottesdienſt im Geiſt und in der Wahrheit. Wir können uns die Reformationsfeier nicht nur dadurch bereiten, daß wir ſagen: Bei den andern ſteht es noch ſchlimmer. Das ergäbe eine giftige Freude, die nicht eine Quelle der Kraft würde, ſondern uns befleckte und ſchwächte. Wenn wir aber auf unſer evangeliſches Volk ſehen, ſo ſtehen wir vor der deutlichen Tatſache: Es geht zurück! Und das zeigt ſich darin, daß unſere deutſchen evangeliſchen Kirchen zerbröckeln. Nicht dafür haben wir Sorge, daß Gott vom Regiment abtrete oder daß unſer Herr Chriſtus verſchwinde. Solche Sorge wäre ja ſelbſtverſtändlich nur Torheit und Sünde. Wie ſollen wir aber das Reformationsfeſt feiern, wenn unter uns

die Frömmigkeit sinkt und das Verständnis Jesu abnimmt? Nicht das braucht uns zu erschrecken, daß manches am kirchlichen Gebäude, das die Reformatoren aufgerichtet haben, verändert werden muß. Im Gegenteil, darin wird Gottes große Güte sichtbar, für die wir ihm herzlich danken wollen. Unser Gott ist ein lebendiger Gott und Christus regiert in seiner stillen Gegenwart durch Geist und Kraft. Darum kann sich die Gemeinde Jesu nie auf einen bestimmten Fleck hinsetzen und sagen: da sitze ich und da bleibe ich. Das wäre ja Verleugnung des Wortes Jesu. Er zeigt uns das Vollkommene und heißt uns laufen nach dem Kleinod der himmlischen Berufung, damit wir Gottes Reich und Gottes Gerechtigkeit suchen. Das sind unausschöpfbare Güter, Ziele, die wir in unserem irdischen Lebensstand nie erreichen. Darum müssen wir immer munter sein, um an des Herrn Hand weiterzugehen, und wenn dabei Altes abgebrochen wird, so braucht uns das nicht zu ängstigen. Darum kommen wir heute mit der Gottesdienstordnung unserer Reformatoren nicht mehr aus; unsere Gemeinden haben heute noch andere Pflichten als bloß die, die Predigt zu hören. Wir kommen auch mit der Kirchenordnung unserer Reformatoren nicht mehr aus; der Platz, den unsere Kirche im großen Ganzen unseres Volkstums hat, muß neu umgrenzt werden. Wir kommen auch mit der Lehrordnung der Reformatoren nicht mehr durch; neue Erkenntnisse sind uns gegeben, anderes wird uns zum inneren Anliegen und zum Grund des Glaubens an unseren Herrn. All das sind Dinge, für die wir zu danken und in denen wir Gottes gnädige Hand wahrzunehmen haben. Es wäre aber eine Selbsttäuschung, wenn wir sagten, der Unterschied zwischen der Reformation und heute bestehe bloß darin, daß wir vieles neu gelernt und neue Kraft, neue Liebe, neue Arbeit durch Gottes Güte gefunden haben. Wir gehen zurück.

Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Es ist ein Zufall, daß heute dieses Stück des

Evangeliums an der Reihe ist. Ich glaube aber, daß uns dieses Wort gerade heute einen besonderen Dienst leisten kann. Es macht uns aufmerksam, wo die Gefahr ist, die unsern Anteil am Wort der Reformation bedroht, woher die Erschütterung kommt, die uns schwanken macht, warum wir Verluste erleiden, die uns sinken machen, statt daß wir steigen von Kraft zu Kraft und dankbar bewahren und vermehren, was uns von den Vätern her gegeben war.

Weil ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, darum glaubt ihr nicht; wer von uns will sagen: das trifft nicht zu? Wir beugen uns alle unter das Wort des Herrn und sagen: Du weißt, was für ein Gemächte wir sind; du weißt, daß wir Staub sind. Wo liegt für uns heute die Gefahr, die uns religiös schwächt, uns das Glauben erschwert und unsern Christenstand befleckt? Alles, was wir als natürlich betrachten, macht uns unfromm. Wir merken erst auf, wenn das Wunder vor uns steht. Wir können nicht glauben, bis uns Gott mit seinem Wunder die Augen aufmacht. Warum entsteht aus dem natürlichen Verlauf unseres Lebens für uns alle eine Gefahr? Wir werden an der Natur übermütig, und wir werden an ihr verzagt.

1.

Wenn wir in unserer Geschichte nicht auf den Herrn in seiner besonderen Sendung und herrlichen Sohnesmacht achten, sondern auf den Königischen, wie er sich benimmt, denkt, handelt, dann könnte sich die Geschichte heute in Tübingen genau ebenso zutragen: Der Königische geht heim nach Kapernaum, die Knechte kommen ihm entgegen und berichten ihm freudig: Dein Sohn lebt! Nun fragt er: Wann war es denn? Um die und die Stunde, sagen sie ihm. Nun merkt er: gerade damals, als Jesus mir die Verheißung gab. Jetzt wird sein Erlebnis für ihn fruchtbar; jetzt wendet es ihn zu Gott; jetzt dankt er und glaubt er. Wie nun, wenn ihm die Knechte

geſagt hätten: zwei Stunden früher? Ja, dann ginge es natürlich zu; dann wäre eine natürliche Kriſis eingetreten und die Krankheit ohne Wunder vergangen. Natürlich iſt es zugegangen; was bedeutet das? Jetzt wird der ganze Vorgang für ihn leer; jetzt ſteht er vor ihm wie ein Tierchen und merkt nichts, dankt nicht, glaubt nicht, hat nichts davon, bleibt inwendig ſo leer, wie ein Königiſcher am Hof des Herodes geweſen iſt. Dieſe Geſchichte wiederholt ſich beſtändig. Wenn ihr auf den Königiſchen achtet und auf die Weiſe, wie er ſich ſtellt, wer will ſich vom hellen Lichtſtrahl ausnehmen, den unſer Text in unſer Weſen und Verhalten wirft? Seht, ſo ſind die mächtigen Worte Jeſu. Auch die Reformatoren haben uns das Wort nicht ſo geben können. Sie haben uns viel Schönes geſagt, was wir uns gern immer wiederholen; aber ſie lehren und mahnen als unſere Brüder, die neben uns ſtehen am ſelben Ort. Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder ſeht, ſo glaubet ihr nicht, das iſt ein Wort von oben, das wie die Sonne durch den ganzen Weltkreis leuchtet und uns allen zeigt, was in unſren Herzen iſt.

Woher kommt es denn, daß uns all das, was wir als natürlich anſehen, inwendig kalt und leer läßt? Wir erheben uns darüber in einer aufgeblähten Eitelkeit. Iſt es natürlich, dann kann ich es begreifen, es ausrechnen und erklären; ich kann auch noch mehr, ich kann es leiten und lenken nach meinem Wunſch und es beherrſchen zu meinem Zweck. Iſt es natürlich, dann iſt es unter mir und ich, der Menſch, ſtehe droben im Gefühl meiner Macht. Dann wird uns der ganze Verlauf unſres Lebens profan. Wir haben keinen Grund, dabei Gottes zu gedenken; wir bekommen nirgends die Merkzeichen ſeiner Gegenwart. Alles liegt unter uns und wir ſehen mit dem blaſierten Blick der Hoffart auf all das herab. Eben darum klagt Jeſus: Ihr armen Leute, nur mit dem Wunder kann man euch helfen; euer natürlicher Lebenslauf iſt für euch inhaltsleer.

Daran ist nicht die Natur schuld. Freilich ist unser natürliches Leben der Machtbereich, den Gott in unsere Hand gelegt hat, daß wir an ihm unser Auge bewähren und unsere Herrschermacht betätigen. Aber wir begreifen die Natur nur dann, wenn wir auf sie hören, und lenken sie nur dann, wenn wir ihr gehorchen. Wir stehen nicht so in der Höhe, daß hier menschlicher Eigensinn und Willkür Platz hätten. Sie versteht keinen Spaß, die heilige Natur, und lehrt uns sehr deutlich und kräftig gehorchen, wenn wir ihr widerstreben. So erinnert sie uns immer wieder daran, daß wir und sie, der Mensch und die Natur, ein gemeinsames Merkmal haben und eine große Verwandtschaft besitzen: wir sind beide Gottes Werke und dienen einem Höheren. Es gilt auch hier das Wort Jesu: das, was uns befleckt und unrein macht, kommt nicht von außen, sondern von uns selbst. Wir in unserer Torheit betreiben die Kunst, alles schmutzig zu machen, was wir in unsere Hände nehmen, alles, was wir begreifen, zu profanieren, alles, was wir beherrschen, zu erniedrigen. Das ist die traurige Geschicklichkeit des Menschen, daß überall da, wo er hinkommt, eine Spur zurückbleibt, die Gottes Gegenwart verscheucht.

Aber eben darum, Freunde, brauchen wir in unsrer Zeit ganz besonders das Zeugnis der Schrift und der Reformation, das uns zu dem führt, der uns die heilige Natur beschert. Er verstopft die Quelle, aus der jene Entweihung des täglichen Lebens fließt. Er macht uns frei und fromm; denn er zeigt uns den Größeren, vor dem wir uns beugen. Als er dem Königischen das Zeichen gab, das ihm zum Glauben half, da schenkte er ihm den Herrn. Nun neigt er sich vor dem, für den er lebt. Nun hat er den gefunden, der größer ist als er selbst, an den er seine Liebe geben darf. Jetzt, Freunde, wird uns auch die Natur ein heiliges Ding, das wir beschauen, ohne sie zu beflecken, und gebrauchen, ohne sie zu verderben. Frei von uns sind wir auch nicht mehr die Ty-

rannen der Natur. Nicht dazu ist uns das Wunder Jesu gegeben, damit wir in eine Märchenwelt treten, der Natur entrinnen und den alltäglichen Lebenslauf zerstören. Umgekehrt, dazu ist uns das große Wunder Jesus geschenkt, damit wir in der Natur heimisch werden als in Gottes Werk und eine reine und heilige Natur bekommen statt einer solchen, die der Mensch verdirbt und entweiht.

2.

Wir haben aber in unserer Geschichte noch etwas anderes zu lernen. Komm herab, bittet der Königische, und hilf mir; wie kann ich glauben, wenn mein Kind stirbt? Der Herr sagt ihm: Ohne Zeichen und Wunder darfst du glauben. Und der Königische sagt: Das kann ich nicht; mir vergeht die Zuversicht, wenn mein Kind stirbt; der Lauf der Natur zerbricht mir alle Gewißheit und begräbt alle meine Hoffnungen. Auch diese Seite an unserer Geschichte berührt uns alle. Es ist menschlich wahr, was der Königische sagt, und uns allen wohl vertraut. Denn die Natur verschafft uns in der Tat das noch nicht, was wir bedürfen. Und wenn der Knabe des Königischen nicht gestorben wäre, mit der Natur allein und dem natürlichen Inhalt seines Lebens war ihm noch nicht geholfen. Was wird er? Wenn es gut geht, etwas wie sein Vater, ein Königischer am Hof des Herodes, ein armer Mann. Die Natur schafft uns die Frage, aber sie gibt uns nicht die Antwort; sie erzeugt das Bedürfnis, aber sie reicht uns nicht die Gabe; sie stellt uns vor das Rätsel, aber sie gibt uns nicht die Offenbarung; sie weist nach oben, aber sie öffnet uns den Zugang zum Vater noch nicht. Wir bedürfen mehr als Stoff zum Stoff, auch noch mehr als Kraft zur Kraft. Stoff und Kraft, das liegt vor euch in unerschöpflicher Fülle. Damit habt ihr noch nicht, was ihr braucht. Ihr braucht den Redenden, der die Wahrheit zur Frage fügt und die Gewißheit an die Stelle des Zweifels setzt. Ihr braucht den Willen, der euren

Willen leitet, dem ihr euren Willen geben dürft, so daß ihr gehorcht. Ihr braucht zu eurer Schuld die Gnade, zu eurer Liebe die Liebe, zu eurem Leben den lebendigen Gott. Das Kind braucht den Vater und die Gemeinschaft mit ihm.

Aber nun ergreift uns mit tausend starken Ketten der natürliche Lauf unsres Lebens und füllt unsere Tage und beschäftigt unsere Interessen und die Gefahr ist für uns alle da, daß wir in die Natur versinken und nichts anderes kennen als sie und nichts anderes begehren als sie. Dann sinken wir unter das hinab, was uns die Reformation gebracht hat. Dazu ist uns Jesus gegeben und dazu gedenken wir auch mit Freude und Dank des reformatorischen Zeugnisses, das uns zu ihm führt, damit wir nicht den Selbstmord an uns üben, der das Heilige in uns zerstört, und im weiten Meer des natürlichen Lebens untergehen. Hier kommt das an uns heran, was wir bedürfen und in der Natur nicht finden: hier kommt Geist zum Geist, Gott zum Menschen, Gnade zum Glauben, und im heiligen Geist gewinnen wir auch die heilige Natur.

Es sind heute andere Dinge, die uns das Glauben erschweren, als damals, als die Reformatoren durchbrachen aus der alten Kirche zurück ins Evangelium. Am Glauben lag es ihnen; sie wollten Gott trauen, Gottes gewiß sein, mit festem Griff Jesu Hand fassen und sein bleiben im Leben und im Tod. Darum entließen sie den Papst; darum brachen sie den Beichtstuhl ab; darum zerrissen sie ihren Mönchsrock. Glauben wollten sie und am Glauben hinderte sie das; sie warfen alles weg, was ihnen das Glauben verbot. Heute hindert uns anderes am Glauben. Die Wolken, die uns Gottes Angesicht verdecken, kommen heute von einer anderen Seite. Aber derselbe Weg führt auch uns zum Ziel. Und der Königische glaubte mit seinem ganzen Hause. Er hat den Herrn gesehen, seine Sohnschaft, seine Freiheit in Gott, seine vollkommene Gnade. Sie hatte ihm den Ruf gebracht: Komm her, finde deinen Gott und gewinne nun für dich selbst die Gemeinschaft mit ihm, und er ergriff, was ihm Jesus gab.

Laßt uns am Reformationsfeſt aufs neue den Mut gewinnen, um den Glauben zu ringen, daß auch wir das überwinden, was uns Gottes Angeſicht verdunkelt und Jeſus von uns entfernt. Es lohnt ſich, nach dem großen Ziel zu ſtreben, Gottes gewiß zu ſein im Leben und im Sterben. Die Natur verlieren wir deshalb nicht. Willſt du heilige Natur, ſo laß dir heiligen Geiſt geben, und der Herr iſt der Geiſt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Inhalt des ſiebenten Jahrgangs.

(1908—1909).

Nr. 1 Vierter Adventsſonntag (20. Dezember 1908) Joh. 1, 19—34.
„ 2 Erſter Sonntag nach Epiphanias (10. Januar 1909) Lukas 2, 41—52.
„ 3 Sonntag Septuageſimä (7. Febr. 1909) Matth. 19, 27—20, 16.
„ 4 Sonntag Oculi (14. März 1909) Luk. 11, 14—28.
„ 5 Sonntag Miſericordias Domini (25. April 1909) Joh. 10, 11—18,
„ 6 Sonntag Cantate (9. Mai 1909) Joh. 16, 16—23.
„ 7 Erſter Sonntag nach Trinitatis (13. Juni 1909) Luk. 16, 19—31.
„ 8 Dritter Sonntag nach Trinitatis (27. Juni 1909) Matth. 5, 1—16.
„ 9 Siebenter Sonntag nach Trinitatis (25. Juli 1909) Matth. 7, 1—12.
„ 10 Reformationsfeſt (31. Oktober 1909) Joh. 4, 47—54.

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

Achter Jahrgang

(1909—1910).

Von

D. A. Schlatter

Professor und Frühprediger.

Tübingen 1910

Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

1. Advent.

(28. Nov. 1909.)

Röm. 13, 11—14.

Noch dankbarer, noch fröhlicher wollen wir dieſes Mal das Weihnachtsfeſt feiern als im letzten Jahr. Denn das Heil iſt uns wieder um einen Schritt näher gekommen. Das iſt die ſelige Gewißheit, mit der wir unſer Leben führen. Jeder Schritt desſelben führt uns näher zum Heil, nicht zum Unheil, auch nicht nur zu einem leeren, öden Nichts; nein! zum Heil führt uns unſer Weg, und jeder Schritt, den wir tun, bringt uns ihm näher. Das iſt die Gabe Jeſu, und um ihretwillen feiern wir die Weihnacht und deshalb bringt ſie uns eine unerſchöpfliche Freude. Ihren Becher trinken wir nie aus und jeder Trank aus ihm bereitet uns neue Seligkeit.

Aber wir müſſen uns für unſer Feſt rüſten, damit es uns nicht unvorbereitet treffe. Wir alle wollen uns dazu bereiten, auch wir alten Leute, die wir manchen Wunſch begraben haben und wohl wiſſen, daß manches Feſt gefeiert wird, an dem wir nicht mehr teil haben. Aber auf den Wunſch ſoll keiner von uns verzichten, daß er nicht aus dem Leben ſcheide, ehe er einmal wenigſtens die Weihnacht gefeiert und einmal das Auge zu Gott erhoben habe mit dem Dank: Du haſt mich zu dir berufen; denn du gabſt mir Jeſus Chriſt. Die arbeitenden Frauen und Männer unter uns ſollen ſich für den Weihnachtstag rüſten, die, die in der Kraft ihres Lebens ſtehen und die Hände voll von Geſchäften haben; ſie brauchen nicht bloß Arbeit, ſondern als unentbehrliche

Gabe auch das Fest, Gottes Fest mit seiner wahrhaften Freude, die nicht zehrt und verdirbt, sondern stärkt. Und unsere Jugend soll sich zur Weihnachtsfeier rüsten; denn es ist ein schönes Ding, das Leben mit der Gewißheit zu beginnen: jeder Schritt bringt mich näher zum Heil.

Wie rüsten wir uns? Legt an die Waffen des Lichts. Wir brauchen Waffen und unser Herr Jesus reicht sie uns. Er bewaffnet uns mit den Waffen des Lichts. Ziehet an, fährt unser Text fort, den Herrn Jesus Christus. Wir brauchen ein festliches Kleid, ein Gewand, das zur Feier paßt; unser festliches Kleid ist unser Herr Jesus Christus. So sind wir zur Weihnachtsfeier gerüstet, wenn wir mit den Waffen des Lichts und mit dem festlichen Gewand, Jesus Christus, bekleidet sind.

1.

Warum gewinnen wir die Festfeier nur im Kampf, nur dadurch, daß wir Waffen haben und gebrauchen? Ihr denkt vielleicht an die Not des Lebens als an das große Hindernis, das uns die Festfeier erschwert; da, wo die Sorge wohne, brenne der Christbaum düster, und wo die Armut hause, klinge das Weihnachtslied schlecht. Gewiß, l. Fr., auch von dieser Seite kommt an manche von uns eine Aufgabe heran. Und doch hat unser Textwort eine tiefe Wahrheit darin, daß es gerade nicht von der Not spricht, nicht von der Sorge als von dem, was uns an der Freude Gottes stört. Dahin, wo die Not und Sorge ist, kommt Jesu Verheißung leicht: Selig die Leidtragenden; dort kann leicht verstanden werden, was der Apostel sagt: das Heil liegt vor uns und wir kommen ihm näher mit jedem Schritt. Wer aber das erfaßt hat, feiert die Weihnacht, ganz einerlei, wie sein Leben sonst beschaffen sei.

Wir haben noch einen schlimmeren Gegner, der uns die Festfeier raubt und gegen den wir die Waffen brauchen, die göttlichen Waffen, die uns den Sieg bereiten. Das ist die

falſche Luſt mit ihren Feſten. Wir haben ſie in unſerem Text alle drei beiſammen, die großen Feinde unſerer Studentenſchaft, die großen Feinde unſeres Volkes: Saufen, Raufen, Huren. Das verdirbt uns die Jugend, das verdirbt uns auch unſere Stadt. Und das gibt laute Feſte; der Chor der Zecher ſchallt in lautem Jubel und das Lied der taumelnden Sinnesluſt nimmt in der Menſchheit kein Ende und findet entzückte Sänger, und das Lied der Streiter, die ſich den Lorbeer aufs Haupt legen, weil ſie die andern verletzt, verwundet und bezwungen haben, hat einen ſtolzen Klang. Wenn wir dieſe Feſte mitfeiern, dann iſt die Weihnacht für uns nicht mehr da. Dieſe Freude und die Freude Jeſu haben nicht im ſelben Herzen Platz. Warum iſt das ein Feind? Dazu muß es Nacht ſein; ſonſt hat dieſe Freude keinen Raum. Dieſen Feſtſaal muß man verhängen; wenn das Licht in ihn hineinfällt, iſt er eine öde, Ekel erweckende Stätte. Dieſe Feſtgenoſſen müſſen ſchlafen und dürfen nicht erwachen und ſich nicht beſinnen. Der letzte Vers dieſes Jubels lautet: o jerum, jerum, jerum, wie ihr wißt.

Darum bedürfen wir Waffen; denn der Feind iſt ſtark. Es iſt ja Luſt, mit der er uns beſtürmt, Luſt, dieſes Wort hat ſeine volle Wahrheit, Luſt, die mit einem mächtigen Griff nach uns greift und uns bewegt. Jener Jubel iſt nicht nur erheuchelt, er kommt aus einem laut jauchzenden Herzen. Und doch, wer ſich ihm ergibt, muß ſchlafen, darf nicht daran denken, was daraus wird, ſondern muß zum Augenblick ſagen: Bleibe, denn vor dem, was nach dir kommt, graut es mir.

Wir haben aber Waffen, die uns zum Sieg helfen. Unſer Herr Jeſus Chriſtus ſchenkt ſie uns, die Waffen des Lichts. Das Licht hat eine ſiegreiche Macht; es verſcheucht die Nacht. Vor ihm fliehen die Schatten und Geſpenſter des Dunkels. Das Licht geht uns auf; denn unſer Herr ſchenkt uns die Gewißheit Gottes. O welche Veränderung: eine neue Welt zeigt ſich dem erſtaunten Blick, ein neuer Menſch

erſcheint, von dem die taumelnde Luſt der Trunkenen nichts weiß und die heiße Glut des Haſſes nichts ahnt. Gott für mich und ich für Gott; mein Leben hat ſein Ziel bei ihm, ich darf mich vor ihm beugen, darf ihn loben, darf ihn lieben, darf mein Leben brauchen für ihn. Die Nacht iſt weg, der Tag bricht an. Nun, Freunde, feiern wir das Weihnachtsfeſt.

2.

Wir bekommen auch das feſtliche Kleid, das uns den Zutritt zur feiernden Gemeinde verſchafft. Zieht an den Herrn Jeſus Chriſtus und wartet des Leibes, doch alſo, daß er nicht geil werde. Wir tragen jetzt das irdiſche Gewand unſeres Leibes, der unſer ganzes inwendiges Leben verhüllt und auf unſere Gemeinſchaft mit Gott die Verborgenheit legt. Wir wollen uns ſeiner nicht ſchämen; wir haben für ihn zu ſorgen und ihn zu pflegen nach göttlicher Ordnung. Auch die kommenden Feſttage bringen uns viel Leibespflege und ſie ſind auch deshalb ſchön, weil wir dort des Leibes warten. Aber die Gabe Jeſu beſteht darin, daß wir nicht nur dieſes Kleid haben, unſeren Werktagsrock, in dem wir unſere irdiſche Arbeit tun. Zum Feſt ſollen wir noch ein anderes Kleid haben; denn wir wollen ja in die dankende Gemeinde treten, die vor Gottes Thron erſcheinen darf, und uns mit all den Unzählbaren vereinen, die im Angeſicht Gottes ihn preiſen.

Wie bekomme ich das feſtliche Kleid? Ziehet an den Herrn Jeſus Chriſtus. Sieh, ſo nah tritt er zu dir heran, ſo treu meint er es; er bietet uns eine echte, wirkliche Gemeinſchaft an, er aus der Himmelshöhe, wir hier auf Erden, er in der Vollendung, wir hier auf dem Weg, im Staub des Kampfes und unter der Laſt der Arbeit. Dennoch, ſeine Hand erfaßt die unſrige, ſein Auge ſucht und findet uns; er ſtiftet zwiſchen ihm und uns Gemeinſchaft, nimmt ſich unſerer vor Gott an, hält ſich zu uns, bekennt ſich zu uns, führt uns, leitet uns, gibt uns ſeinen Namen in die Seele,

daß wir an ihn glauben, gibt uns ſeinen Geiſt ins Herz, daß er unſren Willen leite, reinige und zu ihm hinlenke. Jetzt haben wir das Ehrenkleid, das uns zur feſtlichen Gemeinde tauglich macht, jetzt öffnet ſich die Pforte des Heiligtums.

Darum, l. Fr., iſt die Gewißheit Gottes, die uns Jeſus ſchenkt, eine Waffe, und zwar eine Waffe des Lichtes mit ſtrahlender Kraft. Sie iſt nicht bloß ein Gedanke, der neben hundert anderen Gedanken in meiner Seele liegt und nichts in ihr ſchafft, nicht bloß eine Lehre, die ich auswendig lernte und nun in meinem Gedächtnis trage. Die Gewißheit Gottes, die uns Chriſtus ſchenkt, zeigt uns ſeine Gemeinſchaft mit uns; ſie verkündet uns ſeine Gegenwart bei uns; ſie zeigt uns eine Liebe, die Einigkeit ſtiftet für die Ewigkeit. Darin liegt Kraft, bewegende Kraft, die uns das Ziel weiſt und den Weg bahnt und unſer Leben unter ihre Regel bringt.

Eben darum ſagen wir, daß mit jedem Schritt des Lebens das Heil uns näher komme. Worauf ſtützen wir denn dieſe Gewißheit? Iſt es nicht doch vielleicht ein vermeſſenes Wort, wenn wir die neue Weihnachtsfeier noch fröhlicher und dankbarer feiern wollen als alle früheren? Warum führt uns unſer Weg wirklich zum Heil? Die Gewißheit des Heils entſteht nicht aus dir und mir; wir ſtellen unſere Gewißheit nicht auf das, was wir ſelber ſchaffen und leiſten; ſo entſteht nie Gewißheit, ſondern nur Angſt, nur Zweifel, nur Unſicherheit. Siehe den Herrn Chriſtus an; ſeine Treue iſt die Gewißheit deines Heils, ſeine Gemeinſchaft mit dir iſt dein Recht an Gottes Gnade, ſeine Verbundenheit mit dir deckt alles, wie das Kleid deinen Leib bedeckt, daß kein Auge ihn mehr ſehen kann. Darauf ſteht unſere Freude am Leben; darum wiſſen wir, daß es ein Weg zum Heil iſt, nicht zum Unheil, zum Leben, nicht zum Tod.

Freunde, wir wollen danken. Unzählbar iſt die Gemeinde, die das Adventswort ſprach: Geprieſen ſei der, der da kommt im Namen des Herrn. Um uns ihr anzuſchließen, dazu

brauchen wir, da wir noch im Streit ſtehen, Waffen, nicht die Waffen der Lüge und der Bosheit mit ihren giftigen Wunden, ſondern die Waffen des Lichts. Jeſus reicht ſie uns dar. Wir brauchen das feſtliche Kleid, nicht das Kleid des Stolzes und der Üppigkeit, ſondern das reine Gewand, das uns in Gottes Nähe ſtellt. Jeſus reicht es uns dar. Er kommt, um bei uns zu bleiben mit ewiger Treue und unvergänglicher Gnade. Die Gemeinde iſt groß, die ihn preiſt. Wir ſchließen uns ihr an und ſagen mit denen, die im Himmel und auf Erden ſind: Gelobt ſei, der da kommt, gelobt ſei Jeſus Chriſtus, unſer Herr, in Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Weihnacht.

(25. Dez. 1909.)

Tit. 2, 11—14.

Einen Festtag begehen wir heute vor Gott als eine feiernde Gemeinde. Woran freuen wir uns? Meine Seele erhebet den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilands. Wir freuen uns an Gott. Wem danken wir? Ehre sei Gott in der Höhe. Wir danken Gott.

Seht, Ihr habt vor Augen, was die gewaltige Weihnachtspredigt des Paulus uns verkündet. Sie beschreibt es uns als das Werk unseres Herrn und als seine große Gabe, daß er uns dazu bringt, unser gottloses Wesen zu verleugnen und allen weltlichen Lüsten abzusagen und gerecht, züchtig und gottselig zu leben in dieser Welt. Weil uns Jesus das schenkt, darum ist in ihm die heilsame Gnade Gottes für uns alle erschienen und deshalb feiern wir die Weihnacht. Damit unsere Feier Gott wohlgefällig und uns zur Freude sei, muß unser Dank von ganzem Herzen Gott dargebracht werden als ein freiwilliges Opfer ohne Zwang; und damit unsere Feier uns wirklich erfreue, muß unser Dank unerschöpflich sein, nicht allmählich abwelken und verstummen, sondern in uns bleiben mit zunehmender Kraft. Wie steht es, liebe Freunde? Danken wir mit ganzer Seele und freiwilligem Herzen dafür, daß er uns dazu gebracht hat, alles gottlose Wesen zu verleugnen und ihm zu dienen? Und ist dieser Dank wirklich unerschöpflich und für unsere ganze Lebenszeit ausreichend? Wir hören, was uns der Apostel dazu sagt.

1.

Heute danken wir Gott. Sehet, damit haben wir den richtigen Platz gefunden, an den wir vor Gott gehören, und fassen unser Verhältnis zu Gott richtig auf. Das ist mein Platz vor Gott, daß ich ihm danke. Damit sind wir geschieden vom gottlosen Wesen und das ist die Weihnachtsgabe Jesu. Er hat uns dies gebracht und schenkt es uns allen. Gottloses Wesen ist ein undankbares Wesen. Da denkt der Mensch nur an sich selbst und tut, als wäre er allein in der Welt; was ihm in die Hand kommt, rafft er an sich und genießt es; und wenn es ihm übel geht, schilt und murrt er und ist unzufrieden mit aller Welt. Das ist das gottlose Wesen. Aber heute am Christtag sagen wir solchem gottlosen Wesen ab, verleugnen unsere Undankbarkeit und lassen uns von Jesus den Dank schenken, der von Herzen kommt.

Zum gottlosen Wesen gehört auch alle unsere Feindschaft gegen Gott, alle laute oder leise Abneigung, die uns dann ansicht, wenn wir an Gott erinnert werden. Weil wir dergleichen in uns tragen, darum meiden wir ihn, gehen ihm aus dem Weg und grollen ihm heimlich. Daher kommt all der viele Spott über die Religion und Frömmigkeit das ganze Jahr hindurch. Aber heute am Weihnachtstage verleugnen wir all unser gottloses Wesen und sagen allen bitteren, giftigen Gedanken ab, mit denen wir uns gegen Gott aufbäumten. Denn wir empfangen aus der Hand Jesu etwas Besseres. Nun können wir Gott trauen; er macht es uns zur Freude und Ehre, daß wir ihn kennen, zu ihm berufen sind und in seiner Gemeinschaft unser Leben führen Tag um Tag.

Zum gottlosen Wesen gehört auch alle selbstgemachte, eigenwillige Frömmigkeit. Weil es dem Menschen nicht gefällt, wenn er nichts in der Welt sieht als sich selbst, darum gibt es unter uns Menschen viele unechte Religion, viele selbstgemachte Frömmigkeit. Sie meint es manchmal gut und

doch gehört auch das alles zum gottlosen Wesen. Denn wir kehren so das Verhältnis, in das wir vor Gott gesetzt sind, um, wenn wir reden, statt ihn reden zu lassen und zu hören, wenn wir regieren, statt ihn regieren zu lassen und zu gehorchen, wenn wir fabeln und dichten und mit Fabeln und Dichtungen Religion machen, statt daß wir auf sein Werk schauen und an seinem Werk uns das Auge öffnen lassen, wenn wir den Himmel stürmen und mit unsrer religiösen Anstrengung uns zu ihm emporschwingen wollen, statt daß wir wahrnehmen, was er uns geschenkt und für uns geschaffen hat. Alle diese eigenmächtige Religion, die uns unsere Fabelei und unser eigenmächtiger Trotz eingibt, geht in der Nähe Jesu weg. Heute ist Weihnacht, heute sagen wir allem unseren gottlosen Wesen ab. Heute sagen wir: Rede Herr, ich höre; zeige mir deine Werke, ich glaube; gib mir deine Gaben; ich bin ein armes Wesen; hülle meine Dunkelheit ein in dein Licht; dann will ich dich loben in Ewigkeit. Sehet, so haben wir Gottes große Gabe vor Augen an uns selbst und nehmen wahr, wozu Jesus in die Welt gekommen ist und was er aus uns macht. Dazu bringt uns niemand als er, dazu nämlich, daß wir absagen allem gottlosen Wesen und uns freuen in Gott.

Wollen wir schwanken, ob es nicht schöner wäre, ohne Gott zu leben, ob wir nicht doch besser führen mit unserer Unfrömmigkeit als mit dem Herrn Jesus Christ? Heute am Weihnachtstag schwanken wir nicht. Da redet unser Herz eine deutliche Sprache. Heute haben wir den vor Augen, der gottselig war nicht in eigenmächtiger Frömmigkeit, sondern als der Sohn des Vaters im Gehorsam gegen des Vaters Werk, und wenn sich die Sonne zeigt, dann trennt sich die Dunkelheit vom Licht und wir wissen, wohin es unser Auge zieht.

Aber es gehört noch ein zweites Wort zu diesem ersten; es steht bei Paulus in völliger Deutlichkeit. Die beiden Worte gehören zusammen und sind durch eine eiserne Notwendigkeit

aneinandergeheftet, die kein menſchlicher Wille zerbricht. Jeſu Gabe beſteht darin, daß wir verleugnen alles gottloſe Weſen und die weltlichen Lüſte. Jeſus macht uns fromm; denn er macht uns züchtig und gerecht. Wir können nicht dem gottloſen Weſen abſagen, ohne daß Ordnung in unſerm inwendigen Leben geſchaffen wird und die mannigfachen Begierden, die hier brennen, zur Ruhe gelangen und den Zügel bekommen, der ſie dem göttlichen Willen untertan macht, ſo daß das, was in uns nicht gehorchen kann und will, weggetan wird. Wir können auch nicht heraus aus dem gottloſen Weſen kommen, wenn wir nicht in unſerem Verkehr miteinander Ordnung ſchaffen, wenn nicht das wegkommt, was für die andern hart iſt und zum Unrecht gegen ſie wird, weil es ſie verletzt und ſchädigt. Gottſelig leben heißt züchtig leben und heißt gerecht leben. Und das iſt Jeſu Gabe. Das bringt er fertig. So kann er den Menſchen machen, daß er züchtig wird und gerecht, daß die heißen Begierden in ihm verſtummen, daß er keine Luſt mehr daran hat, andere zu verletzen und zu erniedrigen und zu zertreten. Wie macht denn der Herr dies Wunder? Eben dadurch, daß er uns zum Vater ſtellt. Es muß etwas hinein ins Herz, ſonſt geht der Unrat nicht hinaus. Wir müſſen einen höheren, reineren, herrlicheren Willen haben, ſonſt werden wir über die kranke Sucht nicht Meiſter. Ordnung und Friede muß hinein in unſere Gemeinſchaft mit Gott, dann wird auch unſere Gemeinſchaft untereinander rein und der göttlichen Gerechtigkeit untertan. Nicht von außen, nicht durch Kunſt und Zwang macht uns Jeſus züchtig und gerecht, wohl aber dadurch, daß er uns den Vater zeigt, und dadurch bringt er die Ordnung in unſer Herz hinein. Wo er iſt, da entſteht das reine Herz und die gütige Hand.

Wie ſtehts mit unſerem Dank? Kommt er von Herzen? Bringen wir ihm heute mit freiwilliger Seele unſer Lob dafür dar, daß er uns von allem trennt, was zuchtlos iſt, und

von allem, was hart und unrecht ist? Freunde, am Weihnachtstag schwanken wir nicht; heut schmecken wir die reine Freude; an ihr vergeht uns der Durst nach der unreinen Lust. Heute feiern wir ein Fest, das niemand kränkt, niemand schlägt und verletzt, ein Fest ohne Härte und Unrecht. Wir können es in der untern Stadt so fröhlich feiern wie in der oberen, in Deutschland wie in England. Die heilsame Gnade Gottes ist allen erschienen. Wenn eine Partei ihr Fest feiert, dann mag es wohl große Begeisterung geben, aber mit großer Begeisterung leicht auch großes Unrecht geschehen; alle anderen werden zerstampft. Wenn eine Kirche ihr Fest feiert, dann kommt es leicht zu großen, schwungvollen Worten, aber sie rühmen nur die eigenen Leute und die anderen gelten nichts. Heute feiern wir Jesu Fest und feiern ihn deshalb, weil er uns frei von allen weltlichen Begierden und züchtig und gerecht macht, weil er uns zur Freude bringt, die keine dunklen Begierden anfacht, zur Freude, die ohne Härte ist und niemand wehe tut; denn wir preisen Gott.

Vieles wirkt zusammen, damit uns dieser Tag zum Festtag werde, nicht nur das Andenken an Jesus; noch vieles andere ist in unserer Hand, was Gottes gute Gabe ist und uns heute erfreut. Wir haben vielleicht unsere Lieben bei uns, deren Weg sie sonst von uns trennt; die Arbeit hat wieder eine Lücke bekommen und Ruhe und Erholung sind uns gewährt. Der festliche Tisch wird für uns gedeckt und wir halten das fröhliche Mahl. Lauter gute Gaben. Und dennoch, was wäre das alles, wenn wir Gott nicht dafür danken dürften, daß Jesus zu uns gekommen ist! Warum helfen uns alle jene hübschen, herrlichen Sachen noch nichts? Sie schützen uns noch nicht vor gottlosem Wesen und bewahren uns noch nicht vor zuchtloser Freude und ungerechter Feier. Aber jetzt, nachdem zu den anderen guten Gaben Gottes auch noch der Weihnachtssegen gekommen ist, jetzt, wo wir auf Jesus Christus schauen dürfen, jetzt ist die heil-

ſame Gnade Gottes dir erſchienen und gibt dir alles, was du bedarfſt. Nun darfſt und kannſt du fromm ſein; nun darfſt und kannſt du züchtig, nun darfſt und kannſt du gerecht leben in dieſer Welt.

2.

Wie ſteht es aber weiter mit unſrem Dank? Iſt er auch unerſchöpflich? Kann uns Jeſus einen Dank verſchaffen, der nicht mehr endet? Ich möchte den Weihnachtsbaum nicht anzünden, wenn er nur dieſes Jahr brennte und ich ihn nicht in der fröhlichen Gewißheit rüſten dürfte: er brennt übers Jahr ebenſo hell, ja noch heller, heller von Jahr zu Jahr. Wenn wir ſagen müßten: Heute noch feiern wir den Chriſttag; in zehn Jahren, wer weiß, wie es dann ausſieht? vielleicht iſt dann die Chriſtfreude vertrocknet und das Weihnachtsevangelium verſtummt: ein ſolches: Noch, noch feiern wir, verdirbt den ganzen Weihnachtsſegen und löſcht alle Weihnachtslichter aus. Wenn wir an Jeſus nicht einen unerſchöpflichen Dank gewinnen, dann wollen wir die Chriſtfeier abbrechen und nach Hauſe gehen. Aber er ſchenkt uns, daß wir das ungöttliche Weſen verleugnen, nicht das der Heiden und Türken, nicht das der anderen Leute, ſondern mein eignes gottloſes Weſen darf ich verleugnen, die weltlichen Lüſte, die darum weltlich heißen, weil alle Welt und jedermann ſie hat, die darf ich von mir tun. Freunde, da iſt uns etwas geſchenkt, was uns durchs ganze Leben hindurch begleitet; dieſe Gabe Jeſu wird nie aufgezehrt; mit ihr ſind wir nie zu Ende, ſo daß wir ſagen müßten: Jetzt iſt das, was er uns reicht, für uns erſchöpft. Als ich ein Kind war, da freute ich mich am Weihnachtsfeſt wie ein Kind und ſah das gottloſe Weſen da, wo ein Kind es ſieht. Jetzt, wo ich ein Mann bin, erkenne ich die weltliche Luſt und das gottloſe Weſen ſo, wie es der Mann erkennt, und verleugne es ſo, wie der Mann es verleugnen ſoll. So laßt uns heut Gott

preiſen als die, die Männer geworden ſind. Jetzt erſt erkennen wir ganz, wie tief das in unſer Leben eingreift, was uns Jeſus bringt, und nehmen wahr, was zu unſerer gottloſen Art gehört, zu unſeren finſteren Gedanken über Gott, zu unſerer lügenhaften Frömmigkeit; all das macht uns der Herr von Jahr zu Jahr deutlicher und gibt uns immer mehr das klare Auge, ſo daß ſich für uns ſcheidet, was früher verworren ineinander lag. Und mit der zunehmenden Klarheit kommt auch die wachſende Kraft. Wir ſchöpfen aus ſeiner Fülle Erkenntnis um Erkenntnis, Liebe um Liebe, Arbeit um Arbeit, Werk um Werk und brauchen nicht zu ſorgen, daß uns ſeine Gabe je verleide und für uns unnötig werde. Der Riß, der uns vom gottloſen und ungerechten Weſen trennt, kann noch tiefer werden und in der Gemeinſchaft mit Gott, die uns Jeſus verleiht, ſind noch unerkannte Schätze für uns bereit. Wir kommen ja durch ihn nicht bloß zu einer beſondern, vereinzelten Gabe, ſondern zu Gott ſelbſt, zum Glauben an ihn und damit zum ganzen reichen Schatz Gottes. Wir finden bei ihm die heilſame Gnade. Gott gibt nicht nur einzelne, ſtückweiſe Gaben; wo er iſt, da iſt er ganz in ſeiner ganzen göttlichen Vollkommenheit. Darum redet unſer Text auch von der Herrlichkeit des großen Gottes. Da, wo Gott ſich zu uns kehrt, iſt alles bei ihm, ſeine Gnade, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Liebe, ſein Friede, ſein Geiſt, ſeine Herrlichkeit; das alles kommt nun in unſer Leben hinein und ſchenkt ſich uns. Im Kindlein in der Krippe ſehen wir freilich die Herrlichkeit Gottes noch nicht und ſo lange wir im Fleiſch wandeln, wird das Große, was Gott aus uns macht, noch nicht ſichtbar. Wir erhalten aber durch Jeſus eine Hoffnung, den gewiſſen dankbaren Blick in eine helle Zukunft, in eine Zukunft, in der Gottes Herrlichkeit an uns erſcheinen wird. Auch das iſt Jeſu Gabe und Weihnachtsgeſchenk. Durch ihn wiſſen wir, was in unſrer Zukunft liegt, daß wir dort die Herrlichkeit Gottes finden und es erleben werden, wie groß

Gott ist, wie herrlich er sich an uns Menschen bezeugt, wie viel er geben kann, wie gern er hilft und wie herrlich er uns macht. Nun kann uns nie mehr der Gedanke anfechten, daß wir mit unserem Dank zu Ende kämen. Aus Jesu Sendung entsteht nicht eine absterbende und austrocknende Festfeier; denn Gottes heilsame Gnade ist in ihm erschienen, und das ist ein Meer ohne Grund, eine Quelle ohne Ende, so groß wie Gott selbst.

Die Bürgschaft, die uns dessen gewiß macht, ist uns dadurch gegeben, daß die Gemeinschaft, in der Jesus mit Gott und mit uns steht, vollständig ist. Schon in der Krippe wird das sichtbar. Hier wird der Mensch geboren, der aus Gott sein Leben hat. Das ist ganze Gemeinschaft mit Gott, das ganze Eins sein mit ihm. Und wie er mit dem Vater ganz verbunden ist, so hält er auch mit uns die vollkommene Gemeinschaft und gab sich für uns selbst dahin. Seine an seinem Kreuz vollendete Gemeinschaft mit uns verbürgt uns die Ewigkeit. Darum werden wir in ihm von allem gottlosen Wesen frei; einst ganz frei, so daß wir alles, was in uns gottlos war, nicht nur verleugnen, sondern vergessen dürfen. Darum werden wir in ihm auch gerecht und züchtig, einst ganz gerecht, einst vereint zur vollkommenen Gemeinde ohne Risse, ohne Unrecht, ohne Wunden.

Freunde, ist das Weihnachtswort nicht zu groß für uns? Wer sind wir, daß wir Gott danken dürfen? Aber es ist gewißlich wahr und ein teuer wertes Wort, daß die heilsame Gnade Gottes erschienen ist allen Menschen. Darum erhebe meine Seele den Herrn und mein Geist freue sich Gottes meines Heilands. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag nach Neujahr.

(2. Jan. 1910.)

1. Petri 4, 12—19.

Viele Gratulationen haben wir zum neuen Jahre bekommen und anderen dargebracht und die Glückwünſche, mit denen wir das neue Jahr antraten, färben alle unſere Gedanken, die wir ins neue Jahr hinausſenden, und bewegen uns heute auch in unſerem Gebet. Wir erwarten vom neuen Jahr Glück für uns und für alle, die Gott mit uns verbunden hat. Darum ſteht das Wort, das wir heute zuſammen erwägen, weit von unſeren Gedanken ab; es ſtellt ſich wahrſcheinlich in einen harten Gegenſatz gegen unſere feſtliche Neujahrsſtimmung. Petrus führt uns zu den leidenden Gemeinden der erſten Zeit, die den ſchweren Kampf gegen die heidniſche Welt durchzufechten hatten, einen Kampf, bei dem es Tag um Tag galt, alles herzugeben, Glück, Ehre, Leben. Er ſagt ihnen nicht: Gott wird euch bewahren; es wird euch nichts Schweres anfechten. Er gibt ihnen nicht einen Rat, wie ſie dem Leiden ausweichen und es vermeiden können, im Gegenteil wir hören: Das ſoll euch nicht ſeltſam ſcheinen; freuet euch; laſſet euch verläſtern; ſelig ſeid ihr deshalb. Wollen wir heute, wo uns noch die Glückwünſche des Neujahrtages in der Seele klingen, auf dieſes Wort des Apoſtels hören oder wollen wir uns ihm verſchließen? Wie ſteht es denn eigentlich mit unſerem Verlangen nach dem Glück? Jeſus und ſeine Boten ſagen uns alle: Lauft dem Glück nicht nach; das führt euch in die Irre; ihr kommt auf der Jagd nach dem Glück zu Fall. Aber kann man denn von

diesem Verlangen frei werden? Und wie macht es Jesus, daß wir über die Sehnsucht nach dem Glück hinaufkommen?

1.

Lust und Schmerz, Freunde, das sind die mächtigsten Triebfedern, die uns bewegen. Lust und Schmerz suchen uns dann heim, wenn die Dinge in uns hineinwirken und uns innerlich erfassen und bewegen. Dann bricht die Freude in uns hervor und die Seele jauchzt; oder es kommt der Schmerz und wir stöhnen. Und beides, Lust und Leid, sie geben unserer Seele Flügel und bringen sie in eine kräftige Bewegung. Nach der Lust greift sie und eilt zu ihr, vom Schmerz weg flieht sie. Das können wir nicht anders machen. Wenn wir das ändern wollten, würden wir die Natur angreifen, und die Natur zerstören ist ein törichtes Beginnen. Unnatur macht Jesus nicht. Aber wann entsteht die Lust, wann der Schmerz? Wenn die Dinge *mich* anfassen, *meine* Seele ergreifen und bewegen. Sie sind der Eindruck der Welt auf mich, die Einwirkung der Dinge auf mein eigenes Wesen. Aber bin ich denn allein in der Welt? Ist das denn wirklich die einzige Frage oder die erste Frage, die mich beschäftigen soll: wie rühren die Dinge mich an? tun sie mir gut? tun sie mir weh? Wer nach dem Glück jagt, der denkt immer nur an sich selbst und sieht alles von dem Standpunkt aus: wie werde ich von dem berührt, was geschieht? schmeckt es mir? mißfällt es mir? Seht, das ist die große Torheit, die uns auf der Jagd nach dem Glück überfällt: wir tun, als wären wir der Gipfel der Welt, als ob niemand neben uns oder gar über uns stände. Darum wird das für uns zur großen Hauptsache, ob ich mich daran freue oder daran leide, ob es mir recht oder unangenehm ist. Wenn ich das zum Gesetz meines Lebens mache, so tue ich ja, als ob ich der Herr der Welt sei. Seht, daher kommt es, daß wir, wenn wir nach dem Glück laufen, es niemals finden. Gerade dann

kommt es nicht zu uns, wenn wir es eifrig begehren und ihm unser Leben opfern. Die alte Rede ist sehr wahr, daß das Glück eine täuschende Göttin sei, eine Göttin, die Wahn und Trug auf die Menschen lege. Was ist der große Irrtum und der faustdicke Aberglaube, der die Verehrung des Glücks begleitet? Eben der, daß ich mich stelle: auf mich komme es an; ich sei für mich auf der Welt; wie ich die Dinge ansehe und anfasse und wie mich die Dinge anfassen und bewegen, das sei die große Hauptsache. Da wird das Leben leer und wie soll in einem leeren Leben Glück zu Hause sein? Ein einsamer Mensch ist ein armer Mensch. Ich mache mich aber einsam und schließe mich ein in einem von mir selbst bereiteten Gefängnis, wenn ich nichts anderes kenne und begehre als mein eigenes Glück.

Zum Glück gehört die Ehre, und auf sie richten wir unsere Gedanken immer, wenn wir einander gratulieren. Unsere Glückwünsche zum neuen Jahr meinen auch das: wir gönnen dir ein an Ehren reiches Jahr. Unsre Ehre entsteht daraus, wie die andern über uns urteilen, und das wirkt mit unwiderstehlicher Gewalt auf uns alle. Wir können nicht leben, ohne beständig darauf zu achten, wie die anderen über uns denken, ob sie mit uns zufrieden sind oder unzufrieden, uns zustimmen oder uns schelten. Wir fühlen es unwillkürlich, wie die anderen uns einschätzen, ob sie für uns oder gegen uns sind, und das bewegt uns mit großer Kraft. Es liegt uns allen daran, daß die anderen uns loben und schätzen; wo wir dagegen auf Verachtung und Schande stoßen, da zieht sich jeder Mensch zurück. Und doch sagt der Apostel unseren Christen: Ihr werdet geschmäht; fürchtet das nicht und meidet das nicht; selig ist der, der im Namen Jesu verlästert wird. Es ist mit der Ehre wie mit dem Glück. Du brauchst sie und kannst ohne sie nicht leben; aber du sollst ihr nicht nachlaufen. Wer ihr nachläuft, der findet sie nicht. Wenn ich mein ganzes Trachten darauf richte, daß die Menschen mich

rühmen und loben, dann ergreift mich wieder ein Wahn, wieder ein finsterer Gedanke, der alle meine Gedanken dunkel macht. Ich sehe auf die Menschen, was sie meinen, ob sie zustimmen oder nicht zustimmen. Aber gibt es denn bloß Menschen in der Welt? Kennst du niemand als die Leute, mit denen du zusammenlebst? Gibt es nicht noch einen anderen, der über dich urteilt und bei dir ist mit seinem alles sehenden Auge? Und wenn er dich lobt und er mit dir zufrieden ist, sieh, dann bist du gerecht mit einem unzerstörbaren Recht.

Das Dritte, womit Petrus seine Ermahnung schließt, liegt uns zumeist auf der Seele. Leben ist das erste, was wir zum Glück brauchen, und daran denken wir ja auch bei unseren Neujahrswünschen. Wir schicken am Neujahrstage unsere Gedanken gleich wieder hinaus zum Silvester des eben angebrochenen Jahres und hoffen, daß wir ihn noch erleben. Mit mächtigem Drang liegt dieses Verlangen in uns: leben, ja nicht sterben! Was hilft mir alles andre, wenn mir das Leben zerbrach? Das ist wieder durch Gottes Schöpferordnung so und auch Jesus nimmt uns unser Verlangen nach dem Leben nicht; er macht uns nicht lebensmüde, lebenssatt, sterbenslustig. Das wird der Mensch abseits von Gott, in der Einsamkeit seines Eigenwillens, in der Gottverlassenheit. Dann wird ihm so zu Mute, daß er am liebsten sterben möchte. Aus Gottes Hand kommt dagegen das Leben und vollends, wenn er uns zu Jesus beruft, dann erhalten wir Lust und Willen zum Leben. Wenn ich aber wieder keinen anderen Gedanken habe als den, dann wird mein Auge trübe und mein Geist blöde. Was gibt es denn da noch weiter zu bedenken? Übergebt, sagt unser Text, eure Seelen dem treuen Schöpfer. Du bist ja nicht allein in der Welt. Über dir und bei dir steht dein Schöpfer, der dir deine Seele gab. Ihm übergib deine Seele. Dann wird der heiße Wunsch: Leben, ja nicht sterben, stille. Es ist auch hier wieder so, daß wir dann, wenn wir dem Glück nachlaufen, es ver-

ſcheuchen. Wir verderben uns das Leben, wenn das der regierende Gedanke in uns wird: ja nicht ſterben, nur nicht an den Tod denken, nur darauf bedacht ſein, das Leben zu erhalten, zu verlängern, zu ſchützen. Mit dieſer Mühe und Sorge, uns das Leben zu erhalten, geht es uns leer aus der Hand. Dann haben wir nichts darin als die beſtändige Sorge, daß wir auch geſund bleiben und das angefangene Jahr vollenden. Mit der Todesangſt im Herzen kann man nicht leben. Zum Leben iſt nötig, daß ich frei von aller Todesfurcht werde, und dies werde ich dadurch, daß ich den Schöpfer kenne, in deſſen Hand ich meine Seele legen darf.

2.

Nun wollen wir noch ſehen, wie es denn Chriſtus macht, daß wir noch an etwas größeres denken als an unſer Glück. Er nimmt uns heraus aus unſrer Einſamkeit und ſtellt uns zum Vater, nimmt uns in ſeine Gemeinſchaft und bringt uns in ſeine Gemeinde. Jetzt habe ich nicht nur daran den Inhalt meines Lebens, daß mein Glück wachſe, mein Leid verſchwinde, wie mich die Dinge anrühren, ob ſie mir Gutes oder Schweres verſchaffen. Unſer Herr Chriſtus ſagt uns: Du biſt Gottes Eigentum; denn du biſt mein, und du darfſt dein Leben nach meinem Wort und Willen führen, und dadurch befreit er uns von der Beſchäftigung mit unſrem eignen Glück. Nimmt er uns die Freude? O nein! jetzt entſteht eine Freude, die alles andere übertrifft. Unſere Seele iſt ſo beſchaffen, daß ſie ſich an Gott freuen kann. Wir lernen eine ſelige Luſt kennen, wenn die Gewißheit Gottes bei uns einkehrt und unſer Blick in Gottes Willen ruht. Aber es iſt nicht ſo, daß Jeſus bloß die Freude für uns hätte. Ihr habt teil, ſagt unſer Text, am Leiden Jeſu. Unſer Herr Chriſtus muß viel leiden. Das gilt nicht bloß von ſeinem irdiſchen Leben, wo er den Weg zum Kreuz ging als Gottes Lamm. Es wird auch wieder im neuen Jahre ſo ſein an

allen Orten. Was muß er denn leiden? den Widerſpruch der Sünder, meinen und deinen Unglauben, der ihm nicht trauen mag, meinen und deinen Ungehorſam, der ſeine Stimme nicht hören will. Es gibt viel Leiden Jeſu in der Welt. Petrus ſagt: Ihr begehrt an Jeſu guten Gaben teil zu haben und freut euch auf ſeine Herrlichkeit. Aber, wenn wir nach den Gaben Jeſu begehren, dann nehmen wir auch am Leiden Jeſu teil, und dadurch wird ein andres Verlangen in uns wach, als das Begehren nach unſrem eignen Glück, bei dem wir uns fragen: ſchmeckt es mir? mag ich oder mag ich nicht? und wenn es mir wehtut, ſo mag ich nicht. Am Leiden des Chriſtus erhalten wir dadurch einen Anteil, daß wir ihn nicht laſſen, da bleiben, wo er iſt, und den Weg gehen wollen, den er geht. Wer ihn nicht läßt, der ſpürt den Druck der Welt und bekommt teil am Kampf, der jetzt noch immer weiter geht. Aber wir ſagen uns: das gehört mit zum Leiden Chriſti, und weichen ihm nicht aus. Wie ſteht es aber mit den natürlichen Leiden, die uns ſo viel Beſchwerden machen, wenn der Nerv zuckt und das Herz poltert, ſtatt daß es ſeinen Gang ruhig geht, und die vielen andern Dinge uns belaſten, die uns Schmerz und Not bereiten? Das dürfen wir nicht gleich zum Leiden Jeſu rechnen; denn es gehört dem natürlichen Gang des Lebens an. Aber auch dafür hat uns Chriſtus die kräftige Hilfe gebracht, da wir das alles nun in ſeiner Gemeinſchaft tragen. Sie umfaßt alles Leiden, auch die natürlichen Schmerzen, die aus der Zerbrechlichkeit unſeres Körpers entſtehen. Wir wiſſen, daß ihn das nicht von uns trennt, daß er die Macht hat, über alles hinweg, was uns der Körper bereitet, ſeine Gemeinſchaft mit uns zu bewahren und ſeine Gnade auf uns zu legen. Auch dieſe Dinge leiden wir mit ihm in dem Sinn, daß ſie uns nicht von ihm ſcheiden, weil er ſich nicht von uns ſcheidet und ſeine Gnade bei uns bleibt. Jetzt iſt die Frage nach dem Glück mit ihrem verlockenden Zauber von uns weggeſcheucht und wir ſtehen nun auch vor

der Ehre, die uns die Menſchen geben oder nehmen, als die Freien da. Denen, die in den ſchweren Kampf mit der Welt hineingeſtellt ſind und als die Zeugen Jeſu ſeinen Namen zu bekennen haben, ſagt Petrus: Der Geiſt der Herrlichkeit, der Geiſt Gottes ruht auf euch. Da kommt ans Licht, daß es noch eine andere Ehre gibt als die, die uns die Welt verſchafft. Gott zeichnet die Seinen dadurch, daß ſein Geiſt ſie führt. Das iſt ihre Ehre auch dann, wenn die Menſchen ſie ſchelten. Und gerade dann ruht der Geiſt auf ihnen, weil ſich Gott zu dem bekennt, der ihn bekennt, und bei dem ſteht, der den Kampf in ſeinem Namen führt. Wo der Herr Chriſtus iſt, da iſt der Geiſt und er iſt der Geiſt der Herrlichkeit, der Geiſt des großen Gottes, der uns zu ſich in ſeine Herrlichkeit erhebt. So lernen wir, frei von allem menſchlichen Urteil zu werden und den Mut zur Wahrhaftigkeit zu haben gegen allen Brauch der Welt, den Mut zur Gerechtigkeit gegen alles Unrecht der Menſchen, den Mut zur Gewißheit Gottes gegen alle Gottloſigkeit. Daraus entſteht eine reiche Freude, aber nicht eine weichliche Freude, bei der wir uns ſelbſt pflegen, ſondern eine Freude, die uns auch zum Leiden bereit und fähig macht.

Nun wird auch die letzte Frage uns nicht mehr ſtören, die, ob wir ſterben oder leben, ob wir das Jahr beenden werden oder ob es unſren Todestag enthält. Da wir Jeſu Wort empfangen haben, ſo übergeben wir unſere Seele dem getreuen Schöpfer. Habe ich ſelbſt mir mein Leben gegeben? Dann wäre freilich die Gebrechlichkeit meines Lebens mir ein Grund zu großer Angſt. Aber unſer Leben iſt Gottes Gabe. Keiner macht ſich ſelbſt lebendig. Gott iſt der Schöpfer, aus deſſen Hand mein Leben kam; und er iſt der treue Schöpfer, der beginnt und vollendet, zur Zeit die Ewigkeit fügt und die Gnade, die er mir jetzt gegeben hat, vollendet bis zur Herrlichkeit.

Das iſt mehr als die Sucht nach Glück und macht uns

frei zu allem, zur Freude und zum Leid, zum Gehen und zum Bleiben. Das ist Jesu Gabe, eben deshalb weil er uns von uns selbst wegwendet und zu Gott hinwendet. Damit ist uns ein wirkliches Glück geschenkt, gerade dadurch, daß uns das Streben und Verlangen nach dem Glück genommen wird. Wirkliches Glück entsteht aus Gottes Wirken an Gottes Gabe. Es besteht darin, daß wir das werden, was der treue Schöpfer aus uns macht.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Septuagesimä.

(23. Jan. 1910.)

1. Kor. 9, 24—27.

Was will uns Paulus mit diesem Gleichnis sagen, das er vom Wettkampf hergenommen hat? Wir kennen den Wettkampf nicht nur durch die Erzählungen über die alten Griechen; im Gegenteil, er beherrscht heute unser ganzes Leben noch viel mächtiger als damals. Ich brauche es einem Geschäftsmann nicht auseinanderzusetzen, was der Wettbewerb, die Konkurrenz, für die ganze Arbeit unseres Volks bedeutet, der Wettbewerb zwischen den Völkern für das Ganze, der Wettbewerb zwischen den Ständen und den Einzelnen für einen jeden unter uns. Aber auch das geistige Leben, unser inwendiger Besitz und Fortschritt, wird aufs tiefste durch den Wettkampf beeinflußt. Unsere Kinder werden ja gleich schon in der ersten Jugend an ihm beteiligt. Von Examen zu Examen führt sie ihr Weg. Im Wettkampf miteinander erwerben sie ihren geistigen Besitz und das gibt dann jedem im Leben seinen Platz. Wir haben auch gelernt, daß dieselbe Regel, die unser menschliches Leben ordnet, durch die ganze Natur hindurch regiert. Die Bäume im Walde, die Gräser auf den Wiesen ringen im Wettkampf um das Licht und die Nahrung, die sie brauchen, und das kräftigere Gewächs und das stärkere Tier überholt das schwächere.

Die göttliche Regel, die das ganze natürliche Leben ordnet, hört nicht auf einmal auf, wenn wir das innerste Gebiet, das Heiligtum unseres Lebens, betreten. Im Gegenteil, jetzt kommt erst recht ein Wettkampf in Gang, der alles an-

dere überragt, was wir sonst etwa unter diesen Namen stellen, durch den Ernst, den er hat, durch die Anstrengung, die er von uns fordert, aber auch durch den Wert, den er uns verschafft, da ja hier ein Kleinod zu gewinnen ist, das nicht mit dem verglichen werden kann, was wir sonst erwerben. Wir wollen uns dadurch verdeutlichen, was Paulus meint, daß wir neben den Wettkampf das Spiel stellen: wem gleicht unser Christenleben, dem Spiel oder dem Wettkampf? Sodann dadurch, daß wir neben dem Wettkampf den Krieg setzen: wem gleicht unser Christenleben, dem Krieg oder dem Wettkampf? Unser Christenstand ist nicht ein Spiel und nicht bloß ein Krieg, sondern ein Lauf.

1.

Von der Konkurrenz, in die uns die irdische Arbeit hineinstellt, macht uns der Sonntag frei und wir treten in den Frieden Jesu. Wir brauchen Ruhe, wir begehren Ruhe und wir bekommen auch Ruhe. Jesus reicht sie uns dar. Wir brauchen Gewißheit und bekommen sie; wir dürfen glauben. Und die Türen der Gemeinde Jesu sind für alle offen ohne Unterschied. Hier sind wir alle gleich; da gibt es keine Bevorzugten und keine Benachteiligten. Wir stimmen alle Gottes Lob mit einträchtigem Munde an. Hier sind wir im Frieden. Aber wie stimmt es nun dazu, wenn uns heute Paulus sagt: Laufe und zwar so, daß du das Kleinod erfassest? Er verlangt von uns Anstrengung und weist deshalb darauf hin, daß die, die sich zum Wettkampf rüsten, während langer Zeit mit großer Sorgfalt alles meiden, was ihre Kraft schwächt. Er meint, daß auch wir auf alles zu verzichten haben, was uns hindert, und uns anstrengen. Wir freuen uns, daß uns der Herr die Gewißheit schenkt, eine feste Zuversicht ohne Zweifel und ohne Sorge. Kommt aber durch das, was uns Paulus heute sagt, nicht doch eine offene Frage an uns heran? Er sagt ja, er wolle nicht anderen predigen und selbst ver-

werflich ſein. Das Ziel ſteht alſo noch vor ihm und er erwägt, wie er es gewinne. Darum redet er von ſolchen, die das Kleinod nicht erlangen, die den Wettlauf zwar beginnen, aber zurückbleiben. Alſo gibt es doch auch hier wieder Gewinnende und Verlierende, Unterliegende und Siegende. Wie ſteht es? Iſt das ein ſchweres Rätſel, das wir nicht begreifen können, das höchſtens die großen Theologen verſtehen? Nein, Freunde, das müſſen wir alle verſtehen; ſonſt ſchwanken wir immer hin und her zwiſchen der faulen Ruhe und einer angſtvollen, aufgeregten Wirkſamkeit, und beides iſt das Gegenteil zum Laufen nach dem Ziel.

Wie macht es denn der Herr Chriſtus, um uns die Ruhe zu verſchaffen, uns den Krüppeln, uns den Schwachen, uns den Müden? Er vermag dies und hat die Ruhe für uns. Aber wie macht er das? Er zeigt uns Gott. Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von denen mir die Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Jetzt wird die Seele ſtill und die Sorge geht weg und die Angſt fällt ab und die Unruhe muß weichen. Aber gerade dadurch ſind wir mitten drin in unſerem Text. Die Ruhe, die uns Jeſus bereitet, beſteht darin, daß er uns zu Gott hinwendet. Wo Gott iſt, da iſt Kraft und die Kraft zeigt ſich; ſie bewegt uns und ſchafft ihre Wirkungen. Warum tritt der Wettläufer in die Schranken und warum beginnt der Ringer den Ringkampf? Er hat Kraft und die Kraft will ſich zeigen. Die Ruhe, die uns Jeſus beſchert, hat Kraft bei ſich; denn ſie iſt Ruhe in Gott. Jeſus macht uns gewiß; davon darf nichts abgebrochen werden, weil daran unſer Leben hängt. Wer mir die Gewißheit nimmt, der nimmt mir das Leben. Weſſen macht er mich gewiß? Was weiß ich ganz ſicher? Ob Berge weichen, ob Hügel hinfallen, Gottes Gnade bricht nicht. Alles Fleiſch iſt wie Gras und welkt wie die Blume des Graſes, aber das Wort Gottes bleibet in Ewigkeit. Das iſt gewiß. Daß wir

das wiſſen, das iſt unſere Gewißheit. Gottes ſind wir gewiß. Aber jetzt ſind wir ja wieder mitten in unſerem Text, mitten im Lauf nach dem Kleinod. Ich bin Gottes gewiß; mir gab er die Gewißheit ſeiner Gnade; was mache ich nun mit meiner Gewißheit? Halte ich ſie feſt? Brauche ich ſie oder laſſe ich ſie ungebraucht? Allen öffnet ſich die Türe der Gemeinde; allen bietet ſich das Evangelium an, das eine und ſelbe mit dem unerſchöpflichen Schatz der göttlichen Gnade. Soll ich das bloß den anderen ſagen, bloß ihnen ſagen, keine Schuld ſei zu groß für den Herrn, keine Schwachheit für ihn unausſtehlich, kein Menſch für ihn unerträglich? Soll ich das nicht auch mir ſagen? Allen gilt es; da bin ich doch auch dabei, und nun laufe ich nach dem Ziel.

Wenn wir uns weigern wollten, die Regel, die ſich aus dem Wettkampf für uns ergibt, gelten zu laſſen, wenn wir bloß die Ruhe, bloß die Gewißheit haben wollten, dann müßten wir ſagen, der Chriſtenſtand ſei ein Spiel. Das Spiel gleicht ja dem Wettkampf äußerlich, und die Übergänge ſind manchmal fließende. Wo im Geſchäftsleben das ehrliche Geſchäft aufhört und das Spiel angeht, iſt nicht immer einfach zu ſagen, und auch ſonſt können wir in das Spiel viel Tätigkeit, viel Regſamkeit hineinlegen. Man braucht ja bloß den ſpielenden Kindern zuzuſehen; wie friſch regen ſie Arme und Beine. Und wenn die Alten zum Spiel greifen, ſo wird es leicht leidenſchaftlich. Und doch iſt die Grenze zwiſchen dem Spiel und dem Wettkampf deutlich. Im Spiel iſt kein Ernſt, im Wettkampf iſt Ernſt. Im Spiel iſt der Menſch nicht ganz dabei, nicht mit ſeinem ganzen Willen dab Deshalb iſt es gleichgültig, wer beim Spiel gewinnt oder verliert. Darum hören wir auch jederzeit mit dem Spiel auf, wenn es uns nicht mehr gefällt. Soll ich nun aus meinem Chriſtenſtand ein Spiel machen? Soll ich in die Kirche gehen, wie ich ins Theater gehe oder ins Konzert, zum Zeitvertreib? Soll ich das Evangelium leſen, wie ich einen Roman leſe?

Das ist nicht möglich. Warum? Bloß deßhalb, weil Gott zu fürchten ist? Auch deshalb. Gott läßt sich nicht antasten. Wenn wir Menschen gegen Gott streiten, dann zerbrechen wir. Aber es ist nicht so, daß bloß der Furchtbarkeit Gottes wegen das Spiel hier keinen Platz hat. Nein, wegen der Wahrhaftigkeit und Vollkommenheit seiner Gnade kann ich nicht mit ihm spielen, deshalb nicht, weil Gottes Liebe ernst gemeint und Treue ist. Er zieht uns ganz zu ihm; seine Gemeinschaft ergreift alles, was wir sind. Darum können wir nicht heute an ihn denken und morgen wieder nicht, wenns uns nicht mehr gefällt und verleidet. Wer an ihn denkt, der denkt sein Leben lang an ihn. Darum kann ich ihn nicht jetzt loben und morgen auch wieder nicht. Der Vers, mit dem wir unseren Gottesdienst begannen, ist zwar ein bischen grob, aber wahr: O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund. Das sagt jeder, der Gott lobt; denn das Lob Gottes füllt die Seele ganz. Ich kann mich auch nicht heute unter die Leitung des göttlichen Geistes stellen und morgen dem Fleisch nachfolgen und den fleischlichen Trieben die Herrschaft über mich einräumen. Wem Gott die Liebe ins Herz gibt, wem er den guten Willen schenkt, der hat ihn; in dem ist er vorhanden mit lebendiger Kraft. Gottes Gemeinschaft mit uns gibt uns inwendig unsere Art. Was Gott macht, das sind Menschen, die ihm gehören, Menschen, die er regiert, Menschen, die für ihn leben. Und jetzt sind wir nicht mehr beim Spiel, sondern jetzt sind wir beim Lauf, beim Gebrauch unseres ganzen Willens, beim vollen Ernst, der das was Gottes Gnade schenkt, ergreift.

2.

Aber wir wollen auch das zweite nahverwandte Gleichnis neben den Wettkampf stellen. Auch der Krieg und der Wettkampf gleichen sich äußerlich in manchem Stück. Wenn die Ringkämpfer einander anfassen, so sieht es ja so aus, als ob

ſie zanken; und ihr wißt, wie leicht aus dem Wettbewerb, aus der Konkurrenz, der Hader und böſe Streit entſteht mit all den dunklen Dingen, die ihn begleiten, mit dem Neid, der dem andern keinen Vorteil gönnt, und der eigenſüchtigen Schadenfreude, die den Wettbewerb ſo einrichtet, daß der andere zu Grunde gehen muß. Und doch beſteht zwiſchen dem Krieg und dem Wettkampf wieder eine deutliche Grenze. Das trennt ſie, daß im Wettkampf kein boshafter, feindſeliger Wille iſt. Wenn der Ringkämpfer dem anderen den Arm oder das Bein bricht, dann hat er nicht nach der Regel gekämpft und dann iſt der Preis für ihn verloren und der Ausgang ſeines Kampfes iſt Schande, nicht Ehre. Warum? Beim Wettkampf hat der Haß keinen Platz und die Luſt am Zerſtören iſt hier ausgeſchloſſen. Es iſt Ernſt in ihm, aber nicht der Vernichtungstrieb, nicht der Wille, der im Krieg zum Vorſchein kommt, daß man den anderen zu vernichten ſucht. Wenn wir aber in die Schranken treten, in die uns der Ruf Jeſu bringt, dann wird aus dem Wettkampf nie ein Krieg. Weſſen iſt die Kraft, die hier zum Vorſchein kommt? Sie iſt Gottes, und wir haben ſie deshalb, weil ſie Gottes Gabe iſt. Iſt ſie Gottes, ſo iſt ſie heilſam, eine wohltätige Kraft zur Rettung für mich und für alle. Dann tut ſie keinen Schaden und wird nicht zum Krieg. Gottes iſt ſie; damit fällt auch alle Eitelkeit weg, alles Gerühme mit meiner Leiſtung, alle Mißgunſt, die dem andern den Kranz nicht gönnen mag. Da nähme ich ja, was Gottes iſt, in meine eigenen Hände und der Kranz wäre weg.

Es iſt freilich notwendig, daß wir zur Beſchreibung unſeres Lebens auch die Vergleichung mit dem Krieg verwenden, mit demjenigen Kampf, der einen Gegner niederzwingen will. Wir gedenken alle an jene mächtigen Worte des Paulus, mit denen er uns die Waffenrüſtung zeigt, die uns zu Streitern Gottes macht. Denn es gibt Gefahren im menſchlichen Leben, gegen die wir uns zu waffnen haben, und Wider-

facher treten uns entgegen, die wir niederzwingen müſſen. Das hängt am großen Gegenſatz, der durch unſer ganzes Leben geht: hier Wahrheit, dort Lüge; hier Recht, dort Unrecht; hier Gemeinſchaft Gottes, dort Gottloſigkeit. Das fordert von uns die entſchloſſene Entſcheidung, da wir nicht gleichzeitig beides in uns tragen können. Ein ſolcher Kampf wird zur Schlacht, in der wir unſern Gegner überwinden müſſen. Wenn uns aber im Namen Jeſu nur das geſagt werden könnte: es gibt Feinde eures Heils in euch und in der Welt; wehrt euch und ſeid tapfer, ſo daß ihr ihren Angriff zu nichte macht, ſo wäre das Evangelium verkürzt und um ſeinen ſüßen Kern gebracht. Wenn dich die Not jagd, ſo laufe zu Gott; er nimmt jeden, den die Not zu ihm treibt. Wenn dich Gefahren anfechten, dann ſtehe feſt und brauche deine Waffen. Aber das iſt noch nicht der ganze Chriſtenſtand. Dieſer iſt nicht bloß ein Krieg, ſondern ein Lauf. Was gibt es denn hier noch für einen Unterſchied? In den Krieg geht man gezwungen, weil man muß. Da iſt Zwang der Grund unſerer Tapferkeit. In die Schranken tritt man ungezwungen; da iſt Luſt das, was uns treibt. Und wir ſollen Gott von Herzen danken, daß ſeine Gabe ſo herrlich, ſeine Kraft ſo deutlich, ſein Wille ſo ſüß und gut iſt, daß wir mit Luſt ihm dienen. Es gibt eine Wahrheit, die geſagt werden muß, nicht bloß deshalb, weil ſie andere beſtreiten, ſondern weil ſie wahr iſt und uns ins Licht erhebt. Es gibt eine Liebe, die arbeiten muß, nicht bloß weil ſie dem ſündlichen Trieb widerſteht, ſondern weil ſie Gutes ſchafft. Es gibt einen Dienſt Gottes, in den wir unſer Leben mit ganzem Willen ſetzen. Das iſt der Lauf. Zweifellos tritt auch der inwendige Krieg in unſere Erfahrung und er hört nie auf. Wenn unſer Bewußtſein von Angſt und Zweifel zerriſſen wird, dann denken wir an Gott, und wenn uns die böſe Luſt angreift, dann halten wir uns feſt an Gottes Willen. Aber nicht bloß dann, Gottes Kraft, Gottes Gabe verleiht uns mehr. In ihr liegt

der Grund zum ganzen Dienſt, zur frohen Arbeit, zum ſteten Loben. Jetzt ſind wir in den Schranken und laufen in der Bahn.

An ihrem Ende winkt uns das Kleinod. Das iſt natürlich das Beſte am Lauf, auf das unſer Blick gerichtet iſt. Das Kleinod iſt Gottes zukünftige Gabe, die uns unſre Vollendung bereiten wird. Darum liegt es nicht wie etwa bei einem menſchlichen Kampfſpiel hier auf dem Tiſch, ſo daß ich es euch beſchreiben und vorweiſen könnte. Daß es nicht ſo iſt, das iſt ja gerade das Allerſchönſte, das Allerbeſte, an unſrem Chriſtenlauf. Wir laufen nach dem Kranz, den Gott darreicht, nach dem Kleinod, das Gott für uns bereitet hat. Mit dieſem Wort iſt alles geſagt, was wir zu wiſſen brauchen. Gott hält es in ſeiner Hand. Darum laufet, Brüder, und dies ſo, daß ihr es gewinnen mögt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Reminiscere.

(20. Febr. 1910.)

Matth. 26, 1—16.

Wir lesen an den nächsten Sonntagen die Passionsgeschichte miteinander. Das ist die schönste Geschichte, die die Menschheit besitzt. Auch wenn wir alles mit dazunehmen, was unsere Dichter erfunden haben: eine so schöne Geschichte wie die Passionsgeschichte Jesu gibt es nicht mehr in der Welt. Es sieht freilich zunächst seltsam aus, daß daraus, daß ein Mann ans Kreuz gegangen und in Schmerz und Schmach gestorben ist, die schönste Geschichte geworden ist. Wie kam das so? Jesus ist durch das Leiden vollendet worden und das Vollendete ist schön. Ein Zwerg, ein Krüppel, ein unfertiges Bruchstück ist nicht schön. Dann nennen wir den Menschenleib schön, wenn er alle seine Glieder hat, jedes an seinem Ort, jedes in seinem Maß, jedes in sich selbst vollendet und vereint zum Ganzen. So ist auch eine Geschichte dann schön, wenn alles in ihr vollendet ist. Es gibt manche Geschichte, die uns von tiefem Leid erzählt, aber es ist bloß Leid, keine Seligkeit darin, und es gibt andere Geschichten, die uns von Freude und Jubel und Festen erzählen, aber es ist bloß Lustigkeit darin und das ist nicht schön. Es gibt Geschichten, die uns den sieghaften Helden beschreiben, aber der Stolz ist dabei, der Mut ohne die Demut, und es gibt Geschichten, die uns zeigen, wie ein Mensch unter einer schweren Last zusammenbricht und sich still und gelassen beugt, aber es ist bloß die Schwachheit dabei, die Beugung ohne den Überwindermut. Es gibt Geschichten, die uns die Ge-

rechtigkeit beſchreiben, die ſich der Sünde unbeugſam widerſetzt und die Bosheit richtet, aber es iſt keine Gnade dabei, und es gibt Geſchichten, die uns die Liebe in ihrer Süßigkeit und ihrer Aufopferung darſtellen, aber es iſt keine Gerechtigkeit dabei. Im Leiden Jeſu iſt alles drin und alles vollendet, das tiefe Weh und die höchſte Seligkeit, der Heldenmut des Überwinders und die ſchweigende Entſagung deſſen, der ſich töten läßt, die Gerechtigkeit, die mit Gottes Gericht ganz eins iſt, und die Gnade, die ſich ganz eins mit dem Schuldigen macht. Eben deshalb iſt die Paſſionsgeſchichte wahr, ganz wahr; ſonſt wäre ſie auch nicht ſchön. Zur Schönheit braucht es die Wahrheit und das Vollendete iſt wahr.

Was ſollen nun wir zur Paſſionsgeſchichte noch hinzutun? Wollen wir über ſie eine Betrachtung anſtellen? Unſere Betrachtungen ſind blöde neben dem, was durch Jeſus vollbracht worden iſt. Heute heißt es für uns alle: Macht die Ohren auf, daß ihr hört, die Augen auf, damit ihr ſeht, was hier geſchehen iſt. Heute predigt die Geſchichte und das iſt eine andere Art von Predigt, als wenn wir Betrachtungen anſtellen. Durch die Geſchichte predigt Gott.

Maria kommt zu Jeſus und ſalbt ihn. Seht, das iſt die vollendete, die ganze Liebe. Sie hat nicht gerechnet, hat keinen Vorteil dabei für ſich geſucht. Sie will nur eins: Jeſus ehren, ihn mit dem ehren, was ſie hat. Maria iſt ganz für Jeſus gewonnen. Da bleibt kein Grund zum Zweifel und zur Sorge mehr zurück. Wenn er winkt, dann gehorcht ſie; wenn er redet, dann hört ſie; wenn er ihr ſeine Verheißung gibt, dann glaubt ſie. Sie iſt Jeſu Eigentum. Darum konnte er mit ihr von ſeinem Leiden ſprechen und ihr ſagen: Was du gemacht haſt, das gleicht dem, was man dem Leichnam tut, wenn man ihn zur letzten Ruheſtatt rüſtet. Sie geht deshalb nicht weg und ſagt nicht: Ich habe es anders gemeint und es mir nicht ſo gedacht; ich will dich behalten. Das wäre die unreine Liebe. Maria aber bleibt

beim Herrn, auch wenn er das Kreuz anfaßt. Darum konnte er ihr ſagen: Deine Tat wird in der ganzen Welt verkündigt werden, und ſie wird nicht eitel. Mit dieſem Wort hat ihr der Herr Großes zugetraut. Aber wie ſollte ſie auch eitel werden? Sie hat ihm ja bloß gedankt, gedankt für die unermeßliche Gabe, die er ihr gab. Sie denkt ſo, wie die Liebe immer denkt, wie jener Knecht, der alles getan hatte, was er ſchuldig war, und nun ſagte: Ich bin ein unnützer Knecht; nicht einmal die Riemen ſeines Schuhs kann ich ihm aufbinden.

Wir ſind halbe Leute und ſtecken im Stückwerk drin. Wir ſind ein wenig von der Liebe Gottes bewegt und auch noch recht brav mit unſerer Eigenſucht beſchäftigt. Es tut uns gut, zu ſehen, wie Jeſus die ganze Liebe ſchafft und Maria ganz für ſich gewonnen hat. Wie hat er das gemacht? wie das zuſtande gebracht, daß das Vollendete durch ſein Leiden entſtand? Maria beſitzt es ja nicht ſchon von Natur, ſondern ſie hat in der Küche hantiert und gewaſchen und ihre Kindlein gepflegt wie jede andere Frau. Wie lernt ſie die vollkommene Liebe? Gottes Wort hat ſie von Jeſus empfangen; Gottes Gnade hat er ihr gebracht. Jetzt entſteht das Vollendete, das Fertige, das Unzerſtörbare und Ewige. Über dem Menſchen erſcheint Gott in ſeiner Herrlichkeit. Jetzt wird die Geſchichte ſchön. Auch uns ſagt Jeſus dasſelbe göttliche Wort und bringt auch uns dieſelbe göttliche Gnade. Er kann deshalb auch uns die ganze Liebe geben, die ihn wirklich ehrt und ihm von Herzen dankt.

Gegen Maria erhebt Judas die Einrede. Jeſus hat Maria ganz gewonnen und Judas ganz verloren. Auch hier kommt etwas Vollendetes ans Licht, etwas Fertiges, was reif geworden iſt, die fertige, vollendete Sünde. Maria hat die ganze Liebe, Judas den ganzen Grimm und Groll. Jeſus hat ihm nicht getan, was er wollte; denn er wollte Glück und Geld und Größe. Und wie leicht konnte Jeſus es ihm nach der Meinung des Judas geben! Wenn Maria ihm ihre

Salbe ſchenkt, ſie brächte ihm ihre ganze Kaſſe, wenn ers nur wünſchte. Aber Jeſus bleibt von jedem ſelbſtſüchtigen Begehren frei und führt auch ſeine Jünger in den reinen Sinn hinein. Da wird Judas zornig und die Wolluſt der Rache erſcheint ihm als ſüß. Jeſus hat ihm nicht ſeinen Willen getan; nun ſoll er ſehen, daß Judas an ihm ſeinen Willen tut, und der Verräter iſt da. Wie kommt es zur ganzen Sünde? Wieder dadurch, daß Jeſus uns den Blick auf Gott gibt. Der Apoſtel wird zum Verräter. Von Gott hat Judas Glück und Größe begehrt; um des Himmelreichs willen ſtand er bei Jeſus. Deshalb zog er am nächſten Morgen mit ihm nach Jeruſalem; deshalb rief auch er: Gelobt ſei, der da kommt. Sicher hat er lauter geſchrieen als alle anderen. Jetzt ging nach ſeiner Meinung Jeſus den rechten Weg; wenn er es nur von Anfang an ſo gemacht hätte! Judas wollte ja durch Gott den Willen ſeines Fleiſches erfüllen und mit Gottes Gaben ſich beglücken. Er hat dann bald geſehen, daß Jeſus ſich nicht änderte, ſondern auf dem Kreuzesweg geblieben iſt. Nun geht er zum Hohenprieſter; denn dieſen Gott und dieſen Chriſtus will er nicht. Gottes Wort wurde ihm geſagt, er ſtieß es weg; Gottes Gnade war ihm gegeben, er fand ſie nicht begehrenswert. Nun iſt die Sünde reif und der vollendete Haß entſteht. Wollen wir die Augen wegwenden? Wir ſtehen in den Anfängen der Sünde, kennen alle auch das Sträuben gegen Gottes Wort und die Auflehnung gegen ſeinen heiligen Willen. Wir wiſſen auch, was heiße Triebe ſind, wie begehrlich wir nach dem verlangen, was Gottes guter Wille uns verſagt. Wir wollen vor Jeſu Kreuz uns deutlich machen: Aller Bosheit gehört ein ganzes Nein. Auch die Sünde kann zur Reife kommen. Darum wenden wir uns von ihren Anfängen weg und wollen ſie nicht behalten, ſondern laſſen uns vom Herrn die Freiheit ſchenken, durch die wir unſrem ſündlichen Begehren widerſtehen.

Maria kam und ſalbte Jeſus; das hat ihn erquickt und

erfreut. Wir haben die Seligkeit vor Augen, die Jesus auf dem Kreuzesweg besaß. Judas geht zum Priester und verkauft ihn; das ist das Weh, das stechende, brennende Weh im Ausgang Jesu. Er hat sich für beides offen gemacht, beides in sich getragen mit wachem Herzen, den Dank für die, die ihm der Vater gab, für die er seine Seele als das Lösegeld dargeben kann, wodurch sie für ihn gewonnen sind, und das schmerzende, brennende Leid um die, die er nicht retten kann. Das ist schön; denn es ist wahr. Seht, welch ein Mensch!

Wie kann Jesus auf dem Kreuzesweg die Seligkeit und das Leiden miteinander haben? Es ist immer derselbe klare Tatbestand, vor den uns Jesu Werk stellt. Er hat seinen Ort bei Gott; die Wurzeln seines Lebens gehen hinein in Gottes Liebe. Darum trägt er sein Kreuz getrost. Der Vater gibt es ihm, und was der Vater ihm gibt, das ist eine gute Gabe. Er darf den Vater ehren, ihm gehorchen, ihn preisen, indem er das Kreuz trägt. Gott dient man mit frohem Herzen. Er bekommt auch gute Gaben Gottes, die ihn in den dunklen Tagen stärken. Maria kommt und zeigt ihm ihr Liebe und die, die seinen Namen laut preisen, so daß Israel es hört, daß sein König kommt, fehlen ihm nicht. Aber eben deshalb, weil er in Gott die Wurzeln seines Lebens hat, ist er auch offen für das Weh und geht dem Schmerz nicht aus dem Weg. Wenn Judas sich gegen Gott empört und mit ihm hadert, wenn der Apostel zum Verräter wird, das ist Leid und Jesus hat es als Schmerz getragen und nicht gesagt: Es ist nun einmal so; laßt ihn fahren. Er würde nicht in Gott sein Leben führen, könnte er nicht leiden mit wacher, nüchterner Aufrichtigkeit. Wie gut tut uns die Passionsgeschichte! Wir schwanken hin und her, sind bald in der Lustigkeit wie in einem Rausch und bald im Leiden, ganz versunken, ganz umnachtet ohne ein Tröpfchen Seligkeit. Jesus kann uns zeigen, wo die Freude ist, die der Schmerz nicht tötet, und er macht uns auch tüchtig, das Leiden so in

uns zu tragen, daß es unsere Seligkeit nicht verwüstet und zerstört. Denn er senkt auch die Wurzel unseres Lebens hinein in Gott.

Ganz still bleibt Jesus bei dem schweren Schmerz, den ihm der Verräter bringt. Er tat seinen Mund nicht auf; kein Wort der Klage, keine Scheltrede kommt über seine Lippen, auch nicht gegen Gott, so daß er fragte: Warum werde ich verkauft für dreißig Silberlinge? Warum muß es mein Jünger sein? Er kann stille sein, eins mit Gottes Recht, eins mit Gottes Weg, ganz stille. Wenn wir doch auch still würden, ganz stille vor Gott, und alles Geplauder unserer Seele, alle Entschuldigungen: „Ich habe es doch nicht so schlimm gemeint; der und der hat mehr Schuld; so und so ist es gegangen", all das würde stumm! Wir müssen vor Gott stille werden, je rascher, desto besser; je vollständiger es geschieht, desto heilsamer ist es. Damit wir Gott recht geben, und Gottes Gerechtigkeit gelten lassen, dann, wenn sie uns das zeigt, was an uns verwerflich ist, und uns enthüllt, was unsere Schuld ausmacht, laßt uns an den stillen Jesus denken; dann werden auch wir still vor Gott.

Am nächsten Tage zog Jesus nach Jerusalem und die Jünger begannen das Loblied, das seinen Königsnamen verkündet hat. Jetzt redet er. Wie er schweigen kann, so kann er auch sprechen, so deutlich, so laut, daß ganz Jerusalem es hört und daß sein Zeugnis durch die Erde schallt: Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn. Nun ist es gesagt, wozu der Vater ihn sendete, laut, kräftig, gültig für immer. Wir haben scheinbar wieder einen Gegensatz vor uns: dort ist Jesus still und schweigt; hier dagegen öffnet er seinen Mund und wird zum Zeugen, der sein Recht verkündet, seine Sendung preist und seinen Namen offenbart. Aber eben dadurch kommt das Vollendete zustande, nicht ein Stückwerk, sondern das Ganze, nicht nur der Anfang, sondern der Schluß. Jesus schweigt und macht sich ganz eins mit Gottes Recht;

Jesus redet und macht sich ganz eins mit Gottes Gnade und verkündet sie auch auf dem Weg zum Kreuz, predigt Gottes Herrschaft und preist Gottes Herrlichkeit, die er durch ihn offenbart. Die alte Gemeinde geht dahin. Die Priester, die die dreißig Silberlinge zahlten, sind keine Priester mehr. Ihr Amt ist aus, ihr Tempel leer. Aber er bricht die alte Gemeinde nicht ab, ohne daß er die neue baut. Der alte Priester geht, der neue Priester ist da. Das alte Opfer endet, das neue wird vollbracht. Die Zeit der alten Gemeinde ist vorbei, nun entsteht die neue Gemeinde, die er mit seinem Blut heiligt und zu seinem Eigentum erkauft, die Gemeinde, die nun in sein Hosianna einstimmt, sich zu seinem königlichen Namen bekennt und in ihm die göttliche Gnade sieht. Jesus schweigt; denn der Sünde gehört kein Lob, keine Entschuldigung, sondern die ganze Verurteilung. Jesus redet; denn uns Menschen bringt er die ganze Gnade. Wenn wir das nicht wahrnähmen, so bliebe uns das Beste und Größte in der Passionsgeschichte verhüllt. Und wie heilsam ist sie gerade deshalb für uns, weil sie beides in sich schließt, die uns richtende Wahrheit und die uns versöhnende Gnade. Wir sind im Stückwerk befangen, auch wenn wir glauben und unsre Bitte und Zuversicht zu Gott hinwenden. Wir stellen ein bischen Glauben und ein bischen Selbstvertrauen nebeneinander, ein bischen Dank für Gottes Vergebung und ein reichliches Stück Wohlgefallen an unsrer sündlichen Art, ein bischen Zuversicht zum Reichtum der göttlichen Gabe und recht viel Unzufriedenheit mit Gott. Wir lernen am Kreuz Jesu, daß unsre Sünde ganz gerichtet ist; wir lernen aber weiter, daß wir ganz begnadigt sind, ganz erkauft. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Judica.

(13. März 1910.)

Matth. 26, 69—75.

Sonntag Judica.

(13. März 1910.)

Matth. 26, 69—75.

Im Verkehr mit Jesus wurden die Jünger aufrichtig und völlig der Wahrheit untertan. An der Verleugnung des Petrus sieht man dies besonders deutlich. Daß Petrus seine Gemeinschaft mit Jesus in jener Nacht verbergen wollte und, als ihm dies nicht gelang, sie bestritt und ableugnete, das machte ihm Jesus zur Schuld und Petrus stimmt ihm inwendig in seinem Gewissen zu und heißt seine Verleugnung eine Sünde, über die er bitterlich weint. War denn Petrus jener Magd und jenen Knechten Auskunft schuldig? Vorwitzig und zudringlich stürmen ihre Fragen auf ihn ein, um ihn zu verhöhnen. Braucht sich Petrus höhnen zu lassen? In jener Nacht litt Petrus und, wenn Schmerzen in der Seele nagen und bohren, sind uns rohe, unbarmherzige Zuschauer unerwünscht. Braucht denn Petrus seinen Schmerz ihnen sichtbar zu machen, damit sie über ihn lachen? In jener Nacht war Petrus erschüttert und ratlos, weil das Kreuz Jesu noch als ein schweres Geheimnis vor ihm stand. Muß er auch jetzt bekennen, wo er selbst noch nicht weiß, was er sagen soll, wie Jesus seine Verheißung erfüllen und seine Herrschaft aufrichten wird? Er hat die Waffen noch nicht, mit denen er die Einreden der andern überwinden könnte. Wer geht in den Kampf, wenn er keine Waffen hat? Dennoch auch für Petrus in der Leidensnacht gilt die Wahrheitsregel unbedingt, und weil er verleugnet hat, hat er Grund zu bitteren Tränen. In der Kirche stimmen wir diesem Urteil bei,

dann, wenn wir unter dem Einfluß Jesu stehen und sein Wort unsre Gedanken regiert. Aber wie steht es, wenn wir außerhalb der Kirche sind? Es ist ein Merkmal der Gemeinde Jesu, daß sie nicht lügen kann, sondern völlig an die Wahrheitsregel gebunden ist. Wer aus Gott geboren ist, der kann nicht sündigen; das bedeutet an erster Stelle: er kann nicht lügen und nicht verleugnen; dazu ist er nicht imstand. Aber das ist ein Merkmal der Gemeinde Jesu, seine Gabe und sein Werk in uns, und da sich heute Christ und Nichtchrist, die Gemeinde Jesu und die, die andere Wege gehen, klar und scharf sondern, so besteht auch an dieser Stelle ein tiefer Gegensatz zwischen uns. Auch der entgegengesetzte Standpunkt wird laut und zuversichtlich unter uns vertreten, wobei man sagt: Was macht ihr doch aus der Verleugnung des Petrus für eine Geschichte! das ist das gute Recht eines jeden, daß er sagen kann, was ihm gefällt; man kommt mit der Wahrhaftigkeit, die nicht lügen kann, im Leben nicht durch; das gibt nur Nachteile, Schwierigkeiten und Verluste; freilich hat es Petrus ungeschickt gemacht; ungeschickt war aber nur das, daß er hinauslief und bitterlich weinte; so soll man freilich nicht lügen, daß man dabei stecken bleibt und sich dann reuige Vorwürfe macht; wer noch rot wird beim Lügen, der kann es noch nicht; wer es aber geschickt anfängt, der kann sich daran freuen, weil er der Stärkere ist, der die überwand, die er täuscht. Das ist der andere Weg, nicht der Weg Jesu. Jesus macht uns der Wahrheit untertan und daraus entsteht die Pflicht zum Bekenntnis in der doppelten Richtung, Bekenntnis des Glaubens, Bekenntnis der Schuld, beides ohne Beschränkungen. Was ist damit von uns verlangt?

1.

Geht die Wahrheit weg, dann geht die Gemeinschaft zwischen uns weg. Wenn wir uns verstellen und einen falschen Schein um uns legen, so heben wir die Gemeinschaft

zwiſchen uns auf. Wir ſind nur ſo weit miteinander verbunden, als zwiſchen uns Wahrheit beſteht. Sogar in der engſten Gemeinſchaft, in der Ehe, leben die Beiden getrennt von einander, wenn ſie unaufrichtig ſind und ſich gegeneinander verſtellen. Wahrheit und Liebe ſind beiſammen. Weil Jeſus die Liebe wollte, darum hat er die Wahrheit gewollt, und weil er uns die Liebe gegeben hat, darum hat er uns die Wahrheit gegeben. Weil er uns mit ihm und mit einander vereint, deshalb iſt das Bekenntnis das Merkmal der Chriſtenheit. Eben deshalb ſtehen wir in der Wahrheitsfrage feſt und wiſſen wir, was wir wollen. Wir wollen die Gemeinſchaft, nicht den Streit, die Liebe, nicht den Haß. Wer das will, der will auch die Wahrhaftigkeit.

Hier ſetzen nun freilich die Einreden ein, die uns davon abraten, bei der Regel Jeſu zu bleiben und in allem der Wahrheit untertan zu ſein. Gibt es denn, ſagen ſie, Gemeinſchaft zwiſchen den Menſchen? Iſt nicht Krieg und Kampf zwiſchen uns? Deshalb, weil wir alle miteinander verfeindet ſind und in einem beſtändigen Gegenſatz gegeneinander arbeiten, iſt uns die Lüge unentbehrlich, ſo unentbehrlich wie der Katze die Krallen oder der Schlange das Gift. Für den Krieg brauchen wir Waffen und zu den Waffen, durch die wir uns ſelber beſchirmen und die andern beſiegen, gehören auch die Liſt, die Verſtellung, die Täuſchungen. In der Tat entſtehen durch alle Störungen der Gemeinſchaft ſofort auch Schwierigkeiten in der Ausübung der Bekenntnispflicht. Manchen von uns wird die Frage ſchon hart bedrängt haben: wie weit erſtreckt ſich jetzt in deiner Lage die Verpflichtung zur Wahrhaftigkeit? wie weit darfſt du einen Tatbeſtand verhüllen, ohne daß du unaufrichtig wirſt? Solche Nöte entſtehen immer dann, wenn die Gemeinſchaft zerſtört iſt und irgendwie Zwietracht und Hader entzündet ſind. Das bringt uns immer die Not ins Leben; denn dadurch endet der Glaube, endet das Vertrauen, endet auch die Bekenntnispflicht. Wo

die Gemeinſchaft aufhört, hört auch das Recht des anderen auf, daß ich ihm die Wahrheit ſage, und hört mein eigenes Recht auf, ihm die Wahrheit zu geben. Denn ich ſoll nicht meinerſeits ſeine Bosheit ſtärken und ihn dadurch in ſeinem ſündlichen Willen unterſtützen, daß ich ihm die Wahrheit zeige, die er doch nur ſeiner Bosheit dienſtbar machen wird. Spione führen wir nicht in unſrer Feſtung herum. Dieſe Regel gilt für alle unſre Beziehungen, ſeien ſie wichtig oder klein.

Damit kommen wir aber nicht zum Lügen, nicht zum Verleugnen. Was hat denn Jeſus in jener Nacht getan, bei der ſich Petrus durch ſein Verleugnen half? Seine Lage war noch unvergleichlich ſchwerer und peinlicher als die ſeines Jüngers. Er hilft ſich aber nicht durch Verleugnen; er hat freilich damals ebenſowenig gepredigt, gelehrt und ſeine Richter zu überzeugen verſucht; denn die Gemeinſchaft zwiſchen ihnen war zerſtört und es gab für ihn keinen Weg zu ihrem Ohr und Herzen mehr. Was tat er nun? Er ſchwieg. Iſt die Gemeinſchaft weg, ſo verſtummt das Wort und das Schweigen wird nun unſer Beruf. Unſre Bekenntnispflicht bedeutet nicht, daß wir immer und überall reden müſſen, immer und überall reden dürfen, weder von unſren eigenen Erlebniſſen und Anliegen noch auch von der großen Wahrheit, die über allem ſteht, was wir ſind, von Gottes Namen und Werk, von Jeſu Gnade und Herrlichkeit. Iſt es das Merkmal der Chriſtenheit, daß ſie nicht lügen kann, ſo iſt es ebenſowohl ihr Merkmal, daß ſie ſchweigen kann, und wer nicht ſtill ſein kann, iſt der Wahrheit nicht untertan. Nicht deshalb ſchweigen wir, weil wir die Bekenntnispflicht durchbrechen und uns von der Gebundenheit an die Wahrheit befreien wollten, ſondern deshalb, weil wir an ſie gebunden ſind. Sonſt ſtellten wir uns ja, als beſtehe Gemeinſchaft zwiſchen uns, während uns in Wahrheit Feindſchaft entzweit, als ſeien wir im Frieden mit einander verbunden, während jeder dem andern zu ſchaden ſucht, als ſei ein hörendes Ohr für unſer Wort vorhanden,

während das Ohr der andern für uns verſchloſſen iſt. Wer immer und überall redet, umgibt ſich mit Selbſttäuſchungen und baut ſein Verhalten auf Fiktionen auf, auf einen falſchen Schein. Das iſt aber nicht mehr der Wandel im Licht, der in allem der Wahrheit gehorſam iſt.

Allein niemals iſt einzig das Schweigen unſer Beruf. Iſt denn nur Krieg, nur Hader, nur Feindſchaft in unſrem Leben? Sind wir denn auch mit Gott im Streit? Kämpfen wir auch gegen ihn? Sind wir auch von Jeſus getrennt und mit ihm entzweit? Die Gemeinde Jeſu hat Gemeinſchaft; denn ſie hat ſie mit Gott, hat ſie mit ihrem Herrn, der ſie zu ihm berufen und ganz zu ihm gezogen hat, und darum haben wir ſie auch miteinander. Deshalb iſt die Wahrheit unſre Regel und das Bekenntnis unſre Pflicht. Inwendig hat uns Jeſus an ſich gebunden, nicht nur durch eine äußerliche Untertänigkeit, ſondern dadurch, daß er uns durch Glauben mit ſich vereint, und er tut dies vollſtändig, ſo daß ſeine Gemeinſchaft mit uns unſer ganzes Leben umfaßt. Deshalb läßt auch unſre Bekenntnispflicht keine Ausnahmen zu und gilt für Petrus auch dann, wenn er bei den Knechten der Prieſter im Hof des Kajaphas ſteht. Hat er es denn hier nur mit den Mägden und Knechten zu tun? Sie ſind freilich bereit, Petrus zu verhöhnen. Aber deshalb darf Petrus nicht vergeſſen, wem er gehört. Daß ihn Jeſus in ſeine Gemeinſchaft aufgenommen und ihm ſeine Berufung gegeben hat, das kann er nicht verbergen, nicht ableugnen, ohne daß er gegen Jeſus untreu wird. Den Mägden und Knechten war er freilich in jener Stunde nichts ſchuldig, aber Jeſus war er auch damals die Treue ſchuldig, die keine Verleugnung zuläßt. Das iſt deshalb ſo, weil Petrus im Verkehr mit Jeſus den Glauben empfangen hat und der Glaube uns inwendig und darum ganz mit ihm vereint. Es kommt durch unſre Geſchichte nochmals zur kräftigen Bezeugung, was uns Jeſu ganze Arbeit zeigt, daß er die Menſchen nicht durch

äußerliche Mittel an ſich zog, ſondern alles darauf ſtellte, daß ſie ihm ihren Glauben geben und dadurch ihm gehören. Deshalb iſt es ein Hauptſtück in Jeſu Leiden, daß ſein Jünger ihn verleugnet hat. Dadurch warf er in jener Stunde den Glauben weg und dadurch ſchien Jeſu Werk ganz zerſtört zu ſein. Nun ſtand er völlig einſam da und war, ſoweit die Menſchen über ihn zu verfügen vermochten, um jeden Erfolg ſeiner Arbeit gebracht. Er hatte niemand mehr für ſich als Gott allein. Er hat aber für Petrus gebetet, daß ſein Glaube nicht aufhöre, und darum blieb er trotz der Verleugnung ſein Eigentum. Wo aber der Glaube iſt, da iſt auch das Bekenntnis und der Spruch tritt in Kraft: Ich glaube, darum rede ich. Denn der Glaube läßt unſre Gedanken und Worte nicht von Jeſus wegſchweifen, ſondern wendet uns inwendig zu ihm hin und macht uns ſeiner Gnade und Herrlichkeit gewiß und das wird ſichtbar auch in unſrem Wort.

Wie unſre Gemeinſchaft mit Jeſus ſich inwendig herſtellt und deshalb vollſtändig iſt und ſich nicht verſtecken und zeitweilig verbergen läßt, ſo iſt ſie auch deshalb etwas Vollkommenes, weil ſie alles umfaßt, was zu unſrem Leben gehört. Es führt uns nicht ein einzelner, beſonderer Wunſch zu ihm, nicht dieſes oder jenes Anliegen oder Intereſſe, ſei es groß oder klein. An ſeiner Gemeinſchaft liegt für uns alles; denn er beruft uns zu Gott, ſtellt uns in ſeine Gnade und gibt uns den Anteil an ſeinem ewigen Reich. Darum entſteht unſere Bekenntnispflicht auch nicht nur durch beſondere Veranlaſſungen, etwa nur im Gottesdienſt; ſie begleitet uns durch unſer ganzes Leben, in der Kirche wie in der Schule, im ſtaatlichen Leben wie in der Kaſerne, ebenſo im ſtillen Kämmerlein. Immer ſind wir die Seinen, immer von ſeiner Gnade getragen, immer durch ſein Wort geleitet, darum auch immer berufen, uns zu ihm zu bekennen; denn wir verdanken ihm alles, was wir ſind. Er führt uns aber zu

einander und macht eine Gemeinde aus uns. Indem er uns Gottes Frieden bringt, verscheucht er zwischen uns den Hader und Krieg und zeigt uns den Weg des Friedens. Deshalb bekommt nun auch in unsrem Verkehr miteinander die Wahrhaftigkeit ihren sicheren Platz. Wir brauchen uns nicht mehr vor einander zu fürchten, vor einander zu verbergen und zu hüten, wenn Jesu Wort bei uns ist. Nun können wir vielmehr mit einander aufrichtig umgehen, müssen nicht nur schweigen, haben noch weniger Anlaß zu lügen oder mit leeren Worten einen falschen Schein der Gemeinschaft herzustellen, sondern sind in treuem Wohlwollen mit einander verbunden und darum gegen einander wahr. Wir wandeln an Jesu Hand im Licht.

2.

Dazu gehört aber auch das Bekenntnis unsrer Schuld, wie unsre Geschichte uns dies zeigt. Sie enthält die mächtigste Beichte, die je im Verlauf der menschlichen Geschichte abgelegt worden ist. Petrus hat seine Verleugnung nicht verschwiegen, nicht bedeckt und in die Vergessenheit gebracht, sondern bekannt. Er war der erste der Apostel und die ganze Christenheit sah mit Verehrung auf ihn, da sie ja von ihm das Evangelium erhalten hatte. Dennoch ist in der Christenheit der Ausgang Jesu nie erzählt worden, ohne daß zugleich berichtet wurde: Petrus verleugnete ihn, und so halten wir es in der Kirche für und für und versammeln uns nicht zum Gedächtnis des Todes Jesu, ohne daß wir zugleich daran denken, daß in seiner letzten Nacht sein Jünger nicht gewagt hat, zu sagen, er gehöre ihm. Warum hat Petrus bitterlich geweint, warum seine Sünde durch ein bleibendes Bekenntnis für immer offenbar gemacht? Etwa deshalb, weil sie ihm nicht vergeben wäre? Jesus hat sie ihm vergeben, schon ehe er fiel, schon dadurch, daß er mit ihm über seine Verleugnung sprach. Er enthüllte ihm seinen Fall, ehe er geschah, nicht weil er ihn von sich trennen wollte, nicht um ihn von seiner

Gemeinſchaft auszuſchließen, ſondern um ihn bei ſich zu erhalten. So war ihm ſeine Sünde vergeben, ſchon ehe ſie geſchehen war, und Petrus wußte das, auch als er bitterlich weinte, und ſah es neu am Blick Jeſu, mit dem er nach ihm ſah, und erlebte es vollends, als der Herr in der Herrlichkeit ſeiner Auferſtehung vor ihn trat. Eben deshalb, weil ihm Jeſus die Vergebung gewährt hat, bekannte er ſeine Schuld.

So verhält es ſich auch mit unſrer Pflicht zum Geſtändnis unſrer Sünden. Sie liegt nicht deshalb auf uns, weil uns Gott nicht verzeiht, ſondern deshalb, weil wir für alle unſre Sünden ſeine Verzeihung haben, da er Chriſtus für uns zum Verſöhner macht. Nicht die Angſt tut uns den Mund auf, als ob wir durch unſer Bekenntnis die Schuld büßen könnten oder wollten. Die Angſt macht nie wahrhaftig, ſondern ſucht immer Ausflüchte und Entſchuldigungen; deshalb ſind die aus der Angſt entſprungenen Bekenntniſſe immer nur halb wahr. Ganz aufrichtig im Blick auf unſre Sünde macht uns Jeſus dadurch, daß er ſie uns vergibt. Es wäre freilich eine ſchwere Sache, wenn wir uns vor Gott als ſchuldig bekennen müßten ohne den Anblick ſeiner Gnade. Nun aber, da wir ſie ſchauen und empfangen, iſt ſie unſre Kraft, die uns wahrhaftig macht, ſo daß wir mit vollem Recht das Bekenntnis unſrer Sünde auch mit unſren Feſten verbinden und es als Einleitung vor das Mahl Jeſu ſtellen, bei dem wir ſeinen Tod preiſen und uns an ihm als an unſrem Heiland freuen. Denn wir ſehen nicht allein auf unſre Schuld, ſondern zugleich auf Gottes Vergebung, die ſie von uns nimmt.

Das ſchützt uns auch beim Bekenntnis der Sünde vor aller Künſtelei, vor jeder gewaltſamen Enthüllung unſres inneren Lebens, bei der die Scham in Gefahr gerät, vor jeder Ausſtellung unſrer Sünden in Selbſtquälerei und unfruchtbarem Schmerz. Es iſt leicht zu begreifen, daß der Drang zu geſtehen oft mit Leidenſchaft zum Durchbruch kommt. Als eine Wohltat erſcheint es dem von ſeinem Gewiſſen Geplagten,

wenn er endlich der Verſtellung und Heuchelei entgeht, hinter der er ſich bisher verbarg, und das ans Licht hervortreten darf, was er bisher mit Sorgfalt als Geheimnis dem Auge aller entzog Aber einem ſolchen Bekenntnis fehlt noch die Wahrheit, weil es nur auf unſre Sünde achtet, nicht auf Gottes Gnade, und nur unſer eigenes Werk anſieht, nicht Gottes Werk. Es gehört beides in unſer Bekenntnis hinein, das Bekenntnis der göttlichen Gnade, die uns verzeiht, und das Geſtändnis der menſchlichen Sünde, die Gottes Vergebung braucht. Denn unſere Reue ſoll gläubig ſein; dann iſt ſie wahr. Darum nehmen wir auch den Gang unſres Lebens ſo an, wie Gott ihn für uns ordnet. Vielleicht deckt er unſre Verfehlungen mit ſeiner freundlichen Hand, ſo daß ſie unſichtbar bleiben und es iſt, als ſeien ſie nicht geſchehen. Dann danken wir dem, der uns unſre Sünde vergibt. Vielleicht kommen ihre Folgen in unſrem ganzen Lebensgang ſchwer und deutlich ans Licht und wir können uns und andern nicht verbergen, wie wir von Gottes gutem Wege abgewichen ſind. Dann beugen wir uns unter ſein heiliges Recht und ſagen ihm Dank, daß uns dennoch unſre Sünde von ihm nicht ſcheiden kann, weil er ſie uns vergeben hat.

Warum bleibt aber, obwohl wir unſren Verſöhner kennen, das aufrichtige und entſchloſſene Bekenntnis der Sünde die uns allen aufgetragene Chriſtenpflicht? Deshalb, weil die Vergebung auf der Anerkennung der Schuld beruht. Wir erlangen und beſitzen ſie alſo dadurch, daß wir unſre Schuld geſtehen. Die Vergebung ſtellt nicht eine Gemeinſchaft Gottes mit der Sünde her, ſondern nimmt uns, die Sünder, in ſeine Liebe dazu auf, damit wir uns von unſrer Bosheit ſcheiden und uns ihm unterwerfen. Das geſchieht zuerſt dadurch, daß wir ſie geſtehen. So löſen wir uns von unſrer eignen kranken Begierde und unſrem eignen verwerflichen Werk und machen uns mit Gottes gutem Willen eins.

Wir haben auch heute wieder die Größe der Gabe Jeſu

vor Augen. Was iſt es doch für ein herrliches Geſchenk, daß er uns aufrichtig macht, ſo daß wir unſre Sünde geſtehen können, ſie nicht ableugnen, nicht entſchuldigen, nicht verſtecken, ſondern der Wahrheit die Ehre geben, auch wenn ſie gegen uns iſt! Und nicht weniger groß und herrlich iſt ſeine Gabe dadurch, daß er uns ſo mit ihm und mit einander vereint, daß ſein Name uns deutlich und für uns feſt wird und wir ihn nicht preisgeben, ſondern ehren. Es iſt eine koſtbare, große Sache, eine Wahrheit zu kennen, der unſer Wort immer dienen darf. Er hat ſie uns dadurch verſchafft, daß er ſeine Gemeinſchaft mit uns vollendet hat bis in den Tod. Nun darf er uns fragen: Das tat ich für dich; was tuſt du für mich? Weniges verlangt er von uns, daß wir ihn nicht verleugnen, uns zu ihm bekennen, unſre Sünde nicht ableugnen und uns nicht ſelber rechtfertigen, ſondern wahr werden und ſeine Gnade preiſen. Das iſt der Dank, den wir ihm zu bringen haben; er hat ihn wohl um uns verdient. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Sonntag Quasimodogeniti.

(3. April 1910.)

1. Joh. 5, 4—13.

Sonntag Quasimodogeniti.

(3. April 1910.)

1. Joh. 5, 4—13.

Die Christenheit war immer von allerlei Notständen bedrängt und hat deshalb mancherlei Siege zu erringen, den Sieg über das Heidentum, über das Papsttum, über die Sozialdemokratie, über den Materialismus, über die Unkeuschheit, über den Alkohol und noch vieles andere. Johannes redet aber heute zu uns noch von einem herrlicheren Sieg. Er meint, wenn wir bloß hier und dort die bessernde Hand anlegen, hier einen Schaden beseitigen, dort einen Widersacher zurückdrängen, so bringe uns das nicht zum Ziel. Das ist noch nicht der Sieg, mit dem alles gewonnen ist. Wir sind vielleicht bereit fortzufahren: es gibt freilich noch einen größeren Sieg, nämlich den, den wir über uns selbst erringen; uns müssen wir überwinden, unsere Natur, unser Fleisch, unseren eigenen verkehrten Willen. So ist es in der Tat; und doch führt uns unser Text auch über diesen Sieg noch empor. Denn wir würden uns täuschen, wenn wir das, was uns bedroht und von uns überwunden werden muß, bloß bei uns selbst suchten. Auch bei uns selber ist unser Feind daheim, aber nicht bloß bei uns. Der große, herrliche Sieg, der uns gegeben ist, ist der Sieg über die Welt, und damit sind alle jene Nöte überwunden, die uns angreifen, und uns auch der Sieg über uns selbst gegeben. Denn jene Nöte kommen alle aus der Art der Welt und auch das, was in uns selber

gefährlich ist und überwunden werden muß, ist nicht bloß unsere eigene Schwäche, unser besonderes Temperament, unser eigenes Werk, sondern unser Anteil an der Art der Welt, das mächtige Erbe, das wir aus der Welt empfingen. Darum ruft uns Johannes als ein großes Evangelium das Wort zu: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Ist das aber nicht eine unverständige Rede, wenn wir uns rühmen, wir hätten die Welt überwunden? Sollen wirklich wir das zustande bringen, sogar unsere Frauen, unsere Kinder, was doch nie ein Held vermochte, auch nicht ein Napoleon oder ein Cäsar? Ist das nicht ein gefährlicher Unverstand? Wenn wir die Welt angreifen, wird sie uns nicht erdrücken? Unsere Gegner sagen: Ihr wachset aus der Welt hervor und schöpfet aus ihr alle eure Kraft; das ist der Boden, auf dem ihr steht; wie könnt ihr versuchen, sie zu überwinden? wollt ihr in der Luft leben? Auch Johannes fragt: Wer ist der, der die Welt überwindet? Wie wird uns der Sieg über sie zuteil? Nicht durch Worte, auch nicht durch Bücher. Wenn es bloß darauf ankäme, Reden zu halten und Bücher zu schreiben, so wären wir in Deutschland mit der Welt fertig. Reden und Bücher besitzen wir genug; aber die Welt bleibt die alte. Auch nicht durch Gesetze, durch Verfassungen, Einrichtungen, überhaupt nicht durch unser Werk wird die Welt bezwungen; denn auch in den veränderten Verhältnissen geht die Welt ihren alten Gang und der alte Mensch zieht die neue Tracht an, in der er dennoch der alte bleibt. Nicht erst wir müssen die Welt überwinden; das wäre freilich ein Unverstand und in der Tat ein gefährlicher Unverstand. Wenn wir in den Krieg zögen, um mit der Welt fertig zu werden, dann wäre die Schlacht längst verloren. Die Welt ist überwunden. Der Sohn Gottes überwand sie. Darum ist unser Glaube der Sieg, der die Welt überwunden hat. Wo Glaube ist, da ist die Herrschaft

der Welt über uns beendigt und ihre Verlockung geschieht umsonst. Wir sind für sie unangreifbar geworden. Ihr Urteil ist kassiert und unser Anteil an ihrer Schuld und an ihrem Tod ist uns abgenommen. Wir haben den Sieg.

Wie kann der Glaube so Großes wirken und uns den Sieg über die Welt verschaffen? Das kann er deshalb, weil er auf dem göttlichen Zeugnis beruht. Das Zeugnis ist unangreifbar, unzerstörbar. Denn das Zeugnis stellt einen Tatbestand fest. Dann liegt ein Zeugnis vor, wenn eine Aussage eine Tatsache ans Licht bringt, eine Wirklichkeit erkennbar macht. Eben darum geht die Zeit am Zeugnis spurlos vorbei. Es veraltet nicht; denn die Tatsache bleibt, und was geschehen ist, das ist vollendet. Darum bringen wir auch das Zeugnis nicht dadurch zum Schweigen, daß wir es bekämpfen, Einreden erheben und Einwürfe machen. Die Tatsache bleibt. Beweise, was du willst, die Tatsache ändert sich dadurch nicht. Darum können wir auch dem Zeugnis seine Wirkung nicht nehmen; denn die Tatsache erfaßt uns, verschafft uns unseren Zustand und gibt unserem Leben seine Gestalt. Nicht wir sind über die Tatsache mächtig, sondern die Tatsache ist mächtig über uns. Deshalb, weil der Glaube das Zeugnis Gottes bewahrt, ist er der Sieg über die Welt.

Wie kommt das Zeugnis zu uns? Drei sind es, die da zeugen, das Wasser, das Blut und der Geist.

1.

Das erste Zeugnis, durch das uns Jesus zeigt, was er will und schafft, kommt durch das Wasser zu uns. Denn mit dem Wasser, mit der Taufe, beginnt die Arbeit Jesu, damit, daß er unter die Schar der Bußfertigen trat, die um des Himmelreichs willen zum Täufer kamen und von ihm die Vergebung der Sünden empfingen. Dadurch schloß sich sein stilles Leben in Nazareth und es begann nun sein Dienst Gottes an der Welt. Ein Zeugnis ist daraus entstanden;

eine Tatſache wird hier feſtgeſtellt. Feſtgeſtellt wird, daß Jeſus uns Menſchen für unrein hält, des Bades bedürftig. Feſtgeſtellt wird weiter, daß er mit dem Blick der Gnade uns anſieht, in unſere Reihe tritt, die Gemeinſchaft mit uns ſtiftet und uns die Vergebung der Sünde gibt. Dieſes Zeugnis tritt hinein in unſer aller Leben; denn jenes Waſſer, das uns den Willen Jeſu ſichtbar macht, empfingen wir gleich nach unſerer Geburt und wir haben immer wieder ſein Zeugnis vor uns, ſo oft Menſchenkinder unter uns geboren werden. Feſtgeſtellt wird dadurch für einen jeden von uns beides, Unreinheit und Reinheit, daß wir unrein ſind nach dem, was wir Menſchen ſind, rein durch das, was Gottes Gnade aus uns macht, befleckt mit dem, was wir in uns ſelbſt haben, gereinigt durch das, was Jeſus uns gewährt. Nicht nur eine Ermahnung, ein Gebot, ein guter Rat, ein frommer Wunſch wird hier an uns herangebracht, ſondern ein Zeugnis, das ausſpricht, was wir ſind. Mit der Taufe wird uns nicht das vorgehalten, daß es ſchön wäre, wenn wir reine Menſchen würden. Nicht bloß ein Rat iſt uns damit gegeben: verſuche es; ſtrenge dich an und werde brav. Umgekehrt, das Zeugnis Jeſu, das feſtſtellt, was wir ſind, lautet zunächſt ſo: Du kannſt dich nicht rein machen, ſollſt es auch nicht; denn du kannſt es nicht. Das Bad wird dir bereitet durch Gottes Gnade; du biſt nur deshalb rein, weil dir vergeben iſt. Dazu kommt aber das zweite Zeugnis, das Jeſus mit dem erſten zu einer vollſtändigen Einheit verbunden hat: Du lebſt in Gottes Gnade vom Anfang deines Lebens an; du ſtehſt unter Gottes Vergebung und das iſt eine Wirklichkeit, eine Tatſache. Die Taufe bringt uns deshalb auch nicht einzig eine Verheißung, daß wir einſt das reine Gewand erhalten. Gewiß, aus dem, was iſt, entſteht auch das, was ſein wird und aus dem Zeugnis erhebt ſich auch die Verheißung. Aber wir hätten den Sieg über die Welt noch nicht, wenn wir nur eine Verheißung empfingen. Das Zeugnis gibt dir mehr,

nicht bloß, daß du vielleicht einſt in Gottes Gnade ſtehen wirſt, ſondern daß du in ihr ſtehſt, weil Jeſus dich zu ſich beruft und dich in ſeine Gemeinde ſetzt. Daß er, der Kenner deines Herzens, dich, ſo unrein, ſo befleckt, ſo ſchmutzig, wie du biſt, zu ſich beruft, das iſt empfangene Vergebung, nicht nur verheißene Vergebung. Die Taufe bringt dir deshalb auch nicht nur eine Lehre, mit der wir uns erklären ſollten, wie das menſchliche Weſen ſo wird, wie es iſt, etwa ſo, daß wir bei unſrer Schwachheit und Schuld an das mächtige Erbe denken, das von einem auf den andern übergeht, oder ſo, daß uns durch die Taufe das göttliche Wirken ſichtbar und begreifbar werden ſollte, durch das ein Menſch aus Gott neu geboren wird. Als Jeſus die Taufe auf ſich nahm und als er uns, ſeinen Boten, die Vollmacht gab, die Völker zu taufen, da hat er uns nicht ſeine Gedanken erkennbar gemacht, ſondern dadurch hat er ſeinen Willen, der uns unſren Platz anweiſt und unſer Verhältnis zu Jeſus ordnet, feſtgeſtellt. Die Gedanken, zu denen die Taufe früher der Chriſtenheit den Anlaß gab, mögen für manchen eine Hilfe ſein, die ihn auf Jeſu Zeugnis aufmerkſam macht; für andere ſind ſie vielleicht eine Laſt. Wenn ſie dir eine Laſt ſind, ſo wirf ſie getroſt hinter dich. Höre das Zeugnis: du ſtehſt in Gottes Gnade. Darauf kommt alles an. Daß wir dieſes Zeugnis bewahren, das iſt der Taufſegen; das iſt die Taufgnade. Wer es bewahrt, der hat den Sieg über die Welt. Unſer Anteil am Kampf gegen ſie beſteht darin, daß wir jenes Zeugnis bewahren, das uns unſere Unreinheit vorhält. Dann ſind wir von ihrer Bosheit geſchieden und machen uns nicht ſchmutzig an ihrem Schmutz, ſondern erhalten uns von ihr unbefleckt. Und indem wir das Zeugnis feſthalten, das uns die göttliche Vergebung und Gnade ſchenkt, ſind wir vom Elend der Welt geſchieden, von ihrem Jammern, Klagen und Verzweifeln, von ihrer Öde und ihrer Hoffnungsloſigkeit.

2.

Johannes fährt fort: Nicht mit Waſſer allein, ſondern mit Waſſer und Blut. Das iſt der zweite Zeuge, der uns unſre Lage erkennbar macht, in die uns Gott hineingeſtellt hat. Als Jeſus zur Taufe ging, ſchloß ſich ſein Leben in Nazareth und ſein Dienſt auf Erden begann. Als er zum Kreuze ging, da ſchloß ſich ſein Dienſt auf Erden und ſein Wirken in ſeiner königlichen Herrlichkeit begann. Darum iſt nicht nur das Waſſer ſein Zeuge, ſondern auch das Blut. Mit der Taufe fieng er an; das war der Anfang ſeiner Gnade, der Anfang ſeiner Gemeinſchaft mit uns, den Schuldigen und Reuigen, und deshalb der Anfang unſerer Gemeinſchaft mit Gott zum ewigen Leben. Jeſus iſt auf dieſer Bahn geblieben; er trat ſchon mit dem Gang zur Taufe auf den Kreuzesweg und er hat ihn bis zum Schluß vollendet. Das zeigt uns der zweite Zeuge, Jeſu Blut. Wieder entſteht hier ein Zeugnis, die Feſtſtellung einer Tatſache. Feſtgeſtellt wird, wie tief die menſchliche Gottloſigkeit iſt, wie entſchloſſen und grimmig wir mit Gott hadern, wie vollſtändig uns unſer Aufruhr mit ihm entzweit. Feſtgeſtellt wird weiter der verſöhnende Wille Gottes, daß er die Feindſchaft überwindet, die Schuld begräbt, den Frieden ſchafft, ſeinen Frieden uns gibt, und weil ſein Friede ewiges Leben iſt, darum ſagt Johannes, daß das Zeugnis Gottes das ewige Leben ſei.

Wie das Waſſer, ſo iſt auch das Blut beſtändig vor unſer Auge hingeſtellt. Wir ſammeln uns um den Tiſch Jeſu und feiern dort unſere höchſte Feier, die Feier der Dankſagung. Denn wir trinken den geſegneten Kelch, den wir ſegnen, mit dem wir die göttliche Gnade in ihrer höchſten Offenbarung und vollkommenen Gabe preiſen. Wieder iſt es nicht bloß ein Gebot, das hier an uns ergeht: habe mich lieb; ſei mein eigen; diene mir und lebe für mich. Natürlich bekommen wir, indem wir den Willen Jeſu erkennen, auch unſere Pflicht und ſehen, indem wir das Werk Gottes wahr-

nehmen, auch, worin unſer Gehorſam beſteht und was unſeren Dienſt Gottes bilden wird. Aber nicht unſer Wille wird uns hier beſchrieben, ſondern Jeſu Wille. Darum geben nicht unſere Gedanken dieſer Feier ihren Sinn; Gottes Zeugnis liegt hier vor, das Zeugnis, mit dem uns Jeſus ſichtbar macht: ich ſtarb für dich. Darum bekommen wir durch den Becher Jeſu nicht bloß eine Verheißung; auch ſie liegt in unerſchöpflicher Herrlichkeit in ſeinem Mahl; denn dabei gedenken wir des Mahles, bei dem wir mit der ganzen Gemeinde Gottes einſt mit ihm vereinigt ſind. Aber wir hören nicht bloß, was uns Gott geben will, ſondern was er uns gegeben hat, nicht bloß, worauf wir hoffen, ſondern was wir glauben dürfen. Das Zeugnis Jeſu macht uns bekannt, was er für uns erworben hat.

Darum bekommen wir auch hier nicht bloß eine Lehre, etwa darüber, wie es möglich ſei, daß es Liebe auf der Erde gebe, wie es geſchehen könne, daß wir vom Reiz der Luſt, des eigenen Vorteils und der eigenen Begierden loskommen und dienen lernen ſowohl Gott als den Menſchen. Die Wirklichkeit der Liebe wird dir hier gezeigt, nicht bloß ihre Möglichkeit. Du lernſt nicht, wie ſie zu erklären ſei, ſondern ſiehſt, daß ſie vorhanden iſt. Du lernſt auch nicht, wie Gott es fertig bringt, dich lieb zu haben, wie er ſich aus ſeiner Herrlichkeit zu unſerem Elend niederneigt und ſeine Gerechtigkeit mit der Vollkommenheit ſeiner Gnade zuſammenbringt. Nicht erklärt, nicht doziert, nicht verſtändlich gemacht wird dir hier das Geheimnis deiner Verſöhnung, ſondern das Zeugnis, das ſie dir bezeugt, legt dir hier Jeſus vor. Du haſt ihre Wirklichkeit vor dir und damit den Quell aller Erkenntnis, den Brunnen aller wahren und lebendigen Gedanken, durch die ſich Gottes Herrlichkeit vor unſrem Blick enthüllt. Wenn wir dieſes Zeugnis bewahren, das uns Jeſu Blut vorlegt, dann haben wir den Sieg über die Welt, den Sieg über ihre Gottloſigkeit; denn wie ſollten wir Gottes ver-

geſſen, der uns mit ſich verſöhnt hat? und den Sieg über unſeren Hader mit Gott, mit dem wir uns gegen ſeine Führung auflehnen, den Sieg über jede Gewalt, die uns von Jeſus ſcheiden will; denn wir ſind von ihm erkauft.

3.

Der Dritte, der das Zeugnis gibt, iſt der Geiſt und der Geiſt iſt die Wahrheit. Wenn damals, als Jeſus zur Taufe ging, nichts anderes ſichtbar geworden wäre als ſeine Teilnahme an der Taufe allen anderen gleich, die ſie empfingen, dann könnten wir ihn nicht erkennen, nicht von denen unterſcheiden, in deren Reihe er trat. Dann ſähe er aus wie ein Zöllner, der ſich zu Gottes Gnade wendet, wie ein Sünder, der reuig nach dem Himmelreich verlangt, wie Johannes, der ſich mit Faſten und Beten in der Furcht Gottes auf die herrliche Herrſchaft Gottes rüſtete. Aber es blieb dort nicht bloß beim Waſſer, ſondern zum Waſſer kam der Geiſt und nun war das Zeugnis da. Wenn wir bloß das Blut Jeſu vor Augen hätten, ihn bloß in der Kreuzesgeſtalt kennten, dann wäre das Zeugnis nicht vorhanden. Wie könnten wir ihn dann von denen unterſcheiden, die im Kampf mit der Welt unterlagen, die es wohl verſuchten durchzubrechen, aber es nicht konnten, weil die Welt ſtärker war als ſie? Nun aber kam zum Blut der Geiſt hinzu, der Geiſt des Lebens, und macht aus dem Gekreuzigten den Auferſtandenen, aus dem Erniedrigten den Erhöhten, der bei uns gegenwärtig iſt mit ſeines Geiſtes Kraft, und nun iſt das Zeugnis da.

Es verhält ſich ebenſo mit dem Waſſer, das uns gegeben wird, und mit dem Becher Jeſu, den wir trinken. Das Waſſer und Blut blieben für ſich allein ſtumm; ſie würden uns nichts ſagen, uns nicht rufen und nicht Glauben ſchaffen. Aber Jeſus hat noch einen dritten Zeugen, der inwendig zu uns ſpricht, und dieſer macht die beiden anderen Zeugen beredt, für uns deutlich und verſtändlich, und gibt ihnen ihre

ſieghafte Kraft. Nun wird unſere Taufe wahr, nicht nur eine Zeremonie, nicht nur ein alter Brauch, nicht nur eine leere Erinnerung, die uns nichts ſagt. Denn der Geiſt ſcheidet in uns ſelbſt zwiſchen dem, was rein, und dem, was unrein iſt, trennt uns von unſerem unreinen Begehren und bindet uns feſt an Gottes guten und gnädigen Willen. Nun wird auch der Becher Jeſu für uns zum Grund einer herzlichen, freudigen Dankſagung. Denn der Geiſt zeigt uns, daß wir zwar Gott widerſtreben, Jeſus aber Gott gehorcht hat und ſein Kreuz dazu trug, damit alle Schuld vergeben und alle Feindſchaft begraben und uns die Verſöhnung mit Gott gegeben ſei. Nun iſt der Sieg über die Welt da; denn den Geiſt tötet keine Macht auf Erden; ihn fängt niemand, ihn macht niemand ſtumm. Für den Geiſt gibt es kein Golgatha. Wo aber der Geiſt iſt, da iſt Glaube und deshalb iſt unſer Glaube der Sieg, der die Welt überwunden hat. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Exaudi.

(8. Mai 1910.)

1. Petri 4, 8—11.

Man spürt es unseren Worten deutlich an, wie dankbar die ersten Christen dafür waren, daß sie zu einer Gemeinde durch die Apostel vereinigt wurden. Jede Vereinigung, in die uns Gott hineingesetzt hat, ist eine gute Gabe. Denn jede Gemeinschaft, in die wir versetzt sind, gibt uns die Gelegenheit zur Liebe. Die Liebe ist aber das große Gut, dasjenige Geschenk Gottes, das in unser Leben die Freude und das Licht hineinträgt. Auch die Gemeinschaften, in die wir durch die Natur gebracht sind, die Familie, das Volk, und auch alle die mancherlei Verbände, die durch die Gemeinsamkeit der Arbeit oder der Denkweise entstehen, Freundschaft, Berufsgenossenschaften aller Art, sind herrliche Gaben Gottes. Und nun bringt uns Jesus erst noch die von ihm uns bereitete Kirche, erst noch diejenige Gemeinschaft, die uns ganz und vollständig miteinander vereint, weil sie uns im selben Glauben, im selben Dienst Gottes verbindet. Damit haben wir die vollständige Gelegenheit zur Liebe, darum auch den vollständigen Anlaß zum Dank.

Zur Gemeinschaft braucht es die beiden Dinge, die unser Text zusammenstellt, Wort und Dienst. So jemand redet, so jemand einen Dienst hat, das steht beisammen; denn das sind die Mittel, durch die wir die Gemeinschaft untereinander erreichen. Wenn uns das Wort fehlt und wir das Schweigen nicht zu überwinden vermögen, so ist die Gemeinschaft weg. Aber freilich mit dem Wort allein erreichen wir sie noch nicht. Wenn eine Mutter bloß redet, dann geht

die Familie auseinander. Wenn wir bloß unſern Landtag hätten mit ſeinen unendlichen Reden, dann hätten wir keinen Staat und wären kein Volk. Wenn wir bloß predigende Männer hätten, die hier auf der Kanzel Reden hielten, dann hätten wir keine Chriſtenheit, keine Kirche. Was gehört immer zum Wort hinzu? Der Dienſt, die Ausführung des Amts, das jedem von uns gegeben iſt. Die Mutter muß arbeiten und ihr mütterliches Amt ausführen; dann entſteht ein Haus. Jedes Glied des Volks muß ſeine Arbeit tun; dann haben wir einen Staat und ſind ein Volk. Ebenſo iſt es in der Chriſtenheit. Wir, die wir im Namen Jeſu verbunden ſind, müſſen für einander ſorgen und einander helfen; dann gibt es bei uns Chriſtentum.

Nun ſtellt uns unſer Text vor die Frage: Was wollt ihr ſagen und wie wollt ihr dienen? Redet jemand, ſo ſage er ſein eigenes Wort; hat jemand ein Amt, einen Dienſt, ſo tue er ihn in ſeiner eigenen Kraft. So lautet unſer Text nicht; in unſerem Text ſteht etwas anderes: Redet jemand, ſo tue ers ſo, daß er Gottes Wort ſagt; dient jemand, hat jemand ein Amt und Werk auszuführen, ſo tue er es mit dem Vermögen, das Gott darreicht. Was wollen wir ſagen, unſer Wort, Gottes Wort? Mit was wollen wir arbeiten, mit unſerer Kraft, mit Gottes Kraft? Je nachdem wir dieſe Frage beantworten, iſt die Art und das Ende unſerer Gemeinſchaft verſchieden, einerlei auf welcher Stufe wir ſie faſſen und wie weit ſie ſich erſtreckt. Redet jemand, ſo rede er ſein eigenes Wort: jetzt geht die Gemeinſchaft ſicher zu Grunde. Dient jemand, ſo brauche er ſeine eigene Kraft: jetzt iſt es mit unſerer Eintracht aus. Redet jemand, ſo rede er Gottes Wort; dienet jemand, ſo diene er mit der Kraft, die Gott ihm gibt: jetzt haben wir die Gemeinſchaft.

1.

Redet jemand, ſo rede er nicht ſein eigenes Wort. Warum nicht? Das eigene Wort wird leer und entſtellt ſich zum Ge-

ſchwätz. Wir haben nicht in uns die Quelle, aus der in unerſchöpflicher Fülle Wort um Wort, Erkenntnis um Erkenntnis, Gabe um Gabe ſprudelte. Hat jemand einen Dienſt, ſo brauche er für ihn ſeine Kraft; ſo mißlingt unſer Dienſt ſicher und bringt keine Frucht. Die Kraft, die wir nötig haben, um mit Beharrlichkeit und Fruchtbarkeit unſer Werk zu tun und unſer Amt zu vollenden, ſitzt nicht in uns, ſo daß wir uns nur an das halten könnten, was wir bei uns ſelber finden, als ob wir Menſchen gleichſam einen Schatz von edlem Metall in uns trügen, zu dem wir immer wieder hinabſteigen und aus dem wir Reichtum um Reichtum holen könnten. Wenn wir reden wollen, müſſen wir zuerſt hören. Wenn wir wirken wollen, müſſen wir zuerſt empfangen. Mit dem, was von uns empfangen ward, tun wir dann die echte Arbeit und ſagen wir das echte Wort.

Vielleicht ſagen wir aber, der Menſch finde doch offenkundig bei ſich einen reichen Schatz von Gedanken und Worten, von Entſchlüſſen und Taten; die werfe er aus ſich heraus und gebe er weiter und arbeite mit ſeinem Wort und mit ſeiner Kraft, ſo weit es eben reicht. Auf dieſem Weg kann freilich eine Gemeinſchaft zwiſchen uns entſtehen; aber ſo iſt ſie für die anderen gefährlich und auch für uns ſelbſt verderblich. So entſteht die Knechtung der anderen, die falſche Bindung an die Menſchen, jene ſchädliche Herrſchaft, bei der der eine den andern an ſich zieht und ſich unterwirft. Ich rede nach meinem Sinn und du ſollſt mir glauben; ich ſage mein eigenes Wort und du gehorche; ich mache, was mir gut ſcheint, und du läßt dich von mir bedienen. Das kann die allerdrückendſte und ſchmerzhafteſte Knechtſchaft werden. Ich helfe dir und du läßt dir von mir helfen mit dem, was ich dir zu ſchenken geruhe, mit dem, was ich in meiner dir überlegenen Kraft für dich bewirke und herſtelle. So wird die Gemeinſchaft zerſtört. Das iſt nicht mehr Gemeinſamkeit, ſondern Unterjochung und darum entſteht auf dieſe Weiſe

immer zwiſchen uns Menſchen der Streit. Gegen mein Wort wird ſich der andere auflehnen und ſagen: das meine iſt gleich viel wert wie das deine. Du ſagſt mir, was dir richtig ſcheint und du meinſt; warum ſoll ich dir gehorchen? Bin ich nicht ebenſo viel wie du? So ſetzen wir Meinung neben Meinung, Wort neben Wort; jeder ſagt ſein Sprüchlein und das Ende iſt der laute Lärm und der bittere Streit. Meine Kraft mache ich für die andern wirkſam und zeige ihnen, wie viel ich kann und wie ſtark ich bin. Der andere ſieht dem zu mit Neid und die Gemeinſchaft iſt weg und der Streit iſt da. Darum wollen wir auf das hören, was unſer Text uns ſagt.

2.

Redet einer, ſo rede er Gottes Wort; dient einer, ſo diene er mit der Kraft, die Gott ihm gibt, als die Haushalter der mancherlei göttlichen Gnade. Jetzt iſt die Gemeinſchaft da. Freilich nicht ſo dürfen wir es machen, daß wir zu unſerem eigenen Wort den Titel fügten: Gottes Wort, zu unſerem eigenen Willen und eigenen Trotz den Namen hinzutäten: Gottes Kraft. Das wäre freilich die allerſchlimmſte Verirrung; ſo würde die Gemeinſchaft unter uns vollends zerſtört. Wenn ein Menſch ſich ſelbſt mit dem Schein der göttlichen Würde und des göttlichen Rechts ausſtattet, wird er unſer ſchlimmſter Widerſacher, ein Feind, den wir zu fürchten haben. Wir haben ernſthaft zu hören, ehe wir reden, wirklich zu empfangen, ehe wir geben, wirklich zu Gott hin zu treten und uns von ihm weiſen und leiten zu laſſen, ehe wir andere leiten, anderen raten, andere regieren. Unſere Herrſchaft muß ſich auf unſeren Gehorſam gegen Gott gründen; unſere Rede muß ſich aus unſerem Verſtändnis des göttlichen Worts ergeben. Eben deshalb haben wir die Boten Gottes unter uns, die uns ſein Wort ſagen. Wir könnten es nicht ſagen, wenn er es uns nicht ſagte. Wie ſollten wir hören können, wenn niemand da wäre, der zu uns ſpräche, wie Kraft empfangen,

wenn ſie uns niemand darreichte? Eben deshalb hat uns Gott ſeinen lieben Sohn, unſeren Herrn Jeſus Chriſtus, geſchenkt, damit wir nicht fragen: Wo hören wir Gottes Wort? nicht jammern: Wo empfangen wir Gottes Kraft? Wir haben uns zu ihm zu wenden, der uns im Namen Gottes die Gnadengabe Gottes bringt.

Dabei helfen uns auch die erſten Sätze unſeres Textes; ſie ſind mit großer Weisheit aneinandergereiht. Werdet nüchtern zum Gebet. Dazu, daß wir zwiſchen unſerem Wort und Gottes Wort, zwiſchen unſerem Trotz und Gottes Willen, zwiſchen unſerem Uebermut und Gottes Kraft unterſcheiden lernen, braucht es Nüchternheit. Im Rauſch verwechſelt man alle Stimmen und mißt keine Kraft richtig. Nüchtern ſollen wir werden zum Gebet. Nun können wir ſcheiden zwiſchen dem, was unſer iſt, und dem, was Gottes iſt, zwiſchen dem, was Gabe von oben iſt, und dem, was die Erfindung unſeres Menſchenherzens iſt. Zur Nüchternheit, die uns zum Gebet fähig macht, fügt Petrus noch eine zweite Regel: die brünſtige Liebe, und er gibt uns damit den Maßſtab an, der uns immer wieder richtig zeigt, was göttliches Geſchenk und was unſer eigenes Werk und Weſen iſt. Wo die Liebe regiert, da iſt Gott dabei. Bleibt unſer Wort der Liebe untertan, dann iſt es uns geſchenkt. Schafft unſere Kraft, was die Liebe will, dann iſt ſie ein Vermögen, das Gott darreicht. Unſer eigenes Wort dient uns ſelber, verherrlicht uns, preiſt uns, wirbt und kämpft für uns. Der Menſch erfindet die Liebe nicht durch ſein eigenes Vermögen, ſondern lebt, wenn er ſich von Gott fern hält, bloß für ſich ſelbſt. Denn die Liebe iſt der reine, gute Wille Gottes. Wenn ſie uns regiert, dann ſtehen wir in Gottes Dienſt.

Und nun können wir wirklich die Gemeinſchaft miteinander finden und bewahren und ſo geſtalten, daß ſie für uns ein Segen iſt. Wir brauchen einander, wenn wir Troſt nötig haben. Was nützt es aber, wenn ich jemand mit meinem

Wort tröſte, damit, daß ich das oder jenes meine und mir die Dinge ſo oder anders vorkommen? Das iſt kein Troſt, der echtes Leid und wirklichen Schmerz zu überwinden weiß. So jemand redet, ſo rede er Gottes Wort; das gibt Troſt. Denn in Gottes Verheißung und in Gottes Gnade liegt der Quell des echten Troſtes.

Wir brauchen einander nicht bloß im Leid, ſondern auch zur Freude. Daß unſer eigenes Wort nicht dazu ausreicht, den andern die Freude zu gewähren, daß unſre eigene Kraft zu gering iſt, um für ſie das Glück und die Seligkeit zu ſchaffen, das ſieht jedermann. Jeder fühlt: Du haſt mir nichts zu geben, was mich freuen kann. So jemand redet, ſo jemand dient, ſo tue er es mit Gottes Gabe als der Verwalter der mancherlei göttlichen Gnade. Jetzt können wir einander zur Freude helfen; denn an Gottes guter Gabe wird das Herz froh, wirklich froh. In ihm können wir uns freuen, nicht mit dem, was wir Menſchen ſind.

Wir brauchen einander, wenn wir ſtraucheln, ſchwanken und in Verſuchung ſtehen, um uns von der Sünde zu befreien. Wenn ich bloß mit meinem Wort dem andern zeigen will, daß er verkehrte Wege geht, ſo mache ich ihn nicht frei. Gegen meine Warnung lehnt er ſich auf und wird gegen meine Zucht erbittert und verſchließt vor meiner Bitte ſein Ohr. So jemand redet, ſo rede er Gottes Wort. Willſt du einem Menſchen aus ſeinem verkehrten Willen hinein in Gottes Weg helfen, ſo zeige ihm den göttlichen Willen. Vor Gott können wir uns ſchämen ohne Schande, vor Gott uns beugen ohne Widerſtreben, zu Gott umkehren mit ganzer Luſt.

Wir brauchen aber einander nicht bloß im Kampf mit der Sünde, ſondern auch zur Ausrichtung unſeres Werks, zur Durchführung unſerer Arbeit, dazu, damit unſer Leben wachſe und ſich entfalte, blühe und Frucht bringe. Dazu ſind jedem die hilfreichen Hände der anderen nötig. Wir kommen nicht voran, wenn wir nicht unſren Kreis feſt ſchließen als eine

einträchtige Arbeiterschar. Das geschieht aber nicht, wenn jeder sein eigenes Sprüchlein sagt und bloß mit seiner eigenen Kraft einherstolziert. Soll es mit unserer Gemeinschaft vorwärts gehen, so sage mir Gottes Wort; dann wissen wir, wohin; dann haben wir ein Ziel, an das wir alles setzen wollen, Liebe und Kraft, Zeit und Ewigkeit.

Dann entsteht auch das, womit unser Text schließt: Gottes Lob. Das ergibt die Bewährung dafür, daß wir wirklich Gemeinschaft miteinander haben und Gottes große, herrliche Gabe unser Eigentum geworden ist. Durch die, die als die Haushalter der mancherlei Gnade den andern dienen, entsteht der Preis Gottes. So gelangen wir miteinander zum Höchsten, was wir Menschen zusammen tun können, zur Anbetung Gottes. Wenn ich mein eigenes Wort sage, kann man nachher nicht beten; wenn ich mit meiner eigenen Kraft für die andern arbeite, so entsteht daraus keine Verherrlichung Gottes; so kommt es bloß zum Lob und Ruhm des Menschen. Nur die bringen uns zu Gottes Verherrlichung, die Gottes Wort zu sagen wissen, weil sie auf ihn aufmerken, und die mit Gottes Kraft arbeiten, weil sie aus Gottes mannigfaltiger Gnade schöpfen. Jetzt entsteht Gottes Preis.

Wir schließen unsere Predigt nicht bloß der Sitte wegen jeweilen mit dem Gebet. Dadurch sollen wir an das erinnert werden, worum es sich bei unserer christlichen Gemeinschaft handelt, nicht darum, daß ein Mensch rede und ein Mensch sein eigenes Wort verkünde und ein Mensch dem Menschen glaube und der Mensch den Menschen bewundere und ein Mensch mit dem Menschen arbeite und sich Menschenkraft zu Menschenkraft füge, sondern wir sind dazu im Namen Jesu versammelt, damit wir Gottes Kraft empfangen, seinen Willen zu tun, und Gottes Wort hören, damit wir ihn preisen. Deshalb beten wir.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

2. Sonntag nach Trinitatis.

(5. Juni 1910.)

1. Joh. 3, 13—24.

Verwundert euch nicht, beginnt unser Text. Aber, liebe Gemeinde, ich verwundere mich über das, was uns Johannes sagt, und ihr verwundert euch auch, wenn ihr faßt, was seine Worte in sich tragen. Verwundert euch nicht, wenn euch die Welt haßt. Aber wenn uns jemand unfreundlich begegnet und uns Widerstand leistet, dann sind wir regelmäßig sehr erstaunt, sehr befremdet, verletzt und aufgebracht. Wenn wir unsere jungen Leute in unsere christlichen Vereine einladen und sie nachher dafür ausgelacht werden, so kommt ihnen das regelmäßig seltsam vor. Wenn unsere Mädchen, die im christlichen Haus aufgewachsen sind, in die Fabrik oder in einen häuslichen Dienst eintreten und nur dafür gescholten werden, weil sie das bewahren, was das Elternhaus und die Heimat ihnen mitgaben, so sind sie erstaunt und finden es seltsam, wenn sie z. B. die Zeit zum Kirchgang gegen den Willen ihrer Frau erzwingen müssen. Und doch sagt unser Text noch viel mehr, als diese kleinen Beispiele uns jetzt vor das Auge stellten. Wir erfahren Unfreundlichkeit und Scheltworte; aber das ist noch nicht Haß. Manche unsrer Bekannten, vielleicht auch viele, treten uns in den Weg; aber unser Text redet vom Haß der Welt und sagt dennoch: Verwundert euch darüber nicht.

Ihr seht, daß es dem Apostel daran liegt, daß wir auf den großen Unterschied achten, der durch das Werk Jesu in der Menschheit entsteht. Daraus ergibt sich nicht nur ein schwankender, undeutlicher Unterschied; fest stellt sich hier die

Grenze her. Und Johannes sagt uns, was hier den Gegensatz schafft: Leben, Liebe, Wahrheit, das ist beisammen; Tod, Haß, Schein, das ist auch wieder beisammen. Das ist aber nicht nur ein fließender Unterschied und läßt sich nicht verbinden, vermengen und miteinander verflechten, sondern ist getrennt. Darüber, sagt Johannes, verwundert euch nicht.

Wir verstehen auch leicht, daß wir eine große Kraft erlangt haben, wenn wir von solcher Verwunderung frei geworden sind. Wenn wir uns verwundern, so ist das immer ein Zeichen dafür, daß der Angriff des Gegners uns traf. Wir sind erschüttert und deshalb erstaunen wir; der Pfeil, den er schoß, hat uns verletzt. Darum entsteht aus der Verwunderung häufig die Nachgiebigkeit; wir ergeben uns und schließen uns dem Rat der andern an. Wir haben diesen Vorgang gegenwärtig in Deutschland tausendfach vor uns. Unsere Jugend, die vielleicht im Dorf aufgewachsen ist, in der Zucht und Sitte, wie es von jeher bei uns üblich war, zieht in die Großstädte, zieht nach Stuttgart, zieht nach Berlin. Mit einem Mal scheint alles verschwunden zu sein, was die Jugendzeit ihnen dargeboten hat. Warum? Wie geht das zu? Sie sehen, andere denken anders, führen ihr Leben nach andren Regeln, anders als die Eltern, anders, als es in der Heimatgemeinde üblich war. Sie verwundern sich und nun braucht es nichts mehr, keinen stärkeren Reiz, keinen festeren Grund; sofort machen sie mit. Es war schon mancher Student hier in Tübingen, der geklagt hat: Der Glaube der Kindheit, der Glaube des Elternhauses ging mir verloren. Wie geht das zu? Ganz einfach. Die Welt geht vor ihm auf; er kommt in lebhaften Verkehr mit anderen, die nicht so denken, wie er unterwiesen wurde; nun verwundert er sich und es ist wieder nichts anderes nötig als diese Verwunderung, damit er ins Schwanken komme.

Freilich gibt es noch eine andere Möglichkeit als die, die wir uns jetzt verdeutlichten. Weil wir uns verwnndern,

ſo leiſten wir Widerſtand. Aber auch damit ſind wir noch nicht da, wohin uns Johannes durch ſein Wort führt. Nun antworten wir dem Gegner ſo, wie er zu uns ſprach, und vergelten Gleiches mit Gleichem. Wir haben eben in dieſen Tagen dieſen Vorgang wieder vor uns gehabt. Der Papſt hat einige harte Worte über die Reformation geſagt. Was geſchieht nun? Ein großes Erſtaunen und Verwunderung trat ein: Wie kann er ſo etwas ſagen? Und jetzt ſind die Antworten gerade ſo grob, gerade ſo roh, wie das Wort des Papſtes. Gleiches wird mit Gleichem beantwortet. Davor will uns Johannes ſchützen eben dadurch, daß er uns ſagt: Verwundert euch nicht, wenn euch die Welt haßt.

Wie fährt er weiter? Wir wiſſen, daß wir aus dem Tod ins Leben gekommen ſind. Liebe Freunde, ich verwundere mich auch hier und ſage: Johannes, wie denkſt denn du? du denkſt nicht nach der Menſchen Art. Wir würden erwarten, auf den Satz: Verwundert euch nicht, wenn die Welt euch haßt, folge ein Wort, das die Schlechtigkeit der Welt dartut. So hören wir es ja vielmals: Ich verwundere mich nicht, daß du mich nicht verſtehſt; warum nicht? du biſt zu dumm; du handelſt freilich mir entgegen; von Menſchen wie du iſt nichts Beſſeres zu erwarten. Das iſt diejenige Befreiung von der Bewunderung, die wir um einen ſchweren Preis erkaufen, um den Preis der Verachtung der andern. Aber ihr ſeht, Johannes führt uns nicht auf dieſe Bahn; er macht uns nicht zu Menſchenverächtern, damit wir uns nicht verwundern, wenn jemand mit harten Händen nach uns greift. Wir wiſſen, ſagt er, daß wir aus dem Tode ins Leben gekommen ſind. Wodurch macht ſich alſo Johannes feſt, ſo feſt, daß er den Haß der Welt tragen kann? Er ſieht die Gabe Gottes an in ihrer Herrlichkeit. Das Werk Gottes faßt er ins Auge, das ihm das Leben bereitet hat. Nun gibt es kein Schwanken mehr, keine Nachgiebigkeit, auch keine Anpaſſung an die anderen, die mit den gleichen Waffen

gegen sie kämpfte. Das Leben herzugeben, dazu ist niemand bereit; wer aus dem Tod ins Leben hinaufgekommen ist, wie sollte er wieder zurückkehren wollen?

Wir wissen, daß wir vom Tod ins Leben hinübergeschritten sind. Nicht wahr, liebe Freunde, das ist ein Wort, das uns Verwunderung bereitet. Kann man denn das wissen? Kann ich wissen, daß ich mein Leben aus Gott habe, so daß es wahrhaftiges Leben ist, nicht ein bloßes Dasein, nicht verhüllter Tod, sondern Leben, bei dem das große Wort wahr ist: Aus Gott geboren? Johannes sagt: Wir wissen, daß der Tod für uns vergangen ist und wir das Leben haben. Das ist jedem klar, wie viel Not, wie viel Furcht, wie viel Angst von uns abfällt, wenn wir wissen, daß wir leben, heute und morgen. Von der Gegenwart und von der Zukunft fällt die Not nun ab.

Wir wissen das, sagt er, denn wir lieben die Brüder. Er sagt uns: Die Frage ist einfach die: für wen lebst du? Lebst du für die Brüder, dann lebst du. Liebe ist Leben, Haß ist Tod. Der Apostel sagt: Ewiger Haß, das ist eine absurde Träumerei, etwas Unmögliches, was nicht geschieht, nicht wirklich wird. Warum? Haß vernichtet; er zerstört; er macht aus dem Menschen, wie er sagt, den Totschläger, der den anderen ruiniert. Ewiges Zerstören, immerwährendes Vernichten, das gibt es nicht. Haß und Tod sind beisammen. Wer den anderen das Leben verdirbt, verdirbt sein eigenes. Der Mörder ist tot. Haß treibt Raubwirtschaft. Er nimmt, nimmt alles, was er überhaupt erreichen kann. Er nimmt dem anderen die Ehre; er nimmt ihm das Glück, die Freude; er nimmt ihm die Kraft, wo er kann. Raubwirtschaft macht arm. Das ist nicht der Weg, wie wir uns selbst reich machen, daß wir die anderen arm machen. Warum glauben aber die Leute dennoch, daß sie auf diesem Wege für sich sorgen? Sie möchten gerne die Liebe und den Haß beieinander haben, die Liebe für sich selbst und den Haß für die anderen. Ich

nehme es ja den anderen dazu, damit ich es bekomme, und raube, was sie haben, um es an mich zu ziehen, aus Liebe zu mir. Das ist aber ein gottloser Gedanke und darum ein törichter Gedanke. Da tut der Mensch, als ob er allein in der Welt sei, der Mittelpunkt der Welt, der Weltherr. Wir sind aber nicht allein auf der Welt, sondern haben unser Leben von dem, der es auch den anderen gab, und darum gilt die Regel, daß Haß Tod ist. Ich kann den anderen das Leben nicht verderben und das meine behalten, weil ich Gottes Werk nicht verderben kann, ohne daß ich selbst verderbe. Also gilt der andere Satz: Liebe ist Leben. Wenn wir sagen müßten: ewiger Haß, das ist die Ausgeburt eines fiebernden Geistes: ewige Liebe, jetzt steht es anders, das ist ein klarer, wahrer Gedanke, das ist eine Gewißheit. Woher kämen denn wir mit unserem Leben und die ganze herrliche Welt um uns her, wenn nicht die Liebe gäbe, was sie selber hat, in ihrer herrlichen Schöpfermacht?

Daran, fährt Johannes fort, haben wir erkannt die Liebe. Er sagt: Die Frage nach der Liebe ist nicht ein Gegenstand für Disputationen; darüber entscheiden nicht die Redner, so daß die Frage durch den gelöst würde, der am trefflichsten mit Worten streiten kann. Wir haben die Liebe erkannt und wahrgenommen. Das ist die Frage: Wird sie sichtbar als Tat? Ja, sagt Johannes, wir haben sie gesehen und erkannt. Woran? Daran, daß er sein Leben für uns gelassen hat. Das ist Liebe, Bereitwilligkeit zu geben, Hingabe des eigenen Besitzes, der eigenen Kraft, der eigenen Existenz für die anderen. Er sagt nicht: Daran haben wir die Liebe erkannt, daß wir die Brüder lieben. Das ist das Zweite, das wir dadurch empfangen, daß wir die Liebe an ihm sehen und in seine Gemeinschaft versetzt sind, die uns Jesus dadurch gibt, daß er unseren eigenen Willen absterben macht und uns seinen Willen schenkt und dadurch den Anteil an seiner Liebe gibt. Jetzt ist das Leben da, von dem wir wissen, daß es nicht stirbt.

Wie willſt du Gewißheit des ewigen Lebens bekommen? Die Frage iſt völlig eins mit der anderen: Wie willſt du Gewißheit der ewigen Liebe erlangen? Wir lieben die Brüder. Nun wiſſen wir, daß wir leben. Man kann über die Liebe nur dadurch gewiß werden, daß man ſie hat. Wir haben ſie aber deshalb, weil wir ſie in ihm erkannten, den Gott uns im Dienſt ſeiner Gnade geſandt hat.

Nun iſt auch die Wahrheit da. Daran, fährt unſer Text weiter fort, erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit ſind, und das iſt der weitere, tiefe Gegenſatz, der keine Ausgleichung erträgt, wo wir keine Miſchung und kein Gemenge herſtellen können. Schein und Wahrheit, das flieht ſich wie Feuer und Waſſer. Wo aber der Haß iſt, da iſt auch der Schein. Denn der Haß erträgt die Wahrheit nicht; er darf nicht ans Licht, ſondern muß ſich verſtecken. Er wäre zu häßlich, wenn ihn die Sonne beſchiene, und das Leben würde unerträglich, wenn er nicht verhüllt bliebe. Darum iſt der Haß immer ein großer Dichter, der eine Menge von Illuſionen in uns erzeugt und leere Traumbilder in uns erweckt. Er kann die Welt nicht nehmen, wie ſie iſt, ſo ſcharf er oft ſieht. Alles wird entſtellt, alles karikiert. Anders ſteht es bei der Liebe. Nun erkennen wir, daß wir aus der Wahrheit ſind. Freilich wir müſſen Acht geben, daß wir nicht bloß mit Worten lieben, nicht bloß mit der Zunge, ſondern mit der Tat. Dann iſt Wahrheit bei uns; aber dann iſt ſie auch wirklich der Grund, aus dem unſer ganzes Leben entſteht. Dann regiert ſie unſere Gedanken und unſer Verhalten, erleuchtet unſeren ganzen Verkehr mit allen, füllt auch unſeren Umgang mit Gott und gibt uns nicht erdachte, nicht erträumte, nicht erlogene, ſondern wahre Frömmigkeit.

Nun können wir unſer Herz ſtillen vor Gott. Wir verwundern uns wieder, Freunde. Iſt es denn möglich, daß das Herz ſtill wird, aufhört zu zweifeln, zu proteſtieren, zu klagen, zu murren und vor Gott ruhig und ſtille wird, ſo daß

Gewißheit bei uns einkehrt und Freudigkeit? Wir können unſer Herz vor Gott ſtillen, wenn wir aus der Wahrheit ſind, und das ſind wir, wenn wir die Brüder lieben. Das ſtill gewordene Herz kann nun auch mit Gott reden; es kann beten. Es bleibt nicht ſtumm, ſondern hat die Freudigkeit, daß es mit Gott ſprechen darf, ſo ſprechen, daß Gott uns hört, ſo bitten, daß wir empfangen.

Was gibt uns alſo unſer Text? Er ſagt uns: Haltet euch den Gegenſatz deutlich vor, der zwiſchen dem beſteht, was Jeſus ſchafft, und dem, was die Welt iſt und ſchafft. Bei ihm iſt das Leben; denn bei ihm iſt die Liebe und darum die Wahrheit, die Befreiung von aller Schauſpielerei, das Ende alles Scheins vor Menſchen und vor Gott. So wird unſer Herz ſtill; denn Gott iſt größer als unſer Herz. Denn die Liebe hat die Majeſtät des Gehorſams; das iſt ihre Ehre, ihre Größe, ihre Kraft. Sie tut den Willen Gottes, und wo ſein Wille geſchieht, da bleibt er bei uns mit jener wahren Gemeinſchaft, die unſer Leben auf ſeine Gabe begründet, ſo daß es aus ihm und zu ihm ſtrömt, weil er bei uns bleibt und wir in ihm ewiglich. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

6. Sonntag nach Trinitatis.

(3. Juli 1910.)

Röm. 6, 1—11.

Heute möchte ich denen ein Wort ſagen, die ſich vor dem Wort Jeſu fürchten. Mancher dankt uns nicht, wenn wir ihm die Gabe Jeſu anbieten, ſondern bittet uns: Laßt mich in Ruhe; was ihr uns geben möchtet, darin ſehe ich kein Glück, ſondern nur eine ſchwere Laſt. Woher kommt dieſe Abneigung, die ſich gegen das Wort Jeſu ſträubt? Sie entſteht deshalb, weil Jeſus gegen die Sünde der Welt geredet hat. Sprechen wir nicht ein hartes und häßliches Wort aus, wenn wir von Sünde reden? Wer dieſes Wort gebraucht, verurteilt, was wir Menſchen ſind, lieben und tun. Wie kann man noch jung, noch froh, noch ſorglos ſein, wenn wir an die Sünde denken und die Sünde meiden ſollen? Wird uns dadurch nicht unſer Glück durch eine beſtändige Sorge vergiftet, die uns immer ängſtlich macht und unſre Tatkraft lähmt, ſo daß wir das Leben nicht mehr auszunützen vermögen? Dieſe Furcht entſteht aber nur dann, wenn wir blos ein Stück des Wortes Jeſu hören. Wer es nur halb vernimmt, nur halb erfaßt, den bringt es in Verwirrung und macht ihn ratlos. Halbes Chriſtentum iſt immer ein Elend, das uns unglücklich macht. Aber dieſe Furcht vergeht und verwandelt ſich in den tiefſten Dank, wenn wir das Wort Jeſu vollſtändig hören. Wir haben nur dann Angſt vor ihm, wenn wir ihn blos aus der Ferne betrachten, nicht dann, wenn wir bei ihm ſind. Ihr hört durch unſren Text das Wort Jeſu ganz und darum iſt er das rechte Wort für die,

die sich vor dem Wort Jesu fürchten und es für schwer und bitter halten.

Unser Text sagt uns, wovor wir uns mit Grund fürchten: vor dem Zustand, bei dem wir in der Sünde leben wollen, obwohl wir für sie gestorben sind. Er sagt uns weiter, warum wir Jesus nicht fürchten, sondern preisen sollen: weil er der Sünde gestorben und für Gott lebendig ist. Er sagt uns endlich, warum wir uns auch für uns selber nicht fürchten, vielmehr Gott danken: weil auch wir in der Gemeinschaft mit Jesus für die Sünde starben und für Gott leben.

1.

Jeder, der auf Jesus achtet, sieht sofort, daß er der menschlichen Sünde widersprach und sie richtete. Dieses Wort Jesu hört jeder zuerst und wir müssen es hören; denn es ist ein wichtiger Teil seines Evangeliums. Er hat Gutes und Böses von einander geschieden und alles, was gottlos, boshaft und unrein ist, alles, wodurch wir Gott verleugnen, die Menschen verderben und uns selbst zerstören, verworfen. Wir handeln aber nicht richtig, wenn wir uns wegwenden, sowie wir das hören, und ihm unser Ohr verweigern, weil uns sein Wort, das er gegen uns Menschen redet, schmerzhaft trifft. So haben wir freilich Grund zur Klage: was er sage, sei schwer und lege auf uns eine uns erdrückende Last. Wenn das, was wir sind und tun, sündlich ist, dann dürfen wir uns selber nicht mehr trauen und haben dem, was wir begehren, zu widerstehen. Dann ist es unser Beruf, uns selbst zu verleugnen und uns selbst das Vertrauen aufzusagen und nicht auf unsre Gedanken und Wünsche zu hören. Denn wir wissen, daß wir Sündliches in uns tragen. Dann können wir auch nicht mehr ohne Sorge und Wachsamkeit mit den Menschen verkehren und nicht mehr völlig mit ihnen verwachsen, dürfen nicht mehr alles nehmen, was sie uns geben,

nicht mehr alles glauben, was sie uns sagen, nicht mehr alles tun, wozu sie uns raten. Denn es ist Sünde in der Welt und gegen die Sünde müssen wir verschlossen sein. Wir können einander nicht einmal ohne Störung und Vorbehalt lieb haben. Freilich sollen wir die andern lieb haben, aber nicht ihre Sünde pflegen und nicht in das einwilligen, was unrecht ist. Ebensowenig können wir uns unsrer Natur sorglos überlassen; denn der Trieb, den sie in uns aufweckt, kann sündlich sein und uns die Versuchung bereiten. Vollends schwer wird dadurch unser Verhältnis zu Gott. Wie wollen wir noch zu ihm Vertrauen haben, wenn wir bei uns das Sündliche finden? Können wir noch hoffen, Gott sei für uns, da er doch unsrer Sünde wegen gegen uns ist? Wir können nicht mit der Zuversicht vor ihn treten: so, wie ich bin, bin ich dein Werk; so hast du mich gemacht. Denn zur Sünde können wir Gottes Namen nicht setzen und von ihr nicht sagen, sie sei Gottes Werk. Also in allen Richtungen entsteht Sorge, Streit und Schmerz, sowie wir das Wort Jesu in uns einlassen, das gegen unsre Sünde gerichtet ist. Immer müssen wir auf der Wacht stehen, immer uns wehren, immer ein Joch tragen, das uns bald dies, bald jenes verwehrt und gerade das verbietet, was wir begehren, gerade das richtet, wonach sich unser Wille streckt. Ist das nicht ein Elend? Ja! Aber dieses Elend bereitet uns nicht Jesus, sondern wenn wir uns in diesem Elend befinden, so bereiten wir es uns selbst. Vor diesem Elend will uns Jesus behüten, und er tut es, sowie wir sein Wort ganz hören. Was ich euch jetzt beschrieben habe, das ist die gottlose Sittlichkeit, die ungläubige Buße, jene Sittlichkeit, bei der ich selbst die Sünde überwinde, jene Buße, bei der ich mich selbst vom Bösen erlöse, jene Tugend, bei der ich mich selbst vollkommen mache, jene Heiligung, bei der ich mich ins göttliche Wesen verkläre. Das gibt einen Kampf ohne Frieden, eine Anstrengung ohne Gewißheit, darum auch ohne Freude, ohne

Entſchiedenheit. Das ſchafft zwei Willen im ſelben Menſchen, zwiſchen denen er ſich teilt, zwei Seelen, die gleichzeitig in ihm leben und ihre Luſt vollbringen. Das iſt freilich ein Unglück, ein Leben im Dunkeln, in Ketten und Not. Wir meiden das Böſe und begehren es, fürchten die Sünde und lieben ſie, möchten von ihr geſchieden und für ſie tot ſein und doch zugleich in ihr leben. So wollen wir Unmögliches. Das iſt aber nicht das Werk Jeſu, nicht das Chriſtentum, das er uns gibt, ſondern das iſt von uns gemachtes Chriſtentum, nicht Gottes Werk. Wie lautet Jeſu Wort? Es beſteht nicht einzig aus dem Urteil: du biſt ſündig. Er ſagt uns noch mehr.

2.

Jeſu Wort lautet: Ich bin der Sünde geſtorben und lebe für Gott. Nun kennen wir den Überwinder der Sünde. Der Sünde wegen ſtarb er. Weil er Gott nicht laſſen kann, kann er dem ſündigen Willen der Welt nicht gehorchen und darum trägt er das Kreuz. So vollkommen iſt er von allem Böſen getrennt. Und weil er Gott nicht laſſen kann, kann er auch ſeine Gemeinſchaft mit uns nicht zerbrechen. Er hält ſie feſt bis zum Tod und geht ans Kreuz. So vollkommen iſt ſein Verſöhnen und Vergeben, daß er der Sünde wegen ſtirbt. Darum iſt das Sterben nicht das letzte Ende, zu dem ihn ſein Weg bringt. Weil er der Sünde wegen geſtorben iſt, darum iſt er lebendig für Gott. Nun ſteht er ganz im Dienſt Gottes und braucht alles, was er hat und iſt, zur Ausführung des göttlichen Willens. Mit allem dient er nun der göttlichen Gnade, mit ſeinem Wort und mit ſeinem Werk, mit ſeinem Blut und mit ſeinem Geiſt, mit ſeiner Menſchheit und mit ſeiner Gottheit, mit dem, was er jetzt in der Verborgenheit an uns tut, und mit dem, was er einſt in ſeiner Herrlichkeit an uns tun wird. Alles iſt Dienſt Gottes, alles die Offenbarung und Erfüllung des göttlichen Willens, alles die Erweiſung der göttlichen Gnade und Gerechtigkeit.

Wir kommen also, wenn wir uns zu ihm begeben, zu dem, der rein, gerecht und gut ist, ganz gesondert von den Sündern, ganz eins mit Gottes gutem Willen. Es gibt somit für uns etwas Gutes, etwas, was ganz gut, göttlich gut, ewig gut ist. Das ist unser Anschluß an Jesus, unsre Gemeinschaft mit ihm. Da ist nichts Sündliches darin, nichts Befleckles, nichts, was uns mit Gott entzweite. Weil uns Jesu Wort gegeben ist, sind wir mit dem verbunden, der für die Sünde gestorben und für Gott lebendig ist. Jetzt wird unser Streit mit der Sünde ganz anders, als wie wir es uns zuerst vorstellten, solange wir nichts vor Augen hatten als uns selbst und unsre Sünde. Jetzt führen wir unsren Streit mit unsrer Sünde im Frieden Gottes, nicht im Zweifel, nicht in der Angst, nicht in der Leidenschaft, die uns gegen uns selbst und gegen die Menschen wüten und toben macht, sondern in der Gewißheit, die den Überwinder der Sünde kennt, und darum mit Freude und mit Kraft. Nun haben wir nicht nur die Sünde, sondern auch die Gerechtigkeit, nämlich die des Glaubens, die darin besteht, daß wir mit dem verbunden sind, der der Sünde wegen gestorben ist und nun lebt für Gott.

3.

Warum fürchten wir uns jetzt nicht mehr? Dadurch, daß wir im Glauben mit ihm verbunden sind, gibt er uns Anteil an dem, was er besitzt. Nun sind auch wir für die Sünde tot und von ihr getrennt, dafür aber lebendig für Gott und mit ihm vereint. Er ist nicht blos für sich selbst der Sünde gestorben. Das ist unmöglich. Wenn er nur an sich selber gedacht hätte, blos daran, daß er selber seine Reinheit beschirme und seine Herrlichkeit bewahre, dann wäre er der Sünde unterlegen und nicht ihr Überwinder. Denn die Sünde ist das, was die Gemeinschaft zerreißt und uns blos an uns selber denken macht. Er lebt auch nicht nur um seinetwillen für Gott. Das ist wieder ganz unmöglich. Denn

Gott ist der Schöpfer und Herr aller Kreatur und der, der für ihn lebt, dient seiner Gnade an allen und macht seine Liebe so groß, wie Gottes Liebe ist. Da Jesus die Sünde überwunden hat, so wissen wir, daß wir sie überwinden durch ihn.

Wir sagen darum mit unsrem Text von Jesu Tod, er sei unser Tod, von Jesu Kreuz, es sei uns beschieden und unser alter Mensch sei dort gerichtet und gestorben, und mit derselben dankbaren Gewißheit sagen wir von seinem Leben, es sei unser Leben, und von seiner Auferstehung, sie sei uns gewährt. Wieso greift sein Tod auf uns über und wird zum Merkmal dessen, was wir selber sind? Durch seinen Tod stehen wir mit unsrer Sünde in Gottes Vergebung und dadurch endet sie. Darum ist unser menschliches Wesen durch Jesu Kreuz ein alter Mensch geworden, der beseitigt werden kann ohne Schaden und beseitigt worden ist. Es wäre unmöglich von einem alten Menschen zu sprechen, wenn es nicht einen neuen gäbe. Erst wenn der neue vorhanden ist, wird der, der bisher existierte, alt. Aber der neue Mensch ist erschienen durch den, der für die Sünde starb und für Gott lebt. Das war noch niemals da, bis es in Jesus erschien, und ist auch in uns nicht da, auch wenn wir noch so zeitgemäß denken und ganz modern gebildet sind. Deshalb bleibt unser Wesen doch das alte, das von jenem Wort Jesu, das er gegen die Sünde sprach, getroffen wird. Weil wir aber mit ihm, dem neuen Menschen, verbunden sind, darum vergeht alles, was wir nach unsrer alten und sündlichen Art sind und bewirken. Es liegt nicht auf uns als unsre Schuld und Schmach, die uns von Gott schiede, und wirkt nicht fort in Ewigkeit nach jener Regel, daß Schuld aus Schuld und Tod aus Tod entstehen muß. Diese Verkettung ist für uns zerrissen und unsre Sünde wächst nicht ewig weiter mit unendlicher Macht, sondern der neue Mensch vollbringt an uns sein Werk und führt uns alte Menschen in die göttliche Gnade hinein. Sie macht uns neu.

Unſere Sünde ſteht mit unſrem Leib in Zuſammenhang; denn aus unſrem natürlichen Zuſtand entſteht die Verwirrung unſrer Gedanken, die uns blendet, und die Verkehrung unſrer Begehrungen, die unſer Verhalten verdirbt. Wie ſollen wir nun uns ſelber von unſrer Sünde befreien? Kein Wunder, wenn uns das Wort Jeſu bitter ſchmeckt, wenn wir es nur zur Hälfte hören! Jetzt aber können wir auch das letzte Wort, das unſre Ohnmacht ganz enthüllt, ohne Schrecken hören. Denn Gott hat uns nicht nur mit unſrem Leib verbunden und nicht nur in die Natur hineingeſetzt, ſondern hat uns zu dem berufen, der vollendet iſt und ſo lebt, daß ſein ganzes Leben im Geiſt aus Gott ſtammt und für Gott geſchieht. Da kommt eine Kraft von oben in unſer natürliches Leben hinein und ſie behält den Sieg und beſtimmt unſren Ausgang und ſchafft, was an uns bleiben wird. Wir empfangen unſer Leben nicht mehr nur von unſrem Leib, ſondern von dem, der für Gott im Geiſt lebendig iſt und Gottes Werk an uns Menſchen tut.

Auch in dem, was uns Jeſus gibt, iſt das Sterben nicht vom Leben geſchieden. Vom Tod wird man nur durch das Leben, von der Bosheit nur durch die Liebe frei. Der alte Menſch endet nur dadurch, daß der neue entſteht. Wir ſind aber dadurch, daß wir bei Jeſus ſind, lebendig für Gott und deshalb für die Sünde tot. Jetzt ſind wir auf Gottes Weg; denn wir ſind auf Jeſu Weg. Jetzt ſind wir eins mit Gottes Willen; denn wir haben und bewahren Jeſu Wort. Jetzt iſt uns die Gelegenheit und das Vermögen geſchenkt, Gott zu dienen; denn wir gehorchen ſeiner Regel und tun, was er uns aufgetragen hat. Von dem, was er uns gibt, ſagen wir nicht: das ſei vergänglich, nichtig und wertlos, wie alles Menſchliche. Das iſt Leben, ſolches Leben, wie es Gott hervorbringt, das er beſchirmt, für ſeine Regierung braucht, fruchtbar macht und zur Vollendung bringt.

Alle dieſe Worte geben uns auch Hoffnungen; denn ſie ſind größer als unſer gegenwärtiger Zuſtand, größer als das,

was wir jetzt schon erlangen. Sie geben uns ein Ziel, das sich hoch über unseren jetzigen Stand erhebt, zu dem uns Jesus führen wird. Aber diese Worte sind nicht blos Hoffnungen, sondern sie stellen uns vor eine gegenwärtige Wirklichkeit. Denn Jesus ist der, der für unsre Sünde gestorben ist und für Gott lebt. Darum ist unser Glaube, mit dem wir uns zu ihm wenden, etwas ganz Gutes, das Gute, das Gott uns gönnt und in uns schafft, ganz rein, ganz nach Gottes Sinn und Willen, eine echte und wahrhaftige Gerechtigkeit, durch die wir von aller Sünde und allem Verderben erlöst worden sind. Das schafft nicht unsere Kraft, leistet nicht unser Wille. Das ist Gottes Gabe, die der Glaube an Jesus hat. Aber der Glaube ist kein Geschöpf unsrer Phantasie, kein Erzeugnis unsrer Willkür, sondern er nimmt wahr, was Gott für uns schuf und uns gewährt. Darum gibt uns Jesus eine andere Buße als jene ungläubige, die wir mit Klagen und Murren betreiben, und einen andren Streit mit dem Bösen als jenen, bei dem wir friedlos bleiben, in uns selbst zerrissen, und überall Unfrieden stiften. Denn wir kennen jetzt nicht nur unsre Not, sondern auch unsren Helfer, nicht blos unsre Sünde, sondern auch unsren Versöhner, nicht blos den alten Menschen, sondern auch den neuen, in dessen Gemeinschaft wir berufen sind. Daß wir sie im Glauben bewahren, das macht uns für die Sünde tot und lebendig für Gott. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

23. Sonntag nach Trinitatis.

(30. Oktober 1910.)

Philipp. 3, 17—21.

Der Dichter, der uns das Wort Jesu: Eins ist not, auslegte, rät uns:

„Seele, willst du dieses finden,
Suchs bei keiner Kreatur;
Laß, was irdisch ist, dahinten,
Schwing dich über die Natur."

Wenn wir uns über die Natur erheben, dann wird unser Wandel himmlisch, wie unser Text es uns sagt. Denn da, wo die Herrlichkeit Gottes sich noch herrlicher zeigt als in unserer Natur, da, wo die Schöpferkraft Gottes noch Größeres schuf als in dieser Welt, da ist der Himmel. Wenn wir über die Natur uns schwingen und dahinten lassen, was irdisch ist, dann haben wir zum Grund unseres Lebens das Himmlische gemacht.

Aber hier haben wir die aufmerksamste Besonnenheit und kräftigste Anspannung unseres Geistes nötig, damit wir den Worten unseres Textes folgen, schon dazu, damit auch nur unser Verständnis mit den Gedanken des Apostels einträchtig werde, und vollends dazu, damit wir in der Führung unseres Lebens ihm gehorchen. Wie schwingen wir uns empor über die Natur? Unsere Träume machen sich frei vom Wirklichen; unsere Phantasie fliegt hinaus über die Grenzen der Erde; unsere Dichter zeigen uns den Weg hinauf über das Reale und unsere Gedanken folgen ihnen vielleicht und formen allerlei Lehren und Theorien, die über die Natur hinaus-

greifen. Aber davon redet unser Text nicht. Träume, Poesie, Philosophie, das sind nicht die Schwingen, mit denen unsere Seele sich über die Natur erhebt. So wird unser Wandel nicht himmlisch. Daß es sich hier um eine große Sache handelt, zeigt uns auch unser Text an den Tränen, von denen er spricht. Wir brauchen sonst den Brief des Apostels an seine Philipper zur Erweckung unserer Freude. Ihr kennt ja alle das immer wiederkehrende Wort, das wir mit vollem Recht all unserem Trübsinn entgegenhalten: Freuet euch im Herrn! Aber derselbe Brief, der überall in der Christenheit die Freude entzündet und auch uns schon oft dazu gedient hat, Dunkelheit aus unserer Seele zu verscheuchen, beschreibt uns auch den weinenden Apostel. Seine Tränen galten nicht der Welt, nicht den Heiden, den Juden, sondern er weinte über den Zustand der Christenheit, über das, was er in seinen Gemeinden vor Augen hatte. Sie sind getauft, aber wandeln nicht wie er; sie denken christlich, aber wandeln nicht himmlisch. Er unterscheidet in unserem Text somit ein doppeltes Christentum, ein Christentum, das gefesselt bleibt an die Erde, und ein solches, das uns von ihr befreit, ein Christentum, bei dem nichts als der Mensch wirksam wird, und ein solches, in dem mehr als der Mensch zur Offenbarung kommt. Wie steht es mit diesem Unterschied? Wenn wir jetzt davon miteinander reden, so wollen wir es uns mit dem tiefsten Ernst klar machen: Phrasen helfen nichts; Phrasen sind Gift.

Wir gehen der Ordnung unseres Textes nach und erwägen, was Paulus hier als den tiefen Unterschied innerhalb seiner Gemeinde ans Licht stellt. Paulus fängt mit dem Ende an, das sich der Mensch bereitet, mit der Verdammnis, in die er sich bringt. Hier tritt ein unseliges Ende ein, Sterben, Untergang, dort das selige Ende, die Verklärung nach dem Bilde Jesu, die auch an unserem nichtigen Leib die Herrlichkeit der göttlichen Gnade offenbar macht. Dort regiert ein falscher Herr, ein Tyrann, dem der Mensch um-

ſonſt dient; der Bauch iſt ihr Gott; hier regiert der rechte Herr; wir warten des Heilandes Jeſu Chriſti, des Herrn. Dort beſitzt man eine unechte Ehre, die in Schande ausgeht, hier die echte Ehre, ein Bürgerrecht, das uns den Anteil an der himmliſchen Gemeinde gibt. Dort füllt ein niedriges Verlangen das Leben und gibt ihm einen engen Horizont; ſie ſind irdiſch geſinnt; hier lebt das heilige Verlangen, die Erwartung der Offenbarung des Himmliſchen.

1.

Vom Chriſtenſtand aus ſollte man erwarten, er gewähre allen, die ihn haben, über den Ausgang ihres Lebens Gewißheit. Wie kann ſich Unſicherheit, Angſt und Zweifel an die Frage heften, welches das Ende unſeres Weges ſei, nachdem wir die Berufung zu Gott empfangen haben? Wer Gottes iſt, der weiß, wohin er geht, und kennt ſein Ziel. Das Eigentum Gottes hat ewiges Leben. In der Berufung zu Gott liegt unſere Heiligung, unſere Befreiung von aller Schuld, unſere Einſetzung in die uns verherrlichende Gnade.

Und doch ſagt Paulus: bei vielen entſteht ein Chriſtenſtand, deſſen Ziel und Ausgang ungewiß iſt, deſſen Hoffnung ſchwankt, weil ſie durch die innere Stimme widerlegt wird, die die Verurteilung ausſpricht und einen unheilvollen Ausgang weisſagt. Wie kann es dazu kommen, nicht jenſeits der Chriſtenheit, nicht jenſeits des Evangeliums? Dort iſt es freilich verſtändlich, daß unſere Gedanken über unſer Ende ſchwanken und ſich vom Tode her eine tiefe Angſt über uns legt. Aber innerhalb der Gemeinde, die den Namen Jeſu kennt, unter dem Schall des Wortes, das uns die göttliche Gnade bezeugt, wie kann hier Unſicherheit entſtehen und ein inneres Schwanken für uns unüberwindlich bleiben? Begleiten wir mit unſrem Blick die Geſchlechter der Chriſtenheit, wie ſie einander folgen, ſo haben wir es immer wieder in voller Deutlichkeit vor Augen: dieſes Bangen und Zagen, das des

Ausgangs nicht gewiß iſt, dieſes Schwanken, das ſich Gottes nicht getröſten kann. Woher rührt das? Unſer Text gibt die Antwort: Feinde des Kreuzes Jeſu. Am Kreuze Jeſu trennen ſich die beiden Wege. Wer ſich hier wegwendet, der beginnt den unſicheren Gang mit dem ſchwankenden Ziel. Wer dort bleibt, der tritt den himmliſchen Wandel an mit dem gewiſſen Ziel. Wandelt wie ich, das ſagt Paulus deshalb, weil er ſeinerſeits ſeinen Standort beim Kreuz Jeſu hat und darin die ganze Herrlichkeit Gottes ſchaut. Wenn er alle Erweiſungen der göttlichen Macht überblickt, jener Macht, von der er ſagt, ſie mache ſich alles untertänig und wirke im Himmel und auf Erden ihre herrlichen Werke, wenn er das alles überſchaut, ſo kennt er doch nur eine einzige Stelle, an der ſich Gott uns völlig offenbart in ſeiner ganzen Herrlichkeit, eine Stelle, an der ſich Gottes Angeſicht uns enthüllt und ſein Wille ſichtbar wird, vollſtändig, vollkommen in Gerechtigkeit und Gnade, und uns den einen Blick in den ganzen Gottesſchatz, den einen Griff in den ganzen Reichtum Gottes gibt. Und dieſer Ort, wo Gott ihm ſo ſichtbar wird, daß er ſeinen Ruf vernimmt und ſeine Gnade empfängt, iſt Jeſu Kreuz. Aber freilich es iſt durchaus durchſichtig und verſtändlich, daß es dem Menſchen nicht gefällt, ſo daß er ſich zum Streit gereizt fühlt und ſich gegen dieſe Weiſe Gottes empört. Und dann, wenn er ſich vom Kreuz abwendet und ſeine eigenen Wege geht, wird das Ziel dunkel und der Ausgang unſicher. Wenn wir uns aber mit demjenigen Gotteswillen einigen, der ſich im Kreuz Jeſu uns offenbart, wenn wir erfaſſen, daß uns Gott hier ſein Angeſicht zeigt und ſeine Hand hinhält, damit wir ſie ergreifen, dann iſt der Ausgang gewiß und das ſelige Ziel ſteht feſt. Denn der, den Gott in ſeine Gnade ſtellt, geht nicht verloren; der Ruf Gottes, der uns zu ihm holt, iſt ewiges Leben.

2.

Wenn uns unſer Ziel in Angſt und Dunkel verſinkt, dann muß im Anfang ein Fehler ſtecken. Darum geht Paulus weiter zu der Frage, wem der Menſch gehorche, wem er ſeinen Dienſt darbringe und ſeine Opfer weihe. Er ſieht auf einen Teil der Chriſtenheit und ſagt: Euer Gott iſt euer Bauch. Hart klingt dieſes Wort, doch nur dann, wenn es vom Ganzen des Evangeliums abgelöst und in einen andern Mund hineingelegt wird als in den des Apoſtels, der im Namen Jeſu ſpricht. Er redet im Dienſte der Gnade, eben darum ganz wahr, nicht um den Menſchen zu ſchänden, ſondern um ihn aufzurichten, nicht bloß, um ſein Elend zu enthüllen, ſondern um ihm zu helfen. Das gibt ihm das innere Recht und reine Vermögen zu einem ſolchen Wort. Und, liebe Freunde, hat es nicht beſtändig bewährte Wahrheit? Aus unſerem leiblichen Leben kommen die mächtigen Triebe. Sie rufen nach Eſſen, nach Speiſe, nach Trank; ſie rufen nach der Luſt, die der Mann dem Weib, das Weib dem Mann gewährt. Sie ergreifen uns mit einer uns bezwingenden Gewalt. Steht es denn nicht immer wieder ſo, daß das, was als Luſt und Trieb vom Leibe her in uns hinein fährt, dem Menſchen als das Gut und die Wirklichkeit erſcheint, der er alles zum Opfer bringt und alles unterwirft? Aber ſo iſt es nur dann, wenn uns das Kreuz Jeſu entſchwand und wir nicht mehr vor Augen haben, wie Gott ſich dort uns zeigt und ſeine Gemeinſchaft uns gewährt. Am Kreuz Jeſu wird uns einer ſichtbar, deſſen Gott nicht ſein Bauch war, der ſich nicht den natürlichen Trieben opferte, der etwas anderes begehrte und beſaß, als was den natürlichen Trieb ſättigt. So wäre er nie auf den Kreuzesweg gekommen, ſo niemals zu dem geworden, der am Kreuz ſein Leben ſchloß. Hier ſteht der vor uns, der eine andere Liebe hat als die, die der natürliche Trieb erzeugt. Seine Liebe gehört dem Vater. Hier erſcheint Geiſt, Geiſt aus Gott in herrlicher, ſieghafter Pracht, ein Menſch, ſo

natürlich wie jeder andere und dennoch so, daß er im Dienst Gottes lebt, mehr noch: stirbt. Bleiben wir beim Kreuz Jesu, sehen wir dort den göttlichen Willen, dann scheidet sich auch in uns Geist und Fleisch und es tritt auch in uns die andere Liebe hinein, scheinbar schwach, und doch stärker als alles, was die Natur erzeugt, doch überwindend, weil sie himmlisch ist und aus Gott stammt.

3.

Es gibt aber noch eine andere gewaltige Macht, die uns in Tätigkeit versetzt und zu ihrem Dienst beruft. Das folgende Sätzchen des Apostels nennt uns diesen zweiten Herrscher, an den der Mensch seine Kraft hingibt: die Ehre. Sie ist ein unentbehrlicher Besitz; denn wir sind in die Gemeinschaft hineingesetzt und ohne sie nichts und unser Platz in unserer Gemeinschaft wird uns durch unsere Ehre zugeteilt. Wir bedürfen der Anerkennung der anderen; wer sie uns nimmt, greift die Bedingungen unseres Lebens an; wer sie uns gibt, verschafft uns die Mittel zur wachsenden und fruchtbaren Arbeit. Eben darum ist die Ehre der mächtige Herrscher, der den Menschen in Bewegung bringt. Das kommt auch in der Christenheit immer zur Geltung, weil bei der christlichen Lebensführung der Gedanke stets mit dabei ist, daß wir Ehre brauchen und sie dadurch erhalten, daß wir unsren Christenstand bewähren und als die wandeln, die zu allem Guten tüchtig sind. Auch die, über die Paulus weinte, stellten sich groß vor die Gemeinde hin, als der Ehre nicht nur bedürftig, sondern auch würdig. Aber sie griffen nach einer falschen Ehre, einer Ehre, die vergeht. Sie haben ihre Gemeinschaft zu eng gefaßt, so daß sie nicht mehr im Stande war, ihnen die echte Ehre zu gewähren. Sie lassen ja den himmlischen Herrn bei Seite und wenden sich von seinem Kreuze ab. Was bleibt nun als Ehre noch übrig? Der Mensch gibt sie und der Mensch nimmt sie. Aber der Lorbeer, den der Mensch pflanzt, verdorrt. Anders ist es, wenn wir beim Kreuze Jesu bleiben

und dort die Stimme Gottes hören und dort ſeine Hand erfaſſen. Jetzt iſt unſere Gemeinſchaft ſo groß, daß ſie die wahre Ehre gewährt. Denn wir ſind zu dem berufen, von dem geliebt und von dem begnadet, der im Himmel wohnt. Das iſt die Würde, die nicht ſchwankt, die Ehre, die unſer echtes Eigentum wird. Jetzt haben wir mit dem himmliſchen Herrn auch ein himmliſches Bürgerrecht, einen Ehrenbrief, geſchrieben von Gott, beſiegelt mit dem Blut ſeines Sohnes, für die Ewigkeit uns ausgeſtellt, damit wir beſtehen auch vor Gottes Angeſicht.

4.

Wenn der Bauch unſer Gott wird und die Ehre zur Tändelei entartet, dann iſt unſer Sehfeld klein, unſer Verlangen arm und dürftig. Irdiſch, ſagt Paulus, ſind ſie geſinnt. Sie haben nur das vor Augen, was die Erde ihnen zeigt, und nur zu dem Luſt, was ſie mit den Händen greifen und mit den Augen ſehen. Das gilt ihnen als das Reale, das als das Wirkſame, das als das Einzige, wohin ſich ihre Liebe wenden kann. Das iſt ein kleiner, enger, armer Horizont. Wie kann er ſo eng und klein bleiben, wenn wir beim Kreuz Jeſu ſtehen? Der, der dort hängt, war nicht irdiſch geſinnt, hat nicht die Menſchen allein als Großmacht behandelt, hat nicht das Greifbare allein geſchätzt. Von allem, was die Erde umfaßt, abgewendet, hängt er dort und vermag es hinter ſich zu laſſen. Denn er hat den Vater, den lebendigen Gott, der ſein Vater iſt. Darum hat er auch das Amt, das ihn zum Heiland für uns macht. Bleiben wir beim Kreuz Jeſu, dann bricht auch uns der enge Horizont und unſer Auge gewinnt das Vermögen, mehr zu ſehen, als was irdiſch iſt, und unſre Liebe bekommt die Flügel und läßt hinter ſich, was die Erde uns gewährt. Denn das Kreuz Jeſu zieht uns zu ihm und gewährt uns ſeine Gemeinſchaft und macht aus ſeiner Gnade die Gabe, die uns verliehen iſt. Da wir in ihm zu Gott berufen und mit ihm verſöhnt ſind, iſt uns das

Himmliſche nicht mehr nur ein Bild, nicht mehr nur ein Dichterwort. Nun iſt es Wirklichkeit geworden in ihm, der für uns durch alles Irdiſche durchgebrochen iſt. Weil er ſeinen Ort im Himmliſchen hat, ſo nimmt er uns mit ſich empor, daß wir ſagen dürfen: Er hat uns mit ſich in das Himmliſche verſetzt.

Schwing dich über die Natur! Wie machen wir das? Wir ſuchen nicht irgendwo Flügel, die wir uns ſelbſt bereiteten. Dazu wird keine Flugmaſchine erfunden, von keinem Zauberer, von keinem Poeten, von keinem Logiker. Die Flügel, die uns über die Natur erheben, reicht uns der, der von oben zu uns kam. Das Bürgerrecht im Himmel iſt uns zugeteilt durch den, der im Himmel herrſcht. Dieſes Bürgerrecht gibt der Herr. Weil er der Himmliſche iſt, haben wir das Recht und Vermögen, mehr zu ſein als nur Fleiſch, mehr zu ſein als nur Natur, mehr zu ſein als nur ein Menſch. Nicht ſo, daß wir Gottes natürliches Werk verachteten, uns des Leibes ſchämten und über die Natur grollten. Gottes Werk iſt in allen ſeinen Teilen heilig. Aber in unſer leibliches, natürliches Weſen tritt nun Gottes Werk hinein und bringt uns die göttliche Gabe. Da, wo Gott ſeine Gabe hinlegt, tut ſich der Himmel auf; das iſt das Himmliſche und macht den Wandel himmliſch. Himmliſch iſt er, weil wir ihn führen an Gottes Hand, vor Gottes Angeſicht. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Inhalt des achten Jahrgangs.

(1909—1910).

Nr. 1 1. Advent (28. Nov. 1909) Röm. 13, 11—14.
„ 2 Weihnacht (25. Dez. 1909) Tit. 2, 11—14.
„ 3 Sonntag nach Neujahr (2. Jan. 1910) 1. Petri 4, 12—19.
„ 4 Septuageſimä (23. Jan. 1910) 1. Kor. 9, 24—27.
„ 5 Sonntag Reminiſcere (20. Febr. 1910) Math. 26, 1—16.
„ 6 Sonntag Judica (13. März 1910) Matth. 26, 69—75.
„ 7 Sonntag Quaſimodogeniti (3. April 1910) 1. Joh. 5, 4—13.
„ 8 Sonntag Exaudi (8. Mai 1910) 1. Petri 4, 8—11.
„ 9 2. Sonntag nach Trinitatis (5. Juni 1910) 1. Joh. 3, 13—24.
„ 10 6. Sonntag nach Trinitatis (3. Juli 1910) Röm. 6, 1—11.
„ 11 23. Sonntag nach Trinitatis (30. Okt. 1910) Philipp. 3, 17—21.

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

Neunter Jahrgang
(1910—1911).

Von
D. A. Schlatter
Professor und Frühprediger.

Tübingen 1911
Druck und Verag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

N. 2890

1. Advent.

(29. Nov. 1910.)

Luk. 17, 20—25.

Stark und warm wollen wir heute die Hoffnung in uns wecken, die gewisse, echte Hoffnung, die uns nach oben wendet, die uns vorwärts bewegt dem Ziel zu, zum göttlichen Reich. Nun aber bleibet, sagt Paulus, Glaube, Hoffnung, Liebe. Sie bleiben; denn sie sind Gottes Werk und Gabe, und was Gott schafft, das bleibt, und was er uns bereitet, das wird unser unverlierbares Eigentum. Weil uns denn durch Jesu Gnade Hoffnung gegeben ist, wollen wir sie am heutigen Festtag erwecken, daß sie uns neu erwärme und bewege auf der Bahn, die sie uns zeigt. Wir sehen an unserem Text, wie uns der Herr die Hoffnung gibt: Hoffnung, nicht nur Erinnerung; Hoffnung, nicht nur Pflicht; Hoffnung, nicht nur Träume; Hoffnung, nicht nur Sehnsucht. Das ist Jesu Gabe.

1.

Hoffnung, nicht nur Erinnerung. Wir feiern kein christliches Fest ohne Erinnerungen. Denn wir sehen an ihnen auf die Werke Gottes zurück, aus denen unser eigenes Leben erwächst. Wir gedenken heute an das Fest Jesu, das ihm der Vater bereitet hat, da er mit der jubelnden Schar seiner Jünger in Jerusalem einzog, dafür dankend, daß die Stunde gekommen sei, wo Gottes Rat bezeugt werden durfte, frei, öffentlich vor der ganzen Stadt und dem ganzen Volk, Gott lobend, daß sein Reich nun auf Erden gegenwärtig und die

Herrlichkeit ſeiner Gnade ſichtbar ſei. Weil er gefeiert hat, darum feiern wir; weil er Gott pries, darum preiſen wir ihn. Und wie könnten wir auch je die Stunde vergeſſen, die unvergleichliche, die uns unſer Text darſtellt? Wann kommt Gottes Reich? fragen ſie. Gottes Reich iſt inwendig in euch, ſagt er. Eine unvergleichliche Stunde, die nicht aus dem Gedächtnis der Menſchheit verſchwinden darf: Gottes Reich iſt in euch; ſeht, was Gott für euch tut! ſeht, wie königlich er an euch handelt! Inwendig ſpürt ihr es, daß er regiert in Gnade und Gerechtigkeit; inwendig zeigt er es euch, daß er euch zu ſich zieht, ſich unterwirft, mit ihm vereint und euer Herr wird, deſſen Eigentum ihr ſeid. Es war eine große, unvergeßliche Stunde, als Jeſus das ausgeſprochen hat.

Darum aber, weil uns die Erinnerungen gegeben ſind, die heiligen, unvergeßlichen, die unſer Auge auf das Werk Gottes richten, iſt uns die Hoffnung gegeben. Sie hätte keine Gewißheit, wenn ſie keinen Grund beſäße. Ihren Grund hat ſie aber an dem, was Gott an uns tat. Es könnte keine Vollendung geben, wenn es keinen Anfang gäbe. Zum Anfang führt uns die Erinnerung zurück; darum ſehen wir auch hinaus auf die Vollendung. Zum Leben gelangen wir dadurch, daß wir geboren werden. Kommt uns nicht die Stunde der Geburt, wie ſoll uns ein Ziel winken? Wie wir geboren werden für Gottes Reich, das ſagt uns der Rückblick auf das, was unſer Text uns erzählt. Deshalb weil Gottes Reich inwendig in uns iſt, gibt es Leben aus Gott. Darum ſehen wir nun vorwärts und wenden uns hin zu unſerem Ziel. Aber wenn wir nur Erinnerungen hätten, nur den Rückblick auf Vergangenes! Mit tötender Kälte faßt uns dieſer Gedanke. Wir ſpüren alle: in ihm ſitzt der Zweifel, der Leben zerſtörende. Wenn es ſo wäre, dann legte ſich die Nacht auf uns. Nur rückwärts ſehen müſſen, nur Erinnerungen haben, und wenn die Reihe der leuchten-

den Tage lang wäre, wenn wir viel Arbeit hätten — und wir haben ja viel Arbeit, unsere Erinnerungen zu erwecken, zu vervollständigen, zu sammeln, zu ordnen — wenn wir immer wieder an neue Grabungen gehen könnten und jeder Spatenstich brächte neue Erinnerungen ans Licht, Vergangenes, einst Gewesenes, aber nicht mehr: dennoch wäre es um uns Nacht. Sie verschwände auch dann nicht, wenn wir das Evangelium dazu nehmen, aber nur eine Erinnerung aus ihm machen. Was hilft es uns, wenn es einst Offenbarung Gottes gab, wenn einst Gott gepriesen wurde, an jenem Tage, da Jesus mit den Jüngern vom Oelberg nach Jerusalem gegangen ist? Was hilft es mir, wenn ich einst bekehrt worden bin, einst froh war in Gott, einst wußte, daß ich einen Heiland habe, und es ist nur eine Erinnerung, nur ein Rückblick auf Vergangenes? Wir brauchen mehr und wir empfangen mehr. Jesus gibt uns zur Erinnerung die Hoffnung. Gottes Reich ist da, Gottes Reich endet nicht. Ihm gehört die Vergangenheit, ihm gehört die Zukunft; ihm gehört der Tag, der durch die Stunde unsrer Geburt aus Gott bezeichnet ist; ihm gehört auch der Tag, der uns unser Ziel enthüllen wird. Gottes Reich, das ist unerschöpfliche Gnade. Gottes Reich, das ist nie endendes Leben. Jetzt ist uns die Hoffnung geschenkt.

2.

Hoffnung und nicht nur Pflicht. Eine volle Gegenwart, die unsere Aufmerksamkeit ganz spannt, unsere Kraft ganz beansprucht, unsere Liebe völlig ohne Bruch und Spaltung von uns begehrt: auch das gibt uns Jesus. Wir gedenken niemals an die großen Dinge der Vergangenheit, ohne daß sie uns zugleich unsere Gegenwart mit einem unschätzbaren Wert erfüllen. Wenn uns jene Schar jetzt vor den Augen steht, die Jesus pries und Gott im Himmel lobte, so wissen wir: daraus entsteht für uns Pflicht, eine Pflicht,

die wir jetzt erfüllen, die heute in diese Stunde einen unschätzbaren Inhalt legt. Auch wir sollen, mehr noch, auch wir wollen Jesus loben; auch wir sollen, mehr noch, wollen uns zu seinem Amt und Reich bekennen. Wir treten zu den Jüngern hinzu, die ihn begleiteten, und sagen auch: Gelobt sei, der da kommt.

Und doch, liebe Freunde, nur Pflicht ohne Hoffnung, damit kommen wir nicht aus. Wir brauchen mehr und der Herr gibt uns mehr. Und wenn die Stunde noch so voll ist, die uns Gott jetzt bereitet, und unser Herz noch so munter ist, den Herrn zu ehren, rasch geht der Augenblick dahin und aus der jetzt uns gewährten Stunde wird Vergangenheit. So hätten wir doch wieder nur Erinnerungen, nur einen Zuwachs zu jenem Schatz, den wir in unserem Gedächtnis hüten. Wir wissen aber, daß aus der gegenwärtigen Stunde die kommende entsteht und daß der Schritt, den ich jetzt tue, den nächsten bestimmt. Die Gegenwart bringt mich näher zum Ziel oder sie entfernt mich vom Ziel. Habe ich denn ein Ziel? Und welches ist es? Das müssen wir wissen, damit wir unsere Schritte richtig ordnen, die Gegenwart richtig erfassen und richtig verwerten. Ich kann nicht antworten auf die Frage: „Was ist meine Pflicht?“, wenn ich nicht weiß, wohin mich Gott ruft. Das wissen wir aber; denn Gottes Reich ist da. Gott tut sein königliches Werk an uns. Nun haben wir Pflicht, aber auch Hoffnung, ein volles Heute und ein klares Morgen. Nun wissen wir, wohin uns unsre Schritte führen, zu welchem Ziel.

3.

Nicht nur Träume. Wenn von der Hoffnung die Rede ist, auch von der Hoffnung, die uns Jesus gab, dann wird es uns bang. Ist das nicht ein schwankender Grund? Kommt nun nicht der Traum und zieht in unsere Herzen ein, legt sich über das Auge und macht es blind, legt sich über die Seele und macht sie dunkel? Ein goldener Traum, ein

ſüßer Traum und doch kein Glück. Träume ſind kein Glück; Träume ſind Not und Laſt; Träume ſind Feſſeln. Wir aber brauchen die Freiheit von Träumen; denn wir müſſen wach im Leben ſtehen. Auch in unſrem Text wird es deutlich ſichtbar, daß dieſe Gefahr für uns beſteht. Seht jene Männer an, die zu Jeſus kommen mit dem Begehren: „Teile uns mit: Wann kommt Gottes Reich? Das mußt du wiſſen, ſonſt biſt du nicht der Prophet, nicht Chriſtus, nicht Sohn Gottes. Wer das von ſich ſagt, muß wiſſen, wann Gottes Reich kommt.“ Sie träumen und ihr Traum war für ſie eine Laſt und Not. Auch auf die Jünger ſieht Jeſus in unſerem Text mit Sorge. Er warnt ſie: Lauft nicht nach, wenn ſie euch ſagen: Da, hier. So redet die Hoffnung, wenn ſie träumt. Aber unſer Text zeigt uns nicht nur die Gefahr, ſondern auch, daß Jeſus uns vor ihr bewahrt. Seine Antwort an die, die ihn befragten, zeigt uns den Wachen, nicht einen Träumenden. Er ſtellt ſeine Hoffnung auf Gott, und Gottes Werk kommt nicht mit äußerlichen Gebärden. Wenn wir Menſchen etwas unternehmen, da kann man es lange vorher merken, daß wir etwas vorbereiten, und wer klug iſt, kann es vielleicht berechnen: Solange braucht er noch, dann iſt er bereit. Soll es mit Gottes Werk ſo gehen? Sein Werk, ſagt Jeſus, hat ſein Gleichnis im Blitz. Könnt ihr ſagen, wo und wann der Blitz erſcheint? Plötzlich bricht er hervor; unſichtbar ſind die Kräfte, die ſich hier ſammeln. Unſer Auge ſieht ihnen nicht zu. Iſt die Stunde da, dann kommt das Licht, nun aber auch ſtrahlendes Licht, das keinen Zweifel übrig läßt, Gewißheit gibt, über die Erde leuchtet und jedes Auge faßt. Damit hat uns der Herr geſagt, warum er zwar geweisſagt, aber nicht gedichtet hat, warum er gehofft hat, aber nicht geträumt, warum er uns Hoffnung gibt ohne Traum. Er ſetzt ſeine Hoffnung auf Gott und jetzt wird die Frage ſtille: Wie und wann wird es ſein? gib mir Auskunft über

deinen Plan, zeige mir, ob du es auch vollbringen kannſt. Vor Gott werden die Fragen ſtill; denn vor ihm werden die Sorgen ſtill. Unſer Ausgang liegt in ſeinen Händen; jetzt brauche ich keine Poeſie und keine Träumerei. Sein Werk wird ſich zeigen, ſo hell, ſo leuchtend wie der Blitz. Wenn wir eine unruhige, träumende Hoffnung haben, eine Hoffnung, die mit Sorgen unſre Phantaſie aufregt, dann macht immer der Menſch ſich ſelbſt zum Grund und Gegenſtand ſeiner Hoffnung. Das iſt immer das Zeichen, daß wir unſre Hoffnung vom Glauben geſchieden haben. Wenn unſre Hoffnung fragt: Wie wird es mit mir? was bekomme ich? erfüllt ſich mein Wunſch und kommen meine Pläne zur Ausführung? dann fängt ſie zu dichten und zu träumen an. Gottes Reich iſt da; das iſt der Grund unſrer Hoffnung und dieſe Hoffnung träumt nicht, ſondern wartet in Geduld.

4.

Aber es bleibt uns vielleicht noch eine Sorge, wenn uns der Herr die Hoffnung als ſeine Gabe in die Seele legen will. Hoffnung — ſind nicht Schmerzen dabei? Hoffnung und Leid, ſind das nicht Zwillinge? Wir denken heute an den Feſttag Jeſu, da er in Jeruſalem jubelnd und dankend einzog. Er hat zugleich geweint. Das ergab ein wunderbares Feſt, wie nur er es feiern konnte; denn wir bringen es nicht fertig, Gott zu loben und zu weinen, Gottes Herrſchaft zu preiſen und an des Menſchen Sünde und Not zu denken. Dadurch wird freilich ſichtbar, daß die Hoffnung den Schmerz bei ſich hat und wir deshalb vorwärts ſchauen, weil uns in der Gegenwart vieles mit Kummer und Not bedrückt. Auch in dem, was der Herr den Jüngern ſagt, tritt das wunderſam hervor. Zwei Worte ſtehen hier nebeneinander: Gottes Reich iſt da, und: Ihr werdet nach einem Tage mit Sehnſucht verlangen, wo meine Herrlichkeit ſich zeigt, und ihr werdet ihn nicht ſehen. Wir verſtehen recht gut, warum

Jesus seine Jünger so warnt und sie vor dem heißen, leidenschaftlichen, sehnsüchtigen Schmerz schützt, der nach seiner Erscheinung ruft. Ist es uns nicht manchmal so, daß wir laut schreien möchten:

Herrscher, herrsche, Sieger, siege,
König, brauch dein Regiment.
Führe deines Reiches Kriege,
Mach der Sklaverei ein End.

Wir können in der Tat die Sehnsucht nicht entbehren; denn wir können dem Leid nicht entrinnen. Was uns vorwärts treibt, ist auch der Schmerz, ist auch die Not. Aber nicht so, daß uns Jesus nur die Sehnsucht gäbe, nur jene Hoffnung, die das Kind des Mangels ist, nur das Sehnen, das der Schmerz aus einem bangem Herzen preßt. Wäre unsere Hoffnung nur das Kind des Mangels, dann bliebe sie in Ungewißheit befangen und wäre ein schwankendes, unsichtbares Tasten nach dem, was uns fehlt. Das Reich Gottes ist da, ist wirksam in euch; der Zugang zu Gott ist offen; die göttliche Gnade ist erschienen; Sünde ist vergeben; Geist ist geschenkt; Wort Gottes ist da, das euch zu ihm ruft: nun hat unser Hoffen einen anderen Grund als nur das Leid. Nun schenkt uns Jesus nicht nur Sehnsucht, sondern jenes Verlangen, das an der göttlichen Gabe entsteht. Nicht bloß unser Unvermögen, Gottes Vermögen, nicht bloß unsere Schuld, Gottes Vergebung, nicht bloß unsere Schwachheit, Gottes Kraft ist das, was uns die Hoffnung gibt.

Darum, Freunde, ist auch der Tag, der der Hoffnung gewidmet ist, ein festlicher Tag, nicht ein Tag der Tränen, so wäre es, wenn wir nur Sehnsucht hätten, sondern ein Tag der Freude, ein Tag des Dankes. So ist es, weil uns Jesus die Hoffnung gibt. Darum feiern wir Advent mit Lob und mit Dank. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Weihnacht

(1910).

Joh. 1, 14—18.

Wir feiern heute; denn wir beten an. Gott ſchenkt uns jetzt eine Stunde der Anbetung und das iſt die höchſte Feier, zu der wir Menſchen gelangen, das Seligſte, was uns beſchert wird. Denn Anbetung iſt Wahrnehmung des göttlichen Werks. Durch ſie erreicht unſer Auge den, den zu kennen unſere höchſte Seligkeit iſt, und unſer Verlangen einigt ſich mit ſeinem Werk. Darum iſt die Feier der Anbetung für alle vorhanden. Es kann ſie nicht einer allein für ſich haben. Sie iſt uns allen geſchenkt, ſowie Gott ſie einem von uns gewährt. Denn Gottes Werk ergreift uns alle und Gottes Gnade iſt unſer aller Licht und Gottes Liebe reicht, ſoweit es Menſchen gibt.

Was ſehen wir, wenn unſer Auge ſich dorthin wendet, wohin die Weihnachtsbotſchaft es ruft? Das Wort ward Fleiſch, das Wort des unſichtbaren Gottes, das Wort, das unter uns wohnte, das Wort, das voller Gnade und Wahrheit iſt.

1.

Leis und gelegentlich auch laut geht durch unſer Geſchlecht die Frage: Wie ſteht es denn eigentlich mit Gott? Haſt du Gott erlebt? Vielleicht richten wir dieſe Frage an die Natur; gewährt ſie uns ein Erlebnis, das uns Gott ſichtbar machte? Können wir es ſehen vielleicht mit dem Mikroſkop oder dem Teleſkop, wie aus der verborgenen Quelle aller Kraft der Strom hervorſpringt, der Weltenräume füllt?

Keiner hat Gott je gesehn. Oder wir lassen unser Auge durch die Menschheit wandern und suchen in ihrer großen Schar den, der uns Gott sichtbar macht, den Heiligen, den wir verehren, den Großen, der zum Zeugen Gottes für uns werden kann. Keiner hat Gott je gesehn. Oder wir vertiefen uns in uns selbst. Wenn es uns draußen in der Natur nicht gelingt, den Unsichtbaren zu sehen, und wenn wir im Verkehr mit den Menschen immer wieder den Menschen finden, der uns nichts zeigen kann als sich selbst und uns nichts zu geben hat, als was er selbst besitzt, so tritt doch vielleicht in uns selber ein Erlebnis ein, das uns Gott sichtbar machte, wenn der Geist das Menschliche in uns überwände und die Wirkung Gottes uns über uns erhöbe und uns vor ihn hinstellte. Keiner hat Gott je gesehen Das ist aber heute am Weihnachtstag kein trauerndes Wort, sodaß wir damit die Festfeier schlössen. Im Gegenteil, damit beginnen wir sie. Nicht das, liebe Freunde, ist das Resultat dieser Erkenntnis, daß wir uns nun trübsinnig und stumpf zerstreuen, jeder seine Straße geht, jeder so töricht wie alle anderen, jeder so elend, wie es eben der Mensch nun einmal ist. So wäre die Feier freilich beendet und ginge unter im öden, dumpfen Ton der Alltäglichkeit. Keiner hat Gott je gesehn; dem stimmen wir heute freudig bei und anerkennen es willig und gern. So entspricht es der Hoheit Gottes; so ist es Wahrheit und so ist es Recht. So bleibt der Mensch an seinem Ort in der Natur und in der Gemeinschaft mit seinesgleichen und Gott, der Herr und Schöpfer aller Dinge, bleibt in seiner Hoheit unsichtbar. Dagegen lehnen wir uns nicht auf, sondern stimmen heute von ganzem Herzen zu; denn das Wort ward Fleisch. Keiner hat Gott je gesehen; aber er sandte uns sein Wort. Denn er nahm Jesus hinein in seine Gemeinschaft und zog ihn in seinen Schoß, damit er uns verkündige, was kein Auge sah und in keines Menschen Herz gekommen ist. Weil uns das Wort gegeben ist, so kennen und haben wir

unſeren Gott. Das iſt das Erlebnis, das die Menſchheit mit Gott verſöhnt; das auch das Erlebnis, das uns an Gott anheftet, ſo daß wir ſein ſind und bleiben in Zeit und Ewigkeit. Herr, gib mir dein Wort, dann bin ich dein.

2.

Warum feiern wir nun aber die Weihnacht, wo das Kindlein noch nicht predigt und von ihm noch nichts hörbar wurde als jener wimmernde Laut, mit dem ein Menſchenkind ins Daſein tritt? Sollten wir nicht vielmehr etwa den Tag feiern, an dem er die Bergpredigt hielt? Oder wenn wir ſeine Geſchichte noch tiefer faſſen, dann würden wir vielleicht den Tag auszeichnen, an dem in ihm die Erkenntnis aufſtrahlte, jenen Tag, an dem er zum erſten Male auf das Volk mit der Gewißheit ſah: Kommet her zu mir alle, ihr Beladenen, oder jenen Tag, an dem er zum erſten Male den Blick auf das Kreuz richtete und die Freudigkeit gewann: dort wird Gott verklärt, Gottes Wille vollbracht. So müßten wir es freilich machen, wenn hier ein Menſch von Gott ſpräche. Hier ſpricht aber Gott zu uns. Nicht das Fleiſch bringt hier das Wort hervor, umgekehrt das Wort bringt das Fleiſch hervor. Nicht der Menſch macht hier Gedanken, die Gottes Willen erraten, ſondern Gottes Gedanke macht hier den Menſchen und vollzieht ſeinen Willen. Nicht der Sohn nimmt den Vater in ſeinen Schoß und zieht ihn an ſeine Bruſt, ſondern der Vater zieht den Sohn an ſich und öffnet ihm den Mund zum Evangelium. Darum feiern wir die Weihnacht und die Geburt Jeſu iſt heute der Grund unſerer Anbetung. In ihr erkennen wir das Werk unſeres Gottes, der uns ſein Wort ſo gibt, daß es bei uns wohnt. Er hat es ſo zu uns geſendet, daß es bei uns heimiſch iſt, hat es hineingepflanzt in unſre menſchliche Art, hineingeſtellt in unſre Geſchichte. So ſpricht es zu uns und bleibt doch Gottes Wort und ruft uns zu Gott.

Jetzt hat alles, was wir Menſchen auf Erden über Gott denken und von ihm ſagen, ſeine Vollendung erhalten; denn nun bekommt es ſeinen Grund und ſeine Wahrheit. Unſer Text ſtellt neben das Fleiſch gewordene Wort den letzten der Propheten und ſofort auch den erſten der Apoſtel. Johannes, der Prophet, weisſagte. Er ſprach ein Wort über Gott, nicht ein erdichtetes, nicht ein träumendes, ſondern er hat es empfangen als einen bei ihm einkehrenden Gaſt. Es beruht auf einer Gewißheit, die von oben zu ihm kam. Sein Wort ſpricht eine Hoffnung aus: „Nach mir kommt er“. Es war eine gewiſſe Hoffnung; er war gewiß, daß er Gottes ewigen Rat erkenne. Er iſt ſchon da, ſagt er, obwohl er noch nicht erſchienen iſt, und iſt, obwohl er nach mir kommt, dennoch vor mir geweſen. So herrlich das Wort des Propheten iſt, wir ſehen doch: hier iſt das Wort noch nicht Fleiſch geworden. Hier bleibt es noch unfertig, noch unvollendet. Es weiſt weg von der Wirklichkeit zu dem, was erſt gedacht werden kann, weg von der vollbrachten Geſchichte zu dem, was erſt kommen wird. Hier iſt die Erkenntnis noch größer als das Leben, das Wort noch reicher als die Tat.

Zu Johannes, dem Propheten, fügt unſer Text Johannes, den Evangeliſten. Wir, ſagt er, haben aus ſeiner Fülle genommen. Auch er verkündet wieder ein Wort, ein Wort Gottes, ein ſeliges Wort voller Wahrheit und Kraft. Aber ohne das Fleiſch gewordene Wort zerfiele es. Was der Evangeliſt begann, tun wir heute alle, nicht bloß ich, der ich euch das Evangelium ſage, ihr auch; jeder unter uns, der heut mit fröhlichem Mund ſingt: Welt war verloren, Chriſt iſt geboren, der verkündet das Wort. Aber wir alle haben aus ſeiner Fülle das Wort genommen, das Gottes Gnade preiſt. Wir ſchöpfen unſer Wort nicht aus unſerer Fülle, ſagen damit nicht, was wir erforſchten, wir erlebten, wir vertreten, wir vollenden. Aus ſeiner Fülle kommt unſer Weihnachtswort. Hier redet der Menſch in ſeiner natürlichen Art, der

Wort wäre, das wir von Gott empfingen, wenn nur das Geſetz ſich in unſerer Seele bezeugte, wenn Gott uns nur ſein Urteil hörbar machte, durch das er uns von ihm trennt, dann endete unſer Feſt und die Anbetung bliebe uns verſagt. Denn mit dem Geſetz Gottes ſind wir nicht eins. Kennten wir nur das Geſetz, da bliebe der Streit unverſöhnt, der das göttliche Wort und das menſchliche Wort, den göttlichen Willen und den menſchlichen Willen, die göttliche Art und die menſchliche Art von einander trennt. Gottes Geſetz dient uns dadurch, daß es uns zeigt, wo wir mit Gott ſtreiten und uns von ihm entfernen, und macht uns ſichtbar, was uns von ihm trennt. Darum ſteht es in heiliger Höhe über uns und wird nicht Fleiſch, ſo lange es noch Geſetz iſt. Darum hat es auch die Wahrheit noch nicht bei ſich, ſondern nur die Hoffnung und die Furcht, nur das ferne Ziel, nicht den erreichten, vollendeten Beſitz. Gott gibt uns aber noch ein anderes Wort als das Geſetz. Das lautet nicht: Du ſollſt, ſondern lautet: Ich gebe. Das verkündet nicht: Du biſt ſchuldig, ſondern verkündet: Ich verzeihe. Das ruft uns nicht zu: Gehe weg, ſondern ſagt uns: Komm zu mir. Dieſes Wort iſt Fleiſch geworden, ſteht in Jeſus vor uns, ſpricht uns an und gibt uns allen die offene Türe zu Gott. Weil es Gnade iſt, darum iſt es auch Wahrheit. Unzerſtörbar bleibt es gültig. Wie ſollten wir uns ſonſt ſeiner freuen, wenn wir fürchten müßten, das Wort, das uns die Gnade gibt, ſchwanke und vergehe! Aber wo die Gnade iſt, da iſt die Wahrheit. Mit Wahrheit tritt Jeſus in die Gemeinſchaft mit uns ein, ruft uns mit Wahrheit, ſo daß wir von der ewigen Gnade gerufen ſind. Er vergibt uns mit Wahrheit, ſodaß alles weggetan iſt, was uns von Gott trennt. Er gibt uns ſeine Liebe mit Wahrheit, ſodaß ſie unſre ewige Krone und Freude wird. Darum ſind wir durch das Wort erlöſt von allem Schein. Es gibt uns nicht nur eine Regel, die uns von außen bände, nicht nur eine Figur, die wir am

Festtag um uns legen und von Zeit zu Zeit auffrischen. So haben wir die Weihnachtsgabe noch nicht erlangt. Dieses Wort schafft Glauben; es faßt uns inwendig an und bringt uns darum mit Wahrheit in die Gemeinschaft und Verbundenheit mit Gott. Nun sind wir vor ihm ohne Schein und Verstellung ganz das, was wir sind. Er kennt uns; wir kennen ihn. Es weicht alle Lüge, aller Schein. Wir atmen auf, befreit von einem schweren Druck, erlöst von einer harten Last. Wir müssen nichts mehr scheinen vor Gott; denn das Wort, das die Gnade ist, macht uns wahr.

Gnade und Wahrheit, wollen wir nicht danken und mehr noch als danken, anbeten, Gottes Werk schauen, sodaß es uns gewiß wird, Gottes Gnade fassen und ihr von Herzen zustimmen? Tun wir das, so beginnt für uns das Fest, das nicht endet, die Freude, die bleibt. Das Wort ward Fleisch; wir sehen seine Herrlichkeit und beten an. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Zweiter Sonntag nach dem Erscheinungsfest.

(15. Jan. 1911.)

Luk. 4, 14—30.

Es gibt manchen Gottesdienst auf Erden, der keinen Erfolg hat. Die Stimmung, die dabei entsteht, vergeht rasch wieder und das Wort verklingt und schafft keine Tat. Mit dem Gottesdienst, den Jesus in Nazareth hielt, ging es anders. Er hat Erfolg gehabt, unvergänglichen, der nicht nur in das Leben Jesu, sondern auch in das der Nazarener aufs tiefste eingegriffen hat. Oder wollen wir sagen, das sei doch kein Erfolg, sondern ein Mißerfolg gewesen? Die Gemeinde wird zornig, steht auf, faßt Jesus, zieht ihn aus dem Betsaal heraus zum nächsten Felsen hin, um ihn hinunterzustürzen. Natürlich, das war Leid und tat Jesus weh. Er beginnt in Nazareth den Kreuzesweg. Aber es wäre nicht richtig, wenn wir sagten, darin habe er einen Mißerfolg seiner Predigt gesehen. Er hat das Kreuz nicht als einen Mißerfolg gefürchtet und gemieden. Denn er steht vor der Gemeinde als der, der die Schlüssel des Himmelreichs verwaltet. Der Schlüssel dient dazu, die Türe zu öffnen, aber auch dazu, sie zu verschließen, und nicht nur das eine, sondern auch das andere ist der richtige, ordnungsgemäße Erfolg des Evangeliums. Er löst und er bindet; wenn er das eine nicht könnte, so vermöchte er auch das andere nicht. Weil er in Wahrheit löst, versöhnt und in die Freiheit führt, darum steht er auch vor der Gemeinde als der, der ihr das Urteil spricht und das Recht an ihr vollstreckt.

Damit stehen wir vor einer Frage, die unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Wie steht es denn eigent-

lich mit dieſer Schlüſſelgewalt? Viele törichte Gedanken gehen darüber durch die Chriſtenheit hindurch und hindern ſie ernſthaft am Verſtändnis des Wortes Jeſu; ſie erſchweren uns den Glauben und den Chriſtenſtand. Wann ſtiftet Jeſus die Gemeinſchaft und wann hebt er ſie auf? Zwiſchen ſich und Nazareth zerriß er die Gemeinſchaft; warum brach er ſie enztwei? Wann verzeiht er und wann richtet er? Wann iſt er der Gnädige und wann iſt er es nicht? Wir ſollten Antwort darauf haben; ſonſt wird unſer Glaubensſtand unſicher, unſer Verhältnis zu Gott undeutlich, dem Zweifel preisgegeben und der Schwankung ausgeſetzt. Unſer Text gibt uns darüber den völlig klaren Beſcheid. Wir erfahren in aller Deutlichkeit, warum ſich Jeſus von den Genoſſen ſeiner Jugend getrennt hat. Er bietet ihnen die göttliche Gnade an. Daraus erwächſt der Zwiſt und der Zorn, nur daraus. Die göttliche Gnade bietet er ihnen an ganz; aber auch nur ſie, ſie allein. Darin beſteht das Amt Jeſu; damit haben wir ſein Werk vollſtändig beſchrieben und wiſſen, was die von ihm verwalteten Schlüſſel ſind.

1.

Die herrlichſte unter allen Verheißungen des alten Teſtaments las Jeſus ſeiner Heimatgemeinde vor. Heimat! der Dichter hat geſagt: „Schönſte Ros', die jemals mir erblüht", und er hat recht. Nazareth beſaß auch für Jeſus die Herrlichkeit der Heimat, in der die Natur zuerſt in ſeine erwachende Seele hineinſtrahlte, deren Triften und Felder, Täler und Berge er kennt, an der er ſein Kleinod hat, wie wir alle es an der Heimat haben. Hier umfaßte ihn feſt und innig die Gemeinſchaft, die ihn hier mit allen vereint. Wie oft war er in dieſem Betſaal geweſen von Kindheit an und hatte ſich mit dieſen Männern und Frauen zum Gebet und zur Leſung der Schrift verbunden! Und nun tat er ihnen noch das Allergrößte; denn er vollendet ſeine Gemeinſchaft mit ihnen dadurch, daß er ihnen die Schätze des Himmelreichs anbietet. Der

Prophet hatte den verheißen, der den Armen das Evangelium bringe, die Zerſchlagenen heile, die Gefangenen in die Freiheit führe, den Blinden das Auge ſchenke. Dazu fährt Jeſus fort und ſagt: Was der Prophet verhieß, ich gewähre es euch. Jetzt wird euch verliehen, was die Weisſagung euch verſpricht. Ihr ſeid arm; euch wird das Evangelium geſagt: Werdet froh in Gott. Ihr ſeid verwundet und zerſchlagen; euch wird die Heilung geſchenkt, die rettende Kraft Gottes. Ihr ſeid gefeſſelt; ich nehme euch die Ketten ab und führe euch aus dem Gefängnis hinaus; denn die Schuld iſt erlaſſen und der Streit mit Gott vorbei. Ihr ſeid blind und ſehet nichts von Gottes Größe; ſehet Gottes Reich! So kann er ſagen: Vor euren Ohren iſt dieſe Schrift eben jetzt erfüllt worden. Ihr habt das Wort der göttlichen Gnade nun empfangen, das euch der Prophet verſprach, das Wort Gottes, das euch in die Freiheit führt und eurer Armut den Reichtum Gottes an die Seite ſtellt. Daraus entſtand der Zwiſt und darüber kam es zum Bruch, nur deshalb. Er bot der Gemeinde die göttliche Gnade an als ihr verliehen, als für ſie vorhanden und ihr gewährt. Da kann freilich die Gemeinde nicht unentſchloſſen und untätig bleiben und nicht gleichgültig nach Hauſe gehen. Dieſe Predigt bringt ihre Frucht und Wirkung notwendig hervor. Weil der Gemeinde die Gnade angeboten war, war ſie zur Annahme der Gnade berufen. Nimmt ſie ſie nicht an, ſo lehnt ſie ſie ab. Sie glaubt oder ſie glaubt nicht.

Damit iſt eine wichtige Wahrheit ausgeſprochen, die wir uns feſt in die Seele legen wollen. Die Schlüſſelgewalt iſt die Anbietung der göttlichen Gnade. Jeſus hat nicht daneben noch eine Herrſchermacht und die Chriſtenheit hat ſie auch nicht. Wenn unſere Geiſtlichen am Altar bei der Beichte mit der Schlüſſelgewalt vor die Gemeinde treten, woher rührt das? Hängts am Talar? Hängts am Titel? Hängts am Konſiſtorium? Narrheiten! Woran hängt das? An der Vollmacht, uns die göttliche Gnade anzubieten und uns dasſelbe

Wort Jesu zu sagen, das er der Gemeinde von Nazareth verkündet hat. Das, nur das ist die Schlüsselgewalt. Sie ist nicht eine Zornesmacht neben der Anbietung der Gnade, sodaß wir eine Gerechtigkeit bekämen, die sich neben die Gnade setzte, etwa einen verwerfenden Willen, der neben die Erwählung träte. Aus der Anbietung der Gnade entsteht die Gemeinschaft mit Gott und entsteht die Geschiedenheit von Gott.

Es gibt viele Anstöße, liebe Freunde, am Christentum, an der Kirche, am Wort der Schrift; der eine strauchelt da und der andere dort; dem einen ist jener Christ, jener Pfarrer, anstößig; dem andern der; der eine hat Not und Mühe mit jenem Gedanken, mit jenem Spruch der Schrift, mit jenem Teil der christlichen Wahrheit, der andere mit diesem. Kein solcher Anstoß trennt von ihm. Wie entsteht die Trennung? Wie kommt es zum Bruch? Wo hebt Jesus die Gemeinschaft auf und geht weg, wie er aus Nazareth weggegangen ist? An der Anbietung der göttlichen Gnade entsteht die Gemeinschaft mit ihm und entsteht der Bruch mit ihm. Das ist Lösung und Bindung. Ein anderes Gelöstwerden gibt es nicht; die göttliche Gnade löst. Ebensowenig gibt es ein anderes Gebundenwerden; die Abweisung der göttlichen Gnade bindet und legt uns die Fessel an, die uns von Gott trennt.

2.

Wir müssen aber noch etwas Zweites erwägen. Ist es nicht doch seltsam und rätselhaft, daß der Gottesdienst in Nazareth diesen Ausgang fand? In der herzlichsten Freundlichkeit und vollsten Wahrheit wird von Jesus der Gemeinde gesagt: Eure Fesseln springen und der Kerker geht auf; der Arme darf danken und der Verwundete wird heil. Man sollte denken, das Ende wäre die überströmende Anbetung, der gemeinsame Dank, durch den die Gemeinde in Eintracht mit Jesus den Reichtum der göttlichen Gnade priese. Statt dessen entsteht der Zorn, der Tumult, der Aufruhr, der Widerspruch,

der ihn ſchändet und richten will. Freilich iſt das ein Rätſel und doch ein Vorgang, der uns wohlbekannt iſt. Wenn man bedenkt, was wir an unſeren Gottesdienſten haben, wie uns durch ſie das Allerherrlichſte, das Allergrößte, das Allerſüßeſte zugetragen wird, was nur ein Menſch ſich denken kann, Gott, der uns in ſeine Kindſchaft ſtellt, ſo daß wir glauben, danken, gehorchen dürfen, die ſüßeſten, herrlichſten, größten Dinge, die in unſere Erfahrung und unſeren Beſitz gelangen können: ſollten wir nicht denken, unſere Kirchenmauern wären viel zu eng und es wäre, als ob wir Hungrige ſpeiſten? Aber es iſt ja ganz anders. Warum? Jeſus lieſt auf den Geſichtern ſeiner Gemeinde den Gedanken, den er in das Sprüchwort faßt: Arzt, hilf dir ſelbſt. Wenn du anderen die Heilung verſprichſt, zeige deine Kunſt zuerſt an dir ſelbſt. Wie ſollen wir dir vertrauen und uns in deine Hand geben, wenn deine Kunſt bei dir ſelbſt verſagt und du ſelbſt von Siechtum und Krankheit geplagt wirſt? Er drückt durch dieſes Sprüchwort aus, was die Gemeinde von ihm trennt. Er bietet ihr die Gnade an; damit iſt ſie zum Glauben berufen. Sie kann nicht gleichgültig bleiben, ſie muß ſich entſcheiden. Entſcheidet ſie ſich für ihn, dann glaubt ſie ihm. Aber da ſitzt die Schwierigkeit; da entſteht das Widerſtreben. Warum, das drücken ſie eben in dem Wort aus: Arzt, hilf dir ſelbſt! Biſt du denn nicht Joſefs Sohn? Zu uns, den Armen, kommſt du und bieteſt uns den Anteil am Reichtum Gottes an und biſt ſelbſt arm, ein kranker Arzt! Du trittſt heran zu den Gebundenen, und ſie wußten in Nazareth wohl, was ihre Feſſeln waren, und doch biſt du ſelbſt gebunden, eingefaßt in das Los des Menſchenlebens, beladen mit all dem Druck, den die Welt auf uns legt, hineingeſetzt in die Schwachheit, die das Merkmal unſeres Lebens iſt. Willſt du befreien, Joſephs Sohn? Wie ſich die Gemeinde gegen ihn empört, ſteht er wehrlos vor ihr, einer gegen viele, und hat ihrem Tumult nur ſein Wort entgegenzuſetzen. Das Wort iſt keine Waffe, kein Machterweis. Hilf dir ſelber, dann glauben wir.

Ich brauche euch nicht zu ſagen, liebe Freunde, wie ſich derſelbe Anſtoß immer wieder durch alle Zeiten hindurch erneuert, wie mächtig er auch uns erſchüttert. Hilf dir ſelber, zeige deine Macht, tritt hervor aus deiner Verborgenheit und gib uns deine Zeichen; das ſitzt in manchem Herzen drin. Der Herr lehnt dieſe Zumutung ab. Dieſes Sprüchwort gibt ihm ſeinen Weg nicht an. Er hilft ſich nicht ſelbſt und dabei iſt er geblieben in voller Treue bis zum Schluß. Sie haben am Kreuz wieder zu ihm geſagt: Hilf dir doch ſelber. Der Schächer riet ihm das: Hilf dir und uns. Jeſus hatte dafür kein Ohr. Als er am Kreuz betete und dem Vater ſeine Not klagte, ſpotteten ſie darüber und meinten, er habe jetzt für ſich gebetet und wolle den Elias holen ſich zur Hilfe. Sie haben ſich getäuſcht. Wie am Anfang, ſo am Schluß bleibt er völlig in derſelben Bahn, ſtets allein auf Gott geſtellt, ohne für ſich zu kämpfen, ſtets entſchloſſen, auf Gott zu warten und Gott zu preiſen. Das war der Gottesdienſt, den Jeſus dem Vater dargebracht hat. Darum weil er ſo zum Vater ſtand, war er mit der Macht der holdſeligen Worte ausgerüſtet, ſodaß er ſagen kann: Die Schrift iſt erfüllt vor euren Ohren durch mein euch geſchenktes Wort. Das könnte er nicht, wenn er ſich ſelbſt erhöhte und auf den Rat einginge: Arzt, hilf dir ſelbſt. Das kann er deshalb, weil Gott und Gott allein ihm hilft.

Oder war es nicht doch vielleicht ein kluger Rat, den ihm die Nazarener gaben? Sie hatten ja einen beſonderen Anlaß, ſich an der Niedrigkeit Jeſu zu ſtoßen. Niemand kannte ihn ſo gut wie ſie. Da er in ihrer Mitte aufgewachſen war, wußten ſie vollſtändig, wie ſein Leben verlaufen war. Er ſtand vor ihnen als eine ihnen völlig vertraute, ganz bekannte Geſtalt. Nun ſollen ſie ſich vor ihm beugen. Soll er plötzlich über ſie erhaben ſein und ſie ihm glauben? Wäre es denn nicht doch der rechte Weg geweſen, wenn er ihnen ſeine Majeſtät enthüllt hätte? Jeſus wußte, was er tat, und

eben das, was er tat, ist die herrliche Bezeugung Gottes, ist das Offenbarwerden Gottes in unsrer menschlichen Geschichte. Nur das Eine bewegt Jesus, daß uns Gottes Gnade angeboten sei. Warum werden die Armen reich? Nicht durch ihren Reichtum, sondern durch Gottes Gabe. Warum werden die Gefangenen frei? Nicht durch ihre Kraft, sondern durch Gottes erlösende Gnade. Warum werden die Blinden sehend? Nicht durch ihre Leistung, sondern weil Gott sich ihnen zeigt. Darin erkennt Jesus sein herrliches Geschäft und Amt; Gottes Gnade hält er uns vor; Gottes Gabe trägt er uns zu; Gottes Vergeben schenkt er uns. Dann muß es aber klar bleiben: Hier hilft nicht der Mensch sich selbst; hier arbeitet nicht der Mensch für sich; hier hilft Gott; hier rettet Gott; hier begnadet Gott.

Daran brach die Gemeinschaft zwischen Jesus und seiner Vaterstadt. Glauben verlangt er, auf Gott gegründeten Glauben, der das Sichtbare übersteigt und sich auf den Unsichtbaren gründet, der im Menschenmund Gottes Wort hört, im Kreuzesbild Gottes Herrlichkeit sieht.

Wer wird der Weisung Jesu folgen? Der, dem es an Gott liegt, ernst, ganz, nur der. Dem Menschen, der sich selbst sucht, hat er nichts zu geben, und wer sein Glück bei sich selbst findet und seine Gerechtigkeit in sich selbst hat, geht leer aus. Jesu Hand weist nach oben; Jesu Auge ruht in des Vaters Auge; Jesu Liebe ist dem Vater gegeben. Das möchte er auch uns schenken, möchte auch uns zu Gott rufen und unser Auge zu Gott wenden. Darum ist sein Ziel Glaube, der Gottes gewiß ist, Vertrauen zu dem, der im Himmel wohnt und regiert, Gewißheit dessen, den wir nicht sehen und der doch gegenwärtig ist in seiner göttlichen Herrlichkeit. Davor bebt das Menschenherz zurück und die beiden Wege öffnen sich. Der eine wendet sich im Glauben hin zu ihm, der andere trennt sich von ihm und wendet sich ab. Darin besteht die Schlüsselgewalt. Es gibt nicht zwei Schlüssel,

ſondern Jeſus beſitzt und verwaltet den einen, mit dem er Gottes Gnade für uns aufſchließt und uns zum Glauben führt. In der göttlichen Gnade waltet aber zugleich die göttliche Gerechtigkeit, im Heilandswerk Jeſu zugleich ſeine richterliche Majeſtät. Nichts kann uns von ihm trennen als das eine, daß wir ihm den Glauben verſagen. Nichts kann uns mit ihm verbinden als das eine, daß wir ihm unſern Glauben geben. Bleiben wir im Glauben, ſo bleibt er bei uns. Laſſen wir den Glauben, ſo trennen wir uns von ihm. Das Amt und Werk Jeſu beſteht darin, daß er Glauben ſchafft und dem Glaubenden die Gnade gibt, nur dem Glaubenden; denn es iſt Gottes Gnade, nicht des Menſchen Werk. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Fünfter Sonntag nach dem Erscheinungsfest.

(5. Febr. 1911.)

Matth. 9, 35—38.

In der Kirche Christi gibt es keine bloß passive Mitgliedschaft. Wer bloß passiv ihr angehören wollte, der gehört nicht zu ihr. Man gehört ihr dadurch an, daß man an der Arbeit teilnimmt, die die Kirche Jesu in der Menschheit auszuführen hat. Daß wir die Kirchensteuern zahlen, das ist dabei das Allergeringste und gibt uns noch nicht an der herrlichen und heilsamen Arbeit der Kirche teil. Sie besteht darin, daß wir die Wahrheit sagen, dem Bösen wehren, der Liebe Gottes als Handlanger und Boten dienen und ihre guten Gaben zu den Menschen tragen, die Gott mit uns verbunden hat. Wenn wir bloß hören wollten, Gottes Wort, Gottes Wahrheit, aber nur hören wollten, ohne daß wir selber auch reden mögen, wenn wir bloß empfangen wollten, Gottes Gnade, Gottes Gabe, aber bloß empfangen und nicht arbeiten, wenn wir bloß genießen wollten, den Frieden Gottes, die süße Liebe des Vaters, aber bloß genießen und nicht dienen, das ist in der Gemeinde Jesu nicht möglich; denn das geht gegen Gottes Gesetz. Wer es dennoch versucht, der kann es nicht vollführen. Darum sind wir in der Kirche zu einer großen Arbeiterschaft vereint und jede Stunde, die uns hier versammelt, ist nie bloß eine Stunde der Feier und des Genusses, sondern immer zugleich auch Rüstung zur Arbeit. Nur dadurch, daß wir zur großen Arbeiterschar im Namen Jesu verbunden sind, sind wir auch vereint im Besitz des gemein-

ſamen Erbes, im Anteil am gemeinſamen Schatz, den die göttliche Gnade uns beſtändig gewährt.

Nun kommt es aber darauf an, daß wir die Arbeit im Sinne Jeſu anfaſſen, nicht nach unſerer Meinung mit unſeren Gedanken, ſondern nach ſeiner Regel; und wir wiſſen durch reichliche Erfahrung, daß ſeine Gedanken und die unſrigen nicht zuſammenſtimmen. Unſer Text zeigt uns das wieder höchſt eindrücklich. Jeſus redet von der Arbeit anders als wir und wir wollen ſein Wort an die Stelle unſerer Gedanken ſetzen in fröhlichem Gehorſam. Wie ſteht es mit der Ernte? Oh, ſagen wir, die iſt klein; der Erfolg iſt gering. Die Ernte iſt groß. Wie ſteht es mit den Arbeitern? Oh, deren gibt es genug. Wenige ſind der Arbeiter. Was iſt nun zu machen? Werben! Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter ſende in ſeine Ernte.

1.

Die Ernte iſt groß. Denn als Jeſus durch die Dörfer Galiläas zog, wurde er vom tiefſten Mitleid mit ſeinem Volk ergriffen; es jammerte ihn des Volkes. Denn ſie ſahen aus wie eine Herde, für die niemand ſorgt, die keinen Hirten hat. Zahlreiche Worte Jeſu zeigen uns, warum ihn des Volkes jammerte. Da ſah er den Reichen, der herrlich und in Freuden alle Tage lebte und hart wurde und ſein Geld ſich zum Schaden beſaß, und dort ſah er den Armen, eingetaucht in die Sorgen, in den Gram, vergrämt, verbittert, verſunken in Schmutz und Not. Da ſah er den Sünder, der dem Genuß nachlief und ſich daran vergiftete, und dort die Gerechten, die ihren Lohn dahinhaben, die umſonſt bitten, deren Gerechtigkeit ihnen zum Unglück ward. Dort hatte er die Unwiſſenheit des Volkes vor Augen, Verwirrung in allen Herzen, abergläubiſche, träumende Gedanken über Gott und ſein Reich, und hier die Schriftgelehrten, kundig jedes göttlichen Wortes ſich zur Torheit.

vor uns, brennende Schmerzen ohne Hilfe, Feſſeln, die ſich nicht löſen laſſen, Dunkelheit, in die wir kein Licht hineintragen können! Wie viel Ehen ſind verwirrt, wie viel Familien zerſprengt und zerſplittert! Wie viele Riſſe haben wir in unſerer Volksgemeinſchaft und in unſerer chriſtlichen Gemeinſchaft, tiefgehende Riſſe; ſcheinbar beſteht vielleicht Gemeinſchaft und es iſt doch nur Schein. Wir träumen nicht, wenn wir vom Elend des Menſchen reden; wir ſehen es. Die Not wird nicht von uns erfunden; ſie iſt da. Darum iſt die Ernte groß. Warum wird es dunkel? Seht! ſo regiert Gott. Er führt uns in die Dunkelheit, damit wir es merken, wo das Licht iſt und ſein Licht ſehen. Warum ſpüren wir, was Fleiſch iſt mit ſeiner tyranniſchen Gewalt? Damit wir merken, was Geiſt iſt und wie er zu uns kommt. Warum ſind wir gewalttätigen Herren unterworfen, der Obrigkeit der Finſternis? Damit wir den gerechten Herrn ſpüren, den, der uns durch ſeine Gnade regiert. Darum, wenn uns das Bedürfnis ſichtbar wird, uns das Elend entgegentritt und die Verwirrung uns an die Seele greift, dann ſagen wir nach des Herrn Sinn: zur Not kommt die Hilfe; an die Schuld tritt die Verſöhnung heran; zum Unfrieden gehört der Friede und zur Liebloſigkeit die Liebe. Gott iſt Licht, und wer in ſeiner Gemeinſchaft wandelt, der wandelt im Licht. Darin beſteht die Ernte und ſie iſt groß.

Wenn wir ſagen: die Arbeit iſt groß, die Plage iſt groß, die Schwierigkeiten ſind groß, dann tun wir unſere Arbeit nicht freudig. Dann kann ſie auch nicht gelingen. Wenn wir ſagen: die Ernte iſt groß, dann tun wir die Arbeit mit Freuden und ſo muß ſie geſchehen. Nur ſo kann ſie gelingen. Der Sieg, der die Welt überwunden hat, iſt nicht unſer Stöhnen über die Welt, nicht unſere Klage, daß wir nichts ausrichten. Das Wort Jeſu: die Ernte iſt groß, hat Glauben in ſich und der Glaube iſt der Sieg, der die Welt überwindet. Das iſt eine wichtige Regel für uns alle. Wer zu

das auf die Arbeit der Christenheit wartet, wird immer größer und Gottes Gnade sendet uns auch Schnitter, die er zu seinem Werk tüchtig macht. Wenn wir aber auf die Arbeit sehen, die ungetan bleibt, dann wird der Schmerz Jesu immer wieder in allen seinen Dienern wach und wir müssen sagen: Große Ernte, keine Schnitter, nur ganz wenige.

Woran liegt das? Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende. Wenn ich für mich schneiden und meine Ernte einsammeln will, wenn die Garben in meine Scheunen kommen sollen, das ist nicht Arbeit, nicht Arbeit im Dienste Jesu. Wir dürfen nicht für uns sammeln, für uns schneiden, für uns ernten wollen. Das ist die Bedingung, an der das Gelingen und der Segen der Arbeit unverbrüchlich hängt. Da entsteht nun die Schwierigkeit. Ich rede wohl; aber so, daß der andere mich hören soll. Ich preise ihm meinen Glauben an, ziehe ihn zu mir, will ihn gewinnen für meine Überzeugung, für meinen Kreis, für meine Größe. Viel Arbeit wird dadurch unfruchtbar, hört dadurch auf, Schnitterarbeit zu sein. Wir können die Arbeit nur deshalb tun, weil wir mit der Gnade Gottes an die Not der Menschen treten. Nicht mein Wort, das seine ist Licht in der Dunkelheit, Wahrheit, die den Zweifel überwindet. Nicht meine Liebe macht jemand warm; an meiner Brust findet er nicht das Leben. Seine Liebe macht warm zu ewigem Leben. Nicht meine Macht schafft der Gemeinde die Hirten; seine Herrschaft gibt sie ihr. Darum ist es Erntezeit, Erntearbeit, weil wir Gottes Reich verkünden. Dann muß aber auch er der Herr der Ernte bleiben. Wer auf Gottes Acker geht und schneidet dort für sich die Garben, der ist ein Dieb. Durch die Tür der Hürde tritt der Hirte zu den Schafen. Die rechte Arbeit, die Schnitterarbeit, ist Dienst Gottes. Daraus entsteht für uns die Not, die Schwierigkeit, die beständige Gefahr.

3.

Darum fährt Jeſus fort: Bittet den Herrn der Ernte, daß er die Arbeiter ſende in ſeine Ernte. Wunderbar, Jeſus hat die Macht, einem Ausſätzigen zu ſagen: Werde rein. Ja noch mehr, er ſtellte ſein Machtwort den Geiſtern entgegen, die verheerend den Menſchen plagen, ſtand vor dem Sturm in der Hoheit deſſen, der ſich neben Gott vor nichts fürchtet, ſondern aller Dinge mächtig iſt. Warum ſchafft er nicht eine Arbeiterſchar, eine Heilsarmee mit wehenden Fahnen? Bittet, ſagt er, den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter ſende in ſeine Ernte.

Der Herr hat nicht bloß gebetet, ſondern iſt ſelbſt durch Galiläa gewandert und hat auch ſeine Jünger ausgeſendet, eben die, zu denen er ſagte: Bittet. Aber damit er ſie ausſenden kann, erweckt er zuerſt in ihnen die Bitte: Herr, ſende du deine Arbeiter. Bitten müſſen ſie lernen; ſonſt können ſie nicht arbeiten. Daß ſie bitten lernen, das iſt unbedingt nötig; das muß ſo ſein; das iſt die Regel Gottes, die nicht ſchwanken kann. So kommen wir in den Dienſt Gottes. Rechte Arbeit muß erbeten ſein. Es wäre ja anders, wenn wir für uns ſelbſt ernten wollten. Dann könnten wir alle werben, die mit Hand anlegen wollten, und nach unſren Plänen verfahren, wie es uns praktiſch und erfolgreich ſcheint. Es ſoll aber Gottes Werk geſchehen und Gottes Ernte eingeſammelt werden. Wir wollen nicht reden, was uns in den Sinn kommt, ſondern Gottes Wort ſagen, wollen nicht mit unſerer Kraft helfen, ſondern Gottes Gnade preiſen. Gottes Werk tun wir dann, wenn wir bitten. So kommt es immer und immer wieder zur deutlichen Bezeugung: Nicht mein Wille, ſondern dein Wille; nicht mein Werk, ſondern dein Werk; nicht mein Wort, ſondern dein Wort und deine Wahrheit. Seht, da liegt der Grund, warum in der Chriſtenheit das Gebet nicht aufhören kann, warum wir uns nie nur in eine dankende und feiernde Gemeinde verwandeln, warum das

Bitten unſere Pflicht und mehr noch: unſere Macht und unſre Ehre iſt. Wir könnten es laſſen, wenn es bloß das Leiden wäre, was uns zum Bitten triebe. Dann möchten wir ſagen: Herz, ſei ſtill und ſchweige, und unſre Lenden gürten und ſtumm unſre Laſt tragen. Aber wir haben den Dienſt zu tun, haben an der Arbeit teil, haben unſer Werk auszuführen, Gottes Erntewerk. Jetzt heißt es bitten. Denn nur dadurch wird unſer Wille rein, unſer Wille eins mit Gottes Willen.

Arbeit, Freunde, macht das Leben ſüß. Das gilt in ihrem Maß ſogar von der Arbeit, zu der uns die Natur zwingt, von der Arbeit, mit der wir den natürlichen Beſtand unſeres Lebens erhalten. Aber ganz wahr wird dieſes Wort doch erſt dann, wenn die Erntearbeit beginnt, von der unſer Text redet, die Arbeit, wo wir in unſerem Maße, ſo klein und ſchwach wir ſind, der göttlichen Wahrheit und Gnade dienen an denen, die Gott zu uns führt. Das iſt ſüße Arbeit; aber ſie will erbeten ſein. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Estomihi.

(26. Februar 1911.)

Matth. 16, 21—23.

Heute betrachten wir, wie Jesus den Kreuzesweg antritt, und übermorgen ist Fastnacht. Jedes Kind begreift, daß das unvereinbare Dinge sind. Das sind zwei verschiedene Methoden, sich glücklich zu machen, selig zu sein. In der Reihenfolge der Tage, die in dieser Woche an uns vorübergehen, liegt die anschauliche Auslegung unseres Wortes: Du meinst, was menschlich ist; ich denke an das, was göttlich ist. Du meinst, was menschlich ist, und feierst Fastnacht; ich denke an das, was göttlich ist, und gehe ans Kreuz selig. Denn das bleibt auch Jesu Begehrung, daß er im Vater die vollendete Freude habe. Er will ja uns selig machen und das hat die Voraussetzung darin, daß er selig sei. Wer nicht selig ist, kann niemand beseligen.

Aber wir haben vor Augen, wie gänzlich verschieden hier die Vorstellungen über das sind, was Glück sei, wie man sich selig mache, was man zu begehren habe, damit das Herz froh werde. Wir denken menschlich; das hat zur Folge, daß wir, um froh und glücklich zu sein, die Bürde wegwerfen. Wie kann ich selig sein, wenn ich eine Last trage, wie froh werden, wenn gleichzeitig der Schmerz mich faßt? Fort mit der Bürde. Und nun sind wir grob oder fein und in jeder Jahreszeit, nicht nur im Februar, ganz nahe bei der Fastnacht, ganz nahe bei der Narrenfreiheit. Die Bürde muß weg, also der Verstand fort, die Besinnung fort, das Gewissen

fort; der Rauſch macht ſelig. Du meinſt, was menſchlich iſt, biſt mit deinen Gedanken bloß bei dem, was du wünſcheſt, du begehreſt, dir ſchmeckt, dich beglückt. Jeſus geht einen anderen Weg; ich bin, ſagt er, auf das bedacht, was Gottes iſt, daß Gottes Wahrheit ſichtbar werde, Gottes Gerechtigkeit ſich offenbare, Gottes Gnade erſcheine. Nun wirft er die Bürde nicht weg, ſondern er ergreift ſie und trägt ſie. Er lehnt das Kreuz nicht ab, ſondern er nimmt es aus des Vaters Hand und bei dem, was wir aus des Vaters Hand empfangen, iſt immer Freude. Wie brachte es Jeſus fertig, ſeinen Jüngern zu ſagen: „Wir ziehen hinauf nach Jeruſalem und dort wird des Menſchen Sohn gekreuzigt werden“, ohne daß es ihn erdrückte, ohne daß er zuſammenbrach? Das iſt Gottes Weg; dorthin leitet ihn der Vater. Das Kreuz iſt Gottes Gabe; Gottes Gabe nimmt man willig an. Mit Gott leiden, das macht auch aus dem Leiden einen Grund der Freude; um Gottes willen ſterben, das bringt ſogar in den Tod die Seligkeit. Wir haben am Gekreuzigten vor Augen, was für uns die Worte: Glück, Freude, Seligkeit bedeuten dürfen. Nicht das lernen wir bei ihm, daß wir das Verlangen nach dem Glück erſticken und den Durſt nach der Seligkeit aus der Seele reißen müßten. Göttlich geſinnt ſein heißt nicht unmenſchlich geſinnt ſein und bedeutet nicht den Streit gegen die Natur. Der Schmerz war auch für Jeſus Schmerz und der Tod Tod; er tat aber, indem er ihn litt, den Willen Gottes und das bringt in die dunkelſte Nacht einen hellen Strahl des Lichtes und macht auch aus dem Leiden eine Wurzel und Quelle der Seligkeit. Nicht das haben wir unſer Glück in Jeſu Gemeinſchaft zu heißen, daß uns kein Schmerz anrühre, kein Leid treffe, keine Bürde bedrücke. Wir begehren darum auch nicht die Narrenfreiheit, die die Bürde abzulegen ſucht, ſondern wir empfangen von ihm durch ſein Kreuz das, daß wir mit Gott leiden lernen. Dann wird nicht trotz des Schmerzes dennoch die Freude bei uns wohnen, ſondern weil

wir mit Gott leiden, ſind wir froh. Alles, was aus Gottes Hand kommt, iſt in das Himmelslicht eingetaucht; was uns Gott beſchert, iſt nie nur Schmerz, nie einzig Qual, nie einzig Druck. Was Gott uns gibt, weil er es uns gibt, macht ſelig, und darin beſteht die Seligkeit des Chriſtenſtands.

2.

Zum Glück gehört auch der Erfolg. Hier ſcheiden ſich aber die beiden Gedanken, die des Menſchen und die Gottes, wieder vollſtändig und auch hier verſchafft uns die Reihenfolge der Tage eine deutliche Auslegung für unſer Wort. Geſtern feierten wir den Geburtstag unſeres Königs. Wir brachten ihm alle unſere herzlichen Wünſche dar. Wir wünſchen ihm Erfolg, der die Hemmniſſe überwindet und die Ziele erreicht, zu denen ihn ſein Amt beruft, wünſchen ihm Macht, die durchzuführen vermag, was begonnen wird, und die Vorausſetzung dazu, Leben, langes Leben, ein ſtarkes, ſonniges Alter. Menſchlich ſind dieſe Wünſche, menſchlich im edelſten Sinn, im richtigen Sinn, aber eben nur menſchlich. Heute haben wir vor Augen, wie Jeſus ſich ſein Königtum bereitete, wie er ſeine Herrſchaft verſtand. Auch er braucht Erfolg und begehrt Macht, eine Macht, die unvergleichlich größer iſt als die, die irgend einem Menſchen zufallen kann. Er wird der Herr aller, der König der Menſchheit, ſoweit Gottes Reich reicht, ſoweit die Menſchheit eine Gemeinde Gottes iſt. Aber er denkt nicht an das, was ihn ſelbſt erhöht, verherrlicht, offenbart und mächtig macht. An das dachte Petrus und denkt jedermann; er aber denkt an das, was Gottes iſt. Darum kämpft er nicht für ſich ſelbſt, wirbt nicht für ſich, bereitet nicht ſich ſelbſt den Thron. Er begehrt die Dornenkrone; denn ſo wird es offenbar, von wem ſeine Herrſchaft ſtammt, wer ihn zum Herrn einſetzt. Durch das Kreuz wird der zum Herrn, den Gott zum Herrn gemacht hat. Aus der Dornenkrone wird die Krone der Herrlichkeit

einzig und allein durch Gottes ſchöpferiſche Tat. Darum wurde Jeſus von ſeiner königlichen Sendung ans Kreuz geführt, damit es offenbar ſei: Hier arbeitet nicht der Menſch für ſich und nicht der Menſch ſpricht hier ſeinen eigenen Willen aus und nicht Menſchengröße wird hier hergeſtellt, ſondern hier waltet Gott. Wen er zum Herrn gemacht hat, der wird es durch das Kreuz.

3.

Zum königlichen Amt Jeſu gehört ſein richterliches Werk. Er ſagt zu Petrus: Wir ziehen hinauf nach Jeruſalem; dort kommt die Entſcheidung; dort gibt es den Kampf. Petrus iſt einverſtanden. Er will ſich nicht von Jeſus ſcheiden, wenn er nun ſeinen letzten Gang antritt; im Gegenteil, auch er wartet mit Verlangen auf den entſcheidenden Tag, an dem Jeſus ſein Werk in Jeruſalem vollbringen wird. Aber nun kommt ſeine menſchliche Art ans Licht. Wenn es dort Kampf gibt, ſo wirf deine Gegner nieder; brich ſie entzwei; ſchaffe Recht; du biſt der Herr, der richten ſoll und kann; tue, was des Richters iſt. Das iſt menſchlich geredet, nicht göttlich. Auch Jeſus hält feſt: Die Entſcheidung kommt mit ihrem ganzen Ernſt und das Recht geſchieht. Der Feigenbaum, der keine Frucht trägt, wird weggetan und der Tempel, der zur Räuberhöhle ward, bricht entzwei, ſo daß von ihm kein Stein auf dem anderen bleiben wird. Als er mit dem Kreuz die heilige Stadt verließ, ſagte er: Wenn das am grünen Holz geſchah, was wird aus dem dürren werden; denn für dürres Holz iſt das Feuer da. Aber menſchliche Gerechtigkeit und göttliche Gerechtigkeit, das iſt zweierlei. Menſchliches Gericht und das Gericht Jeſu iſt nicht eins. Menſchliches Recht geſchieht ſo, daß es den Schuldigen trifft. Den, der uns angreift und das Recht verletzt, feſſeln wir, ſchänden wir, beſeitigen wir. Das iſt menſchliches Gericht; nach ihm muß der, der das Recht gebrochen hat, es büßen, und wer ge-

ſündigt hat, leiden. Wir heben die Gemeinſchaft mit dem Schuldigen auf. Schuld führt nach menſchlichem Recht zum Tod.

Aber das göttliche Recht, das Jeſus vor Augen hat und durch ſein Kreuz vollſtreckt, lautet anders. Der Unſchuldige tritt ein für die Schuldigen; der Gerechte leidet für die Sünder; der Chriſtus ſtirbt, damit die Gemeinde lebe. Daran denkt Jeſus, nicht an das Recht, das ihn beſchützt und erhöht, ſondern an das Recht, das Gott verherrlicht. Gott gehört diejenige Gerechtigkeit, die über die Sünde triumphiert; er verherrlicht ſich durch dasjenige Gericht, in dem zugleich die ganze Gnade iſt. Sein Recht hat ſein Merkmal daran, daß ſich in ihm die ſchöpferiſche Herrlichkeit der Liebe offenbart. Darum tritt Jeſus zum Schuldigen hinzu, nicht von ihm weg und hält die Gemeinſchaft mit ihm feſt. Er läßt nicht Israel fallen, ſondern geht ſelbſt in den Tod, läßt die Welt nicht ſterben, ſondern trägt ſelbſt das Kreuz. Das iſt Gericht, Recht, Gerechtigkeit, aber eben Gerechtigkeit Gottes, nicht die unbarmherzige Gerechtigkeit des Menſchen, nicht die tötende Gerechtigkeit, die Schande und Not erzeugt, ſondern die heilende Gerechtigkeit, die helfende Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit, die uns gerecht macht, uns, die Ungerechten, in der Gerechtigkeit Gottes, uns, die Schuldigen im Blute deſſen, der für uns geſtorben iſt. Das iſt dasjenige Gericht, durch das ſich Gottes Herrlichkeit offenbart.

4.

Der Sieg des Rechts geſchieht durch den Sieg der Gnade. Aber hier ſcheiden ſich nochmals die Gedanken des Menſchen und die Gedanken Gottes. Wenn du gnädig biſt, denkt Petrus, wenn du ſo gütig biſt, daß du Israel nicht anrechneſt, was ſie gegen dich tun, und ſo treu, daß du die Gemeinſchaft mit ihnen nicht aufheben kannſt, dann verzeihe ihnen, und damit iſt alles gut. Jeſus ſtimmt zu; er verzeiht und bleibt unverändert derſelbe, wie er war, ehe er den Jüngern ſein

Sterben weisſagte, auch nachdem er es ihnen verkündigte. Das hat für Jeſu Arbeit keine Änderung bedeutet. Daß er verworfen wird, macht ihn nicht bitter, nicht unwillig zum Dienſt, nicht unfähig zum Helfen. Er bleibt, was er war, der Bote der Gnade, der Zeuge der göttlichen Barmherzigkeit. Das iſt Vergebung, nicht nur beſchriebene, gelehrte, ſondern betätigte Vergebung, Vergebung nicht in Worten, ſondern im Werk. Aber der menſchliche Gedanke und der göttliche Gedanke trennen ſich auch in dieſem Punkt. Wenn wir vergeben, ſo heißt das: wir decken zu und ſind ſtill und unter der Hülle bleibt das Übel und die verſchwiegene Sünde wächſt und das verhüllte Unrecht wird immer mehr zum Grund der Entfremdung und der Not. Wir ſind daher mit dem Verzeihen oft die Pfleger der Sünde. Gottes Verzeihen iſt nicht ſo beſchaffen. Darin beſteht die ganze und echte Gnade, daß ſie uns die Sünde nimmt. Darum heiligt uns Gottes Vergeben. Es duldet das Böſe nicht, ſondern ſchafft es weg, läßt die Sünde nicht beſtehen, ſondern überwindet ſie. Darum ſteht vor der göttlichen Vergebung die Enthüllung der Schuld. Auf die eingeſtandene Schuld ſetzt Gott ſein Vergeben. Darum iſt es Jeſu Amt, unſer Verſöhner zu ſein. Denn Gottes Gnade und Vergebung macht zugleich ſein Gericht offenbar. Weil Jeſus an Gottes Recht und Gottes Gnade dachte, darum verzeiht er ſo, daß er das Löſegeld für uns bezahlt. Er deckt alle unſere Schuld zu, aber ſo, daß er ſie uns zuerſt zeigt und uns von ihr befreit. Er will uns wirklich helfen, ſo helfen, daß wir zu Gott gelangen. Darum muß zuerſt ans Licht, was der Menſch iſt; deshalb muß Iſrael fallen und ſeinen Kampf mit Gott vollenden bis zum Tode deſſen, der im Namen Gottes zu ihm kommt. Zuerſt muß ſichtbar werden, daß in der Welt für den kein Platz iſt, den Gott uns gab. Uns allen verſchafft Jeſus durch ſein Kreuz den Einblick in unſre menſchliche Art. Das kann keinem erſpart werden, der Gottes Vergebung empfangen will. Wir

müſſen alle unter das Kreuz und dort ſehen, was wir von Gott halten, wie wir uns gegen ihn ſetzen, wie wir in Streit und Hader gegen ihn ſind, was ein Menſchenherz in ſich trägt. Dort wird das offenbar und dort wird es gerichtet. Das göttliche Urteil tritt hier in Kraft und lautet: Schuldig. Aber die Enthüllung der Schuld iſt unſere Errettung. Denn ſie geſchieht dazu, damit uns verziehen ſei.

Das iſt der göttliche Gedanke, den Jeſus in ſeinem Herzen trug, als er ſich zum Kreuz bereitete, und darum hatte er auch auf dem Kreuzesweg die Seligkeit und darum fand er durch ſein Kreuz die königliche Macht und Herrlichkeit. Er war darauf bedacht, daß Gottes Recht und Gottes Gnade erſcheine als ein einiger Wille im ſelben Werk, durch das die menſchliche Schuld offenbar wird und die Verſöhnung empfängt. Sollen wir mit einem Wort ausſprechen, was Jeſus zum Kreuz gebracht hat, das Lied, das wir ſangen: O du Liebe meiner Liebe! gibt uns dieſes Wort. Nicht an das denken, was den Menſchen gehört, ſondern auf das bedacht ſein, was Gott gehört, das iſt Liebe, Liebe Gottes und das iſt die ganze Liebe, die große Liebe, die alles umfaßt, was zu Gottes Reich und Eigentum gehört. Darum iſt das Kreuz Jeſu zugleich ein Geheimnis und ein heller Glanz voll Licht und Wahrheit. Es iſt ein Geheimnis, weil wir menſchlich denken und nicht begreifen, daß der Herr es anders macht als wir. Und es iſt zugleich ein heller Glanz voll Wahrheit; denn wir ahnen, was Liebe iſt, und können ſie ſehen und verſtehen, nachdem Jeſus ſie uns vorgehalten hat.

Eben jetzt weihen ſie drüben in der Neckarvorſtadt eine neue Kanzel, eine neue Kirche ein. Es liegt uns daran, daß das Wort Jeſu zu allen gelange, die in unſerer Stadt wohnen, daß Raum da ſei für alle, die hören wollen, die beten wollen, die empfangen wollen, was uns Jeſus mit ſeinem Kreuz erworben hat. Wir meinen nicht, eine neue Kirche mache unſre Stadt fromm; wir könnten ſie mit neuen Kanzeln, neuen Pfarrern

zu Gott treiben und ihm unterwerfen. Der Kreuzesweg bleibt für die Kirche immer gültig. Sie hat nicht menſchlich, ſondern göttlich zu denken. Wir wiſſen wohl, wie weit das auseinander liegt, was wir Menſchen begehren und was Jeſus uns anzubieten hat. Aber eben, weil wir menſchlich denken und nicht göttlich, brauchen wir die Stätte, wo das Wort deſſen zu uns kommt, der göttlich denkt, und uns der Weg zu ſeinem Kreuz geöffnet wird, zu jener Liebe, die Gerechtigkeit iſt, zu jener Gnade, die wahrhaftige Hilfe verſchafft, zu jenem Herrſcher, der uns deshalb zu ſich beruft, weil er uns mit Gott verſöhnt. Wir bitten Gott, daß er zur neuen Kanzel auch die neuen Zeugen ausrüſte, die ſein Wort ſagen, und die neue Gemeinde ſchaffe, die das Wort vom Kreuze Jeſu hört und bewahrt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Misericordias Domini.

(30. April 1911.)

Joh. 10, 22—30.

Wenn wir unser öffentliches Leben in Staat und Kirche betrachten, so sehen wir manchmal Vorgänge von derselben Art wie der, den unser Text erzählt. Die Juden stellen sich um Jesus her, dringen auf ihn ein, wollen von ihm eine Erklärung erzwingen; er soll sein Programm entwickeln, eine Parole ausgeben. Dann wollen sie entscheiden, ob sie sich zu ihm halten, ob er von ihrer Partei sei oder nicht. Falls sie mit ihm zufrieden sind, so bieten sie ihm ihre Unterstützung an. Rein, unbefleckt, unbezwungen geht Jesus fort aus dieser Schar und wir spüren dabei unsere Schwachheit, unsere menschliche Armut und Sünde. Denn wir geben dem Druck häufig nach, sind bald bezwungen, bald irgendwo eingefangen, zwingen auch die andern, wollen sie uns dienstbar machen und fangen sie für unsere Interessen ein. Jesus dagegen bewirkt, daß diese dicht gescharte Reihe sich öffnet und ihm den Weg frei gibt. Nicht so, daß er schwiege, sich fürchtete und auf ein Zeugnis verzichtete. Er hat gesprochen, so groß wie immer. Das ganze Evangelium liegt in unserm Text. Er ist geeignet, uns das Wesen des Christentums vollständig klar zu machen. Aber sein Ziel liegt höher, nicht da, wo die ihn umringende Schar es sucht. Er will eine innerliche Gemeinschaft stiften, die eben darum für die Ewigkeit gilt. Darum spricht er vom Grund des Christenstandes: Meine Schafe hören meine Stimme, von der Kraft des Christenstandes:

Ich kenne sie, vom Ziel des Christenstandes: Sie folgen mir, von seiner ewigen Gemeinschaft mit uns: Niemand reißt sie aus meiner Hand.

I.

Meine Schafe hören meine Stimme. Rühre dich, sagen ihm die Juden, wirke, arbeite; man versteht dich nicht und weiß nicht recht, für was du dich hältst und was du für dich beanspruchst; wenn du uns befriedigst, dann halten wir uns zu dir. Sie tun, als ob der Christenstand ihr eigenes Werk sei, und sie machen sich in ihren Gedanken ein Programm zurecht, wie es ihnen gefällt. Sie wollen sich nach ihrem eigenen Willen zu Jesus halten und ihn für sich gewinnen. Meine Schafe — da spricht ein anderer, der Hirt, der sich sein Eigentum selbst erwirbt. Hier redet der, der ruft, damit wir gerufen seien, der nach uns greift, damit wir erfaßt seien, der, der gibt, damit wir empfangen, leitet, damit wir gehorchen. Das ist das erste, was wir uns aus unserem Text aneignen wollen, und das ist immer wieder eine selige Wahrheit von höchster Wichtigkeit. Nicht wir schaffen uns unsere Ueberzeugung an, nicht wir wählen uns unseren Glauben, nicht wir machen uns unseren Christus, nicht wir produzieren Frömmigkeit und Religion mit unserer Vortrefflichkeit. Gott fängt an. Wenn er nicht anfängt, gibt es keinen Fortgang und keine Vollendung. Wir erhalten unsern Platz bei Jesus dadurch, daß er uns dorthin stellt. Das, was wir unsern inneren Besitz heißen dürfen, das ist Geschenk, Frucht unseres Erlebnisses, nicht Erzeugnis unserer Willkür, nicht ein Fabrikat unserer Anstrengungen. Dazu werden wir bereitet durch Gottes schöpferische Hand. Darauf beruht die ganze Freudigkeit und Seligkeit des Christenstandes. Wenn wir uns sagen müßten, du hast Jesus erwählt, dann wäre unsere Gemeinschaft mit ihm brüchig. Nun steht es anders: Er hat uns erwählt. Darum erwählten wir ihn. Wenn wir uns

ſagen müßten, mein Glaube iſt das Ergebnis meines Forſchens, meines Willens, meiner geiſtigen Arbeit, liebe Freunde, wer wollte ſich dann auch nur einen Augenblick mit ihm abgeben? Dann wäre er nichts, wertlos, Schaum und Rauch wie aller Menſchen Meinungen. Er iſt uns gegeben und wir werden zu ihm bereitet. Er entſteht aus dem, was Gott in uns und aus uns macht. Jetzt dürfen wir danken; jetzt iſt uns Gewißheit gegeben. Jetzt haben wir einen Erwerb, der uns einen unzerſtörbaren Schatz verſchafft. Damit fällt aller Dünkel, alle Ueberhebung, alles Prunken vom Chriſtenſtand weg. Meine Schafe hören meine Stimme; das Schaf gehört dem Hirten, weil der Hirte es zu ſeinem Eigentum gemacht hat. Das gibt keinen Anlaß zum Selbſtruhm und iſt kein Verdienſt. Wir haben den Grundriß des Wortes Jeſu noch nicht verſtanden, wenn wir uns ſelbſt mit dem, was wir unſern Chriſtenſtand heißen, ſchmücken und zieren. Wenn wir aus unſerem Glauben einen Ruhm machen für uns, ſo wäre er nichts, entweiht, zerſtört, befleckt und unbrauchbar. Aus Gottes Werk entſteht das, was uns mit ihm verbindet, daß das Wort Jeſu in unſer Ohr fällt, daß es uns erfaßt, daß wir merken, hier redet ein anderer als Fleiſch und Blut, hier redet Gott, hier ſucht dich Gottes Gnade: das iſt Gottes Werk. Darum entſteht daraus unſer Lob Gottes, unſer Dank, unſer Friede, unſere Gewißheit, aber nie unſere Hoffart, nie unſer Dünkel, nie unſer Eigenruhm. Oder iſt das ein ſchrecklicher Gedanke, daß wir unſeren Platz uns nicht ſelbſt wählen, ſondern ihn bekommen, daß der Weg uns bereitet wird und wir auf ihn geführt ſind durch die regierende Hand der ſchöpferiſchen Gnade, in der wir liegen wie der Ton in des Töpfers Hand? Ja, wenn Gott für uns dunkel iſt, ſcheint uns das freilich eine peinliche Sache zu ſein. Abhängig zu ſein, wenn ich nicht weiß, von wem, iſt freilich eine unbequeme Lage; wenn ich empfangen muß und nicht weiß, wer der Geber iſt, ſo habe ich daran freilich einen Grund zur Sorge. Wenn

ich ein Bedürfnis habe, das ich nicht decken kann, und keinen kenne, der meinem Hunger die Speiſe reicht, ſo ängſtige ich mich mit Recht. Aber ſo iſt es doch nur dann, wenn wir niemand kennen als uns ſelbſt, wenn unſer Auge im irdiſchen Bereich gefeſſelt bleibt. Eben dazu iſt der gute Hirte in die Welt hineingetreten, damit wir den kennen, von dem wir abhängen, und wiſſen, wer für unſer Bedürfnis die Gabe hat und zu unſerer Not die Hilfe, zu unſerer Schwachheit die Kraft hinzufügt. Abhängig ſind wir von Gott und er führt jeden an den rechten Platz. Jetzt weicht alle Sorge, alle Unruhe, alle Bangigkeit. Gott waltet. Laß dir deinen Platz von ihm geben. Er gibt dir den rechten Platz.

II.

Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne ſie. Damit iſt die Kraft des Chriſtenſtandes ausgeſprochen. Unſere Gemeinſchaft mit Jeſus hat eine unſichtbare Seite und die dürfen wir nie überſehen, wenn wir das Wort Jeſu hören. In unſerem Blick ſteht nur das, was wir ſelbſt erleben, was ſich in unſeren Herzen zuträgt, wie wir uns innerlich verhalten und bewegen, glauben, Buße tun, lieben, gehorchen. Aber das iſt nicht das Ganze, iſt noch nicht das Chriſtentum. Was kommt denn noch dazu? Ich kenne dich. Erſt jetzt werden die großen Worte des Evangeliums durchſichtig, glaublich, ſinnvoll. Wie ſollten wir von unſerem Glauben ſagen, er ſei unſere Gerechtigkeit, wenn wir einzig das erwägen, was ſich in uns ſelbſt zuträgt und unſer inwendiges Erlebnis, unſere chriſtliche Erfahrung bildet? Wie ſollte unſer Glaube dieſen Wert und dieſe Wirkung haben, wenn uns nichts weiter mit ihm gegeben wäre, als das, was durch ihn zu unſerem inwendigen Erlebnis wird? Warum können wir mit Grund und Sicherheit ſagen, daß uns unſer Glaube in die Gemeinſchaft mit Gott verſetzt? „Ich kenne dich.“ Jetzt wird es anders. Nicht nur mein Auge wendet ſich nach oben, ſondern

ſein Auge wendet ſich herab zu mir. Er bekennt ſich zu uns, nicht nur wir zu ihm; er hält Gemeinſchaft mit uns, nicht nur wir mit ihm. Und weil er uns kennt, darum iſt unſer Glaube unſere Gerechtigkeit. Oder wie ſollte es je einer wagen dürfen zu ſagen, er ſei bekehrt, wenn er bloß auf das achtet, was in ſeinem Herzen vor ſich geht, bloß auf das, was er ſelbſt mit ſeiner Anſtrengung, mit ſeiner Wahrhaftigkeit, mit ſeiner ſittlichen Tapferkeit leiſtet? Und wenn er noch ſo tapfer iſt, darf er ſagen: Ich habe den Strick zerriſſen, der mich an die Sünde band, ich habe den Sieg gewonnen, der mich von allem Böſen trennt, ich bin aus der Knechtſchaft erlöſt, in die uns die Welt, der Satan und die Sünde bringen? Wir ſehen an uns immer nur unſern ſchwankenden Willen, der ſich jetzt dem göttlichen Wort ergibt und dann wieder für mancherlei törichte und ſchädliche Reize offen iſt, beobachten an uns immer nur das Gemenge, das unſere Herzen erfüllt wie jedes Menſchenherz, wo die Triebe des Geiſtes und die Triebe des Fleiſches auf einander ſtoßen, wo Schwankung und Kampf das Menſchenlos bleibt, ſo lange wir auf Erden ſind. Und doch, wir dürfen ſagen: Freie Leute ſind wir geworden, los vom Böſen, bekehrt zu Gott, neu geboren, eines Lebens teilhaftig, das nicht aus der Natur und dem Menſchenwillen ſtammt. Was gibt uns dazu das Recht? Warum iſt ein ſolches Wort nicht Fantaſie, nicht Schwindel? „Ich kenne dich.“ Darum bleibſt du frei vom Böſen und geſchieden von der Sünde, bleibſt auf Gottes Wegen, weil nicht wir nur Gemeinſchaft mit ihm haben, ſondern er Gemeinſchaft mit uns hält. Weil nicht nur wir aufſehen zu ihm, ſondern er herabſieht zu uns, darum iſt unſere Gemeinſchaft mit ihm feſt, voll Kraft, und führt uns an ſein Ziel.

III.

An ſein Ziel; das iſt das dritte, wovon unſer Textwort ſpricht. „Ich kenne ſie und ſie folgen mir.“ Jeſus

wendet unſeren Blick nicht nur rückwärts auf das, was in unſerer Erfahrung ſchon enthalten iſt und unſere Geſchichte uns ſchon bereitet und als ſeine Gabe uns verliehen hat. Denn er bereitet uns nicht nur eine Vergangenheit, in der uns die Zeugniſſe Gottes entgegen treten, ſondern hat ein Ziel. Der Hirt führt ſeine Herde und ſie folgt ihm nach. Er ſoll ja Gottes Reich auf Erden wirken, ſoll die Gemeinde ſchaffen, die in ihm zu Lob und Dank verbunden iſt. Das iſt ein Werk, das noch nicht fertig iſt, ein Weg, der über das hinaufführt, was wir jetzt ſchon ſind und ſich zum ewigen Ziel Gottes wendet, ein Dienſt, deſſen Jeſus nie müde wird. Wir wiſſen aber nicht im voraus, wohin ſein Weg ſich wendet. Wie er Gottes Willen vollbringt, Gottes Offenbarung wirkt, das ſieht unſer Auge erſt, wenn er es tut; wir rechnen das nicht aus. Wie er ſeinen großen, königlichen Beruf hat, ſo gibt er auch jedem von uns Tag um Tag ſeine Arbeit. Immer wieder gibt es Neues, was unſern Anteil in Anſpruch nimmt, unſere Entſcheidung nötig macht, unſere Weisheit auf die Probe ſtellt, unſere Kraft herausruft. Wir wiſſen auch nicht, was alles noch an uns herantreten mag als Erprobung unſeres Chriſtenſtandes, als Pflicht, in der wir uns als treu zu bewähren haben. Wie nun? Faßt uns nun nicht doch die Angſt? Kommt deshalb die Sorge an uns heran: werden wir zuſammen bleiben, Chriſtus und wir? Werden wir es merken, welche Wege er geht, und uns nicht von ihm trennen? werden wir es wahrnehmen, wenn er uns ruft und wohin er uns ruft? Können wir den uns aufgetragenen Dienſt erfüllen? „Sie folgen mir nach"; ſie trennen ſich nicht vom Hirten. Das iſt Jeſu Verheißung und darin beſteht die Freudigkeit unſeres Chriſtenſtandes. Er ſpricht ſo zu uns, daß wir nicht mehr von ihm loskommen. Indem er ſein Wort uns gibt, macht er uns fähig und tüchtig zum Gehorſam, ſo daß wir es ſehen, wohin er uns leitet, und ſeiner Leitung uns untergeben, fröhlich, mit tapferer Unterordnung unter ihn. Darin

besteht freilich gleichzeitig der Ernst des Christenstandes; darauf kommt es immer wieder an, so daß wir darauf unsere Sorge und Aufmerksamkeit wenden müssen: trennen wir uns nicht von ihm? lassen wir ihn nicht fahren? Aber wir sind dabei nicht allein, nicht nur auf uns gestellt. Meine Schafe hören meine Stimme und sie folgen mir.

IV.

Nun baut Jesus auf seine Verheißung noch sein letztes höchstes Wort, das treue Heilandswort, das sich über alles, was uns bedroht und bestürmt, erhebt. Niemand reißt sie aus meiner Hand. Das könnte freilich niemals gesagt werden, wenn nur unsere Hand ihn faßte. So ist der Spruch nicht zu fassen: Niemand reißt ihn aus meiner Hand. Meine Hand kann schwach werden, mein Auge dunkel, daß ich ihn nicht mehr sehe, mein Glaube lahm, daß er zusammensinkt, meine Liebe matt, daß ich Grund habe, mich zu fürchten. Jesus verheißt uns aber: Aus meiner Hand reißt dich nichts, kein Schwanken, kein Zweifel, kein Fall, kein Schmerz, kein Sterben, keine Macht auf Erden. Wie kann der Herr uns das versprechen? Niemand reißt sie aus des Vaters Hand. Weil er uns das verheißen kann, kann er auch sagen: ich halte euch fest, fest in der Versuchung, fest im Sterben, fest für die Ewigkeit. Ich und der Vater sind eins. Mein Ruf ist Gottes Ruf, mein Vergeben Gottes Vergeben, meine Gnade Gottes Gnade; denn *ein* Wille waltet hier, des Vaters Wille, offenbart und vollbracht im Sohn. Ein Werk geschieht hier, des Vaters Werk, getan und durchgeführt vom Sohn. Nun kommt die Ruhe und der Sonntagsglanz kehrt in unsere Seele ein. Stille wird es; denn über dem Irdischen steht nun das Ewige und über unserem menschlichen Leben die unwandelbare Treue Gottes. Wir sind an den Ewigen geheftet mit einem unzerreißbaren Band. Jetzt ist Friede; jetzt ist Stille; jetzt glauben wir. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Himmelfahrt.

(25. Mai 1911.)

Luk. 24, 49—53.

Zum Himmel ſehen wir heute empor mit den Jüngern, die Jeſus nachſahen, als er von ihnen Abſchied nahm, und er nimmt nicht nur unſre Gedanken mit ſich empor, ſondern auch unſren Glauben, der ſich nun auf den ſtützt, der im Himmel iſt, und unſre Liebe, die uns mit dem vereinigt, der beim Vater lebt, und unſre Kraft, daß wir dem gehorchen und dienen, dem im Himmel alle Gewalt gegeben iſt. Nun ſuchen wir das, was droben iſt, und machen aus unſrem Leben einen Lauf nach dem Kleinod der himmliſchen Berufung. Erweiſen wir uns dadurch etwa als undankbar und blind für die Herrlichkeit der Welt? Oder verſchließen wir uns ſo gegen den Reichtum der göttlichen Gnade, die unſer irdiſches Leben mit Gottes guten Gaben füllt? Wäre es ſo, ſo erhielte die Feier der Himmelfahrt einen ſchwärmeriſchen Charakter, der ſie mit unſrem ſonſtigen Leben in Streit brächte und für dieſes unfruchtbar machte. Es verhält ſich aber umgekehrt: gerade weil die Welt herrlich iſt, bedürfen wir den Himmel und verlangen wir nach ihm, und weil ſich Gottes Gnade auf Erden an uns offenbart, halten wir uns an unſern himmliſchen Herrn.

I.

Wollten wir erſt dann an den Himmel denken, wenn unſer Auge die Welt umſpannt hat und mit dem fertig ge-

worden ist, was die Natur uns zeigt, so kämen wir nie dazu, über die Welt empor zum Himmel aufzusehen. Die Welt, die für unser Auge und unser Werk offen ist, ist groß, unendlich groß, in jeder Richtung, wohin wir unsre Blicke wenden mögen. Sehen wir in die Räume hinein, die unsre Erde umgeben, so wandert unser Blick von Stern zu Stern und findet nirgends ein Ende, nirgends einen Abschluß der Welt, sondern schaut staunend in eine Unendlichkeit hinein. Dasselbe widerfährt uns aber auch dann, wenn wir uns in den kleinen Umkreis vertiefen, der uns unmittelbar berührt und als unser Leib und Eigentum in unsre Macht gegeben ist. Ueberall zeigt sich uns hier die Unendlichkeit, die sich von keiner Grenze umspannen läßt, eine unermeßliche Fülle von Kraft und Leben, von Bewegung und Wirkung, die größer ist als unser Auge, reicher als unser Verstand, mächtiger als unsre sie ergreifende Hand. Ob wir in die Weite sehen oder das Nahe betrachten, überall ist die Welt nicht nur groß ohne Grenzen, weit ohne Schranken, sondern auch voll von Kraft, voll von Bewegung, voll von Leben. Das gibt ihr ihre immer neue Herrlichkeit. Warum stellen wir uns dennoch neben die Jünger auf den Ölberg und sehen mit ihnen zum Himmel hinauf? Sehen wir ihn denn? Eine Wolke verbarg Jesus vor den Augen der Jünger, als er von ihnen schied. Seine Himmelfahrt ist sein Abschied von der Welt, sein Eintritt in die Verborgenheit. Wir richten, indem wir ihm nachsehen, unsern Blick auf das Geheimnis, das für uns unergründlich bleibt. Hat es denn Wert, an das Geheimnis zu denken, während uns doch die Welt mit ihrer unerschöpflichen Herrlichkeit umgibt?

Wir wollen Jesus fragen, wollen von ihm hören, warum er die Welt trotz ihrer Herrlichkeit verlassen hat. Er sah ihre Größe und Kraft und Fülle noch viel deutlicher und dankbarer als wir; denn sein Auge war nicht wie das unsrige krank. Ohne Sorge, ohne Gram, ohne Murren und Unzufriedenheit sah er auf die Menschen und die Dinge und freute

ſich an der Welt als am Werk ſeines Vaters. Warum, fragen wir, willſt du dennoch ſcheiden? Warum iſt dennoch der Tag der Himmelfahrt dein letzter und feſtlichſter Tag? Die Jünger ſagten zu ihm: bleibe doch bei uns! Noch beim Abſchied, als er ſie aus der heiligen Stadt hinaus zum Ölberg führte, erfüllte dieſer Wunſch ſtark und dringend ihre Seele. Willſt du, fragten ſie, nicht jetzt über Israel deine Herrſchaft aufrichten? Wann offenbarſt du in unſerer Mitte dein Reich? Warum er ging, das ſagt uns ſein Wort: „Ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlaſſe ich die Welt und gehe zum Vater.“

Gott und die Welt: das iſt nicht eins, und darum blieb Jeſus nicht in der Welt, ſondern beendet ſein Leben in der Welt mit ſeiner Himmelfahrt und darum ſehen auch wir nicht nur auf die Welt, ſondern über ſie empor zum Himmel hinauf. Wir können nicht ſagen: Betrachte die Welt, ſo weißt du, was Gott iſt. Denn die Welt dient Gott nicht nur zur Offenbarung, ſondern auch zur Verhüllung. Sie zeugt von ihm; denn ſie iſt ſein Werk; aber ſie verbirgt ihn auch; denn ſie iſt nicht ſein einziges und ganzes Werk. Die Natur iſt nicht Geiſt; Gott aber iſt Geiſt. In der Menſchenwelt macht ſich auch Geiſt ſichtbar; aber ihr Geiſt iſt nicht der heilige Geiſt; Gott iſt aber von allem Böſen rein, heilig und gut. Das Leben, das uns die Welt verleiht, iſt ſterblich und ſündlich. Haben wir dies erkannt — und das können wir mit einer deutlichen, vollkommenen Gewißheit erkennen, — dann wiſſen wir, daß die Welt nicht das Einzige iſt, was beſteht, ſondern daß über ihr der Himmel iſt, der Ort, wo Gottes Wille ganz geſchieht und Gottes Weſen ganz ſich zeigt. Er beſteht, ſo gewiß Gott lebt, ſo gewiß Gott nicht nur das ſterbende Leben ſchafft, ſondern das ewige, und nicht dem ſündlichen Willen ſein Wohlgefallen gibt, ſondern dem reinen Willen, der mit ſeinem guten Willen in Eintracht ſteht. Darum kann uns die Größe und Herrlichkeit der Welt nie den Blick in den Himmel erſetzen. Sie

hat trotz ihrer Unendlichkeit das nicht, was der Himmel hat, nicht die Offenbarung Gottes in seiner Herrlichkeit, nicht die Gegenwart Gottes in seiner vollkommenen Gnade. Gerade deshalb, weil die Welt groß, weit, reich ist, haben wir den Aufblick zum Himmel nötig, damit wir die Welt so sehen, wie sie in Wahrheit ist, und so brauchen, wie es recht und für uns heilsam ist. Je größer, je mächtiger, je reicher sie uns erscheint, um so unentbehrlicher wird für uns der Platz an der Seite der Jünger auf dem Ölberg, wo sie gen Himmel blickten. Sonst bringt uns die Welt die Trennung von Gott, wird zur Decke, die uns Gott verbirgt, zur Fessel, die uns den Zugang zu ihm verwehrt. Damit ginge uns aber alles verloren, auch die Welt; denn sie ist ohne Gott öde und leer. Darum feiern wir heute alle Jesu Himmelfahrt, nicht nur die, die eine enge, kleine Welt um sich haben, sondern auch die, die sie in ihrer Größe und Herrlichkeit vor Augen haben, nicht nur die, die die Welt drückt und seufzen macht, sondern auch die, die der Strom ihrer Kraft und die Fülle ihrer Güter mit Kraft und Freude versieht. Denn wir alle wissen, daß Gott größer ist als diese Welt und daß sich unser Ursprung und unser Ziel dort befindet, wo sich Gottes ganze Herrlichkeit und ganze Gnade offenbart.

II.

Gott macht freilich seine Kraft und Liebe nicht nur im Himmel fühlbar, sondern seine Gnade geht auch in unser irdisches Leben ein. Die Welt bestände nicht mit ihrer Größe und Ordnung und Lebendigkeit, wäre Gott nicht in ihr gegenwärtig, und wir besäßen die Gewißheit, daß es einen Himmel gibt, nicht, wenn sich uns Gottes Gnade nicht jetzt schon in unserem irdischen Zustand schenkte. Die Geschichte, an die wir uns heute erinnern, hält uns dies in herrlicher Deutlichkeit vor. Sie versetzt uns nicht in den Himmel, nicht in den Kreis der himmlischen Geister, in deren Mitte Jesus trat, nicht an

Gottes Thron, wo ſich die Gemeinſchaft des Vaters dem Sohn öffnet zur göttlichen Weiſe der Herrſchaft und des Werks. Wir verlaſſen mit unſrem Text den irdiſchen Boden nicht, ſondern werden von ihm zum Ölberg geleitet, damit wir dort Jeſus im Kreiſe ſeiner Jünger ſehen. Alles, was uns dort ſichtbar wird, verkündet uns, daß Gottes Gnade hinein in unſer menſchliches Leben tritt. Jeſus ſehen wir dort; das heißt: Gott geoffenbart im Fleiſch. Um ihn her ſind die Jünger verſammelt. Wir haben vor Augen, wie Menſchen in Gottes Gnade eingeſetzt, zum Dienſt Gottes berufen und geheiligt und zur Botſchaft Gottes ausgeſondert worden ſind, ſo daß die menſchliche Zunge das göttliche Wort zu ſagen lernte. Die Verſammlung der Jünger iſt das Fundament der Gemeinde; ſie lebt auf Erden und iſt doch Gottes Eigentum, wandelt im Fleiſch und iſt doch heilig; denn Gott hat ſie zu ſich berufen und mit ſich verſöhnt. Von der Verheißung Gottes ſprach Jeſus mit den Seinen, als er von ihnen Abſchied nahm. Die Verheißung tut uns die göttliche Gabe kund, die uns jetzt zuteil wird, weil ſie mit ſeinem Wort zu uns kommt und im Glauben uns zu eigen wird. Alles, was die Verheißung umfaßt, hat Jeſus mit dem einen Wort Geiſt ausgeſprochen. Damit beſchreibt er uns aber nicht, was Gott den Himmliſchen gewährt, ſondern verkündet uns den Reichtum der göttlichen Gnade, der uns jetzt in unſrer irdiſchen Zeit verliehen wird. Geiſt, das iſt Gegenwart Gottes bei uns, die wir im Fleiſche leben, iſt Wirkung Gottes in uns, die uns jetzt ſeiner Wahrheit teilhaft macht und ſeiner Liebe unterwirft. Geiſt, das iſt die Verſöhnung des ſündigen Menſchen mit dem heiligen Gott. Weil Jeſus den Jüngern Gottes Verheißung ſagen und verbürgen durfte, darum ging er ſegnend von ihnen weg. Auf die, die auf Erden waren, hat er ſeinen Segen gelegt. Er, der Himmliſche, ſegnete die Irdiſchen, und das iſt das Erbe, das von der Himmelfahrt her bei der ganzen Chriſtenheit iſt und zu uns allen kommt. Wir

beſitzen in dieſem unſrem irdiſchen Leben den Segen deſſen, der in den Himmel fuhr. Das macht uns gläubig, mutig und froh. So wird auch beim Abſchied Jeſu ſichtbar, daß wir aus ſeiner Fülle Gnade um Gnade empfangen, nicht nur einſt, ſondern jetzt, in unſrem irdiſchen Zuſtand für den heutigen und den kommenden Tag, für unſer menſchliches Weſen und für unſer irdiſches Werk, und nicht nur eine Hoffnung erlangen, ſondern zu einem lebendigen, kräftigen Anteil an Gott berufen ſind.

Warum begehren wir noch mehr? Sind wir etwa undankbar, wenn wir dennoch mit den Jüngern nach dem Himmel ſehen, obwohl uns der Segen Jeſu verliehen iſt und ſeine Verheißung uns jetzt in unſrem irdiſchen Leben geſchenkt iſt und ſein Geiſt jetzt ſein heiligendes Werk an uns tut? Wir wollen Jeſus fragen, warum er Abſchied nimmt; er verſagt uns die Antwort nicht. Als er mit den Jüngern zum Ölberg ging, ließ er den Tempel hinter ſich zurück. Warum geht er nicht dorthin? Dort ſteht ja ein Haus ſeines Vaters, ein für Gott geheiligter Ort. Freilich war das ein Heiligtum, aber nicht das vollkommene, nicht das bleibende. Es war nur deshalb ein Heiligtum, weil es noch einen andern Tempel gibt als jenen, den menſchliche Hände bauten, einen andern Ort, wo ſich Gottes Herrlichkeit enthüllt, eine andere Stätte, wo Gottes Dienſt und Anbetung geſchieht. Jeſus begehrte nach dem vollkommenen Heiligtum; dort iſt ſeine Heimat, dort ſein ewiger Ort. Deshalb ſchied er von ſeinen Jüngern. Sie ſind freilich die Seinen und er hat ihnen dies nochmals beſtätigt, als er ſich von ihnen trennte. Er hat ſie zu ſich verſammelt als ein lebendiges Haus Gottes, als die Kinderſchar, die mit dem Vater verbunden und mit einander vereinigt war. Aber dieſes lebendige Haus Gottes iſt noch nicht fertig, noch nicht zur Vollendung gebracht. An dieſen Kindern Gottes iſt noch nicht erſchienen, was uns die vollkommene Liebe Gottes gibt. Darum geht Jeſus von ihnen fort dorthin hinauf, wo das Vollkommene iſt.

Wir ſehen zum Himmel empor, weil wir nach dem Vollkommenen trachten und nicht im Stückwerk unſre Ruhe finden und nicht im unfertigen Anfang beharren wollen. Solange wir Kinder ſind, denken, reden und handeln wir freilich wie Kinder und können es nicht beſſer. Wir verlangen aber nach jener Zeit, wo wir abzutun vermögen, was kindiſch iſt, und das erlangen, das uns zur Vollkommenheit verhilft. Reden wir jetzt als die, die in einem dunkeln Wort und Spiegel Gottes Werk und Willen ſehen, ſo ſehnen wir uns darnach, daß wir in die ganze Wahrheit kommen, in das Licht ohne Schatten, in die Gewißheit ohne Schwanken. Da wir jetzt Gott in unſrer ſündlichen Art dienen, als die, die ſich reuig vor ihm beugen, ſich verleugnen, ihrem menſchlichen Willen widerſtehen und Gott das Opfer ihres Gehorſams bringen, ſo gut es eben geht, oft mit blutendem Herzen, mit viel Straucheln, mit vielem Zagen und Sträuben, darum verlangen wir nach jener Zeit, wo wir von allem Böſen frei Gott dienen mit vollkommener Luſt und der Streit vergangen und der volle Friede bei uns iſt, weil uns nichts von Gott mehr trennt. Jetzt macht ſich Gottes Leben ſchaffende Gnade an unſrem ſterblichen Weſen offenbar und wir preiſen ihn mitten in der Erfahrung unſrer Sterblichkeit als den Schöpfer des Lebens. Das iſt nicht das Letzte, nicht das Ziel. Wir verlangen aber nach unſrem Ziel und ſehen darum auf zum Himmel, in dem das Vollkommene bereits vorhanden und das Ewige ſchon gegenwärtig iſt.

Das iſt kein Undank gegen Gottes Gnade, die uns jetzt beſucht, beruft und erlöſt. Was wäre der Anfang, den ſie uns verſchafft, wenn er nicht zum Ziel gelangte, die Vergebung, die uns gewährt iſt, wenn ſie uns nicht zur völligen Erlöſung brächte, der Glaube, den uns Jeſus ſchenkt, wenn er uns nicht zum Schauen führte, die Liebe, die er uns bezeugt, wenn ſie uns nicht zur vollſtändigen Gemeinſchaft emporgeleitete? Das ſind aber nicht mehr irdiſche Erlebniſſe, nicht

mehr zeitliche Güter; das ist das Himmlische. Nach ihm verlangen wir eben deshalb, weil sich uns Gottes Gnade jetzt schon schenkt. Wir könnten uns nicht auf das Ende freuen, wenn uns nicht der Anfang von der göttlichen Gnade bereitet wäre, könnten nicht mit den Jüngern zum Himmel sehen, wenn wir nicht von ihnen das Wort Jesu gehört und in ihm die Stimme der göttlichen Gnade vernommen hätten. Je deutlicher sich uns der Anfang des Christenstands als Gottes Werk enthüllt, um so dringender hebt sich unser Verlangen zu dem hinauf, der im Himmel ist. Je reicher uns Gottes Gnade jetzt besucht, um so nötiger und um so wirksamer ist für uns das Gedächtnis dessen, der sein Werk mit seiner Himmelfahrt beschloß.

Der Segen, den uns Jesus bei seinem Scheiden hinterlassen hat, umfaßt beides, unsren Anfang und unser Ziel, unsren irdischen Stand und das, was uns unsre Vollendung bringen wird. Er sprach ihn, als er noch bei den Seinen auf der Erde war, auf dem Ölberg am irdischen Ort am Schluß seines auf Erden vollbrachten Werks; er gab ihn aber den Jüngern damals, als er sich in den Himmel erhob. Darum umfaßt der Segen Jesu beides, unsren irdischen und unsren himmlischen Stand. Er führt uns jetzt in den Frieden Gottes ein und gibt uns einst an Gottes herrlichem Leben teil. Er beruft uns jetzt zum Glauben und verhilft uns einst zum Schauen. Darum halten es wir auch so, wie es die Jünger machten, und beschließen unsre Feier der Himmelfahrt Jesu mit Gottes Lob. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Erſter Sonntag nach Trinitatis.

(18. Juni 1911.)

Mark. 4, 26—32.

In der deutſchen Chriſtenheit hört man gegenwärtig manches verzagte Wort. Wenn von der Kirche die Rede iſt, ſo heißt es: ſie exiſtiere immer noch, habe noch nicht aufgehört und ſei noch nicht ganz zerfallen. Man iſt erſtaunt, daß ſich die Gemeinde Jeſu unter uns erhalte, ſein Wort Hörer finde und Glauben wirke. Denken wir an den Chriſtenſtand eines Mannes, mit dem uns Gott verbunden hat, ſo miſcht ſich in dieſe Erinnerung leicht die Sorge; wir ſagen: immer noch hält er am Glauben feſt, immer noch ringt er ſich tapfer durch; wir ſprechen unſere Verwunderung aus, daß er nicht ermatte und erliege. Und wenn wir ſelber über unſern eigenen Chriſtenſtand Auskunft geben ſollen, ſo macht uns das Bedenken und bringt uns in Verlegenheit. Wenn uns z. B. die Einladung zum Tiſche Jeſu gebracht wird, dann erwägen wir: dürfen wir das wohl wagen? können wir das Bekenntnis, das damit verbunden iſt, auf uns nehmen und uns die Verheißung, die uns hier gebracht wird, aneignen? iſt das nicht doch für unſren inwendigen Zuſtand zu hoch, für unſre Kraft zu ſchwer?

Die Gleichniſſe Jeſu, die wir gehört haben, zeigen uns, wie es zu dieſer kleinmütigen und verzagten Stimmung kommen kann. Mit Gottes Reich, ſagt er, verhält es ſich ſo, wie wenn ein Menſch ein Senfkorn in ſeinen Garten legt. Was iſt damit verändert? Für unſer Auge bleibt alles im alten

Zustand. Ein kleines Samenkorn liegt in der Erde; was bedeutet das? Mit Gottes Reich verhält es sich weiter so, wie wenn ein Mensch die Saat dem Acker anvertraut. Erst die Aussaat ist geschehen; noch nicht ist die Ernte reif. Ein Anfang ist gemacht; aber der Anfang und die Vollendung sind nicht dasselbe. Wie viel muß noch geschehen, bis die Saat aus der Erde herauskommt und bis sie zur Ernte reif geworden ist! Haben wir nicht Grund genug zur Sorge, zur Verzagtheit, zu Bedenken?

Aber nicht dazu hat uns der Herr diese unerschöpflich reichen Gleichnisse erzählt, damit wir verzagt werden; er will uns nicht in unserem Kleinmut bestärken, sondern hat sie dazu gegeben, damit wir unsere Verzagtheit überwinden und unseren Kleinmut von uns tun. Freilich, ein Senfkorn ist ein kleines Ding, und wenn es in die Erde fällt, ist es unseren Blicken entzogen; aber es ist ein lebendiger Same und trägt das größte Gewächs in sich. Freilich ist die Saat noch nicht die Ernte, sondern nur der Anfang, und nachdem sie der Erde anvertraut ist, folgen noch manche Monate voll von mancherlei Arbeit und Wachstum und Kampf; aber es ist eine lebendige Aussaat, Gottes Saat, die die Vollendung in sich trägt; denn Gott tut nichts halb.

Wir wollen uns das an den beiden Merkmalen verdeutlichen, die der Christenheit eigen sind. Die Christenheit ist die heilige Gemeinde und sie ist die eine, allgemeine Gemeinde. Wir verstehen beides nur dann richtig, wenn wir auf unsere Gleichnisse achten. Es verhält sich damit so, wie wenn die Saat in den Acker gelegt und das Senfkorn in die Erde gebracht wird.

I.

Das ist das herrliche Werk Jesu, daß er die heilige Gemeinde schafft; wenn wir darauf verzichteten, so hätten wir die Christenheit verlassen und das Evangelium begraben.

Wie macht er das? Er schafft die mit Gott versöhnte Gemeinde. Er hat für uns die Vergebung erworben und bietet sie uns an und macht sie zu unserem Eigentum dadurch, daß wir ihm glauben. Damit ist unsere ganze Not, alle Schuld und Sünde des menschlichen Wesens von uns genommen; nun sind wir geheiligt und als die reine Gemeinde zu Gott gebracht. Daraus entsteht immer neu unsere Freudigkeit im Kampf mit aller Sünde; wir können die Vergebung Gottes nicht erfassen, ohne daß wir allem Bösen absagen, von unserer eigenen Sünde uns trennen und von Herzen uns dem gnädigen und guten Willen Gottes unterwerfen. So heiligt uns Jesus und so schafft er die reine, heilige Kirche.

Was ist damit geschehen? Wenn wir sein Wort beiseite stellen, können wir mit scheinbarem Recht sagen: gar nichts, gerade wie wir von jenem Garten, in den der Mann das Senfkorn legte, sagen können: da habe sich nichts verändert, da sei nichts geschehen. Unsere menschliche Natur bleibt, was sie ist, und wir tragen die Bürde des menschlichen Lebens wie alle andern. Wenn sie uns sagen: ihr seht doch genau so aus wie wir; was sind eure Gedanken? ein Gemisch von Verstand und Unverstand; was ist eure Tüchtigkeit? unterbrochen durch viel Schwachheit; wie sieht es in eurem Herzen aus? Güte und Bosheit, Liebe und Eigensucht gehen durch einander, gerade wie bei uns, — sie haben recht; keiner wird das ableugnen. Wir können unsere Heiligkeit nicht ausstellen; sie ist eine verborgene, inwendig vorhandene Gabe. Innerlich schafft Jesus unsere Heiligung, dadurch, daß er uns Gottes Vergebung anbietet, dadurch, daß er für uns zum Versöhner wird, dadurch, daß wir sein uns verzeihendes Wort im Glauben fassen. Das ist die Quelle unseres neuen Willens, der Grund unseres Gehorsams, der Sitz unserer Kraft, — ein verborgener Besitz, denn er ist ein innerlicher Besitz. Das Mittel, mit dem uns Jesus zu sich zieht, ist sein Wort und sein Geist; wir können darum seine Wirkung nicht messen,

nicht sichtbar machen, nicht darstellen in einem für die andern wahrnehmbaren, deutlichen Ertrag. Darum verhält es sich mit der Heiligkeit der Christenheit auch so, wie wenn der Mensch die Saat in seinen Acker bringt. Sie ist ein Anfang, noch nicht die Vollendung, eine geglaubte Gerechtigkeit, noch nicht eine geschaute, Erlösung durch Glauben, noch nicht Verklärung durch Sichtbarkeit.

Aber wir wollen uns hüten, das Senfkorn zu schelten und zu sagen: ein so kleines Ding, was kann das wert sein? eine so verborgene Gabe, wie soll sie mir helfen? bloß ein Anfang, das verdrießt mich! Denn bei Gottes Reich, sagt Jesus, verhält es sich so, wie wenn der Mann das Senfkorn in den Garten legt, und Gottes Herrschaft und Gnade geschieht so, wie die Saat auf dem Felde reift. Was wir hier vor uns haben, ist Gottes Werk, ausgestattet mit der lebendigen Kraft dessen, der anfängt und vollendet, spricht und schafft. Darin ist seine ganze Gnade enthalten, nicht nur ein Stückwerk, seine ganze Liebe, nicht nur eine einzelne Hilfe und Gunst. Damit kommt Gott mit seiner herrlichen und ewigen Gnade und Liebe zu uns her, nimmt uns unsere Not und Sünde ab, faßt uns ein in seinen Ruf, zieht uns zu sich mit seinem Geist — nur ein Anfang, aber ein göttlicher Anfang, der zur Vollendung führt, nur ein inwendiger Vorgang, unsichtbar, für das menschliche Auge klein, verächtlich klein, aber gefüllt mit der lebendigen Kraft Gottes, wie das Senfkorn das große Gewächs in sich trägt. Wo Gott anfängt, da vollendet er. Gottes Saat wird reif.

II.

Es verhält sich ebenso beim zweiten Merkmal der Christenheit. Weil die Gemeinde Jesu die heilige ist, darum ist sie zugleich die eine, für alle offene, alle verbindende. Wir können auch auf dieses Merkmal der Christenheit nicht verzichten, ohne daß wir uns von Jesus trennen. Wir können nicht

nur einen kleinen Kreis in Gottes Werk und Gnade einschließen. Was Gott sagt, das ist allen gesagt; Jesu Werk, im Namen Gottes vollbracht, ist für alle geschehen. Keiner wäre versöhnt, wenn Jesu Versöhnung nicht jede Sünde überwände, keiner geheiligt, wenn sein Geist nicht alle Gott gehorsam machen könnte. Wir eignen uns im Glauben an Jesus die Güter an, aus denen das Leben der Welt erwächst, nicht nur unser eigenes Leben. Wir werden darum von ihm in eine Gemeinschaft gebracht, die alle umfaßt und vollständig ist. Darum stehen wir mit dem Evangelium nicht still an den Grenzen unseres Staats, als ob es nur für unser Volk bestimmt wäre; über alle diese Unterschiede weg läuft Jesu Wort. Auch machen wir nicht Halt bei den Unterschieden der Bildung, des Besitzes, des Amts; über alle diese Gegensätze hinweg eint uns Jesu Wort. Darum ist er der eine Herr und König, unvergleichlich erhaben über jeden anderen Namen, der im Himmel und auf Erden ist.

Sieht man das? Es braucht jemand nicht ein verstimmter, galliger Kritiker zu sein, um dagegen den Einwand zu erheben: ich sehe in der Christenheit Zwietracht, nicht Eintracht, Risse, nicht Gemeinschaft; ich sehe, daß ihr die größte Mühe habt, zusammenzukommen, einander zu verstehen, mit einander zu leben, für einander zu leben, so daß euer Leben für die andern zum Dienst und Segen wird. Sogar im engsten, kleinsten Kreis geht unsere Gemeinschaft immer durch viel Not, durch viel Erschütterung und Entzweiung hindurch. Es verhält sich auch nicht anders, wenn wir an den großen Gang der Menschheit denken: wie viel Arbeit bleibt hier ungetan; wie viel Aufgaben haben wir vor uns, für die wir umsonst Arbeiter suchen!

Aber auch hier gilt: das Senfkorn hat das große Gewächs in sich und die Aussaat führt zur Ernte. Wie uns Jesus dadurch heiligt, daß er uns inwendig Gott unterwirft, so einigt er uns auch dadurch miteinander, daß er uns im

Glauben zu Gott hinführt. Das und nur das gibt die vollständige, die echte, die ganze Gemeinschaft, die nicht durch Zwang hergestellt wird, weder bloß durch den Zwang der Natur noch durch die Gewaltherrschaft von Menschen. Nicht so vereint uns Jesus zu einem Leibe, sondern so, daß er unser Herz Gott unterwirft, uns inwendig an den Einen bindet, der uns alle lenkt. Aus Glauben heraus entsteht unsere Gemeinschaft, daraus, daß wir alle dem Einen und selben unsere Zuversicht darbringen, alle dem Einen und selben unsere Liebe geben, alle dem Einen und selben das Herrscherrecht über uns einräumen, so daß sein Wille für uns gilt und von uns in Dienst und Gehorsam vollbracht wird. Nun sind wir wirklich eins; denn nun hat unser Leben einen Grund und ein Ziel.

Das ist ein verborgener Vorgang, ein unsichtbares Band, eine Gemeinschaft, die wir nicht in ihren Erträgen und Leistungen dar- und ausstellen können. Aber verachten wir das Senfkorn nicht! Es hat die lebendige Kraft Gottes in sich. Dennoch ist das das einzige Mittel, wodurch wir Menschen eins werden, wirklich eins, nicht auf Zeit, sondern für immer, nicht zum Schein, sondern in wahrhaftiger Gemeinschaft. Aus diesem Senfkorn wächst die geeinte Menschheit heraus. Freilich, noch ist es nicht die Erntezeit, sondern es hält sich mit Gottes Reich so, wie wenn ein Mensch den Samen in die Furchen des Ackerlandes streut. Aussaat ist noch nicht Ernte. Es muß noch viel geschehen, bis alles das überwunden ist, was uns scheidet und trennt; noch große Dinge sind erforderlich, bis der letzte Feind unterworfen und die letzte Zwietracht abgetan ist. Aber Gottes Reich geht seinen sichern Gang zu Gottes Ziel. Im Anfang, den er wirkt, ist die Vollendung drin. Seine Saat kommt zum Boden heraus, Schritt um Schritt, bringt den Halm, bringt die Ähre, und es kommt die Zeit, wo die Sichel ihr freudvolles Werk vollbringen kann.

Uns steht immer die Gefahr nahe, daß wir vor allem uns selbst, unsere Arbeit, unsere Aufgabe, unsere Leistung betrachten und studieren. Ganz recht; wir müssen ein offenes Auge für das haben, was Gott uns in unsere Hand gibt als unser Werk. Aber wir sollen nicht so an uns denken, daß wir darüber Gott vergessen, nicht so darauf achten, wie wir uns heiligen, daß wir darüber vergessen, daß Gott uns heiligt, nicht so für unsere Gemeinschaft sorgen und arbeiten, daß wir vergessen, daß Gott uns mit einander verbunden hat durch seine Gnade. Damit der Mensch uns nicht Gott verdecke, sondern vor unsrem Werk und über unsrer Pflicht Gottes Reich uns sichtbar sei, dazu hat uns Jesus diese Gleichnisse gesagt. Bei der Natur begreifen wir es leicht, daß alle unsere Arbeit nur darum gelingt, weil sie in den großen Zusammenhang des Lebens hineingestellt ist, den nicht wir hervorbringen, der unser Lebenswerk umschließt, ihm seinen Ort anweist, ihm sein Gesetz zeigt und ihm dadurch auch seinen Erfolg verschafft. Noch viel deutlicher ist das bei Gottes Werk, bei Gottes Reich, bei Gottes Gnade, die uns zu seinem Eigentum heiligt und uns in die ewig in ihm verbundene Gemeinde führt. Nicht unsere Arbeit, Gottes Werk trägt hier den Ausgang und schafft den Erfolg. Es verhält sich so, wie wenn der Mensch die Aussaat in die Erde legt. Nun schläft er und geht seines Wegs. Die Saat wird reif; sie ist Gottes Saat. Gottes Saat, für sie kommt der Erntetag. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Fünfter Sonntag nach Trinitatis.

(16. Juli 1911.)

Luk. 10, 38—42.

In Holland hat im 17. Jahrhundert eine Dame mit Namen Maria Schürmann den Ruhm der Gelehrsamkeit erworben in denjenigen Wissenschaften, die in der damaligen Zeit in besonderem Ansehen standen. Sie hat tapfer und fleißig die Arbeit getan, die nötig ist, damit eine Frau im Kreis der Gelehrten als Sachverständige mitrede. Dann trat eine Wendung in ihrem Leben ein; sie wird Mitglied einer christlichen Gemeinschaft, die sich zusammenschloß, um in der Liebe Jesu die Bruderliebe zu pflegen. Und als sie ihren Lebenslauf darstellte und sich darüber rechtfertigte, daß sie die Feder nicht mehr im Dienst der Gelehrsamkeit führe, sondern alles, was sie früher beschäftigte, bei Seite getan habe, da hat sie auf das Titelblatt ihres Buches den Spruch gesetzt: Maria hat das gute Teil erwählt. Hat sie Jesus verstanden? Sind Maria von Bethanien und Maria Schürmann Schwestern im Geist? Ist Maria von Bethanien die erste Nonne? natürlich nicht eine gottlose Nonne, sondern eine christliche, evangelische, die erste im Kreis der Jünger und Jüngerinnen Jesu, die die Arbeit bei Seite legten, weil ihr Lärm uns verwirrt und ihre Anstrengung uns wehe tut, die sich das stille, feierliche Gemach bereiten, in das kein Staub dringt, wo sie ihre Tage mit Andacht und Beschaulichkeit ausfüllen und dadurch einen Glanz auf ihr Antlitz und eine zu Herzen gehende Würde auf ihr Leben legen? Sind das wirklich die Nachfolger der Maria von Bethanien?

Indem uns unſer Text Maria und Martha, die beiden Schweſtern, zeigt, ſtellt er uns nicht vor die Frage: Welt oder Himmelreich. Auch Martha iſt Jeſu Jüngerin, und erſt dann, wenn wir bedenken, für wen ſie ihren Dienſt tut, bekommt unſer Text ſeine ganze Tiefe und wird auch für uns zum Quell des Lichts. Natürlich bewegt uns, wenn wir in eine Fabrik oder in eine Werkſtatt geſtellt ſind, auch dort eine ernſte Frage, für die wir manches Wort von unſerem Herrn empfangen haben, das uns bei ihrer Ordnung hilft. Wir haben immer wieder darauf zu achten, daß uns der Lärm der Arbeit die Seele nicht vollſtändig erfülle, daß wir nicht in die Sorge um das, was zeitlich iſt, verſinken, ſondern uns über das erheben, was der irdiſche Beruf uns zur Pflicht macht. Ich brauche euch nur ein einziges Wort zu nennen, ſo ſteht eine ganze Reihe von mächtigen Sprüchen Jeſu in eurer Erinnerung, die davon reden, daß wir nicht allein nach dem trachten dürfen, was uns für unſer natürliches Leben notwendig iſt, ſondern mit tapferem Verzicht uns frei zu machen haben für unſeren ewigen Beruf. Das eine Wort, das uns zeigt, wie uns Jeſus davor bewahrt, daß uns Geld und Gut nicht blende und der irdiſche Sinn die Erinnerung an Gott nicht erſticke, lautet: Mammon. Aber in unſerem Text iſt nicht vom Mammonsdienſt und Gottesdienſt die Rede. Martha hat nicht den Kaſſenſchlüſſel in der Hand und iſt auch nicht damit beſchäftigt, einen Ball zu veranſtalten. Jeſus kehrt ein bei ihr. Ihn bedient ſie. Für ihn läuft ſie treppauf, treppab. Daß Maria ihr bei der Bedienung Jeſu nicht half, das macht ihr den Verdruß.

Zwei Jüngerinnen haben wir vor uns, zwei Arten von Chriſtentum, zwei Religionen. Die eine, Martha, ſteht unter der Geduld Jeſu, die andere, Maria, hat Jeſu Lob. Marthas Dienſt erträgt er ſtill und freundlich, die Weiſe, mit der Maria ihm dient, lohnt er mit ſeiner Verheißung. Wenn Maria Schürmann in ihr evangeliſches Klöſterchen ging, ſo

war damit allein noch nicht entschieden, ob sie auf den Weg Marthas oder auf den Marias trat. Wie verhält es sich mit diesem Unterschied?

Es steht nebeneinander das Christentum, bei dem wir für Jesus reden, und das Christentum, bei dem Jesus zu uns spricht; der Gottesdienst, bei dem wir Gott besuchen und beschenken, und der Gottesdienst, bei dem Gott uns besucht und uns begnadet.

1.

Jesus kehrt ein in Bethanien. Nun gibt es Arbeit für diese Frauen. Was in der kleinen Hütte von Bethanien geschah, geschieht im großen Verlauf der Weltgeschichte in großem Maß. Jesus kehrt ein auf Erden; jetzt gibt es Arbeit für uns Menschen, ihn zu verehren, ihn zu verkündigen, seinen Dienst auszurichten, seine Gemeinde zu bauen, zu pflegen, zu leiten, damit sein Wort bis an die Enden der Erde gelange. Zu dieser Arbeit brauchen wir alles, was uns die menschliche Kunst und der menschliche Verstand als Arbeitsmittel bereiten kann. Richten wir unsern Blick auf den Gottesdienst, den wir jeden Sonntag hier feiern, so haben wir in ihm ja alles beisammen, was die menschliche Kunst zur Ehre Gottes hervorzubringen vermag. Um diese herrliche Halle herzustellen, haben sich in der Reihenfolge der Jahrhunderte Künstler um Künstler bemüht, bis der Stein in dieser herrlichen Gestalt bewältigt war. Und wir rufen nicht nur dem Architekten, damit er uns den Raum für unseren Gottesdienst schaffe, sondern stellen auch den, der die Fülle der Töne zu Harmonien vereint, in unseren Dienst, in Jesu Dienst. Und wenn wir hier das Wort nehmen, so arbeiten wir mit der Frucht der Anstrengung der Jahrhunderte, mit der Kunst des Denkens, mit der Kunst der Rede, die als schöne Blüte aus dem Fleiß der Christenheit erwachsen ist. Und zum Künstler, der das Wort handhabt, gehört die festliche Gemeinde. Wir vereinen

uns hier alle geschmückt, und wir haben nicht nur unsre Cylinder gebürstet, sondern uns auch inwendig für den Sonntag zurecht gemacht, haben den Staub der Werkstatt von uns getan und unsre Gedanken gereinigt und gesammelt. Mit unserer Andacht, mit unserem Glauben, mit unserer sonntäglich feierlichen Stimmung bringen wir nun Gott unsre Verehrung dar. Martha, Martha! Eins ist not.

Wir würden unsern Text falsch auslegen, wenn wir um seinetwillen aus unserer schönen Halle in eine Scheuer zögen oder ein stammelndes Kind hieherstellten, als ob wir mitten im Erdgeruch unseres Berufs, mitten im Gedankenknäuel, den uns der Werktag gab, auch ohne Vorbereitung, ohne Sammlung gleich zum Gottesdienst geschickt wären. Marthas Hand muß sich regen, wenn der Herr einkehrt; er bedarf der Bewirtung. Aber eins ist not und dieses Eine haben wir noch nicht erlangt, auch wenn wir alles, was uns die Kunst verschafft, vereinen zum Preis des Herrn.

Ich habe die schöne Pflicht, euch am Schluß des Gottesdienstes zum Missionsfeste einzuladen. Damit ist eine der großen Arbeiten in unsere Erinnerung gestellt, mit denen die Christenheit Jesus ehrt. Damit gedenken wir an einen besonders köstlichen Dienst der Christenheit, und doch ist er, wie wir alle wissen, nur eine der vielen Arbeiten, mit denen die Kirche ihre Pflicht erfüllt und ihren Gottesdienst besorgt. Wie viele Interessen und Anliegen, Aufgaben und Arbeiten drängen sich an uns alle heran! Wenn aber unser Gottesdienst nur darin besteht, daß wir von Gottes Wort und Werk reden draußen oder daheim, im Stillen oder in der Öffentlichkeit, dazu hier oder dort ein Institut errichten, eine Anstalt unterhalten, ein Unternehmen fördern, eine Komission einsetzen, ein Werk betreiben: Martha, Martha! Eins ist not. Können wir diese Arbeiten entbehren? Nein! Gehen wir verdrießlich an sie? Oh nein, mit heller Dankbarkeit. Es ist schön, daß Jesus unserer Christenheit Arbeit zu geben vermag. Arbeits-

losigkeit ist das größte Leid. Es ist für uns gesorgt, daß wir Arbeit haben. Aber wir haben noch nicht den Weg der Maria gefunden, wenn unser Christentum nur darin besteht und unser Gottesdienst damit zu Ende ist. Eins ist not.

2.

Seht, so anspruchsvoll ist Jesus, daß er das Ohr der Maria begehrt hat und das Ohr eines jeden von uns verlangt. Das überrascht uns: Wie! ich soll hören? ich will doch reden; ich soll wahrnehmen, was er ist und tut? ich will doch selber etwas sein und leisten. Wir können uns aber nicht wundern, daß Jesus einen Anspruch an uns stellt, der über alles hinausgeht, was andere von uns verlangen. Er ist der Herr; dadurch gewinnt der ihm zu erweisende Dienst einen ganz besonderen Ernst. Gottes Dienst, das ist kein Kinderspiel, sondern geht über alles hinaus, was uns sonst als Dienst zufällt. Gewiß, Jesus ist so anspruchslos, daß sich Martha darüber verwunderte und es ihr schien, als liege ihm nichts an ihrer freundlichen, fleißigen Bewirtung. Es liegt ihm in der Tat nichts an allen Herrlichkeiten unsrer Künste und an aller Großartigkeit unsrer Betriebe und Vereine. Dafür richtet er an uns ein Verlangen, das keiner sonst erheben darf. Unser Ohr will er haben, damit er zu uns rede und wir empfangen, was er uns gibt. Wir kommen zu ihm und sagen: Sieh, Herr, unser Glaube, guck, guck, wie schön, wie groß, wie herrlich unser Glaube ist. Wir erscheinen vor ihm und sagen: Sieh, Herr, unser Bekenntnis; erwäge doch, wie rein, wie vollständig es ist. Wir stellen uns vor ihn und sagen: Sieh, Herr, unsere Liebe; ich bin ein reicher Mensch geworden durch dich, sieh die Talente, die ich erwarb in deinem Dienst, sieh, was von uns in deinem Namen vollbracht worden ist. Das trägt der Herr geduldig. Aber es braucht seine tragende, vergebende Geduld, damit ein solcher Gottesdienst noch Gottesdienst genannt werden darf. Sein Lob legt er

dort hin, wo er eine Maria findet, ein Ohr, das hört, was er uns ſagt, ein Auge, das ſieht, was er iſt, ein Herz, das bereit iſt zu tun, was er will. Rede, Herr, dein Knecht höret. Jetzt ſtehen wir beim Gottesdienſt, der Jeſu Verheißung hat. Wir wollen nicht ſagen, das hänge vom Temperament ab; der eine neige von Natur mehr der Martha, der andere mehr der Maria zu, der eine ſei ein Praktikus und der andere habe Neigung zur beſchaulichen Frömmigkeit. Oder das ſei nach der beſonderen Art unſerer Konfeſſion verſchieden; wir Deutſchen ſeien die nachdenklichen Chriſten und die Engländer oder Amerikaner die praktiſchen Männer. Davon iſt hier nicht die Rede. Dann hätte der Herr nicht geſagt: Notwendig iſt das Eine. Solche Unterſchiede ergeben nicht einen abſoluten Gegenſatz. Gerade darum, weil alle dieſe vielen Dinge und Dienſte zwar nützlich und unentbehrlich ſind, damit wir Menſchen in Gemeinſchaft leben und eine chriſtliche Gemeinde werden, die ihrem Beruf genügt und ihre Pflichten zu erfüllen vermag, aber nicht das eine Notwendige ſind, darum haben wir nebeneinander Platz mit unſerer verſchiedenen Art, mit unſerer Eigentümlichkeit, ſodaß der eine ſeine Kraft nach der, der andere nach jener Seite beſonders wendet und einen eigenartigen Beruf empfängt. Keiner jedoch, welches Temperament er habe, keiner, welcher Konfeſſion er angehöre, kann das entbehren, was Jeſus das eine Notwendige heißt. Auf das gute Teil kann niemand verzichten, auf das Teil, das nicht von uns genommen werden wird. Bei uns allen muß es ſo ſein, daß wir, ehe wir reden, hören, und ehe wir mit uns ſelbſt uns beſchäftigen, auf Jeſus achten, das hinter uns laſſen, was wir ſind, und zu dem aufſehen, was Gott iſt. Sonſt wäre Gott nicht mehr der erſte und ſein Wort nicht mehr der Quell des Lichts und ſeine Gnade nicht mehr der Grund unſeres Lebens. Darum war Jeſus ſo anſpruchsvoll; darum hat er Martha geſagt: Nichts, was du in deiner Küche machſt, erfreut und ehrt mich; ſetze

dich her und höre. Er will uns das geben, was Gottes ist. Damit gibt er uns den Grund der Religion und schenkt uns die Zurüstung zum wahren Gottesdienst. Ehe wir zu ihm kommen, muß er uns rufen. Dann kommen wir mit Gewißheit und Freudigkeit. „Dein Ruf kam zu mir;" das gibt Anteil am göttlichen Gut. Ehe wir uns selbst heiligen, muß uns vergeben sein. Das tut Jesus durch sein Wort. Er spricht zu uns: Ich bin dein Versöhner. Nun heiligen wir uns. Damit wir Gottes Werk tun, muß Gottes Wille uns gesagt sein, damit wir nicht unseren eigenen Willen tun, sondern eben Gottes Willen. Denn nicht darin besteht unser Gottesdienst, daß wir Gott mit dem begaben, was wir schaffen; darum müssen wir zuerst hören, nicht nur einmal, sondern immer wieder, was der gnädige und gute Wille Gottes für uns ist. Darum ist Jesus zu uns gekommen und darum haben wir sein Wort. Nun kommt Gottes Stimme zu uns und zeigt uns Gottes Willen; hören wir sie, jetzt dienen wir Gott.

Das ist das eine Notwendige für alle, in welchem Amt und Beruf sie stehen, wie ihr Lebensgang geordnet sei. Soll daraus ein Dienst Gottes werden, lieber Mensch, nicht du darfst reden, du mußt zuerst hören; nicht du darfst beschließen, du mußt zuerst fragen; nicht du darfst wirken wollen, laß Gott wirken, laß Gott dich lieben. Das ist das Erste, das Eine, was not ist.

Und nun braucht uns keine Sorge mehr anzufechten, ob wir nicht doch vielleicht zur Maria Schürmann in irgendein Klösterchen hineingeraten. Was geht unserer Geschichte voran? Vorher hat Jesus erzählt, wie ein Priester nach Jericho ging und wie ein Samariter dasselbe tat und wie der eine sich als unfähig zum Gottesdienst erwies und der andere sich fähig zeigte, Gottes Willen zu tun. Darauf folgt das Urteil Jesu über Maria und Martha, nicht damit wir vergessen, was vorangeht, umgekehrt damit wir bereit und gerüstet werden zu dem, was uns jenes Gleichnis sagt. Was kommt nach

unſerer Geſchichte? Da kommen die Jünger zu Jeſus und bitten: Herr, lehre uns beten, und er erzieht ſie durch ſeine Verheißung zum Gebet. Wenn wir hören, können wir bitten; können wir bitten, ſo können wir wirken. Redlicher Dienſt Gottes will erbeten ſein. Damit du beten kannſt, höre.

Lernen wir auf ihn hören, ſo gibt er uns die Verheißung: unſer Teil, das gute Teil wird nicht von uns genommen werden. Alles vergeht, was wir Menſchen hervorbringen, auch die ſchönſten Leiſtungen unſrer Kunſt. Was uns jetzt als ein großes, wichtiges Werk erſcheint, wird bald klein und alt. Auch unſre ſtärkſten Arbeiter werden müde und ihre Zeit geht vorbei. Geſtern, heute und in Ewigkeit derſelbe bleibt Gottes Gnade, bleibt ihr Zeuge und Mittler Jeſus, unſer Herr, bleibt das, was er uns ſagt, was er uns gibt, was er uns ſchenkt als Gottes Gnadengabe. Das ſtiftet die ewige Gemeinſchaft, die nicht endet, und iſt der Beſitz, von dem es gilt: er wird dir nicht genommen. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Siebzehnter Sonntag nach Trinitatis.

(8. Oktober 1911.)

Ev. Joh. 9, 1—6 und 1. Thess. 5, 18[1]).

Bei der gegenwärtigen Lage unsres Volkes ist denen, die mit seiner Regierung beauftragt sind, eine schwere Arbeit zugewiesen. Es ist gegenwärtig nicht leicht, unserem Staat die Ordnung zu gewähren und das Geschick unseres Volks zu leiten. Schwere Sorgen legen sich auf alle, die für das Schicksal unseres Volks verantwortlich sind. Im Verhältnis zu den andern Völkern kommen die Schwierigkeiten stets ans Licht; nicht weniger ernst, nicht weniger angstvoll, nicht weniger gefahrbringend sind aber die Notstände, die uns bei uns selbst bedrängen. Doch das macht die Festtage, die unserem Königshaus beschert werden, nicht düster, nicht unmöglich; im Gegenteil, gerade dadurch werden diese Festtage besonders bedeutsam und auch unser Anteil an ihnen wird dadurch vertieft und belebt. Denn unsre Festtage stehen unter der Regel: Danket für alles. Seht, wie lieblich macht Jesus unser Leben, auch unsere Festtage. Wir brauchen uns nicht zu besinnen: Wofür will ich danken? Danket für alles; denn das ist der Wille Gottes in Christus Jesus an euch. Nicht dadurch erzielen wir die Festfeier, daß wir an unsren Zuständen und Erlebnissen das eine verhüllen und das andere in unsere Erinnerung stellen, jenes bedecken und dort mit unseren Gedanken verweilen. Alles gibt uns den Grund zum Dank. Wie macht es Jesus, daß wir für alles danken lernen? Die Geschichte, die wir heute zu betrachten haben, zeigt uns das.

Vor dem Blindgeborenen steht Jesus. Welch ein Gegen-

1) Text zur Feier des Geburtstags der Königin.

satz! Der denkbar größte, der je in der Menschenwelt hervorgetreten ist. Vor dem Blinden, der nicht weiß, was das Wort Sehen bedeutet, dem nie die Sonne schien, steht Jesus, das Licht der Welt, der nicht nur die Welt, sondern auch den Vater sah. Dort steht der Arme, der von der bitteren Barmherzigkeit der Menschen leben muß, hier der Herr reich in Gott, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, so daß er auch mit Kot das Auge des Blinden öffnen kann. Dort steht das sündige Menschenkind mit seinen finstern Gedanken im Streit mit Gott, unwissend, unzufrieden, murrend und seufzend über die Last, die es tragen muß; hier der Sohn, in der Gemeinschaft mit dem Vater, der Gerechte und Reine, der den Willen Gottes tut. Das ist der tiefste Gegensatz, der im Menschenleben vorkommt, die gewaltigste Kluft, die uns trennen kann. Und dennoch, Jesus stiftet Gemeinschaft zwischen ihm und dem Blinden; er nimmt ihn heran zu sich und macht ihn danken, wie er selbst dankt, aus demselben einen Grund, deshalb, weil die Werke des Vaters an ihm offenbar geworden sind. So lehrt auch uns der Herr für alles danken, die Blinden und die Sehenden, die Blinden für ihre Blindheit, die Sehenden dafür, daß sie sehen, die Entbehrenden und die Besitzenden, die in Schwachheit Gebundenen und die mit starkem Vermögen Gesegneten; er macht uns alle eins im selben Dank. Wieso kann auch der Entbehrende danken? Und wie kann der, der mit Kraft, Erfolg und Reichtum begabt ist, danken lernen? Das soll unsere Festbetrachtung sein.

1.

Wie lernt der Entbehrende danken? Nicht dadurch, daß er seine Blindheit für einen kurzen Augenblick vergißt. Das ist nicht die Weise Jesu, der die Wahrheit ist und das Licht der Welt. Wir müssen uns das ein für allemal sagen: weder in unsrem persönlichen noch in unsrem nationalen Leben bringen wir die Festtage dadurch zustande, daß wir uns die Wirklichkeit, in die wir hineingesetzt sind, verhüllen. Das

gibt nie die frohe Feier und das Frucht ſchaffende Feſt. Es muß unſerem Geſchlecht mit ganzem Ernſt und ohne Verhüllung geſagt werden: Gelitten muß ſein; und wer nicht leiden will und kann, iſt ein unbrauchbarer Menſch. Jeſus iſt nicht dadurch für uns das Licht der Welt, daß er uns leuchtende Träume ſchenkt. Unvergeßlich bleibt es im Bewußtſein des Blinden eingegraben, daß er blind war und wie ſchwer die Blindheit und die Armut auf ihm laſteten. Gerade deshalb, weil er dies mit voller Deutlichkeit erkannte und ſeine Laſt mit wachem Bewußtſein trug, lernte er danken. Das wäre freilich unmöglich, wenn wir nichts anderes vor Augen hätten, als was wir ſelbſt ſind und leiſten. Solange unſer Blick bei unſeren eigenen Zuſtänden ſtehen bleibt und das erwägt, was wir mit unſerer Kraft herſtellen, bleibt das Wort, das uns für alles danken heißt, für uns zu ſchwer und hoch. In unſren Zuſtänden und Verhältniſſen ſitzt ja gerade die Not. Dort iſt der Quell all dieſer Bitterkeiten, unter denen wir leiden; von dort her kommen die Schranken, die uns bedrücken. Aber unſere Gedanken ſind falſch, grundfalſch, wenn wir nur an uns Menſchen denken und uns vorſtellen, unſer Leben ſetze ſich nur aus dem zuſammen, was wir Menſchen machen. Wer ſich das einbildet, wird freilich mit leichter Mühe ſtatt zum Danken zum Murren bewogen. Aus dieſer Unwahrheit entſteht der Lärm des Aufruhrs, das Geſchrei der Unzufriedenheit, das Kritiſieren und Streiten ohne Ende bei den Hohen und den Niedrigen.

Allein weder im Leben des Einzelnen noch im Leben unſeres Volkes geſchieht bloß das, was der Menſch denkt, will und ſchafft. Es geſchieht noch etwas anderes, eben das, was Jeſus dem Blinden zeigte: Das Werk Gottes wird offenbar an uns. Und das iſt der Grund des Danks. Deshalb gibt es für das Danken keine Schranken mehr, an denen es verſtummen müßte. Dadurch iſt uns ein vollſtändiger Dank geſchenkt, der auch das umfaßt, was uns drückt. Denn auch dadurch wird Gottes Werk offenbar. Wir erleben und ſehen es dadurch, daß er zu unſerer Not ſeine Hilfe, zu unſerem

Unverstand seine Weisheit, zu unserer Versündigung seine Versöhnung und Erlösung, zu unserer Schwachheit seine Kraft stellt, und dadurch, daß er seine Hilfe zu unserer Not hinsetzt und seine Gerechtigkeit über unser Unrecht stellt und seine Kraft zu unserer Schwachheit fügt, wird er in seiner Herrlichkeit und Gottheit offenbar, nicht wir in unserer Majestät, nicht wir in unserer Geschicklichkeit und Würdigkeit, sondern er in seiner Schöpfermacht, in seiner versöhnenden Gnadenmacht und in seiner uns vollendenden Herrlichkeitsmacht. Dazu dient auch unser Unvermögen, weil es uns nicht zuläßt, daß wir uns mit Gott verwechseln, sondern uns treibt, nicht uns, sondern ihn vor Augen zu haben, nicht an uns zu glauben, sondern an ihn und nicht unseren Willen zu tun, sondern den seinen. Das haben freilich auch die Jünger noch nicht verstanden und darum waren auch sie im Anblick dieses Blinden noch nicht zum Danken fähig. Auch sie dachten nur an das, was der Mensch wirkt, wie er aus seinem Herzen heraus Gutes und Böses hinein in den Lauf der Dinge legt und mit seinem Entschluß und seiner Tat sein eigenes Geschick und das der anderen bewegt. Darum wurde ihnen das menschliche Leben zum Rätsel; es muß so sein. Solange wir nichts vor Augen haben als uns selbst, solange bleibt der Anblick der menschlichen Geschichte ein finsteres Rätsel. Die Jünger wollten ernsthaft allen Aufruhr gegen Gott in ihren Herzen stillen und nicht murren gegen ihn. Darum denken sie an die Sünde, die den Menschen vor Gott beugt. Aber diese Beugung, die vor Gottes Gerechtigkeit verstummt, ist etwas anderes als der Dank. Durch die Erinnerung an die menschliche Sünde machen sie sich vor Gott still. Sie tragen so die Last mit Ergebung und leiden schweigend, was ihnen Gottes Hand auferlegt. Das Mittel, mit dem sie sich vor Gott still machten, ist die Erinnerung an die menschliche Schuld. Uns ist aber etwas besseres beschieden, nicht bloß das Verstummen, sondern das Danken, nicht bloß das Schweigen, sondern der Preis Gottes, der Gottes Herrlichkeit sieht und bezeugt. Mit jenem Versuch, das Herz zum Schweigen zu

bringen, geht es nie recht voran. Immer wieder kommen die ſchweren Fragen, immer wieder die Auflehnung. Denn die Gedanken, mit denen die Jünger ſich vor der Auflehnung gegen Gottes Willen ſchützen wollten, waren nicht vollſtändig und in allen Fällen wahr; ſie reichen nicht zu, um unſer Leben zu deuten. Es iſt nicht wahr, daß einzig der Menſch ſein Leben beſtimme und nur er ein Werk hervorbringe, das ihm nun ſein Schickſal beſchert. Gott tut ſein Werk; darauf müſſen wir ſchauen. Jetzt wird der Anblick unſeres Lebens hell und unſere Feſttage fröhlich auch in ernſter Zeit.

Gottes Werk iſt noch nicht vollendet. Wir ſchweigen und warten auf ihn; aber indem wir auf ihn harren und nicht nur auf das, was wir ſelbſt noch erreichen wollen, rechnen, ſondern auf ſein Werk warten, iſt der Dank in unſerem Warten drin. Wer ſprechen kann: Herr, ich warte auf dein Heil, hat den Dank in ſich, den Dank für alles. Im Blick auf das, was ſich in unſerem Volk gegenwärtig zuträgt und uns Sorge und Not bereitet, warten wir auf Gottes Stunde und harren auf Gottes Werk. Darum aber, weil wir auf ihn warten dürfen, iſt der Dank auch heute in unſerer Feier drin.

2.

Ebenſo ſchwer iſt es aber für die, die mit Kraft und Erfolg begabt ſind, zum Danken zu kommen. Wie bringen wir das fertig, daß wir, wenn der Erfolg uns zufällt und das Werk gelingt und unſer Ziel durch unſern Fleiß und unſere Tüchtigkeit erreicht iſt, dennoch vor Gott treten als die Dankenden? Einen Meiſter gibt es, der unſerem ſtolzen, eitlen Herzen dieſe Kunſt beibringt. Sehet auf ihn: „Ich muß wirken die Werke deſſen, der mich geſandt hat. Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt“. Freilich die Nacht wird kommen; aber dieſer Gedanke lähmt ihn nicht, im Gegenteil, auch ihn macht er zu einer Quelle jener Kraft, durch die er Gottes Werk am Blinden wirkt und ſich als das Licht der Welt bewährt. Deshalb weil die Nacht kommt, benützt er die Stunde, die ihm noch gegeben iſt. Das iſt Kraft, die

handeln kann, ein Wille, der nicht in Worte zergeht, sondern die Herrlichkeit des Sohnes in der Gemeinschaft mit dem Vater offenbart. Aber das ist nicht die Weise, wie wir es versuchen uns stark zu zeigen. An seiner Stärke klebt nichts von unsrer hoffärtigen Eitelkeit, nichts vom Mißbrauch unserer Kraft zu unserem eigenen Ruhm und unserer eigenen Größe. „Die Werke dessen, der mich gesandt hat, wirke ich, auf daß offenbar werde Gottes Werk," an denen, die seine Gnade und Hilfe bedürfen. Er dankt im Werk; denn er empfängt es und erlangt es als Gottes Gabe.

Er kam aus dem Tempel und der Kampf war dort heiß gewesen. Das Letzte und Herrlichste, was er zu sagen hatte, war in Worte gefaßt. Israels ganze Not war enthüllt; er zeigte ihnen, daß sie des Satans Morden und Lügen in sich trugen. Seine Herrlichkeit war bezeugt bis hinaus zum unerschöpflichen Geheimnis: „Ich bin, ehe Abraham ward". Es war ein Streit daraus geworden, ein heißer Streit. Sie hoben die Steine auf, um ihn zu töten. Nun geht er aus dem Tempel fort am Blinden vorbei, aber nicht etwa als ein Fliehender, der sich verstecken will, auch nicht verärgert, unwillig, sich weiter mit diesem Volk zu plagen, vielmehr bereit und fähig, das herrliche Werk dessen zu vollbringen, der ihn gesandt hat. Das ist Kraft, unüberwindliche Kraft, Sieg über die Welt. Es war Sabbat und er weiß: daraus entsteht ein neuer Kampf. Der Blinde wird sehen, aber gleichzeitig werden die Sehenden blind werden. Auch das hemmt ihn nicht; er schreitet auch über diese Schranke hinweg, ein freier Mann. Das ist Kraft, die ihr Ziel mit Sicherheit erfaßt und erreicht. Diese Macht und Stärke hat er deshalb, weil er danken kann. Dein Werk, Vater, vollende ich. Im Werk, das er vollbringen kann, erkennt er Gottes Gabe. Das schenkt Gott auch uns und damit gewährt er uns auch die reine, frohe Festfeier sowohl in unserem eigenen Leben wie im Blick auf unser Volk. Das tut er uns nicht durch eine besondere Veranstaltung, die neben dem Evangelium stände, die als etwas besonderes noch zu seiner wesentlichen

Gabe hinzukäme, in der er zuerſt und vor allem ſeinen Beruf an uns vollführt, ſondern in dem, was er uns als unſer Heiland ſagt und tut, ſchenkt er uns auch das, daß wir unſerem Werk im Dank die Vollendung geben. Er ruft uns zum Vater; er macht, daß unſer Leben in Gott ſeinen Grund und ſein Ziel bekommt. Er führt uns in das Haus des Vaters ein als die, die zu jeder Zeit aus allem Elend und Schmutz der Welt zu ihm zurückkehren dürfen. Er bringt uns mit ſich in die lebendige Verbundenheit, ſo daß wir als die Reben am Weinſtock an ihm hängen und aus ſeiner Fülle Gnade um Gnade ſchöpfen. Jetzt iſt der Dank da, nicht nur für den, der durch die Not auf die Hilfe vorbereitet wird, nicht nur für den, der in Fall und Schuld die Bereitung zur Verſöhnung mit Gott erhält, ſondern auch für den, der mit Freuden ſein Tagewerk beſchließen kann, weil es ihm gelang, auch für den, der Kraft und Tüchtigkeit beſitzt und ſie als ſeine Arbeitsmittel mit Erfolg nutzbar macht, ſich ſelbſt und den andern zu fröhlichem Gewinn. Denn dadurch, daß uns Jeſus zu ihm und in ihm zu Gott berufen hat, wird aus unſerem Werk unſer Beruf und damit tritt der Dank in dasſelbe ein und die Eitelkeit des Eigenruhms iſt vorbei und der bittere Zuſatz, mit dem wir unſer Werk verderben, daß wir, um uns zu erhöhen, die andern erniedrigen und verletzen müſſen, fällt von uns ab. Unſer Beruf iſt uns gegeben. Durch ihn gelangen wir zum Werk und darum wird uns nun unſer Werk zum Grund des Danks.

Wir brauchen dabei zwiſchen unſrem natürlichen Beruf und zwiſchen dem, was uns durch unſere Gemeinſchaft mit Gott zur Pflicht und Arbeit wird, keine Trennung vorzunehmen. In beiden Zweigen unſeres Wirkens waltet Gottes Ordnung; beide ſind vom göttlichen Willen umfaßt. Wir brauchen die natürlichen Lebensmittel; Gott rüſtet uns aus mit Kraft und Vermögen, ſie zu ſchaffen. Wir brauchen das göttliche Wort, damit es uns zu ihm berufe, erleuchte, heilige, vereine und uns zu der ihm dienenden Gemeinde mache. Er hat es uns gegeben, damit wir es glauben und bekennen, es uns ſelbſt und den andern ſagen und es für uns und die andern frucht-

bar machen im gegenseitigen Dienst. Beides zusammen ergibt unser Christenwerk und beides zusammen verschafft uns den Grund zum reichen, herzlichen Dank. Denn hier und dort begleitet uns Gottes Segen; hier und dort entspringt unser Werk aus Gottes Gabe; hier und dort entsteht es dadurch, daß er uns unsern Beruf verleiht und zur Erfüllung unseres Berufs uns seine Kraft verschafft. So tun auch wir an unsrem Ort das, wozu wir gesendet sind, und darum tun wir es mit Dankbarkeit. Indem wir dies bei Jesus lernen, wird unser Dank vollständig. Nun umfaßt er, was wir entbehren und was wir haben, was uns bedrückt und was unsere Ehre und Stärke ist. In allem geschieht nicht unser Wille, sondern Gottes Wille, nicht unser Werk, sondern Gottes Werk.

Freunde, welch ein Geschenk gewährt uns Jesus dadurch, daß er uns danken lehrt. Das ist, sagt der Apostel, der Wille Gottes in Jesus Christus an euch. Der Wille Gottes, der in Jesus Christus sich offenbart und an uns geschieht, ist lauter Gnade. Eben deshalb sind wir in ihm auch zum Danken berufen. Danken ist ein seliges Geschäft, danken dafür, daß unsre Not uns das Verlangen nach Gottes Hilfe gibt und uns für sie zubereitet, danken dafür, daß unser Glück uns Gottes Gabe und Segen zeigt. Hier und dort wird erst mit dem Dank die Gabe für uns wertvoll, erst recht in ihrer Bedeutung erkannt und in ihrer Seligkeit genossen. Auch im Blick auf unser Volk halten wir es fest: was an Gottlosigkeit, Not und Elend unter uns ist, das macht uns warten auf Gottes Heil; was wir an himmlischem und irdischem Gut haben, das ist sein Geschenk und gibt uns unsern Beruf. Wir danken und machen aus dem Dank das Merkmal unsrer Festtage. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Reformationsfest

5. Nov. 1911.

Phil. 3, 13. 14.

Festlich und dankbar wandern heute unsere Gedanken rückwärts zu den großen Ereignissen der reformatorischen Zeit. Wir treten in das kleine, enge Stüblein auf der Wartburg ein, wo Luther wohnte, ein geächteter Mann, aufrecht, unerschüttert, ein Sieger über die ganze Welt, wo er uns unsere deutsche Bibel gab. Oder wir stellen uns in jenen schmucklosen Hörsaal Calvins in Genf, der doch schöner ist als jeder Prunksaal, in dem wir heute unser Lehramt verwalten, jenen schlichten Saal, in dem die Schrift aufgetan wurde, nicht zugetan, in dem die Arbeiter gerüstet wurden, nicht die Redner, die Männer, die sterben konnten für ihren Herrn.

Was soll da unser Text: „Ich vergesse, was dahinten ist und strecke mich nach dem, was vorne ist"? Stört er unsere Gedächtnisfeier? Vielleicht reinigt er sie; aber Reinigung ist keine Störung, Reinigung ist Kraft. Unser Text kann uns mit der Klarheit, die das apostolische Wort immer hat, zeigen, was das Große an der Reformation gewesen ist; er spricht in heller Deutlichkeit das Merkmal der reformatorischen Arbeit aus. Er kann uns aber auch das zeigen, wie wir in fruchtbarer Weise der Reformation gedenken; er verhilft uns zur heilsamen Feier jener großen Zeit.

1.

„Ich vergesse, was dahinten ist" — das war das Unglück der alten Kirche und ist heute noch das Unglück der katholischen Kirche, daß sie nichts vergessen kann. Einst wurde in kindlicher Frömmigkeit erzählt, die Engel hätten das Haus der Maria über das Mittelmeer hinweg nach Italien ge-

tragen; heute noch steht dieses Haus und keiner hat die Kraft und den Mut es abzubrechen. Einst formten die Lehrer mit kräftiger Anstrengung ihres Geistes den Erkenntnisbesitz der Kirche in großen Lehrgebäuden; keiner vermag sie zu vergessen. Einst brachten es die Verhältnisse mit sich, daß die Leitung der Kirche in die Hand des römischen Bischofs kam; das soll so bleiben, unveränderlich in alle Ewigkeit. Da ward den Führern der Reformation durch Gottes Gnade die Kraft gegeben zu vergessen, was dahinten ist.

Aber das war nicht das Vergessen des Schwachen, dessen Auge müde und matt wird und das Bild nicht festhalten kann, das ihm aus der Vergangenheit entgegentritt. Sie hielten es mit Paulus und gehorchten unserem Text; denn sie vergaßen deshalb, was dahinten ist, weil sie sich nach dem streckten, was vorne ist; das erfaßten sie mit einem starken Griff, ausgeführt von einer gläubigen Hand. Sie streckten sich nach einer Kirche, in der das Wort regiere, und machten die Türe auf für das Wort Jesu und seiner Boten. Sie streckten sich nach einer Christenheit, die Gott Glauben halte, die nicht nur zage, nicht nur büße, nicht nur arbeite, sondern glaube. Sie streckten sich nach einer Gemeinschaft, die im Glauben, darum in Gott gegründet sei und alle inwendig verbinde in Zucht und Ordnung, in Leitung und Lehre zu gemeinsamem Werk. Und wir gedenken heute mit Dank daran, wie unerwartet groß der Erfolg ihrer Arbeit war, weit über alles hinaus, was menschliche Gedanken sich vorstellten. Fragen wir sie: woher habt ihr denn euren Mut, weg von der Vergangenheit nach neuem Ziele zu greifen? was gibt euch die Kraft unter der harten Last des Kampfs, in den ihr gestellt wurdet? Unser Text gibt uns die klare, völlig zu treffende, ganz sachgemäße Antwort: „Ich strecke mich“, sagt Paulus, „nach dem Kleinnod der himmlischen Berufung“. Den Ruf Gottes haben sie gehört; das war der Grund ihrer Kraft; daher kam ihre Unerschütterlichkeit, ihre Unbeugsamkeit;

sie sind gebunden; Gott rief, — wer will ausweichen? Gottes Ruf, — darin ist seine Gnade; wer will sie wegwerfen? Und sie standen vor dem Ruf Gottes nicht wie vor einem unergründlichen Geheimnis. Er kommt — das war ihnen deutlich — von oben und führt nach oben; es ist die himmlische Berufung, die sie hörten, und das bringt in ihr Leben, in ihr Denken, in ihr Arbeiten das Geheimnis. Es sind nicht die sichtbaren Dinge, in denen sich ihr Leben erschöpft. Und doch sind sie nicht in Verlegenheit zu sagen, woher der Ruf komme und was er in sich schließe. Sie lauschen nicht auf die Stimmungen ihres Herzens, wollen nicht eine geheimnisvolle Geisterstimme vernehmen, die ihnen irgendwie Rat und Weisung gebe, sondern halten es mit unserem Text und sind dem Apostel gehorsam: „Ich strecke mich nach dem Kleinod der himmlischen Berufung in Christo Jesu.“ Durch Jesus kommt der Ruf zu ihnen, der sie in Bewegung bringt; dort wird ihnen die Stimme Gottes hörbar, der sie ihr Ohr öffnen; daher stammt ihre Kraft. Die Stimme des guten Hirten kam zu ihnen und sie schlossen sich ihm an und in seiner Leitung wurde ihr Weg zum fröhlichen und starken Lauf, zum Lauf ins Ziel. Das war die Reformation und darum feiern wir und danken wir.

2.

Damit ist uns aber auch gesagt, was unsere Reformationsfeier uns verschaffen soll. Wir feiern viele Gedächtnistage. Es ist ein Merkmal unserer Zeit, daß Jubiläum auf Jubiläum folgt. Immer wieder gehen unsere Gedanken rückwärts zu den großen Männern, großen Zeiten, großen Taten der Vergangenheit. Und doch sind diese vielen Gedächtnistage nicht ein Zeichen unserer Kraft. Wir haben Schiller gefeiert mit großer Beteiligung unseres Volks; warum? weil wir jetzt keinen Dichter haben; sie sind alle schmutzig und boshaft; wir feierten darum ihn. Feiern wir die Reformation aus einem ähnlichen Grund? Jetzt freilich bringen wir es nicht mehr

fertig, unſer Herz einig, ſtill und gewiß zu machen im Glauben; aber einſt, da gab es einen glaubensſtarken Deutſchen, einſt hatten wir einen Mann unter uns, der uns zeigte, wie man auf Gott traut und was das heißt: an ihn glauben. Jetzt iſt uns die Schrift entleidet; aber einſt hatten wir Männer, für die die Bibel ihr Buch war, die ſie laſen, ſo laſen, daß ihr Wort in ihr ganzes Denken und Handeln einging und ſie die Schrift bei ſich hatten, auch wenn ſie keinen Spruch aufſagten. Jetzt bringen wir keine Gemeinſchaft mehr zwiſchen uns fertig, ſind eine zerriſſene Gruppe von Sekten und Parteien, ohne Leitung, ohne Lehre, ohne Zucht; aber einſt gab es eine deutſche Kirche mit Leitung und Lehre, mit Eintracht und Zucht. Wir tröſten uns vielleicht mit unſerer Feier über das, was uns die Gegenwart verſagt, was uns jetzt als Not und Druck beengt. Liebe Freunde, das iſt nicht der Sinn der Reformationsfeier; dazu iſt unſer Feſttag uns nicht gegeben; ſo wird er zwecklos, fruchtlos, kein Gewinn, ſondern ein Schade. Wir können nicht aus der leeren Gegenwart hinüber zur Vergangenheit uns flüchten, damit ſie uns Troſt gewähre. Berufung Gottes wird uns dort ſichtbar, wenn wir in das Stüblein auf der Wartburg treten oder in den Hörſaal Luthers in Wittenberg. Berufung Gottes, das veraltet nicht und iſt nicht auf das Jahr 1517 beſchränkt. Das iſt entweder immer oder niemals da, heute ſo lebendig wie einſt oder auch einſt nicht vorhanden. Glaube, das iſt nicht das Merkmal eines beſonderen Geſchlechts, der Beruf einer einzelnen Generation, das iſt das menſchliche Vermögen, der uns Menſchen gegebene Beſitz, das Merkmal der Chriſtenheit aller Zeit, das Merkmal aller derer, die Gott dienen. Gemeinſchaft, Kirche, das iſt nicht ein Luxus, den man auch entbehren kann, der unter günſtigen Umſtänden vielleicht einmal ans Licht zu treten vermag, das iſt Gottes Werk, das Werk des großen Königs, deſſen Reich uns alle eint, das iſt Jeſu Gabe, die Schöpfung des Geſalbten, in dem wir ver-

bunden werden zur ewigen Gemeinde. Iſt es dort, dann muß es auch bei uns ſich finden; iſt es bei uns nicht, wie ſollten wir uns damit tröſten, daß es dort zu finden war? Aus ſolchem Troſt wird leicht ein Scheinbeſitz, leicht eine täuſchende Hülle, die unſer Auge bindet. Einſt hatten wir Evangelium bei uns; hilft uns das? Einſt waren wir ein begnadetes Geſchlecht; wird das nicht zum Vorwurf, wenn wir das Empfangene nicht bewahrten? Einſt war die deutſche Kirche das Licht aller Völker; iſt das ein Ruhm, wenn er auf die Vergangenheit allein beſchränkt werden muß? Eben darum, damit wir an der Reformationsfeier uns nicht ſchwach machen, hören wir Paulus: „Ich vergeſſe, was dahinten iſt und ſtrecke mich nach dem, was vorne iſt.“

Die Berufung Gottes ſteht nicht nur hinter uns, ſondern vor uns; die Stimme des guten Hirten leitet uns nicht nur einſt, ſondern jetzt. Das Kleinod iſt auch uns gezeigt und hat für uns denſelben unerſchöpflichen Wert wie für die Väter. Dadurch, daß wir das verſtehen, bewahren wir, was uns jene großen Jahre als Gottes herrliches Geſchenk gebracht haben. Wir können das, was wir empfingen, nicht bewahren, wenn wir nur nach rückwärts ſehen. Ich vergeſſe und darum ſtrecke ich mich nach dem, was vorne iſt. Dieſes „ich vergeſſe“ hat zuerſt den vollen Blick in die Vergangenheit bei ſich. Paulus hat dabei alles vor Augen, was er einſt in ſeinem ganzen Leben als Gottes Gnade empfing, hat vor Augen, wie ihn Gott in ſeiner Jugend bewahrt hat, daß er in der Gerechtigkeit makellos daſtand, ein treuer Jünger des Geſetzes, hat den Anfang ſeines Chriſtenſtandes vor Augen, wie ihn Gottes wunderbare Gnade rief und zur Erkenntnis der Herrlichkeit Jeſu führte, hat den ganzen Reichtum ſeiner Apoſtelarbeit vor Augen, all die Erfolge, all die Siege, all das Wachstum ſeines Werks. Er vergißt das nicht in Undankbarkeit und wirft nicht weg, was er empfing. Aber nun, nachdem er all das ſah, all das erlebt und ſich verdeutlicht hat, nun gewinnt

er den reinen, großen, starken Willen, der sich weg von dem, was hinten ist, zu dem bewegt, was vorne ist.

Treten wir zu unseren reformatorischen Vätern heran, so hören wir von ihnen: dein Anteil an Gottes Reich steht auf Gottes Ruf, nicht auf deinem Werk; wir hören von ihnen: du darfst dem Herrn glauben und dein Glaube ist deine Gerechtigkeit, ist das Ende aller Schuld, ist dein Friede mit Gott und mit den Menschen; wir hören von ihnen die Mahnung: sammelt euch, einigt euch, macht euch zur Gemeinde Gottes! Das bewahren wir; denn das ist ein göttliches Geschenk, Gnadengabe von oben. Und eben deshalb, weil wir es bewahren, laufen wir zum neuen Ziel.

Unsere Zeit hat neben den zahlreichen Gedächtnistagen noch das andre Merkmal, daß sie unruhig und ziellos nach Neuem greift. Auch in unserer Kirche haben wir eine Menge Versuche vor uns, die bald da, bald dort nach neuem Leben trachten. Solche Versuche bleiben aber nicht bei unsrem Text; das ist nicht ein Lauf zum Ziel, nicht der Kampf ums Kleinod. Kein Ziel ist hier sichtbar, vielmehr Ungewißheit, kein Weg erkennbar, sondern Ratlosigkeit. Wie schützen wir uns gegen diese Unruhe? Bewahre, was du empfangen hast; dann, wenn du besitzest, was dir gegeben ward, dann kannst du vergessen, dann dich nach dem strecken, was vorne ist. Höre die Berufung Gottes; jetzt hast du das Ziel und siehst das Kleinod; nun wird ein zusammenhängender Gang aus deinem Lebensweg. Wie streben nach kirchlicher Gemeinschaft als nach einem Ziel, das wir noch nicht besitzen, sondern erst suchen, wir kommen aber immer weiter von ihm ab, wenn wir nicht das benützen, was uns gegeben ist. Wir wollen das Wort Gottes mit frischer Kraft erfassen; dazu lernen wir von denen, die vor uns das Lehramt durch Gottes Gnade empfangen haben. Wir wollen uns von allen Fesseln frei machen, die den Glauben der Alten knickten und brachen, wollen ein Vertrauen zu Gottes Gnade und Herrlichkeit haben, das noch größer ist

als das der alten Zeit. Dazu verhilft uns aber der Glaube der Alten, die erfuhren, wie der Mensch mit Gott eins wird im Verzicht auf die eigene Gerechtigkeit und im Griff nach Gottes Gerechtigkeit; dazu treten wir mit den Alten zum Kreuz Jesu und lassen uns dort sagen, wie ein Mensch Gott nicht nur sucht, sondern findet, nicht nur fromm sein möchte, sondern fromm wird, im Frieden dessen, der sich mit uns versöhnt hat. Nun laufen wir, bereit zu jedem Weg, den Gott uns zeigt, willig zu jedem Dienst, den unsere Zeit von uns verlangt. Jetzt, Freunde, können wir Gottes Wort so sagen, wie es uns zur Wahrheit wird, jetzt so glauben, wie wir an unserem Ort Gott Glauben halten sollen, jetzt so uns einigen, daß wir, die Menschen der Gegenwart, mit einander vereinigt sind zum lebendigen Tempel Gottes, zum Wohnort des heiligen Geistes.

Wir gedenken der Reformation; denn es waren Gnadenjahre, die unserem Volk damals geschenkt worden sind, Tage der Berufung von oben, Tage, wo das himmlische Kleinod in seinem hellen Glanz vielen sichtbar wird. Aber der Ruf Gottes lautet nicht: einst bot ich dir meine Gnade an; Gottes Ruf lautet: jetzt darfst du zu mir kommen; ich bin jetzt in Jesus Christus dein Gott. Gottes Ruf verkündet uns nicht: einst stand ich vor der Tür und klopfte an; Gottes Ruf sagt uns: Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Inhalt des neunten Jahrgangs.

(1910—1911.)

Nr. 1 1. Advent (29. Nov. 1910) Luk. 17, 20—25.

„ 2 Weihnacht (1910) Joh. 1, 14—18.

„ 3 Zweiter Sonntag nach dem Erscheinungsfest (15. Jan. 1911) Luk. 4, 14—30.

„ 4 Fünfter Sonntag nach dem Erscheinungsfest (5. Febr. 1911) Matth. 9, 35—38.

„ 5 Sonntag Estomihi (26. Febr. 1911) Matth. 16, 21—23.

„ 6 Sonntag Misericordias Domini (30. April 1911) Joh. 10, 22—30.

„ 7 Himmelfahrt (25. Mai 1911) Luk. 24, 49—53.

„ 8 Erster Sonntag nach Trinitatis (18. Juni 1911) Mark. 4, 26—32.

„ 9 Fünfter Sonntag nach Trinitatis (16. Juli 1911) Luk. 10, 38—42.

„ 10 Siebzehnter Sonntag nach Trinitatis (8. Okt. 1911) Ev. Joh. 9, 1—6 und 1. Thess. 5, 18.

„ 11 Reformationsfest (5. Nov. 1911) Phil. 3, 13. 14.

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

Zehnter Jahrgang

(1911—1912).

Von

D. A. Schlatter

Professor und Frühprediger.

Tübingen 1912

Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

2. Advent.

(10. Dezember 1911.)

Röm. 14, 7—12.

Gott hat mit uns Erbarmen. Keinem von uns teilt er die schreckliche Not zu, daß er für sich selber leben muß. Das ist ein großes Elend, für sich selber leben, niemand kennen als sich selber, niemand lieb haben als sich selber, nichts zu tun haben als sich selbst zu pflegen. Das ist das größte Elend, das uns Menschen begegnen kann. Aber Gott ist barmherzig, er nimmt uns allen diese Not ab. Keiner von uns, der sich selber lebt, darf sagen: das hat Gott so gemacht; seine Ordnung nötigt mich dazu; er zwingt mich, nur für mich selber zu leben. Und wie keiner von uns für sich selber leben muß, so muß auch keiner sich selber sterben, keiner im Sterben einsam und allein sein, auf das beschränkt, was er selber ist. Uns allen ist es gewährt, daß wir ihm leben und ihm sterben. In der Weihnachtszeit geht uns diese Erkenntnis oft wie eine helle Dämmerung auf; aber es bleibt oft nur eine Dämmerung, ein flüchtiges Morgenrot, auf das nicht der Anbruch des hellen Tages folgt. Laßt uns die Festzeit dadurch vorbereiten, daß wir es uns deutlich machen:

Erstens: Wir sind des Herrn,

Zweitens: des Herrn über alle, Lebende und Tote.

1.

Keiner von uns lebt sich selber. Die Einrede kommt immer wieder: Paulus, was willst du denn? Ich muß mich doch wehren für mich; keiner gibt mir den Lebensunterhalt, wenn ich ihn nicht selber erwerbe; die Miete muß gezahlt sein, die Kleider müssen hergeschafft werden, das Brot muß

jeden Tag wieder erworben sein. Neben der Arbeit brauchen wir die Ruhe und das Vergnügen; aber das ändert unsere Lage nicht, da sorgen wir wieder nur für uns selbst. Damit sind aber die Tage, mehr noch, die Jahre, mehr noch, das Leben angefüllt. Sind sie damit wirklich voll? Das ist klar: Gottes Ordnung gibt uns das Leben dadurch, daß wir uns die Lebensmittel erwerben. Aber wozu nun dieses Leben, um dessen Erhaltung wir uns mühen? Das kann sich doch nicht nur damit füllen, daß wir uns die Lebensmittel verschaffen; nun muß doch erst noch die Hauptsache kommen, erst noch das, wozu diese Lebensmittel uns zu dienen haben. Und wenn hier die Antwort ausbleibt und wir nichts zu sagen haben als: wir schaffen die Lebensmittel an, so ist das ein Elend. Deshalb erbarmt sich Gott unserer und hat uns die Weihnacht bereitet, damit dieser Jammer ende. So wird auch die Arbeit schwer und für uns eine Plage. Wenn wir nicht sagen können, wofür wir eigentlich leben, wozu das alles dienen soll, wer soll dann noch mit Freude an sein Tagewerk gehen? Dadurch bekommt es notwendig das Merkmal eines harten Sklavendienstes, und dann kommt der Unmut und der Groll, und der macht die Arbeit nicht leicht. Aber noch viel härter, noch viel erbarmungswürdiger ist diese Not bei denen, denen der Unterhalt reichlich gegeben ist. Nun kommt erst noch einmal die schwere Frage: für wen, für was lebe ich? für die Toilette, für das Klavier, für den Sport, für edlen Sport, der die Rüstigkeit des Leibes pflegt, für geistigen Sport, Bildung, — eine feine Sache — für politischen Sport, eine Reichstagswahl, — eine hochinteressante Unterhaltung, und doch bleibt das alles ein Elend. Für sich selber leben, nur für sich, das ist und bleibt ein Jammer. Gott hat sich aber unserer erbarmt; unser keiner lebt sich selber, keiner, für den es Weihnacht geworden ist, keiner, der unsern Herrn Jesus kennt.

Wir können nicht von uns selbst frei und aus der Not erlöst werden, die uns bei uns selbst festhält, wenn

wir uns nur mit der Natur einlaſſen. Zweifellos, man kann ein Kätzchen recht lieb haben und ein Blümchen mit großer Sorgfalt pflegen. Das führt uns aber nicht weg von uns ſelbſt; damit iſt die Not, daß wir uns ſelber leben, nicht vorbei. Wir können die Freiheit von uns ſelber nicht unter uns ſuchen, da, wo wir zwar reden, aber keine Antwort bekommen, da, wo wir zwar die Liebe hinlegen, aber keine Gemeinſchaft herſtellen können. Nur dadurch werden wir von uns ſelber frei, daß der kommt, der größer iſt als wir, nicht dadurch, daß wir Dinge erhalten, ſondern dadurch, daß wir einen Herrn bekommen.

Wir ſprengen darum die Feſſeln auch nicht dadurch, daß wir Menſchen uns zuſammentun. Immer wieder machen wir den Verſuch, eine Seele zu gewinnen, die uns gehören ſoll. Die Frau bemächtigt ſich der Seele des Mannes in der Hoffnung, ſo werde ihr Leben reich, und der Mann greift nach der Seele der Frau; ſo will er vom Elend loskommen, daß er ſich ſelber lebt. Mit den Gleichgeſinnten, mit den Gleichgeſtimmten ſcharen wir uns zuſammen, in der Hoffnung, ſo werde das Leben voll, ſo erhielten wir ein Ziel, das uns die Antwort auf die Frage gibt: wozu biſt du da? Dadurch verlieren wir aber uns ſelbſt. Aus dieſer Gemeinſchaft wird die Knechtung und ſie iſt nicht die Beendigung unſerer Not. Er kommt von oben, der, für den wir leben dürfen, nicht aus dem Fleiſch, ſondern aus dem Geiſt, nicht mit unſerem Mandat, ſondern in Gottes Sendung, nicht von unſerer Wahl berufen, weil wir ihn uns küren zu unſerem Genoſſen, in deſſen Gemeinſchaft wir leben, ſondern in der Sendung Gottes, im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, mit dem Wort von oben, mit dem Gebot von oben, mit der Gnade von oben, mit der Macht von oben. Herr iſt er, weil er in der Sendung Gottes kommt. Und nun, l. Fr., iſt Gottes Erbarmung uns erſchienen, nun wiſſen wir, für wen wir leben, für wen wir ſterben.

Er kommt als der Herr, nicht als ein Spielzeug, damit wir zu unſerem anderen Sport, zu unſerem Bildungsſport, zu unſerem politiſchen Sport auch noch kirchlichen und religiöſen Sport fügen. Er macht uns ſich untertan, er regiert. Sein Wort, ſein Wille, ſein Werk gelten. Er kommt auch nicht als ein Schauſtück, das wir kritiſieren, über das und mit dem wir disputieren. Herr, das iſt ſein Amt; König, das iſt ſein Beruf. Aber er kommt zu uns, trotz ſeiner Herrlichkeit, ja vielmehr wegen ſeiner Herrlichkeit als der, der ſich um uns kümmert, uns begehrt, uns ſucht, uns zu ſich holt als ſein Eigentum. Nichts in uns iſt ihm gleichgiltig; alle unſere Not — er trägt ſie weg; alle unſere Schuld — er begräbt ſie; alle unſere Gedanken, all unſer Wollen und Lieben, all unſer Arbeiten und Wirken — er ſtellt es unter ſeine Regel, macht es ſeiner Wahrheit und Gnade untertan und bringt es auf ſeinen Weg. Er kann zum Menſchen kommen, ohne daß ihn hier irgend eine Scheidewand hemmt; denn er naht ſich uns in der Herrlichkeit Gottes, in dem wir leben, weben und ſind, auf den Wegen des Geiſtes, der den Menſchen inwendig anrührt, bewegt, neu gebiert; er kommt als der Gegenwärtige, der uns immer und überall begleitet. So macht er uns inwendig ſich untertan; denn er faßt uns dadurch, daß er uns Glauben gibt. So ſind wir ſein, nicht durch äußeren Zwang, nicht durch Gewohnheit, ſondern in Wahrheit, als die, die innerlich an ihm hangen; denn er wendet unſer Herz zu ihm und gibt uns die Zuverſicht zu ſeiner Gnade. Nun leben wir nicht mehr für uns ſelbſt, kennen nicht mehr nur uns ſelbſt, hören nicht mehr nur uns ſelbſt, unſere Einfälle, unſere Wünſche, lieben nicht mehr nur uns ſelbſt, dienen nicht mehr nur uns ſelbſt. Wir leben ihm. Dann dürfen wir auch fortfahren: Wir ſterben ihm. Wenn wir im Sterben beſchränkt ſind auf das, was wir ſelber ſind, dann iſt es aus; das iſt ſonnenklar. Wir ſind aber auch im Sterben nicht allein, wie wir im Leben nicht allein ſind, ſondern dürfen nun ſagen: Mein

Leben dient Dir, mein Sterben auch; mein Leben preiſet Dich, mein Sterben auch; ob wir leben, ob wir ſterben, wir ſind des Herrn. Das iſt die Weihnachtsbotſchaft. Zweifelt ihr, daß das ein Grund der Freude iſt? Ihm leben dürfen, ihm ſterben dürfen, Hallelujah!

2.

Aber noch ein zweites Wort in unſerem Text kommt uns zu Hilfe: Wir leben für den, der Herr iſt über Lebendige und Tote. Ich bin des Herrn, mein Leben ſtellt er in ſeinen Dienſt, mein Herz macht er zu ſeinem Tempel, meinen Glauben begehrt er, zieht er zu ſich und macht ihn zum Band, das mich mit ihm vereint. Das ſind ganz perſönliche Worte, Bekenntniſſe, die in die Tiefe des inwendigen Lebens hineinreichen. Aber dieſe ganz perſönlichen Worte ſind zugleich das weitherzigſte Bekenntnis, das es geben kann, die umfaſſendſte Wahrheit, die je ein Menſchenmund ausgeſprochen hat. Lebe ich ihm, dann weiß ich: Jedes Glied der Menſchheit wird vor ihm ſich beugen, jede Zunge ihn bekennen. Wir ſind dadurch, daß wir unſeren Herrn finden, zum Herrn der Lebendigen und Toten gebracht. Und jetzt erſt ſteht die ganze Herrlichkeit ſeiner Sendung vor uns; nun ermeſſen wir, was uns die Begegnung mit ihm gewährt, erſt ganz. Ihm leben, das heißt dem leben, dem alles gehört, dem leben, der Herr iſt über Gottes ganzes Reich. Nun haben wir mit dem Vater die Brüder, mit dem Herrn die Gemeinde, darum eine unerſchöpfliche Gelegenheit zur Liebe, einen endloſen Antrieb zur Arbeit. Wir brauchen nicht mehr zu fragen: haſt du auch für mich Beſchäftigung? Er iſt der Herr aller; indem wir mit ihm verbunden ſind, ſind wir mit einander vereint. Und das gibt nun eine andere Gemeinſchaft als die, die dann entſteht, wenn wir im Hunger der Selbſtſucht nach den Seelen anderer greifen.

Warum verachteſt du deinen Bruder? fragt Paulus in unſerem Text. Wunderlich! Sind denn die Menſchen nicht

verächtlich genug? Gibt es nicht einen Haufen von niederträchtigen Menſchen? Dennoch richtet Paulus die verwunderte Frage an uns: Warum verachteſt du deinen Bruder? Verächtlich ſcheint uns der Menſch, ſolange wir ihn ohne Gott anſehen. Wenn uns nur der Menſch vor Augen ſteht, dann ſagen wir mit gutem Grund: ein Wurm, zertritt ihn! eine Kröte, fort mit ihr! Das ſieht ſich anders an, wenn du nicht mehr dir ſelber lebſt, ſondern ihm; dann haſt du nicht mehr nur den Menſchen vor Augen, ſondern den Menſchen und Gott, ſiehſt nicht mehr den Bruder allein, ſondern den Bruder und den Herrn; jetzt iſt die Verachtung weg. Es iſt aber eine harte Notwendigkeit und ein großes Elend, wenn es uns ſcheint, wir müßten die Menſchen verachten. Wir wollen deshalb dem Herrn von Herzen Dank ſagen, daß er uns von dieſer harten Notwendigkeit gänzlich frei gemacht hat. Wir brauchen niemand zu verachten; denn auch der, der uns jetzt noch verächtlich ſcheint, ſteht unter Gottes Augen und wird einſt auch ſeine Kniee beugen und bekennen, daß Jeſus der Herr iſt in Gottes Reich.

Warum richteſt du deinen Bruder? fragt uns Paulus weiter. Und auch dieſe Frage erſcheint uns leicht verwunderlich. Wie ſoll ich denn den andern meinem Willen fügſam machen, wenn ich ihn nicht meiſtere, tadle, regiere und zwinge? Aber ihr ſeht, auch dieſe Not iſt für uns vorbei. Keiner von uns lebt ſich ſelber; darin liegt ohne weiteres: Wir ſind niemandes Herrn, niemandes Richter und alle Gewaltherrſchaft iſt zwiſchen uns vorbei. Einer iſt der Herr, darum einer der Richter, für mich und für dich. Das gibt die freie Gemeinſchaft, die Gemeinſchaft, mit der wir einander nicht erdrücken und feſſeln, ſondern tragen und ſtärken, die Gemeinſchaft, bei der der Menſch nicht ſeinen eigenen Willen den anderen aufzwingt und ſie dadurch zerſtört, ſondern die, durch die wir uns gegenſeitig dem einen und ſelben Willen, dem einen und ſelben Herrn gehorſam machen. Gottes Barmherzigkeit iſt da-

durch erſchienen, daß er uns eine ſolche Gemeinſchaft bereitet hat. Das iſt das Weihnachtsgeſchenk Gottes für uns, die Erſcheinung ſeiner herrlichen Barmherzigkeit.

Es bedrückt uns aber vielleicht die Sorge: Wird es wirklich dazu kommen, daß nicht nur ich, ſondern auch die andern, alle, jedes Knie, jeder Mund ſich dem Herrn untergibt? Es kann uns ſcheinen, unſre Zeitgeſchichte ſtrebe nach dem entgegengeſetzten Ziel; der Widerſtand gegen ihn werde größer, die Auflehnung nehme zu und der Kampf werde immer heißer. Stört uns das die Weihnachtsfeier? Freilich, wenn ſein Regiment in unſere Hände gelegt wäre, wenn ſein Wort von unſerem Zeugnis abhinge, ſeine Gnade an unſeren Dienſt und unſere Liebe gebunden wäre, dann wäre es aus mit ſeiner Verheißung, aus mit ſeinem Reich, aus mit unſerer Weihnachtsfeier. Aber er ſitzt zur Rechten Gottes und das heißt: ſein Werk beſteht nicht allein in unſerem Dienſt und ſeine Wahrheit beruht nicht allein auf unſerem Zeugnis, ſondern er führt ſeine Sache ſelbſt, wunderbar, durch Wege, die uns manchmal rätſelhaft erſcheinen, und doch offenbar, doch in Gottes Majeſtät und Herrlichkeit. Er ſchreitet dahin durch die Zeiten, nicht verdunkelt durch alles, was wir ſagen, nicht alternd, wenn die Chriſtenheit alt wird, nicht ſtrauchelnd, wenn die Kirche ſchwankt. Er führt ſeine Sache herrlich aus, Gottes Sache; Gottes Gnade wird in ihm offenbar, Gottes Gerechtigkeit durch ihn zum Sieg gebracht. Er macht es; wieſo wiſſen wir das? Deshalb wiſſen wir dies gewiß, weil er uns ſich unterworfen hat. Es braucht keine größere Gottesmacht, um jedes Knie zu beugen, als die, die wir ſelbſt erlebten, dadurch erlebten, daß er uns vor ihm gebeugt hat, uns zu ſeinem Eigentum gewonnen hat, uns von allem erlöſt hat, was uns verdirbt. Damit iſt uns die Herrlichkeit der göttlichen Gnade gezeigt: ſie iſt, indem ſie ſich uns ſchenkt, ſo groß, wie wenn ſie ſich allen ſchenkt, in ihrem Anfang ſo mächtig wie in ihrem Ziel, in ihrem Keim ſo herrlich wie

in ihrer Frucht. Darum ſind wir ohne Sorge. Wir wiſſen es: ihm leben wir; ſo wiſſen wir es auch: jede Zunge wird ſeinen Namen preiſen, jedes Knie vor ihm ſich beugen. Gott tut ſein Werk nicht halb, ſondern ganz.

Das iſt unſere Anwort für die, die fragen: warum feiert ihr Weihnacht? Darum feiern wir, weil wir froh ſind, daß wir nicht uns, ſondern ihm leben dürfen, darum, weil wir froh ſind, daß wir im Sterben nicht bloß bei uns ſelber ſind, ſondern bei ihm. Darum, weil wir ihm leben und ihm ſterben dürfen, feiern wir. Denn deshalb macht ſein Geburtstag unſeren Geburtstag zum Feſt, ſein Todestag unſern Todestag zum Feſt, ſeine Gegenwart unſer Leben zum Feſt, das uns zur Vollendung führt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübinger

Sylveſter.

(31. Dezember 1911.)

Pſ. 92, 2. 3.

Wir wollen heute nicht darüber reden, daß es ein köſtliches Ding ſei, Gott zu danken; denn davon ſind wir alle überzeugt. Wie würden wir aus dem letzten Tag des Jahres eine Feſtfeier machen können, wenn wir das Jahr nicht dankend beendigten, und wie ſollte uns der erſte Tag des neuen Jahres ein Anlaß zur Feſtfeier werden, wenn wir nicht dankend das Jahr beginnen dürften? Wir danken im Rückblick, wir danken im Vorblick; darum wird der letzte und der erſte Tag des Jahres gleichmäßig für uns ein Feſt und wir wiſſen: das iſt ein köſtliches Ding. Aber davon wollen wir miteinander reden, warum uns dieſes köſtliche Ding ſchwer wird. Wenn es doch eine köſtliche Sache iſt und unſere Erfahrung beſtändig den Vers des Pſalmiſten beſtätigt, warum ſind wir ſo ungeſchickt, ſo unfähig zum Dank? Indem wir uns das verdeutlichen, reinigen wir uns von dem, was uns an einer frohen Feier des Jahresſchluſſes und des Jahresanfangs hindern kann.

Wenn ich euch vor hundert Jahren gepredigt hätte, ſo würde ich nun ſagen: Wir wollen die Gründe aufſuchen, die das menſchliche Herz undankbar machen: erſtlich die Unzufriedenheit und Begehrlichkeit des Menſchen; zweitens unſer Unglaube, der kein Herz hat zur göttlichen Regierung; drittens unſere Weichlichkeit, die im Unglück zuſammenbricht und die Laſt nicht tragen will, und ſo weiter. Aber, liebe Freunde, mit einer ſolchen Theorie über die menſchliche Undankbarkeit

wäre uns wenig gedient. Theorie haben wir reichlich; Begriffe, durch die wir uns den Gang unſeres Lebens deuten, ſind uns bequem und ausgiebig zur Hand. Aber was wir brauchen, das iſt der Entſchluß, das iſt die Kraft, die wollen und vollbringen kann. Wir wollen darum das miteinander beſprechen, was wir im vergangenen Jahr gemeinſam erlebt haben, und erwägen: Was hinderte unſeren Dank?

1.

Wenn wir auf das Jahr zurückſehen, dann tritt uns allen als ein gemeinſames Erlebnis jener Tag ins Gedächtnis, wo unſere Erde ſchwankte, und weil der Boden ſchwankte, ſchwankte jede Wand und jedes Dach, ſchwankten und zitterten wir alle. Es iſt uns damit eine ſtets deutliche und immer gültige Wahrheit aufs neue lebendig vor die Seele geſtellt worden, nämlich die, daß wir Menſchen mit allem, was wir ſind und bauen, in den Lauf der Natur hineingeſetzt ſind. Das haben uns nicht weniger deutlich jene langen Wochen gezeigt, wo klar und heiß Morgen um Morgen die Sonne ihren Lauf begann und die Frage auf aller Lippen war: Wann wird es regnen? Da haben wir es wieder erlebt, daß wir mit allem, was wir unternehmen, vom feſten, mächtigen Gang der Natur abhängig ſind. Doch auch das haben wir erlebt, wie ſich dann, wenn ſich uns eine Gefahr von der Natur her naht, die freundliche Leitung zeigt, die die Dinge für uns ordnet und die Gefahr begrenzt. Zum Sonnenſchein kam auch der Regen und die Schwankungen unſeres Bodens glätteten ſich. Das war ein Anlaß zu der köſtlichen Sache, von der unſer Pſalm ſpricht, ein Anlaß zu danken und dem Höchſten zu lobſingen, des Morgens ſeine Gnade, des Abends ſeine Treue zu preiſen.

Aber nun ſpüren wir gleich, daß uns dieſes köſtliche Ding nicht leicht gelingen will. Wie ſo danken? ſagen wir, das muß ja ſo kommen. Gibt es einen Stoß, dann zittert

der Boden freilich; das muß ja so sein. Wenn uns der Wind keine Wolken bringt, dann gibt es keinen Regen; es kann nicht anders sein; das kommt von selbst. Damit ist ein Gedankengang ausgesprochen, der uns nicht nur in besonderen Verhältnissen, sondern beständig am köstlichen Geschäft des Dankens hindert. Wenn wir für all das, was uns die Natur zuträgt, den Dank beseitigen, weil das ja von selbst komme und nicht anders sein könne, dann vollbringen wir den größten Teil unseres Lebens undankbar. Wo wirkt die Natur nicht mit? Was unternehmen und erleben wir ohne die Hilfe der Natur? Wir aber sagen: das gibt uns zum Danken keinen Grund; denn das ist einmal so und kann nicht anders sein; das läuft seinen geordneten Gang. Wir hätten mit dieser Rede Recht, wenn sie bereits die ganze Wahrheit aussprächе; denn unser Psalm hält uns mit vollkommener Deutlichkeit und Richtigkeit vor, wofür man danken kann, was uns das köstliche Geschäft verschafft, Gott zu preisen. Man kann danken für Gnade und Treue. Ist denn aber keine Gnade und Treue wirksam im Gang unseres Lebens, wirksam oben am Thron, wo alles, was geschieht, geordnet wird, wirksam in der Quelle aller Kraft und alles Lebens? Wir kommen von Weihnachten her, haben wieder die frohe Pilgerfahrt angetreten zur Krippe von Bethlehem, haben es aufs neue gehört nicht nur mit dem äußeren, sondern mit dem inwendigen Ohr: Christ ist geboren. Was wird hier sichtbar? Gnade und Treue, Gnade, die uns Menschen zu Gott beruft, Treue, die mit unerschütterlicher Festigkeit die Gemeinschaft stiftet für die Ewigkeit. Aber wenn uns hier die Gnade besucht und die Treue sich uns angeboten hat, dann haben wir sie überall in allem, was uns widerfährt. Ist sie Gottes Merkmal und Wille, dann umfaßt sie auch den Lauf der Natur. Bringt sie uns Christus, so bringt er sie uns vom Vater, vom Schöpfer des Himmels und der Erde, von Gott, in dessen Hand all das liegt, was wir als

das festgefügte Geflecht der natürlichen Dinge beschreiben. Lassen wir uns das von Jesus sagen, dann sind unsere natürlichen Erlebnisse nicht mehr profan und wir nehmen sie nicht mehr als selbstverständlich hin, reden nicht mehr vom Zufall oder von einer blinden Notwendigkeit, sondern dann ordnen wir das alles, auch das Schwanken und das Stehen der Erde, das Ausbleiben des Regens und sein Kommen, in den Willen dessen ein, der uns Gnade und Treue in herrlicher Vollkommenheit erwiesen hat. So werden uns auch unsere natürlichen Erlebnisse zum Grund des Danks und sie bekommen dadurch einen unermeßlich reichen Inhalt. Nun wird aus all dem eine köstliche Sache, weil wir auch diese Dinge aus der Hand des Vaters empfangen und auch in ihnen seine Güte und Treue genießen. Darum danken wir auch für das abgelaufene wie für das neu uns bescherte Jahr.

2.

Wir wollen an ein weiteres Ereignis denken, das wir gemeinsam in diesem Jahr durchlebten. Ein deutsches Kriegsschiff fuhr aus und es kamen die langen, bangen Wochen: wann fällt der erste Schuß? und wenn der erste Schuß fällt, was dann? Was folgt? Keine Phantasie, auch nicht die des größten Dichters, kann ausmalen, was geschehen wäre, wenn der mögliche Kampf begonnen hätte. Aber wir haben erlebt, daß das Schicksal unseres Volkes in starken, festen Händen liegt, bei besonnenen Männern, die sich ihre Verantwortlichkeit vor Gott deutlich machten, die nicht durch Leidenschaft getrieben leichtsinnig einen Brand entzünden, sondern ihre Pflicht darin sehen, stark und in Ehren dem Frieden zu dienen. Darum ist es uns beschert, das Jahr im Frieden zu vollenden und das neue in der guten Zuversicht zu beginnen, daß es wieder ein Jahr des Friedens für unser Volk werde. Wieder ein Anlaß zur köstlichen Sache, die unser Psalm uns nahe legt, wieder ein Anlaß, dem Höchsten zu danken und

seine Gnade und Treue zu loben. Denn in das Schicksal unseres Volkes sind wir alle hineingeflochten und jeder Kampf, jede Not unseres Volks, jede Erschütterung unseres Staates trifft uns alle. Aber hier kommt uns wieder ein ganz ähnliches Aber in den Weg, wie wenn wir auf den Naturlauf des letzten Jahres zurückblickten, und es wird uns nicht leicht, dafür Gott zu danken. Hier, sagen wir, sind doch Menschen an der Arbeit; ihre Entschließungen, ihr Verhalten bestimmt den Gang unsrer Geschichte. Und wenn Menschen an der Arbeit sind, dann wird auch immer die Schranke des menschlichen Vermögens sichtbar, so daß manche Wünsche unerfüllt bleiben. Wäre es nicht noch hübscher gewesen, fragen wir, wenn auch dies und das noch erreicht worden wäre? Hätte man es nicht vielleicht doch noch klüger, noch geschickter, noch erfolgreicher machen können? Das Kritisieren wird uns leichter als das Danken. Wie steht es denn? Ist denn wirklich nur der Mensch der Herr seines Geschicks? Liegt das Schicksal unseres Volks wirklich einzig und vollständig in der Hand unserer Regierenden? Dann freilich würde es uns allen schwül und wir schlössen das Jahr nicht mit Danksagung. Gnade und Treue haben die Kraft, uns zum Dank hinaufzuführen, die Gnade Gottes, die Treue des Höchsten. Aber wir kennen sie ja als Gottes Eigentum, die er in allen Dingen an uns offenbart, kennen sie als die unsichtbare und doch alles beherrschende Macht, die auch im Menschenschicksal und im Schicksal unseres Volkes wirksam ist. Wir wissen, daß, wenn unser Auge schläft, ein anderes Auge wacht und daß über unserem menschlichen Entschluß ein anderer Wille steht, regierend, ordnend, Treue und Gnade übend in reicher Fülle auch an unserem Volk. Daraus entsteht für uns die große Freude, daß wir danken dürfen, auch für das danken dürfen, was im verflossenen Jahr unserem Volk beschert worden ist, auch dafür, daß wir im Frieden das Jahr beschließen und im Frieden das neue Jahr beginnen und weiter mit Fleiß und Treue arbeiten dürfen am Wohl unseres Volkes.

3.

Wir haben jedoch nicht nur das gemeinsam erlebt, wovon die Zeitung spricht, nicht nur das Erdbeben und nicht nur die Erschütterungen im Leben unseres Volks. Wir haben auch Sonntage gehabt, die uns ja regelmäßig zusammenführen zur betenden Gemeinschaft. Wenn wir aber jemals einen Sonntag erlebt haben mit seiner süßen und heiligen Kraft, dann kommt etwas Sonntägliches in jeden Werktag hinein. Wenn wir hier als die Gemeinde Jesu zusammentreten, dann findet jedes von uns auch den Weg in sein einsames Gebetskämmerlein. Gott sei Dank, wir haben im vergangenen Jahr nicht nur Menschen reden gehört, sondern auch Gott und Gottes Wort vernommen, haben nicht nur mit Menschen gesprochen, sondern durften auch mit Gott reden. Das ist nochmals ein Anlaß zu dem köstlichen Geschäft, von dem unser Psalmvers redet, ein Grund, den Höchsten zu preisen, des Morgens für seine Gnade und des Abends für seine Treue. Aber nun spüren wir es wieder: dieses köstliche Ding wird uns nicht leicht. Wozu denn dafür danken? Das versteht sich doch von selber. Wir sind nun einmal in einem christlichen Volk; da hat jeder von uns irgend welchen Anteil auch an der Religion und am Christentum; wie soll das ein Grund sein, der uns zum Danken triebe? Täuschen wir uns nicht! Die Türe, die uns zur Gemeinde Gottes führt, ist bald für uns verschlossen. Wir können das leicht erleben, daß wir den Weg zu ihm nicht mehr finden und keine offene Türe mehr vor uns haben, sondern eine verschlossene. Wir haben im vergangenen Jahr hier in Tübingen die große Gnade gehabt, daß uns Gottes Wort reichlich verkündet worden ist. Gott hat uns gepredigt. Aber es kann uns auch leicht passieren, daß uns nur noch der Teufel predigt, laut, sehr beredt, sehr elegant, sehr religiös, sodaß wir es mit lautem Jubel hören und glauben, ganz voll von seiner Predigt sind und kein Ohr mehr für Gottes Predigt haben. Das versteht sich durch-

aus nicht von ſelbſt, daß uns immer die offene Türe zur Gemeinſchaft Gottes einlädt, daß uns ſein Wort immer wieder hell entgegenſtrahlt in ſeiner Wahrheit und Herrlichkeit, daß uns ſein Geiſt immer wieder ergreift, uns züchtigt, daß wir unſere Sünde wahrnehmen und bei Seite tun, und uns heiligt, daß wir Gott gehorchen. Das iſt Gnade und Treue, Treue des Allerhöchſten, Gnade des ewigen und herrlichen Gottes. Darum iſt das ein Grund zum Dank, ein Anlaß, des Morgens ſeine Gnade, des Abends ſeine Treue zu preiſen. Gnade, einzig das iſt das rechte Wort dafür, daß Gott ſich unſerer annimmt und uns ſagt: denke an mich; führe dein Leben nicht ohne mich; ſieh, du darfſt meine Hand faſſen, darfſt meinen Willen tun, darfſt meinen Weg gehen. Gott ſagt uns dies, der Schöpfer und Herr aller Dinge, der Unſichtbare und Ewige, deſſen Jahre kein Ende nehmen. Uns ſagt er es, die wir Fleiſch ſind, deren Jahre verwehen wie die Blume des Graſes; uns ruft er zu ſich, daß wir ſein eigen ſeien; uns gibt er ſein Wort, daß wir es bewahren dürfen; uns zeigt er ſeine Liebe, daß wir in ſeiner Gemeinſchaft ſtehen. Das iſt Gnade. Und dieſe Gnade iſt Treue. Sie wankt nicht, wenn die Jahre wechſeln, wankt nicht, wenn wir wanken; und wenn wir ſtraucheln und fallen, ſeine Gnade bleibt treu; und wenn wir ſterben, ſeine Gnade bleibt treu. Das iſt wahrhaftig Grund genug zu unſerem köſtlichen Geſchäft. Laßt uns dem Herrn danken und ſeiner Gnade und ſeiner Treue das Loblied ſingen von Herzensgrund.

Aber noch ein Wort iſt nötig; ſonſt würden doch vielleicht einige aus unſerer Verſammlung weggehen mit der Klage: Heute haſt du nicht für mich gepredigt; du haſt für die Geſunden und Starken, aber nicht für die Wunden und Betrübten geſprochen. Du haſt für die geredet, die nicht danken mögen, weil ſie blaſiert ſind; ich kann es auch nicht, aber aus einem anderen Grund; ich trage die Laſt des Schmerzes und bin unter eine drückende Laſt gebeugt. Allein

für die, die deshalb nicht danken können, weil sie ein schweres Herzchen haben, ist das Wort bald gesagt. Das ist nicht die große Schwierigkeit, die uns Menschen bedrängt. Gewiß, so lange der Druck auf uns liegt und der Schmerz uns die Seele zusammenpreßt, will uns der Dank nicht gelingen. So bleibt es aber nicht immer. In der schweren Stunde bereitet uns Gott zur Danksagung. Warte nur. Aus dem, was als Last und Schmerz auf uns gelegt ist, erwächst die friedsame Frucht der Gerechtigkeit. Seht hinein in den Psalter; steht bloß das drin: Ein köstlich Ding den Herrn loben des Morgens und des Abends? Ebenso oft macht sich in ihm mit großer Deutlichkeit das Seufzen der Geplagten hörbar. Das Leid der Bedrückten, die Not derer, in denen, wie der Psalm sagt, die Pfeile des göttlichen Grimmes stecken, bricht in lauter und dringender Klage hervor. Aber der Psalm des Schmerzes bereitet den Psalm der Danksagung vor. Durch die Beugung gewinnen wir die Aufrichtung. Legt uns Gott die Last auf, so rüstet er uns zur Feier seiner Treue und seiner Gnade.

Des Abends seine Treue, auch am Abend des scheidenden Jahrs laßt uns ihm danken. Des Morgens seine Gnade, auch am Morgen des neuen Jahres laßt uns seine Gnade loben. Am Abend seine Treue, auch an dem Abend, der unser Leben schließt, am Morgen seine Gnade, auch an dem Morgen, der im vollen Sinn Morgen ist, Aufgang des Lichts ohne Nacht, Tagesanbruch ohne Ende. Des Morgen seine Gnade, des Abend seine Treue in Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

1. Sonntag nach Epiphanias.

(7. Januar 1912.)

Eph. 6, 1—4.

Jedes deutsche Kind bekommt vom Anfang seines Lebens an eine Menge Mahnungen und viel Zucht. Es muß sich anpassen an den Platz, in den es hineingesetzt ist, und hineintreten in die Formen der Gemeinschaft und des Verkehrs, durch die wir zusammen leben. Da wird ihm sofort gesagt: Das schickt sich nicht; so macht man es nicht; so mußt du es machen; das ist vorteilhaft; so will ich es haben. Von Jugend an kommt uns Zucht und Mahnung in reicher Fülle zu und sie beschränkt sich nicht nur auf unsere Kindheit. Wir sind vielmehr gerade auch dazu als Gemeinde Jesu verbunden, damit keinem von uns die Zucht und die Mahnung fehle; reichlich wird sie uns allen von unsern Kanzeln aus dargeboten. Und nun sollen wir den Text erwägen: Ziehet eure Kinder auf in Zucht und Vermahnung zum Herrn. Ist das nicht ein überflüssiges Geschäft, wenn so viel Pädagogik unter uns verkündet wird, so viel Mahnung, so viel Zucht uns beständig begleitet? Sind wir nicht alle wohl erzogen? Freunde, es hat keine Zeit gegeben, die es so nötig hatte, auf unseren Text zu achten, wie die unsere. Und niemals war es in demselben Maße die heilige Pflicht derer, die hier sprechen, das Wort des Apostels: Ziehet eure Kinder auf in Zucht und Vermahnung zum Herrn! zu bezeugen wie heute. Mahnung, Zucht: es ist ein Unterschied, ob es menschliche Zucht sei oder göttliche, menschliche Mahnung oder göttliche. Der Apostel sagt: Mit Gottes Zucht ziehet eure Kinder auf, mit Gottes Warnung; vor dem habt ihr sie zu warnen, wovor Gott euch

warnt. Ihr sollt sie nicht ahnungslos und ungewarnt in das Unheil hineintreten lassen, das über den Menschen kommt, wenn er Gott verloren hat. Unsere Kinder sollen nicht sündigen, ohne daß sie den Willen Gottes durch uns erfahren haben. Mit der Zucht Gottes, sagt uns Paulus, haben wir sie zum Gehorsam gegen Gott zu leiten. Menschliche Zucht, göttliche Zucht, das ist ein großer Unterschied! Und je mehr Pädagogen mit beredten Worten zu uns reden, je länger die Schulzeit für uns alle währt, je mehr Dressur und Erziehung uns allen angetan wird, um so dringender haben wir die Antwort auf die Frage nötig: Was ist menschliche und was ist göttliche Zucht? Was ist menschliche Mahnung und was ist göttliche Mahnung?

Worin besteht der Unterschied? Menschliche Zucht drückt, göttliche Zucht drückt niemand. Menschliche Zucht tut Unrecht, göttliche Zucht schafft die göttliche Gerechtigkeit.

1.

Ihr wißt, ich zitiere an dieser Stelle selten Dichter; denn hier haben nicht die Dichter das Wort, sondern die heiligen Boten Gottes. Heute möchte ich einen Dichter zitieren, einen Schwaben, der uns die Geschichte seiner Jugend hübsch erzählt hat, und über diese Geschichte seiner Jugend hat er den Titel gesetzt: „Unterm Rad". Er hat unserem Volk mit diesem warnenden Titel eine große Wohltat erwiesen. „Unterm Rad"; was passiert denn einem Kinde, wenn es unter ein Rad kommt? Dann wird es zerdrückt, verwundet, zum Krüppel gemacht. So kann es in der Tat bei der menschlichen Zucht zugehen. Unser Dichter ist nicht der einzige, der auf seine Erziehungsjahre und auf die Kunststücke seiner Pädagogen mit dem schmerzlichen Eindruck zurücksah: Unter ein Rad haben sie mich gelegt. Gottes Zucht bringt uns aber niemals unters Rad. Wenn unsere Erziehungskunst darin besteht, daß wir wie ein Wagenrad in das Leben der anderen eingreifen, dann ist es nicht göttliche, sondern menschliche Zucht. Das heißt

keineswegs, daß die göttliche Zucht weniger scharf, weniger eindringend und im Strafen weniger gewaltig wäre als die menschliche. Im Gegenteil, göttliche Zucht dringt, wie es uns das Schriftwort sagt, ein bis in die Gedanken des Herzens und scheidet Mark und Bein, einem zweischneidigen Schwert gleich, dessen Hieb trifft. Achtet auf das, was die menschliche Zucht uns anrät; sie sagt uns: „Der Anstand erfordert das; dein Fortkommen macht das nötig; so schadest du dir; so wirst du getadelt; wenn du Lob ernten willst, dann mach es so“. Wovon redet die göttliche Zucht? Von Vorteilen und Nachteilen? Von Bequemlichkeit und Beschwerlichkeit? Von Lob und Tadel? „Ziehet eure Kinder auf in der Mahnung Gottes“, das heißt ihr habt ihnen zu zeigen, was Sünde ist. Sünde, das ist aber ein ungleich schwereres Wort als alle jene Warnungen der menschlichen Zucht. Da ist nicht mehr die Rede von einem Nachteil, von einer Unklugheit, von einem Verlust an der Reputation oder am Vermögen. Sünde, das ist ein ganzer Protest, nicht ein halber, eine runde Ablehnung, nicht ein stilles Liebäugeln mit dem, was man von sich ablehnt. Das macht den Menschen ganz ehrlos, ganz rechtlos und dies vor Gott. Darum ist die menschliche Zucht immer nur auf einzelne Stücke unseres Lebens beschränkt. Wie man sich benimmt, wie man sich kleidet, wie man sein Geschäft anfaßt und so weiter, das sagt uns der menschliche Erzieher. Die göttliche Zucht hat es nicht mit einzelnen Stücken zu tun; sie wendet sich an uns mit allem, was wir sind, bis hinein in die verborgenen Regungen unseres Herzens. Die menschliche Zucht begnügt sich darum mit dem Schein. Das ist das große Elend, das an unserer Erziehungskunst immer haftet, keineswegs nur im Verkehr mit den Kindern, auch in der Zucht und Mahnung, die wir einander gewähren, auch hier in der Gemeinschaft der Kirche. Immer ist die Gefahr dabei: Die Zucht schafft Schein, erzieht zum Lügen. Auf den Eindruck kommt es an, den ich mache, auf das, was die andern sehen, wie sie darum auf mein Verhalten antworten. So

wird der günstige Eindruck auf die andern zum Ziel, dem die menschliche Zucht und Mahnung nachstrebt. Daraus entsteht aber die Unwahrhaftigkeit, die Erziehung zur Verlogenheit. Die göttliche Zucht schafft keine Lügner; sie erzeugt nicht Schein und Schauspielerei. Sie macht uns der Wahrheit ganz und von Herzen untertan. Menschliche Zucht wendet sich darum an die sündlichen Triebe; sie lockt den Ehrgeiz heraus und die Gewinnsucht. Grobe Sünden will sie heilen durch feine. Die göttliche Zucht kuriert Sünde nicht durch Sünde, sondern sie macht uns von der Sünde ganz frei und pflanzt an die Stelle unseres sündlichen Willens den heiligen Willen Gottes. Göttliche Zucht geschieht durch Geist und zwar durch den heiligen Geist, der Gottes ist und Gottes Willen wirkt.

Wenn wir diesen Unterschied uns verdeutlichen, dann verstehen wir jene heiße Klage, die sich so oft hörbar macht, wenn uns die Kinder sagen: Eure Zucht ward uns zur Qual, eure Mahnung uns zum Schaden; unters Rad habt ihr uns geworfen. Sie haben ein Recht zu klagen, wenn wir ihre Wahrhaftigkeit verletzen und unsere Zucht darin besteht, ihre sündlichen Triebe zu reizen. So haben sie ein Recht uns zu sagen: Ihr habt uns nicht geholfen, sondern gehemmt, uns nicht gedient, sondern uns verletzt, und machtet aus uns verdrehte Wesen mit eurer Mahnung und Zucht. Aber gegen Gottes Zucht wird diese Klage niemals laut. Das hat keiner ihm je gesagt: Deine Zucht hat mich verdorben, auch wenn er mit gewaltiger Hand in unser Leben eingreift, und Gott kann uns hart anfassen und uns bitter wehe tun. Aber auch wenn Gottes Hand uns schwer trifft, keiner darf ihm sagen: Unterm Rad war ich; deine Zucht war mein Schaden und deine Mahnung mein Unglück. Immer ist die Gnade Gottes auch in seiner Zucht wirksam und mächtig. Seine Warnung macht seine Liebe nicht weniger offenbar als seine Verheißung. Darum ist die göttliche Zucht unser Heil. Sie betrübt uns, wenn wir uns nach Gottes Sinn und Willen betrüben lassen, zu einer Reue, die niemand gereut.

Dann wird auch der erste Teil unseres Textes einfach: Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn. An menschliche Zucht und Mahnung den Willen hinzugeben, vor menschlicher Zucht und Mahnung sich zu beugen, dagegen sträuben wir uns nach göttlicher Ordnung und mit innerem Recht. „Ziehet eure Kinder auf in Gottes Zucht und Gottes Mahnung". Gilt das, dann können wir auch sagen: Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn. Das sagt der Apostel keineswegs nur den kleinen Kindern, sondern uns, den Erwachsenen, solange wir noch Eltern haben.

2.

Wir müssen aber unsre Gedanken noch um einen Schritt vorwärts bewegen. Woher kommt es denn, daß die menschliche Zucht verletzt, krank macht, schädigt, die göttliche Zucht dagegen befreit, hilft und vollendet? Die menschliche Zucht tut Unrecht und die göttliche Zucht wirkt die Gerechtigkeit Gottes. Es ist bei jeder Zucht so, daß ein regierender Wille, an uns herangebracht wird, dem wir gehorchen sollen. Ein anderer will uns leiten; wir sollen uns leiten lassen; ein anderer zeigt uns den Weg und wir sollen ihn gehen. Gottes Zucht bedeutet auch, daß er uns sich unterwirft, er regiert und wir gehorchen, er uns unseren Weg zeigt und wir ihn gehen, er unser Leben ordnet und wir uns in die Ordnung Gottes fügen. Ohne das gäbe es keine Zucht, am allerwenigsten eine göttliche Zucht, eine Zucht und Mahnung zum Herrn. Allein wenn Gott uns sich unterwirft, so sucht er dabei nicht seinen Vorteil; er hat dabei nicht das im Sinne, daß er an uns zeige, wie mächtig und groß er sei, wie viel er könne, wie reich er sei, daß er der allmächtige Gott sei, der seine Ehre wahrt und seinen Willen durchsetzt. Das hat Gott gar nicht nötig, gerade weil er Gott ist, der Allmächtige, der, dessen Wille nicht schwankt, der, dessen Ehre nicht verdunkelt wird, der erste und der letzte, das A und das O. Darum regiert Gott so, daß seine Regierung für uns der

Grund der Freiheit ist. Er zeigt seine Stärke nicht dadurch, daß er uns schwach macht, seinen Reichtum nicht dadurch, daß er uns arm macht, seine Herrlichkeit und Ehre nicht dadurch, daß er uns in den Schatten setzt und ehrlos macht; umgekehrt, Gott fährt anders. Er zeigt seinen Reichtum darin, daß er uns seine Gnade und ihre herrlichen Gaben schenkt; er offenbart seine Macht darin, daß er uns lebendig macht und tüchtig zu seinem Werk und Dienst; er findet seine Herrlichkeit und Ehre darin, daß er uns die ewige Herrlichkeit gibt. Darum entsteht zwischen ihm und uns kein Streit der Interessen, sondern da ist Gerechtigkeit, göttliche Gerechtigkeit, diejenige, die sich so offenbart, daß Gott Recht behält und uns Recht gibt, die darin besteht, daß Gott regiert und sein Regiment uns den Weg zeigt, den wir mit Lust und Liebe selber gehen, die sich so vollendet, daß er den Reichtum seiner Liebe und Gnade an uns offenbart und aus uns das lebendige Zeugnis seiner ewigen Güte und Herrlichkeit macht. Sich der Zucht Gottes unterwerfen, das bedeutet darum für uns nicht den Verlust unseres Lebens, nicht eine Verletzung unserer Person und unsres Rechts. Umgekehrt, das ist die Wurzel, die uns Kraft und Leben verschafft; so wird uns ein eigenes Leben zuteil, das Recht und Wahrheit, Ziel und Segen bei sich hat.

Aber bei der menschlichen Zucht, steht es freilich anders. Warum erziehen und mahnen wir? Wir können uns doch nicht unsere Ordnung durch die kindischen Gedanken der Kleinen umstoßen lassen; wir wollen unsere Ruhe haben, unsere Bequemlichkeit schützen, unseren Vorteil sichern. Das Kind soll etwas lernen, soll tüchtig werden; denn das nützt nicht ihm allein, sondern auch uns. Und so weit als es uns nützt, sind wir mit unserer Zucht und unserer Mahnung bei der Hand. Das gibt jene zehrende, krankmachende Liebe, die das runde Gegenteil zur göttlichen Liebe ist, die, durch die wir uns der andern bemächtigen, um unser eigenes Leben durch sie zu verschönern und zu stärken und unseren eigenen Vorteil und Gewinn zu sichern. Daraus entsteht unvermeidlich der

Streit der Intereſſen; hier die Intereſſen des Kindes, dort die Intereſſen der Eltern, hier die Intereſſen des Sohnes, dort die Intereſſen des Vaters, hier die Intereſſen der Tochter, dort die Intereſſen der Mutter und dazwiſchen der Streit, und dann das Unrecht, einerlei welchen Weg die Sache nun gehe. Sie kann zwei Wege gehen: Entweder werden die Intereſſen der Alten geopfert und die Jungen tun ihren Willen oder die Intereſſen der Jungen müſſen leiden und werden verkürzt und die Alten ſorgen für ihren Vorteil. Unrecht geſchieht ſo wie ſo, einerlei wie dieſer Streit entſchieden werde, wer von den beiden Parteien Unrecht leiden muß. Zum Unrecht leiden braucht es aber immer einen, der Unrecht tut, und der iſt der am ſchwerſten Getroffene.. Wie kommen wir aus dieſem Jammer heraus, aus dem Streit, der unſere Intereſſen mit denen, die uns doch zunächſt ſtehen und am meiſten am Herzen liegen, in Zwieſpalt bringt? Seht, Paulus gibt uns den guten Rat; nehmt unſeren Text mit nach Hauſe. Das iſt die Löſung aller dieſer Konflikte. Mit der Zucht Gottes ziehe deine Kinder auf. Das iſt das Ende aller Tyrannei, aller eigennützigen Gewaltherrſchaft. Unterwirf dein Kind nicht dir, ſondern Gott, das iſt die Unterwerfung, die frei macht, und der Dienſt, der adelt. Dazu iſt aber das erſte Stück, ohne das wir nicht zum Ziel gelangen: Unterwirf dich ſelber der Zucht und Mahnung Gottes. Wer andere erziehen will in Zucht und Ermahnung zum Herrn, der muß zuerſt ſich ſelber mahnen laſſen durch den Herrn, ſich ſelber erziehen und heiligen laſſen durch die göttliche Gnade. Indem wir uns ſelbſt aller eigenen Macht, Gewalt und Herrſchaft begeben und nicht unſeren ſündigen Willen tun, ſondern in Gottes Ordnung ſtehen und uns ihm untergeben, ſo ſchaffen wir die Grundbedingung zur Zucht und Mahnung für die anderen. Nur der kann den Splitter aus dem Auge eines anderen ziehen, der den Balken aus ſeinem eigenen Auge tat. Wir tun den Balken dadurch weg, daß wir uns ſelber unter Gottes Zucht und Mahnung ſtellen. So werden wir ein lebendiges Zuchtmittel für alle, die Gott

in unſere Nähe ſtellt. Wenn wir ſelber den vor Augen haben, der uns regiert, ſo erziehen wir auch die andern zum Gehorſam Gottes. Machen wir uns ſelber die Warnung Gottes deutlich, dann gehen auch die andern nicht unwiſſend und leichtſinnig über ſie hinweg. Wenn wir ſelbſt Himmliſches und Irdiſches ſo ordnen, wie es der Wahrheit entſpricht, und nicht das Himmliſche wegwerfen des Irdiſchen wegen, dann lernen auch die Unſrigen, nach dem zu trachten, was Gottes iſt, mit ganzem Herzen. Wenn die göttliche Gnade uns ſelbſt verliehen hat, daß wir in jener Liebe denken und handeln, die aus der Liebe Gottes ſtammt, dann bringt den Unſrigen das Wort: „Gehorchet euren Eltern“ keine Qual und keine Not, ſondern den frohen Dienſt. Und es wird ſich dann ſofort zeigen, wie recht Paulus hat, wenn er an dieſes erſte göttliche Gebot die göttliche Verheißung knüpft.

Unterwerft euch ſelbſt der Zucht und Mahnung Gottes, nicht als die, die gewaltſam unterjocht werden müſſen und ſich fürchten, ſie kämen unters Rad, ſondern als die, die Weihnacht gefeiert und es vernommen haben, daß Gott ſeinen Sohn zu uns geſendet hat, als die, die Gottes Stimme kennen, die uns zu Jeſus Chriſtus ruft. Dort iſt die Zucht, die uns heilt, dort die Gerechtigkeit, die es mit der Gnade iſt, dort das Reich unſeres gnädigen Gottes, in dem uns das Leben erſchienen iſt und die Herrlichkeit Gottes kund wird. Durch ſie lernen wir es für uns und für die unſrigen, von Herzen der Zucht und Mahnung Gottes untertan zu ſein, und durch ſie führen wir unſere Kinder zu jenem Gehorſam, der für ſie zum Segen wird. Solches Gebot hat göttliche Verheißung. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Septuageſimä.

(4. Februar 1912.)

Apoſtelgeſch. 9, 36—42.

Die Arbeit des Petrus in Joppe war eine Station auf ſeinem Wege von Jeruſalem nach Cäſarea, das bedeutet: von Israel zu den Heiden, von der Gemeinde der jüdiſchen Gläubigen hinein in die allgemeine Kirche, die ſich durch alle Völker und Länder hindurch erſtreckt. Das war ein Weg in weite Ferne, die noch kein menſchliches Auge ermaß, ein Gang in eine ungewiſſe Zukunft, deren Inhalt niemand überſah. Damit Petrus dieſen Weg gehe, brauchte er Gewißheit, die Gewißheit: das iſt Gottes Weg; dorthin ruft mich der Herr; er leitet mich; ſeine Regierung ordnet meinen Weg ſo. Und wir ſehen aus unſerer Erzählung, wie Petrus dieſe Gewißheit bekam, was ihm dieſelbe verlieh. Er kann nicht zweifeln: Gott hat mich nach Joppe geſtellt; der Herr hat mich hieher gebracht. Die Gewißheit wird ihm geſchenkt, daß er den Weg Gottes gehe.

Die ſelige Kraft, die darin liegt, daß wir Gottes Weg gehen, gewiß, daß Gottes Regierung uns führt, die ſchenkt der Herr nicht nur Apoſteln, auch nicht nur der Kirche in ihrer großen Arbeit; wir alle bedürfen ſie und wir können ſie bekommen und können wiſſen: Gott hat mir meinen Platz gegeben; Gottes Regierung ſtellt mich hieher. Und das iſt Kraft, unentbehrliche Kraft, Seligkeit, die wir nötig haben, damit wir unſeren Weg fruchtbar und fröhlich gehen. Aber wie lernen wir das, daß wir Gottes Weg erkennen und auf ſeine Regierung merken? Unſere Erzählung zeigt uns ſehr

hübsch und deutlich, wie Gott regiert, wie man seines Weges gewiß wird, worin wir die Leitung Jesu spüren.

Petrus hat zuerst in Judäa die Brüder besucht, die sich an den verschiedenen Orten im Namen Jesu zusammentaten; dort war er noch daheim, noch auf dem ihm angewiesenen Arbeitsfeld. So kam er nach Lydda, an die Grenze Judäas. Nun langen die Brüder aus Joppe an; eilend kommen die Boten zu ihm; warum? Ein Unglück ist geschehen; die Gemeinde in Joppe ist betrübt; eine Not hat sie getroffen; sie bittet: komm! Kann Petrus schwanken, zweifeln, die Brüder heimschicken? Die Not ruft; das Bedürfnis verlangt nach der Hilfe. Petrus kennt die Regel Jesu: Gib dem, der dich bittet! So wird er nach Joppe geleitet und dort in das Gemach geführt, wo die Tote lag. Er tritt hinein als der Jünger Jesu, der Verheißung seines Herrn eingedenk: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Er kann beten, den anrufen, der reich ist über Bitten und Verstehen. Nun empfängt er Erhörung und die göttliche Gabe wird ihm geschenkt, so daß er es der Gemeinde zeigen kann, daß Jesus Herr ist über Lebendige und Tote und daß der Reichtum seiner Gnade kein Ende hat. Nun weiß er: Gott hat mich hierher gesetzt, mein Weg ist Gottes Weg.

Damit haben wir die Merkzeichen vor uns, die uns immer wieder die göttliche Regierung zeigen: Gott schafft das Bedürfnis und er schafft auch die Gabe, die das Bedürfnis erfüllt.

1.

Auch das Erste, daß Gott uns dadurch sein Regiment zeigt, daß er das Bedürfnis weckt, ist eine wichtige Sache, auf die wir achten müssen, damit wir Gottes Wege verstehen. Sie waren so friedlich und fröhlich beisammen in Joppe, herzlich vereint in inniger Liebe; und die Tabitha war ihnen so viel wert und hielt die Gemeinde beisammen mit ihrer Freundlichkeit und hilfsbereiten Hand. Nun sieht es zuerst

aus, als ob ein finsteres Schicksal hereinbreche. Die Trauerbotschaft fliegt durch das Städtchen: Tabitha ist tot. Bei solchen Gelegenheiten fragen die Menschen: wo ist Gottes Regiment? regiert Gott wirklich? sind das die Wege des Herrn? Allein so fragen nur wir Menschen mit unserem unverständigen Sinn. Gewiß! so regiert Gott; so macht er seine Herrlichkeit offenbar; so bewegt er uns vorwärts nach seinem Ziel, auf seiner Bahn. Weil die Not einbrach in Joppe, eilen die Boten zu Petrus und mit ihm kommt das Wort des Herrn, der mächtig ist auch an des Todes Pforte.

Es geht nicht anders zu in unserem eigenen Leben. Das Bedürfnis mit seiner drängenden Not ist das mächtige Werkzeug, mit dem uns Gott bewegt, uns Träge, die wir einen starken Anstoß brauchen, damit wir uns bewegen. Riesengroß steht es heute in unserem Volk vor uns. Wirr und wild ringen unter uns die Gedanken mit einander und es sieht so aus, als ob sich eine dunkle Decke über uns lege, die uns die Wahrheit Gottes verbirgt und den Himmel verdüstert. Heiß brennen die Leidenschaften und wir haben viel Entzweiung, viel Zerklüftung unter uns; wie sollen wir uns wieder zusammenfinden zur Eintracht einer Gemeinde, zu gemeinsamer Anbetung unseres einen Herrn? Quälende Fesseln liegen auf vielen von uns; sie sind gebunden, leiblich sogar und noch mehr geistlich, kommen nicht los aus der Verwicklung ihrer Begierden, sind in Not versetzt, in inwendige Not, in Schuld und Sünde, und werden nicht frei. Das Bedürfnis ist offenkundig; es drängt sich mit heißer Bitte an das Licht. So regiert Gott, so zeigt er uns seine Wege.

Oft genug stehen wir verzagt und zweifelnd vor diesem Anblick und fragen: Ist das nicht das Gegenteil zur göttlichen Regierung? zeigt sich da nicht, daß Gott schläft, daß Jesus uns fehlt, daß wir ohne Herrn, ohne Hirten, ohne Gott auf uns selber beschränkt sind? Als Tabitha starb, kam die göttliche Regierung ans Licht; die Not, die hier sich einstellt,

leitet die Hilfe ein. Eben so zeigt uns Gott seine Wege, daß er uns vor die Augen stellt, wie viel Hunger auf Sättigung wartet, wie viel Betrübnis den Trost bedarf, wie viel Schwäche die Kraft nötig macht, die sie stützt und trägt, wie viel Verwirrung auf das Wort wartet, das das Licht in unsere Seele bringt. Und eben dadurch, daß wir dem Bedürfnis dienen, bekommen wir die Gewißheit: wir gehen Gottes Wege; das ist unsere Rechtfertigung, die uns zur Ruhe und Festigkeit im Handeln verhilft. So gehen wir nicht eigenmächtig unsere eigenen Wege; so wissen wir: es sind Gottes Wege. Wenn heute unsere Christenheit nicht in ihrer alten Form und Verfassung bleiben kann, wenn sie neue Mittel findet und finden muß, mit denen sie ihren Dienst tut, wieso entspringt das nicht nur unserer Laune, unserem Gutdünken? und wenn's noch so gut gemeint ist, das allein gibt uns nie die Sicherheit, daß wir den Weg Gottes fanden. Es redet aber mit der deutlichsten Sprache das Bedürfnis zu uns und ruft uns zu: hier ist die Not; wo ist die Gabe? hier warten die, die gebunden sind; wo ist der, der ihnen die Freiheit bringt? Das zeigt uns, was Gott von uns erwartet, was des Herrn Auftrag und Sendung für uns ist. Wir sehen es an dem, was fehlt, an der Last, die weggehoben werden muß, an der Gefahr, die überwunden werden muß, an der Verwirrung, die zum Frieden und zur Eintracht gebracht werden muß, an der Nacht, für die die Sonne kommen soll.

Und wenn wir unsren Blick über unser eigenes Volk hinauswenden, wie steht hier wieder riesengroß das Bedürfnis vor uns und erhebt seine bittende Stimme: komm herüber und hilf mir! Alle Völker sind einander nahegerückt und auch da, wo durch Jahrhunderte alles unbeweglich erschien und ein Geschlecht dahinging wie das andre, gefesselt in den von den Vätern ererbten Stand —, nun ist alles in Bewegung und alles in Gärung, überall die Frage, die große eine Frage nach dem Wege Gottes, überall das Bedürfnis nach dem

Frieden, der uns mit Gott verſöhnt, überall das Verlangen: ſättige uns, wir hungern, gib uns Brot, nicht Steine, nähre uns mit dem, was Gottes Hand für uns bereitet hat als unſer Lebensbrot. Das Bedürfnis ruft; nun wiſſen wir: das iſt Gottes Weg.

So iſt es auch im Kleinen, l. Fr., wenn jeder von uns ſich vor die Frage ſtellt: iſt das dein Platz? hat Gott dich hieher geſetzt? Wir ſollten es wiſſen mit fröhlicher, ganzer Gewißheit, daß uns Gottes Regierung hieher gebracht hat. Wie können wir das erkennen? Streckt ſich dir nicht die bittende Hand entgegen? Dann weißt du: das iſt dein Platz. Wartet nicht das Bedürfnis auf dich, daß du es erfülleſt? Das iſt deine Stelle. So macht Gott uns klar, wohin er uns ſetzt.

2.

Aber wir müſſen dazu gleich noch unſere zweite Wahrheit fügen. Wenn Petrus nach Joppe gekommen wäre ohne die Gabe Jeſu, dann hätte er ſich freilich mit Recht beſonnen: haſt du nicht deine Grenze überſchritten, nicht zu viel gewagt, nicht in der Apoſtelbegeiſterung etwas angefangen, was doch nur menſchlich, nicht göttlich gedacht war? Aber wie er nach Joppe kommt und in das Gemach der Toten tritt, da bewährt er ſich als den Jünger ſeines Herrn, kämpft den guten Kampf des Glaubens, langt hinein in die Fülle Gottes, klopft an bei ſeinem Herrn und die Gabe kommt, die Hilfe erſcheint, die Verheißung Jeſu erfüllt ſich; er kann beten und empfangen und der Gemeinde zeigen, welch guten Herrn ſie hat. Ueber die Kraft des Petrus geht das hinaus. Eben darin zeigt ſich, daß Gott regiert. Das iſt freilich in der Regierung Gottes ſtetig ſo, daß das Bedürfnis unſer Vermögen himmelweit überragt. Wir werden ſtutzig, ſchwanken, zweifeln, ſagen: ein ſolches Bedürfnis, — wie können wir es decken? einen ſolchen Kampf, — wie mögen wir ihn beſtehen? Aber wir wollen ja nicht unſere Wege gehen, nicht

die Wege, für die wir die Kosten aus unseren eigenen Mitteln bestreiten, deren Ziel wir mit unserer eigenen Kraft erreichen. Gottes Wege möchten wir gehen, Gottes Werk ausrichten in seinem Dienst, seinen Willen tun, nicht den unsrigen. Darum ist es das notwendige Merkmal der göttlichen Regierung, daß wir immer inne werden: Mit unsrer Macht ist nichts getan; was wir sind und leisten, das ist ein Tropfen Wasser auf einen heißen Stein; gleich ist er verschwunden. Gottes Wege sind Wege des Glaubens. Und daß sie das sind, das ist eben das Merkzeichen seiner Regierung. Dadurch wird er nicht verborgen und verhüllt, seine Leitung für uns nicht undeutlich und unerkennbar; umgekehrt, gerade das ist das Siegel seiner Leitung, gerade das das Merkzeichen, daß dich des Herrn Hand leitet. Das siehst du daran, daß du immer wieder als der Ohnmächtige vor deiner Pflicht stehst und es immer wieder spürst: ich kann es nicht ausrichten und nicht ich allein, wir alle, mögen wir uns zusammenfügen in der größten Zahl, mögen wir Kraft zu Kraft, Geld zu Geld, Zeit zu Zeit legen zur höchsten Summe, — immer bleibt das, was unsren Dienst ausmacht, aller Menschenkraft überlegen; immer wieder stehen wir da als die, die nicht wissen, wie man es anfängt, nicht voraussehen, wie es gelingt, nicht das Vermögen haben, das die Hilfe schafft, sondern dazu berufen sind, daß sie Gott Glauben erweisen, wie Petrus es in Joppe tat, als die, die genötigt sind, den anzurufen, der Tote lebendig macht, und sich an den zu halten, dessen Gnade und Hilfe keine Schranke hat. Glaubenswege sind Gottes Wege; so regiert er, daß er uns zum Glauben führt.

Dann aber nehmen wir auch immer wieder in heller und gewisser Erfahrung wahr, daß Gott den Hunger dazu schafft, um ihn zu stillen, und den Druck dazu auf uns legt, damit er uns zu ihm führe, und von ihm wird er uns abgenommen und die im Dunkeln gebunden Wandelnden werden frei. Keinen Strick legt uns Gott mit anderer Absicht an

als dazu, damit wir es erfahren: er macht frei, damit wir ihm mit dem Pſalmiſten Dank ſagen: Der Strick iſt zerriſſen und der Vogel iſt frei. Laut gehen jetzt die Stimmen durcheinander, für und gegen Jeſus, für und gegen Gottes Wort, für und gegen ſeine Wahrheit; der eine meint dies, der andre meint das; der eine rät uns ſo, der andre ſo, — wer will den Weg finden? wer ihn unſrem Volk zeigen? Es ſcheint, wir ſtehen ratlos vor einer unüberwindlichen Not. Dennoch haben wir es vor Augen: es wird immer wieder ſtill in dieſem Lärm und über allen dieſen Stimmen wird wieder einer hörbar, der, der ruft: Kommet her zu mir, ihr Mühſeligen und Beladenen, ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Heiß brennen die Leidenſchaften, Streitwort fliegt gegen Streitwort, alle zanken mit einander. Aber immer wieder wird in dieſer Nacht der Stern ſichtbar, der uns den Weg zum Frieden zeigt. Immer wieder erſcheint über dieſem finſteren, wogenden Meer leuchtend das Kreuz unſeres Heilands als der Ort, wo Friede wird, als der Ort, wo Verſöhnung für uns erworben iſt, Verſöhnung mit Gott, Friede mit Gott, darum Verſöhnung mit einander, Liebe, die uns bei einander hält. Not, inwendige Not, tragen viele unter uns und die Feſſeln, die ſie binden, ſind hart; kein Arzt kann hier heilen, kein Wort die Verletzungen wegzaubern. Wund ſchleppen wir uns dahin auf unſerem Wege. Aber wir erfahren es immer wieder in heller Deutlichkeit: das Jahr des Heils wird verkündet allen Gebundenen. Wir wiſſen nicht, woher der Geiſt kommt und wohin er fährt; aber wir hören immer wieder ſeine Stimme, ſein heilſames Rauſchen, das Kraft in die Müden bringt, Geneſung in die Siechen, Heiligung in die Gefeſſelten, Reinigung in die Beſchmutzten, Berufung zu Gott in die, die ihre eigenen Wege gegangen ſind. Das iſt Gottes Werk unter uns und das Siegel, daß wir Gottes Wege gehen. Es fehlt keinem unter uns, der im Aufblick zu Jeſus ſeine Wege geht; jeder wird immer wieder erleben, was die Gemeinde in Joppe

erlebte, wie reich unſer Herr iſt, daß wir zu ihm kommen dürfen, um aus ſeiner Fülle Gnade um Gnade zu ſchöpfen, Wahrheit um Wahrheit für unſere ſchwankenden Gedanken, Verſöhnung für unſer zerriſſenes Herz, Aufrichtung, ſeinen Willen zu tun, Stärkung für unſere ſchwachen, wankenden Glieder. Aus ſeinem Schatz bietet er uns an, was wir bedürfen Tag um Tag, und dadurch zeigt er uns: du gehſt meinen Weg, ich leite dich.

Freunde, das haben wir nötig, wo wir ſtehen, an welchem Platz uns Gott unſere Arbeit zugeteilt hat. Für uns alle iſt es ein großes Anliegen: Herr, zeige mir deinen Weg! Achte auf das Bedürfnis und lange hinein in die göttliche Gabe; ſieh, wo ſich die bittende Hand zu dir wendet, und ſieh auf zur Hand des Herrn, der dir von oben die himmliſchen Güter reicht. So werden wir gewiß: du führſt mich, mein Weg iſt dein Weg; und ſo führt uns unſer Weg zu Gottes Lob. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Landesbußtag.

(3. März 1912.)

Luk. 19, 41. 42.

Auch heute verkündigen wir euch die große Freude, auch am Landesbußtag, heute, wo wir euch die Buße anbieten, jedem Einzelnen und unserer Gemeinschaft, unsrem Volk und unserer Christenheit. Auch der Landesbußtag ist ein festlicher Tag; denn die Buße ist ein freudiges Geschäft, das man nicht mit Jammern vollenden kann, wozu wir Freudigkeit brauchen. Daß wir freudig alle unsere Verlogenheit, allen unseren Schmutz, alle unsere Gottlosigkeit wegwerfen dürfen, das ist das Erbe Jesu, das er uns gewährt hat. Wir sehen in unserem Text, wie sehnlich er darnach begehrt hat, daß Jerusalem Buße tue. Nicht darüber weint er, daß sie Buße tun müssen, als sei das eine traurige, schreckliche Pflicht, sondern darüber, daß sie nicht Buße tun; jetzt wäre ihre Zeit da, nämlich die Zeit der Gnade, der Heimsuchung durch die göttliche Barmherzigkeit. Darum hat es ihm auch an seinem Festtag, als das Hosianna um ihn schallte und er der Welt die selige Erfüllung der göttlichen Verheißung bezeugte, das tiefe Weh bereitet, daß sie nicht Buße taten.

Wir aber fürchten die Buße; wir wollen nicht an sie heran und erfinden Schleichwege, die uns um sie herumbringen sollen. Sogar unser Landesbußtag kann uns als Mittel dienen, uns die Buße zu ersparen; dann gehört er in die Rumpelkammer, wohin aller Ablaß und alle Beichterei gehört. Nicht daß wir uns die Buße schenken, sondern daß wir sie vollbringen, das ist die große Freude und das selige Geschäft.

Warum fürchten wir die Buße? Wir fürchten sie wegen ihres Anfangs; denn sie tut weh; und wir fürchten sie im Blick auf ihren Ausgang; ist sie wohl möglich? werden wir den Sieg gewinnen? Jesus bietet uns sowohl den Anfang als die Vollendung der Buße mit freudiger Gewißheit an.

1.

Wir wollen nicht heran an den Kampf mit dem, was in uns und in unserem Volk verwerflich ist, nicht, weil uns das gefiele. Kein Mensch in Jerusalem hat die jüdische Verlogenheit gerühmt, die alle ansteckte, den Pharisäer und den Zöllner, den Hohenpriester und den letzten Bettler, der sich im Tempelhof auf sein Antlitz niederwarf und tat, als ob er betete, als ob — der Schauspieler. Gefiel ihnen das? Nein. Die Wahrheit hat unseren Beifall, nicht die Lüge. Oder gefällt uns unsere Verlogenheit, die unser öffentliches Leben vergiftet, die unser Kirchentum und Christentum zerfrißt, die den Lebenslauf vieler tief beschattet und sie nicht froh werden läßt, weil du kein fröhliches Leben gewinnen kannst, wenn du dich stets in einen falschen Schein kleiden mußt? Nein, das gefällt uns nicht; wir möchten ehrlich werden, möchten aus aller Lüge heraus. Oder gefiel es den Männern in Jerusalem, daß ihnen ihre Stadt schmutzig wurde? Nein, sie legten ja auf jede Frau, die sich verging, die unauslöschliche Schmach. Gefällt es uns, wenn wir schmutzig werden? Nein, wir wissen, daß wir für unsere Kinder, für unsere Frauen, für unsere Männer, für alle ohne Ausnahme, reine Häuser und eine saubere Stadt nötig haben. Gefiel es den Juden, wenn Jerusalem in ein ungeheures Geldgeschäft versank, wenn aus dem Tempel das Kaufhaus wurde und aus dem Priester der geriebene Krämer? Nein, sie spürten, das sei ein fressender Schaden, ein gefährliches Ding. Es ist uns ebensowenig wohl dabei, wenn die Geldinteressen zur schrecklichen Fessel werden, die unser Volk nicht durchbrechen kann. Gefiel es

dem Juden, wenn er ſich ſagen mußte: dein ganzer Gottesdienſt iſt doch voll Gottloſigkeit; denn du dienſt Gott, damit er dich bediene? Nein, ſie ſagten ja mit Eifer ſtets: Gottes Geſetz, Gottes Geſetz, das gilt. Oder iſt unter uns jemand, der wirklich daran Freude hätte, daß wir in die Gottloſigkeit verſinken? Glaubt denn ein einziger, die Gottloſigkeit mache uns geſcheit? Nein, nicht einer glaubt das, ſondern wir wiſſen alle: die Gottloſigkeit macht uns dumm, kreuzdumm, flach; das iſt nicht ein Frühling, bei dem das Leben keimt, ſondern ein Winter, bei dem wir finſter werden, kalt und trübe.

Woran liegt es denn, daß wir die Buße fürchten, wenn wir doch vor Augen haben, daß uns all das, was uns unſere inwendige Not bereitet, niemals gefallen kann? Warum legen wir nicht tapfer die Hand an: fort mit dem Unrat! wirf doch die Sünde hinter dich! Ja, das ſitzt ſo tief und der Schnitt, der hier nötig iſt, tut ſo weh. Freilich, ſagten ſie in Jeruſalem, möchten wir gern im Lichte wandeln und dem Lügen entgehen; aber, aber! wir können doch nicht auf unſere Ehre verzichten und brauchen notwendig den Schutz, den uns die Verlogenheit gewährt; jenes Intereſſe, dieſes Intereſſe würde geſchädigt, es geht nicht anders. Gern hätten ſie eine ſaubere Stadt gehabt und ein reines Herz, frei von den Lüſten, die es beflecken; aber die Luſt iſt ſo ſüß und glüht ſo hell und ſo ſtark. Wie luſtig iſt doch der Karneval! Freilich empfanden ſie, daß ein Tempel kein Geſchäftshaus ſei; aber wir brauchen doch das Geld, und je mehr Geld wir haben, deſto beſſer. Freilich ſahen ſie ein, daß man Gott nur durch Gehorſam dient; aber es iſt doch auch wunderſchön, ſich als den Größten zu wiſſen, wunderſchön, ſich der Ordnung zu entziehen und die eigenen Wege zu gehen, wunderſchön, an allem zu zweifeln, wunderſchön, da nein zu ſagen, wo die andern ja ſagen. Wir brauchen nicht nur die Ordnung, wir brauchen auch die Freiheit, ſogar die Freiheit von Gott wegzulaufen; auch das iſt ein tiefgewurzeltes Intereſſe, ein Bedürfnis, das in unſerem Leben ſtarke Gründe hat.

Woher nimmt nun Jeſus den Mut, dennoch Jeruſalem die Buße anzubieten? und zwar als den Tag ſeines Heils, als das, wonach er ſich ſehnt, mit Tränen ſehnt als nach einem unausſprechlich großen Glück. Liebe Gemeinde! ein Wort ſpricht das ganze Geheimnis aus: Gott. Rieſengroß ſteht das vor uns, was wir als verkehrt und verwerflich ſchelten müſſen — Gott iſt größer. Tief ſchneidet es und verletzt mächtige Triebe, gewaltige Begehrungen, wenn wir tapfer die Hand an unſere Sünde legen; was macht das? Gott! Nun weißt du, wo der Gewinn liegt und wo der Schaden, was klug iſt und was töricht iſt, wohin die richtige Wahl dich leitet. Luſt gibſt du her, wenn du der Sünde den Riegel vorſchiebſt; beſinn dich nicht, hab keine Angſt, mein lieber Freund! Gott — jetzt geht dir erſt die rechte Luſt auf; das iſt erſt die volle Freude, die warme Seligkeit. Ehre gibſt du her, wenn du den Weg Gottes gehſt und nicht den Weg der Sünde; hab keine Angſt, ſei nicht bang! Ehre kommt dir, die Ehre bei Gott. Du gibſt deine Freiheit auf, wenn du nicht mehr ſelbſtherrlich deine Gedanken ordneſt, nicht mehr mit eigener Willkür deine Wege wählſt, ſondern fromm wirſt, Gottes Knecht, und im Glauben und Gehorſam deine Tage vollbringſt. Hab keine Angſt! Dieſe Luſt, daß du niemand mehr als dich ehren mußt, gibſt du gern her, wenn du die Freundlichkeit deſſen ſchmeckſt, der dich zu ſich beruft. Es iſt ein herrliches Ding, unter Gott zu ſtehen. Uns erſcheint die Einladung Jeſu ſchrecklich und ſchwer, weil wir ſie nicht verſtehen. Buße, dabei ſehen wir nur auf uns, auf den Zuſtand unſeres Volks, auf das Elend, an dem wir Anteil haben. In Jeſu Mund wird dieſes Wort ein freudvolles Wort; denn er ſieht auf Gott. Buße, das heißt Umkehr zu Gott, aus unſerem Wahn zur Klarheit Gottes, aus unſerer Schuld zur Gnade Gottes, aus unſerem eigenen Willen zu Gottes Willen. Darum iſt es ein freudiges Geſchäft, Buße zu predigen, das ſeligſte Geſchäft, das einem

Menſchen begegnen kann, und deshalb iſt der Landesbußtag ein feſtlicher Tag. Wir ſind berufen zur Umkehr zu Gott.

2.

Aber nun kommt die zweite Sorge, laſtend, ſchwer: Können wir denn Buße tun? Bringen wir es fertig? wird es gelingen? Vor uns ſteht die Wucht der Tatſache und wir wiſſen, wie ſie weiterrollt von Geſchlecht zu Geſchlecht als wirkſame Macht. So ſind wir nun einmal, ſo verlogen, wie wir ſind, ſo weichlich und lüſtern, wie wir ſind, ſo verdummt durch Zweifel und Gottloſigkeit, wie wir ſind. Wer kann das wenden? Das iſt ſo und das bleibt ſo und das wächst ſo weiter. Woher ſollen wir nun die Freudigkeit zur Umkehr holen, wenn wir nicht die Gewißheit haben, daß unſer Anfang die Vollendung in ſich ſchließt und wir etwas unternehmen, was ſein Ziel und Ende finden kann? So ſtanden ſie auch in Jeruſalem vor Jeſus: wir ſind nun einmal Phariſäer, da läßt ſich nichts ändern; kann auch ein Menſch je wieder zurück in der Mutter Schoß und von neuem anfangen? hat Nikodemus zu Jeſus geſagt. Was heißt das: umkehren? Was heißt das: Buße? Im beſten Fall eine nutzloſe Reue, die das, was geſchehen iſt, nicht ändern kann! Dann, Freunde, wäre der heutige Tag kein feſtlicher Tag und das, wozu wir jetzt berufen ſind, nicht ein freudvolles Los.

Woher nimmt Jeſus ſeine Zuverſicht, Jeruſalem die Buße anzubieten als ein ſeliges Geſchenk? Das ſagt uns noch einmal dasſelbe Wort, das alles in ſich ſchließt. Die freudige Gewißheit Jeſu: ihr könnt frei werden, ihr dürft umkehren, hat ihren Grund in dem einen Satz: Gott. Iſt er denn nicht der Allwiſſende? Ergreifen uns hier nicht neue Schrecken? Wer kann ſich vor ihm verbergen? Und nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußerſten Meer, ſo biſt du doch da! Gerade deshalb, nicht obſchon Gott dich kennt, ſondern deshalb, weil er dich kennt, darfſt du umkehren

zu ihm und ſo umkehren, daß du rein wirſt von allem, was dich entehrt. Eben weil er weiß, was wir ſind, beſteht unſere Buße nicht darin, daß wir unſere Sünde enthüllen, unſer verwerfliches Weſen anſchauen, betrachten, erklären, ſtudieren, wie es wohl ſo kam; Gott weiß, was du biſt. Zu dem wirſt du berufen, der dich kennt, und darum kennt er dich, weil er dir helfen will. Gott; erfaßt uns nicht nochmals die Angſt und der Zweifel? Iſt denn nicht eben er der Stifter jener unzerbrechlichen Ordnung, deren Schwere wir im Lebensſchickſal der Einzelnen und unſeres Volkes ſpüren? Hat nicht er es geordnet, daß Schuld aus Schuld und Torheit aus Torheit und Haß aus Haß und Schmutz aus Schmutz hervorgeht mit einer nicht auszuſchöpfenden Flut? Eben deshalb, weil er der Gerechte iſt, der Stifter und Hüter des Rechts, der Wächter über der Ordnung, darum ruft er uns zu ſich, nicht trotzdem, ſondern weil er der Gerechte iſt. Deshalb weil er uns in dieſe Ordnung ſtellt, wird die Buße uns gewährt, uns ſo gewährt, daß wir ſie vollbringen dürfen. In dieſe heilige Majeſtät des göttlichen Rechts mit ſeiner Strafe und ſeinem Ernſt ſind wir hineingeſtellt, weil er die ſchöpferiſche Gnade hat. Wir müſſen büßen, was wir ſind und tun; denn er verzeiht. Wir müſſen ſpüren, daß die Saat die Ernte reift; denn er erlöſt. In ſchöpferiſcher Gnade gibt er uns den neuen Lebensanfang und bereitet uns den Tag der Heimſuchung, da wir in ſeinem Licht aufwachen zu ſeiner Gemeinſchaft und ſeinem Dienſt. Zu Gott werden wir berufen, das iſt ein erfolgreicher Weg, eben weil er uns ruft, und er ruft ſo, daß in ſeinem Wort die Herrlichkeit ſeiner Gnade wirkſam iſt, die verheißt und vollbringt, anfängt und vollendet, Wollen und Vollbringen ſchafft.

Kampf iſt es, wozu der heutige Tag uns beruft, Kampf mit uns ſelber, Kampf mit dem, was in unſerem gemeinſamen und öffentlichen Leben eingewurzelt iſt, ein tiefgehender Kampf. Die Verheißung kann uns niemand geben, daß wir

im nächſten Jahr den Landesbußtag nicht mehr nötig haben. Der Kampf, den wir heute beginnen, ſetzt ſich fort, ſolange wir atmen, ſolange wir Menſchen ſind. Wir kämpfen ja gegen uns; das kann nicht enden, bis wir verwandelt werden in einen anderen Stand, und das iſt das Geheimnis, das die Gegenwart noch überragt. Und doch, ob es auch ein Kampf iſt mit bleibender Beharrlichkeit, kein Verzagen, kein Zweifel kann uns dabei anfechten. Nichts Erträumtes, nichts Unmögliches iſt damit von uns verlangt. Was wir beginnen, werden wir vollenden; denn wir kämpfen mit Gott. Wir ſtehen auf Gottes Seite gegen uns ſelbſt. Auf Gottes Seite treten gegen den eigenen Willen, gegen die eigene Luſt, gegen unſer eigenes Fleiſch, das iſt ein ſeliges Geſchäft. Auf Gottes Seite ſtehen wider alle Sünde, Freunde, wer hat nicht dazu den Mut? Wer kommt nicht gern? Das iſt Ehre, das iſt Sieg, das iſt Freude. Dazu lädt uns Jeſus ein mit ſeliger Gewißheit und darum iſt auch der Landesbußtag ein freudiger Tag. Wir ſtellen uns zu Gott gegen uns ſelbſt. Das walte Gott in ſeiner Gnade. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Palmsonntag.

(31. März 1912.)

Matth. 26, 26—30.

Unter den Ereignissen, die den Abschied Jesu umgeben, tritt groß und feierlich die Tat hervor, die er durch die Stiftung des Abendmahls vollbracht hat. Das ist ja auch dasjenige Ereignis, das uns unmittelbar berührt, uns selbst erreicht und uns an jenen Vorgängen immer wieder neuen Anteil gibt. Er gab seinen Jüngern seinen Leib, sein Blut. Schlicht ist die Handlung; wir können sie leicht wiederholen und brauchen dazu keinen Apparat, keinen Altar, keine Kirche, keinen Beamten. Brot und Wein, wir haben das leicht bei der Hand, und solche, die Jesu gedenken. Nun feiern wir sein Mahl und empfangen seine Gabe. Aber diese schlichte Handlung, berghoch steht sie vor uns, wird zum Geheimnis, vor dem wir staunen; es ragt empor zum Himmel, nicht nur zu seinen Toren, sondern in das Allerheiligste hinein. Offenbar wird hier das Tiefste und Letzte, was wir je in Zeit und Ewigkeit schauen werden. Gottes Gnade wird hier offenbar. Größeres können wir nicht schauen, Herrlicheres nicht wissen; kein Engel, kein Mensch wird je ein größeres Wort aussprechen als: Gottes Gnade ward geschaut.

Wie macht sie Jesus offenbar? Arm ist er und hat alles, ein Sterbender und des Lebens gewiß, scheidend und bleibend, leidend und er vergibt.

1.

Habe ich mir ein geistreiches Wortspiel erlaubt, das die Gegensätze an einander bindet, um den Hörer zu reizen und

ſein Ohr zu kitzeln? Nein, Freunde, dieſe Gegenſätze ſind im Ausgang Jeſu ineinander gebunden durch Gottes eigene Hand mit einer Notwendigkeit, die uns allen deutlich werden kann. Uns Gottes Gnade zu zeigen, das iſt Jeſu Beruf. Darum wird hier nicht der Menſch verherrlicht, ſondern Gott. Deshalb ſteht am Schluß des Lebens Jeſu der ganze Verzicht, die völlige Beugung, die Armut, die nichts hat, das Sterben, durch das er ſeine Seele hergeben muß, das Leiden, unter das er ſich beugt. Aber Gott wird hier offenbar; darum wird hier der Menſch nicht ſo in ſeiner Schuld und Schwachheit enthüllt, daß es dabei bliebe, ſondern jetzt zeigt uns Gott, was er iſt und will. Deshalb erſcheint nun in der Armut der Reichtum, im Sterben das Leben, im Scheiden die Gemeinſchaft, im Kreuz die Verſöhnung. Denn Gott wird offenbar. Arm war er. Er wollte ſeinen Jüngern ein Abſchiedsgeſchenk reichen, ein Zeichen, das ſie an ihn erinnerte, und er hatte nichts, gar nichts. Er kann ihnen nur das Eine geben, ſeinen Leib, ſein Blut. Sonſt kann er nichts verſchenken, weil er nichts hat. So wird Gottes Gnade offenbar, gerade dadurch, daß er nichts hat, als allein Gott, auf nichts ſich ſtützt als allein auf ihn. Aber in dieſer Armut welch ein Reichtum! Mein Leib, nehmt, eßt; das iſt die Gabe. Mein Blut, nehmt, trinkt; das macht euch lebendig. Wie kann er das ſagen? Mit ſeinem Leib hat er Gott gedient, ihn für Gott geheiligt, ſein Blut für Gott vergoſſen. Was Gottes iſt, das iſt heilig, das iſt unvergänglich, das iſt wirkſam, nicht nur von außen, denn Gott rührt uns nicht nur von außen, ſondern auch von innen an. Eben darum kann er ſagen: Nehmt und eſſet das; es geht in euch ein und wird in euch zum Quell des Lebens. So arm und ſo reich tritt Jeſus auch zu uns. Wenn er uns zu ſich ruft, ſo ſagt er uns: Ich bin für euch geſtorben. Das iſt das ganze Evangelium, die Summe aller chriſtlichen Erkenntnis, das eine Wort aller chriſtlichen Theologie, mit dem uns alles geſagt iſt, was wir die chriſt-

liche Botschaft heißen, und in dieser Armut ist der ganze Reichtum Gottes beschlossen. „Ich bin für euch gestorben; nehmt meinen Leib; ich schenke ihn euch“: nun sind wir versöhnt mit Gott.

2.

Als der Sterbende hat Jesus das Abendmahl gestiftet. Er muß eilen; denn bald wird ihm auch das Letzte, was er hat, sein Leib genommen; dann fesseln ihn die Stricke und sein Leib zerbricht am Kreuz und sein Blut wird verschüttet. Ehe der Tod ihm seinen Leib zerstörte, machte er aus ihm die Gabe, die er in die Hand seiner Jünger legte. Ehe sein Blut vergossen wurde, schenkte er es den Seinen, daß sie es empfangen. Eben dadurch wird Gott für uns offenbar; denn er, nicht wir, ist der ewig Lebende. Wir sind die Sterbenden und das Leben kommt uns zu durch seine Gabe, nicht durch unsere Natur, nicht durch unser Verdienst. Darum tritt auch Jesus hinein ins Menschenlos, ins Los der Schuldigen; aber im Sterben erfaßt er das Leben als sein Eigentum. Indem er seinen Leib und sein Blut seinen Jüngern übergab, sagt er ihnen: das vergeht nicht, vertrocknet, verwest, verdirbt nicht. „Eßt es; trinkt es“; denn das ist Gott geheiligt, ist das Werkzeug, mit dem er Gott gedient und ihn verherrlicht hat. Das war das Mittel, mit dem er seinen Gehorsam vollbracht hat. Was Gottes ist, das verwelkt und verwest nicht, sondern schafft seine Wirkung in Ewigkeit. Darum wird sein Blut zum Quell des Lebens für alle. So naht sich Jesus auch zu uns, den Sterbenden, als der, der unser Los getragen hat mit uns und für uns, und nun ruft er uns und sagt: Sieh, ich starb für dich, damit du lebst.

3.

Abschied hält er. Er sagt es seinen Jüngern: Ich trinke den Becher nicht mehr mit euch, bis Gottes königliche Herrschaft uns aufs neue zueinander bringt. So muß es sein,

damit Gott offenbar werde und seine Gnade zu uns komme. Wir sagen mit Jesu Wort: Unser Vater, der du bist in den Himmeln. Nicht wir auf unserer dunklen Erde haben Gott bei uns. Droben ist sein Heiligtum. Darum sagte Jesus bei seinem Abschied: Ich verlasse die Welt und gehe zum Vater. Aber indem er scheidet, stiftet er gleichzeitig die vollkommene Gemeinschaft. Seinen Leib, sein Blut gibt er, das heißt: sich gibt er und er gibt sich ganz. Indem er seinen Jüngern seinen Leib gab, sagt er ihnen: wir bleiben miteinander verbunden, vereinigt in völliger Gemeinschaft; mit allem, was ich bin und habe, stehe ich zu euch, mit meiner Gottesherrlichkeit wie mit meinem Kreuzesleiden, mit meinem Geist wie mit meinem Leib, mit meinem königlichen Amt wie mit meiner Kreuzesgabe. Alles, was ich bin und habe, euch gehört es. Ich lasse euch nicht. Darum machte er aus seinem Leib sein Geschenk für sie. So tritt Jesus auch zu uns, als der Unsichtbare, als der Himmlische, der von uns geschieden ist wie der Himmel von der Erde und doch der bei uns Bleibende, der uns seine Gemeinschaft schenkt und uns mit sich vereint. Da geht das Geheimnis an, das wunderbare: Ein Auge, das von oben auf uns schaut und uns kennt, ein Herr im Himmel, der uns leitet, eine Gnade von oben, die uns umfaßt. Wir haben einen Herrn und Heiland, der beim Vater ist und bei uns ist. Wer kann hier reden? Anbeten, Freunde, das ist unser Amt.

4.

Als den Leidenden haben wir ihn heut vor Augen und dadurch hat er uns die Vergebung gebracht. Die Evangelien mengen in den Bericht über den Abschied Jesu keine Jammerrufe; kein einziges aufgeregtes Wort wird dabei hörbar. Jesus selbst war Herr über sich und er hat auch seine Jünger in seiner Zucht bewahrt. Dennoch ist es gewiß: ein schmerzvoller Ernst, ein echtes Leiden erfüllt die ganze Handlung Jesu. Es tat ihm weh, als er zum letzten Male Jerusalem

betrat, und weh, als er Judas mit der Majestät des göttlichen Gerichts zerbrach. Warum der Ernst, woher das Leiden, wenn Gott sich zeigt und seine Gnade uns besucht? Ist es wirklich Gott, der sich uns offenbart und uns seinen Willen zeigt, dann kann der Ernst nicht fehlen. Er ist Gottes Wahrzeichen und Merkmal, ohne das er sich uns niemals naht. Er ist der Gott, der für den, der sein Gebot zertrat Dornen und Disteln wachsen läßt, der den unstät und flüchtig macht, der ihn verläßt, der zur Sünde den Schmerz hinzutut und zur Schuld die Strafe mit unzerbrechlicher Festigkeit. Aber im Ernst des Gerichts und in der Tiefe des Leidens erscheint das göttliche Vergeben: „Nehmt meinen Leib, trinkt mein Blut; euch ist vergeben.“ Wenn uns die göttliche Wahrheit sichtbar macht, daß wir schuldig sind, so ist das niemals Gottes letztes Wort. Nun fängt er von neuem an, das heißt Verzeihen. Weg geht das, was uns von ihm scheidet; fort nimmt er das, was er an uns haßt und straft. Unser Vergehen macht er folgenlos; die Schöpferhand Gottes tut es weg und schafft ein Neues. Das hat uns Jesus erworben, als er starb. Nun schenkt er auch uns die Vergebung, indem er uns zu seinem Tisch beruft. Mit demselben Ernst, mit dem er von Jerusalem und von seinen Jüngern schied, tritt er auch vor uns und bringt Wahrheit in unser Verhältnis zu Gott. Jetzt wird die Schuld gestanden. Ernst und feierlich tönt es jedesmal am Tisch Jesu, wenn wir gefragt werden: Seid ihr schuldig? Ja. Ein wahres Wort, das wahrste, das wir Menschen sprechen. Aber nun hört es nicht auf und ist nicht aus. Denn jetzt fängt Er zu sprechen an: Ich gebe dir meinen Leib, ich gebe dir mein Blut; dir ist vergeben. Ueber dem, was du tust, steht das, was Gott dir deshalb tut, weil Jesus für dich gestorben ist. Gottes Gnade wird offenbar.

Wir feiern in diesen Tagen das Abendmahl als Danksagung. Dankend treten wir heran zu Jesu Tisch, nur so

feiern wir es recht. Das muß so sein, weil Gottes Gnade uns dort sichtbar wird. Wir wollen uns rüsten, Gott Dank zu sagen, und unsre Angst weglegen und unsre Furcht begraben, die nichts als unseren eigenen Zustand prüft, und dafür aufsehen zu ihm, der für uns gestorben ist, wollen ihm Recht geben, wenn er uns schuldig heißt, und Recht geben, wenn er uns Gottes Vergebung schenkt. Er hat, als er das Kreuz ergriff, Gott das Ja und uns das Nein gegeben. So ist es recht geteilt. Darum wird uns Jesu Tisch zum Tisch der Danksagung. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Kantate.

(5. Mai 1912.)

Gegenwärtig sind wir vielfach beschäftigt mit der Regelung unserer Lohnverhältnisse; Erhöhung der Löhne, Gehaltsaufbesserung, Lohnkämpfe, bei denen Tausende einträchtig auf das Schlachtfeld treten, um einen höheren Lohn zu erzwingen, bewegen gegenwärtig unsere Aufmerksamkeit fort und fort. Da klingt es überraschend, wie ein Wort aus einer anderen Welt, wenn Paulus uns daran erinnert, daß er sein Apostelamt ohne Besoldung ausgeführt hat. Er schreibt seinen Thessalonichern: Gedenket an meine Arbeit, mit der ich meinen Lebensunterhalt erwarb! Gleichzeitig tat er für sie die größte Arbeit; er brachte einem jeden von ihnen das Wort Jesu, bot ihnen die göttliche Gnade an, rief sie zu Gott, half ihnen, von ihrer Sünde sich zu lösen, und dann sammelte er sie, einigte sie zur Gemeinde und zeigte ihnen den Weg, wie sie Gottes würdig wandeln. Das war Arbeit, zu der Paulus beständig seine ganze Kraft nötig hatte und bei der er ihnen das Beste gab, was er besaß. Und nun bekommt er dafür keinen Lohn, nicht deshalb weil er ein reicher Mann gewesen wäre, der für seinen Lebensunterhalt die nötigen Mittel überflüssig besaß; im Gegenteil, er hatte Mühe, bis er das nötige Geld beisammen hatte, um Tag für Tag sein Brot und sein Zimmer zu bezahlen. Das begreifen wir leicht; wenn ein fremder Mann in eine Stadt kommt, findet er nicht gleich die Gelegenheit, die ihm den Erwerb der Lebensmittel verschafft. Und doch waren seine Christen so gern bereit, ihm alles darzubieten, was er nötig hatte. Er kam nach Thessalonich aus Philippi und dort hatte eine Christin, die Lydia, es fertig gebracht, daß er von seiner Regel abgewichen war; sie wollte es nicht

länger mitansehen, daß er in seinem gemieteten Zimmer wohne und selbst den Mietpreis erwerbe; sie zwang ihn, ihr Gast zu sein, verlangte, daß er glaube, daß sie ihm ohne Hintergedanken, ohne Nebenabsichten mit reinem Herzen die Liebe erweise. Sie haben in Thessalonich nicht anders gedacht. Wenn Paulus wollte, dann waren die Gaben für ihn reichlich da und er erhielt den Lohn ohne Sorge. Aber er ließ es nicht zu und tat seine Arbeit ohne Sold. Das klingt für uns recht seltsam, überraschend, und es lohnt sich, daß wir ihm einmal zusehen und erwägen, was er eigentlich im Sinn hatte, warum er schreibt: „Seid eingedenk meiner Arbeit!“ Es gibt gegenwärtig manchen, der sagt: wenn nur im Neuen Testament die Wunder nicht ständen, dann wäre ich mit ihm einverstanden. Sind wir wirklich einverstanden mit dem Handwerker, der Apostel ist, mit dem unbesoldeten Apostel, der Tag und Nacht sich abmüht, bis er den Lebensunterhalt hat? Vielleicht stößt das unsere Gedanken um.

Was hatte Paulus im Sinn? Er kämpft für die Liebe; denn er kämpft für Gott.

1.

Den Kampf um das Recht kennen wir; er füllt unser Leben. Denn das Recht ist die fundamentale Ordnung, die uns die Gemeinschaft miteinander gewährt. Leistung und Gegenleistung folgen einander; auf den Kauf folgt die Zahlung, auf den Dienst der Lohn. Das ist natürlich, und eben weil es natürlich ist, unverletzlich, göttliche Stiftung. Aber mit dieser Ordnung unseres Lebens sind wir noch nicht zur vollständigen Gemeinschaft gelangt; das ist noch nicht das Beste, das Höchste, das Heiligste. Wir sorgen durch das Recht für uns selbst. Gibt es nicht noch ein anderes Anliegen? Können wir nicht auch für die andern sorgen? Wir erhalten durch das Recht die Gemeinschaft da, wo sie ist; wenn sie besteht, dann beschirmen wir sie mit dem Recht gegen die, die sie brechen; am Unrecht geht sie zu Grund. Ist das das Einzige,

das Beste, was wir können? Können wir die Gemeinschaft nur da festhalten, wo sie schon besteht? Können wir sie nicht stiften, nicht herstellen, nicht schaffen auch da, wo sie bisher noch nicht bestand? Mit dem Recht stellen wir die Gleichheit zwischen uns her. Ist das das Einzige, was wir zu begehren haben? Kann ich nicht noch etwas anderes als das, daß ich den anderen emporhebe neben mich, zur Gleichheit mit mir? Ich kann mich unter ihn stellen, ihn tragen und heben. Mit dem Recht schützen wir den Starken; ihm wird sein Platz gesichert; der Schwache dagegen fällt. Können wir nicht noch etwas Anderes? Wir können helfen. Nach dem Recht geben wir, wenn der andere gibt, weil wir empfingen. Wir können auch geben, weil der andere es nötig hat, ohne daß wir zuerst selbst die Empfangenden waren. Wie wollen wir jenes Andere nennen, wo wir für die Anderen sorgen, die Gemeinschaft stiften, auch wenn sie nicht schon besteht, die Pflicht herstellen, auch wenn wir nicht schon verpflichtet sind, helfen und geben, weil das Bedürfnis ruft? Nicht wahr, liebe Freunde, darüber sind wir einverstanden, wie wir dieses andere Verfahren nennen: das ist die Liebe, und sie ist das Beste, das Größte, das Heiligste, das, was uns die vollendete Gemeinschaft gibt. Darum, weil Paulus im Kampf für die Liebe steht, gab er, ohne zu empfangen, frei, ohne Gegenleistung; so machte er allen offenbar, daß er nichts für sich begehrte, sondern durch die Regel der Liebe geleitet war.

Kampf für die Liebe, wieso braucht es denn auch dazu einen Kampf? Am Recht entsteht freilich beständig der Streit, eben weil wir dabei für uns selber sorgen; mein Recht, dein Recht — das prallt nun aufeinander und der Kampf ist da, oft mit gutem Grund, wenn er gegen ein hartes und drückendes Recht geführt wird für ein wohltätiges und heilsames Recht. Und doch zeigt sich immer wieder an diesem Kampf, daß uns das Recht allein noch nicht hilft, daß wir noch etwas Anderes brauchen und nach etwas Anderem zu verlangen

haben als nur nach dem Recht. Wieso kommt es aber auch bei der Liebe zu einem Kampf? Sie stiftet ja den Frieden; sie einigt uns; sie führt uns zusammen zu einem Sinn und Willen. Ja, wenn wir sie haben! Aber zunächst sträuben wir uns gegen sie, lehnen sie ab, heißen sie unvernünftig, unmöglich, unglaublich, und daran entsteht der Kampf.

Wenn Paulus in eine griechische Stadt wie Thessalonich kam, sahen sie alle auf ihn mit der Frage: was will wohl der für sich erhaschen? was hat er wohl für Absichten? Natürlich solche, die auf unseren Beutel zielen! was möchte wohl der für einen Vorteil erringen? Wenn er ihnen sagte: ich bringe euch das Größte, wie er es in unserem Text sagt, die Berufung zu Gottes Reich und Herrlichkeit, und ich bringe es euch, ohne daß ich etwas von euch begehre, dann sagten sie ihm: „Nie macht es ein Mensch so! das sollen wir dir glauben, daß du keine Nebenabsichten habest, die im Grunde doch die Hauptabsichten sind, daß du wirklich nichts für dich begehrst? kein Mensch kann es so machen; es gibt im menschlichen Herzen nur einen Trieb, der regiert, das ist der, der sich nach unsrem eigenen Wohl ausstreckt; das ist der Grund jeglicher menschlichen Tat, das das Gesetz jeden menschlichen Lebens; keiner kann das brechen, keiner sich diesem Herrscher entziehen; du bist nicht anders als wir, du lebst für dich!“ Eben darum war er als Handwerker der Apostel; denn so hat er es immer und immer wieder klar gemacht: „Ich komme nicht meinetwegen zu euch; nicht ihr seid die, die mich beschenken; ich bringe euch Gottes Gabe nach der Regel der Gnade, weil ihr sie bedürft, ohne sie arm, gefangen und blind bleibt, durch sie begnadet und begabt werdet mit Gottes seligem und herrlichem Ruf; darum bin ich da, nur darum“. Das machte er dadurch offenbar, daß er niemals ein Geschenk empfing.

Der Kampf um die Liebe geht vorwärts von Geschlecht zu Geschlecht und auf diesen Kampfplatz sind wir alle gestellt; in diese Streiterschar dürfen wir alle eintreten, Junge, so

jung sie sind, Alte, so alt sie sind, Frauen, Männer, alle mit demselben heiligen und seligen Beruf. Jedes von uns darf zeigen, daß die Liebe kein Geschwätz ist, kein Traum, daß sie Wahrheit und Wirklichkeit ist, das Vernünftige, das Göttliche. Die Einrede stirbt nicht aus, daß der Weg Jesu für uns ungangbar sei, daß nur Träumer sich auf ihn begeben. Wie wird dieser Streit geschlichtet? Nicht mit Worten; Worte entscheiden hier nicht; es handelt sich um eine Tatsache: gibt es wirklich noch etwas anderes, was dich bewegen kann, als dein eigenes Begehren? gibt es noch etwas anderes, woran du dein Leben setzen darfst, als deine eigene Lust? Wir fragen damit nach einer Wirklichkeit, nicht nach einer Theorie, nach einer Tatsache, nicht nach einem Gedanken; über Tatsachen entscheiden nur Tatsachen. Der Kampf für die Liebe wird nur dadurch geführt, daß wir sie haben, gewähren, vollbringen. Und das ist der Beruf der Christenheit, aller ihrer Glieder ohne Ausnahme; wir alle sind der großen Streiterschar zugezählt, die der in die Eigensucht gefesselten Menschheit zeigen soll: Seht, es gibt noch etwas anderes als Eigennutz, auch noch etwas anderes als das Recht, das den Eigennutz bändigt, aber nicht überwindet; denn von oben her durch Gottes Werk und Gnade erschien die Liebe in der Welt.

2.

Der Kampf für die Liebe ist der Kampf für Gott. Wir könnten nicht mehr von der Gegenwart Gottes, von der Offenbarung Gottes, von der Gemeinschaft mit Gott reden, wenn die Liebe aus unserem Leben verschwände und man sie nicht mehr auf Erden fände. Das wäre das Ende jeder Erinnerung an Gott, das Erlöschen jedes von ihm redenden Zeugnisses. Wir können den Verkehr mit Gott nicht auf dem Fuß der Gleichheit beginnen, können nicht sagen: ich und Gott, wir stehen neben einander, wie wir Menschen neben einander stehen, als gleichen Wesens, gleichen Rechts, fähig, unsere Gemeinschaft etwa durch einen Vertrag

herzuſtellen. Gott iſt der Anfänger, der Schöpfer, der zuerſt ſpricht und nun erſt ſprechen wir, der zuerſt handelt und nun erſt handeln wir. Wir ſtehen in der Gemeinſchaft mit ihm nicht deshalb, weil wir uns aufmachen, ihn zu ſuchen, und ihn nun auch glücklich erwiſchen. Darum ſind wir ihm verbunden, weil er uns gerufen hat, gerufen, wie es in unſerem Text heißt, zu ſeinem Reich und zu ſeiner Herrlichkeit. Weil er uns gerufen hat, darum ſuchen wir ihn. Wir kennen ihn nicht deshalb, weil wir ihn erforſchten; darum kennen wir ihn, weil er ſich uns geoffenbart hat, weil ſein Wort bei uns einkehrt und uns an ihn erinnert, weil er uns Jeſus ſendet, Jeſus uns begegnet und wir in ihm den Vater hören. Und nun, weil wir ihn kennen, darum denken wir an ihn; jetzt, weil wir ihn dadurch kennen, daß er uns kennt und zu ſich holt, begleitet uns das Andenken an Gott auf unſerem ganzen Lebensweg. Wir einigen uns mit ihm nicht deshalb, weil wir ihn verſöhnen, ſondern weil er uns ſelbſt mit ſich verſöhnt hat. Weil er uns werthält, darum ſind wir wert vor ihm und haben ein Recht vor ihm. Das haben nicht wir uns ſelbſt bereitet durch unſre Anſtrengung mit unſerer Willensmacht; er beginnt, er ruft, er gibt uns unſer Recht vor ihm; nun ſind wir eins mit ihm.

Eben darum, weil er der Anfänger iſt, heißen wir ihn Gott; deshalb heißen wir auch Jeſus unſeren Herrn und Gott, weil er der Anfänger iſt, der, der uns die Gabe darreicht, die wir ſelbſt nicht haben, Anfänger unſeres Glaubens, den wir nicht ohne ihn erlangen, Anfänger unſeres Lebens, das wir von ihm empfangen, Anfänger unſerer Heiligung, die ſein Werk und ſeine Gabe iſt; und weil er der Anfänger iſt, darum iſt er auch der Vollender und das iſt das Merkmal der Göttlichkeit.

Warum fängt denn Gott an, kommt uns entgegen und reicht uns ſeine Gabe, ohne daß wir ihm zuvor etwas gegeben haben? Darum, weil wir ſie nötig haben, weil er

alles das hat und ist, was wir brauchen. Weil er die Wahrheit ist und die Herrlichkeit ist und das Leben ist und das für uns ist, darum beginnt er unseren Verkehr mit ihm, stiftet die Gemeinschaft, in die er uns einsetzt, und reicht uns den Anteil an ihm dar, der uns mit dem begnadet, was uns unentbehrlich ist. Darum ist die Liebe das Kennzeichen der Gegenwart Gottes. Indem uns Gottes Liebe findet, bekommen wir sie auch für uns. Dadurch, daß wir sie bei Gott sehen, lernen wir sie kennen, und indem sie Jesus uns zeigt, wird sie in uns selbst gepflanzt. Verschwände sie, wer wollte noch von Gott reden? Was sollte das noch heißen: „Gott ist gegenwärtig", wenn sein Werk in uns verschwände, seine Liebe uns verließe? Was könnte es noch heißen, daß der Herr bei uns gegenwärtig sei alle Tage bis zum Ende der Welt, wenn uns seine Liebe nicht triebe? Der Kampf um die Liebe, das ist der Kampf um die Religion, der Kampf um Gottes Bezeugung mit wirksamer Macht; das ist das einzige Mittel, der einzige Weg, wie man es einem Menschen glaublich machen kann: du hast einen Gott, du hast einen Heiland, du bist nicht allein, bist nicht verschlossen und eingesperrt in dich! schau über dich! dort ist der Lebendige, dort ist der Herrliche. Wie sollten wir das jemand sagen, so sagen, daß er es glauben kann, wenn die Christenheit nicht mehr in der Liebe lebte, nicht mehr in der Liebe die Kraft hätte, die ihr ganzes Handeln trägt? Das ist unsere Waffe und das Mittel unseres Dienstes. Darum sind wir alle in die große Streiterschar hineingestellt, deren Beruf und Pflicht es ist zu zeigen, daß es Liebe gibt.

„Seid eingedenk", sagt Paulus, „meiner Arbeit", mit der er bewies, daß er im Namen Jesu die Liebe hatte und den Gemeinden brachte. Die Kirche hat nicht ganz gehorcht. Wenn wir den Blick durch die Geschlechter der Kirche wandern lassen, so finden wir bei ihnen das dankbare Andenken an das Ende des Paulus reichlich. An der Stelle, wo er sein Leben für Gott preisgab, steht in Rom die herrliche Paulus-

kirche, ein kunstreiches Denkmal seines Todes; und unsere Maler stellen ihn oft mit dem Schwert dar, zur Erinnerung an das letzte Opfer, mit dem er seinen Lauf vollendet hat. Wir preisen ihn auch als den Lehrer der Menschheit wegen der unerschöpflichen Fülle und Klarheit seines Worts. Aber der Handwerker, der der Arbeit nachging, um das nötige Geld zu verdienen, mit dem er sein Brot bezahle, war der Kirche nicht recht bequem; daran hat sie nicht gern gedacht. Wir denken auch dann an die Liebe des Paulus, wenn wir uns an das Opfer erinnern, mit dem er seine Arbeit schloß, auch dann an seine Liebe, wenn wir an die Herrlichkeit seines Lehramts denken, das uns alle in die Tiefen der Erkenntnis Gottes führt. Denn das Opfer des Lebens und der Reichtum der Erkenntnis stammt aus der Liebe Gottes. Aber die Liebe ist nicht nur dann göttlich und heilig, wenn sie das Große vollbringt und die glanzvolle Arbeit tut; sie hat ihre ganze Herrlichkeit und Heiligkeit auch im geringen Dienst. Gerade das verleiht ihr ihre Ehre und Krone, daß sie auch im geringen Dienst ihre Herkunft von oben offenbart. Es war ein unscheinbares, unansehnliches Mittel, mit dem Paulus seine Liebe kund tat, wenn er Tag und Nacht der Arbeit nachging. Aber eben damit hat er die Herrlichkeit seiner Sendung kund getan. Auch im geringen Dienst wird es sichtbar, daß uns Gott mit seiner Liebe begegnet ist und Jesus uns mit seiner Gnade zu seinem Reich und seiner Herrlichkeit berufen hat. Was ist das Herrliche in nie erbleichendem Glanz, was das Mächtige in unvergänglicher Herrschaft? Freunde, Gott ist die Liebe, und wer die Liebe hat, der kennt Gott, nur er, er aber in Wahrheit und Ewigkeit. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Pfingsttag.

(26. Mai 1912.)

Apostelgesch. 2, 32—41.

Die erste Pfingstpredigt ist das Muster für alle späteren; auch unseren heutigen Gottesdienst wollen wir nach ihrer Regel ordnen. Sie sagt der Menschheit etwas Neues, Unerhörtes, Ueberraschendes: Gott sendet seinen Geist zu euch. Die Pfingstpredigt bezeichnet einen jener Tage Gottes, wo er in seiner schöpferischen Gnade der Menschheit etwas Neues bereitete. Zwar ist es vorbereitet durch die Verheißung, noch mehr vorbereitet durch die Geschichte, dadurch, daß Jesus aus dem Geist geboren wurde, durch den Geist bei seiner Taufe zum Werk gerüstet wurde, durch den Geist lebendig gemacht wurde nach seinem Kreuz, und doch, ob auch vorbereitet: neu, ungeahnt, von keinem Menschen je erdacht tritt der Pfingsttag ein mit seiner überraschenden Botschaft: Nun ist der Geist Gottes für euch da. Vor wenigen Wochen erst hatten sie Jesus gekreuzigt und nun sagt ihnen Petrus: Er schenkt euch das Beste, das Höchste, was noch nie jemand empfing, was der Mensch nie selbst erwirbt; jetzt kommt es zu euch; der Geist kehrt bei euch ein. So denkt nicht der Mensch, das erfindet niemand, so denkt und so handelt Gott allein. Wir freilich kennen die Pfingstpredigt; denn wir kommen mit ihr in Berührung, so oft wir das Neue Testament benützen, und können sie nie übersehen, wenn wir uns die christlichen Ueberzeugungen verdeutlichen. Und doch, ergreift nicht auch uns an jedem Pfingsttag wieder mächtig der Eindruck: wie neu, wie überraschend, wie unausdenkbar ist doch dieses Wort!

Wir und der Geiſt Gottes, wie kommen wir denn zuſammen? Zagend fragten ſie in Jeruſalem den Petrus: Iſt es denn auch wahr? Darfſt du uns ſo viel anbieten, kannſt du uns ſo Großes verſprechen? Zagend fragen auch wir: Gilt die Pfingſtfeier uns? ſollen auch wir uns freuen? Die Antwort hat die erſte Pfingſtpredigt allen, die ſo fragen, gegeben: Jeſus ſendet den Geiſt; er iſt erhöht, uns zum Herrn gemacht, und er offenbart ſeine Herrlichkeit und Herrſchaft dadurch, daß er den Geiſt gibt. Weil Jeſus da iſt, darum iſt der Geiſt da, und wir erfahren ihn dadurch, daß wir zu Jeſus kommen.

1.

Weil Jeſus da iſt, darum iſt der Geiſt bei uns. Wo er iſt, da iſt der Geiſt. Deshalb feiern wir das Pfingſtfeſt nicht bei verſchloſſenen Türen, ſammeln nicht in irgend einer Ecke eine Pfingſtgemeinde; wer das tut, zeigt, daß er etwas anderes begehrt als Gottes Geiſt, etwas anderes als das, was uns Chriſtus gibt. Wie wir am Weihnachtstag die Menſchheit zur Freude berufen: euch iſt Chriſtus geboren, wie wir am Karfreitag alle laden, daß ſie den anſchauen, der für uns geſtorben iſt, wie wir am Oſtertag allen die gute Botſchaft ſagen: Jeſus lebt, genau ebenſo feiern wir Pfingſten bei offenen Türen, laden die Menſchheit ein, daß ſie ſich freue, ſagen allen: der Geiſt Gottes iſt da, auch für dich. Warum? Chriſtus iſt da. Und wo er iſt, da iſt der Geiſt.

Nicht einmal die Kinder ſchließen wir von unſerer feſtlichen Gemeinde heute aus, laden auch ſie, daß ſie mit ihrer jugendlichen Stimme Gott ihren Dank darbringen für die Sendung ſeines Geiſtes. Was verſteht ein Kind von dem, was Geiſt iſt? Kann es begreifen, wie Gottes Geiſt ſich mit unſerer Seele verbindet? Braucht es denn den Geiſt, ſolange es noch keine Arbeit hat, noch keinen Dienſt tut und keinen Beruf erfüllen muß? Wollen wir nicht wenigſtens in dem Sinn die Türen ſchließen, daß wir nachſehen, ob keine Un-

mündigen unter uns seien, heute, wo das letzte Geheimnis ausgesprochen wird, das uns das Evangelium sagt, und die höchste Gabe verkündet wird, die Gott uns schenkt? Liebe Freunde, der Geist kommt nicht deshalb, weil wir begreifen, was er ist und was er macht, kommt auch nicht deshalb, weil wir durch unser großes Werk und unseren wichtigen Beruf Gott den Anlaß geben, ihn uns zu schicken; er kommt nicht für die, die sich auf einer besonderen Stufe der Frömmigkeit befinden und eine besondere Gemeinschaft mit Gott erlangt haben, sondern er ist deshalb da, nur deshalb, deshalb aber auch ganz gewiß, weil Christus da ist. Und darum, weil unser Herr Christus auch für die Kinder gekommen ist, darum ist Gottes Geist auch für die Kinder da. Ihr könnt Christum und den Geist nie trennen. Wo er ist, da ist der Geist.

Wir laden heute zur Feier und zur Freude auch alle weltlichen Leute, in deren Horizont noch nichts hineintrat als, was das Fleisch uns zuleitet, Essen und Trinken und Geld und Erwerb; sie haben noch nie gespürt, was der Geist Gottes ist und schafft. Aber eben deshalb sind sie in unsere Pfingstgemeinde berufen, sind sie zur freudigen Feier geladen. Ihr spürtet, was das Fleisch anrichtet, wie eng ein Menschenherz wird, wenn es seine Antriebe nur vom Fleisch bekommt, wie stark diese Ketten sind und wie ohnmächtig unser Wille ist, der sie nicht zerbrechen kann. Allein nicht deshalb ist der Geist da, weil wir ihn in uns erzeugen; ausgegossen wird er von dem, der zur Rechten Gottes ist; er kommt in der Sendung des Christus als seine Gabe, und er sendet ihn zu denen, die ihn nicht haben, zu denen, die noch im Dunkeln sitzen als des Fleisches Knechte, damit der Geist ihrer Knechtschaft das Ende bereite und der Tag Gottes auch für sie anbreche.

Wir laden auch mit herzlicher Einladung alle die zur Pfingstfeier, die uns sagen: in meinem Leben ging es ganz natürlich zu; ich habe noch nie ein Wunder an mir erlebt; in geordneter Bahn fügte sich ein Schritt an den andern, eine Erkennt-

nis an die andere, eine Handlung an die andere; so sieht meine Lebensgeschichte ganz natürlich aus; soll nun auch ich vom Geist Gottes reden? schafft er denn nicht das Wunder, so gewiß er heilig ist und das Werk Gottes wirkt? Wohl, wo Geist ist, da ist das Wunder in unausdenkbarer Herrlichkeit und Tiefe; aber das erste Wunder, durch das der Geist uns offenbar wird und sich bei uns gegenwärtig macht, das ist er, Christus. Christus ist da, das ist das Wunder, an dem die schöpferische Herrlichkeit des Geistes sich uns zeigt, und er ist für uns da und nimmt uns in seine Gemeinschaft; uns, nicht ohne unsere Natur, nicht ohne unsere menschliche Art; uns mit unserer natürlichen Art zieht er heran zu sich, reinigt er, leitet er, führt er empor zur ewigen Gemeinschaft mit ihm. Das ist das Werk des Geistes, daß Christus bei dir ist, das das Wunder, das du in deinem Leben vor Augen hast, und es ist unausdenklich tief.

Endlich noch ein Wort für die, die deshalb nicht recht zur Pfingstfreude kommen, weil sie den Druck ihrer Sünde spüren und sich vergeblich bemühen, von dem frei zu werden, was sie hassen und verwerfen müssen; es ist doch in ihrem Herzen und sie ringen und werden nicht frei. Sind nicht die wenigstens ausgeschlossen von unserer heutigen Feier? Wird nicht für sie das Pfingstlied zur Unwahrheit? Gewiß, wo Geist ist, heiliger Geist, Gottes Geist, da reißen die Stricke, die uns an die Sünde fesseln; durch den Geist werden wir befreit, werden wir erlöst. Allein für wen ist Christus gekommen? Und für die, für die Christus gekommen ist, ist der Geist da. „Das ist ein teuer wertes Wort, daß Christus Jesus gekommen ist, die Sünder selig zu machen.“ Das setzt sich heute am Pfingsttag in dem Wort fort: ein teuer wertes Wort ist es, daß Gottes Geist für die da ist, die ihre Gebundenheit spüren. Darum lautet die Pfingstpredigt, die das Muster für jede Verkündigung des heiligen Geistes ist: Lasset euch taufen und dann werdet ihr die Gabe des heiligen Geistes

empfangen. Was heißt das: laſſet euch taufen? Petrus ſagt ihnen: Jeſus bietet euch ſeine Vergebung an, ihr habt ſie nötig, ihr müßt gewaſchen werden; ſo könnt ihr nicht vor Gottes Angeſicht treten und habt ſo keinen Platz in ſeinem Reich; aber er macht euch rein; denn er verſöhnt euch mit Gott und ſchenkt euch ſeine Verzeihung. Solchen, die die Vergebung bedürfen, wird der Geiſt geſchenkt; zu ſolchen iſt er geſendet, die gewaſchen werden müſſen und das feſtliche Kleid nicht ſelbſt beſitzen, das ſie in der Nähe Gottes zu tragen haben, die es aber empfangen und deshalb empfangen, weil es uns Jeſus erworben hat. Für die, für die Jeſus gekommen iſt als der, der uns verzeiht und verſöhnt, iſt Gottes Geiſt da und er vollbringt zu ſeiner Zeit ſein Werk, durch das wir geheiligt und verklärt werden nach Gottes Willen.

2.

Woran ſpüren wir es denn aber, daß der Geiſt bei uns iſt? Woher er kommt, das ſteht nun vor unſerem Blick, daß er aus der Hand Jeſu zu uns kommt, dadurch, daß uns Jeſu Gegenwart verliehen iſt. Aber Petrus fährt fort: Er hat ausgegoſſen von oben her, von Gottes Thron, *was ihr ſeht und hört*. Wie ſehen wir, wie hören wir den Geiſt? Wir können dieſe Frage nicht umgehen; denn wenn wir vom Geiſt ſprechen, ſo reden wir von der ſtärkſten aller Kräfte, die die größte Wirkung ſchafft, von dem, was ganz deutlich, ganz gewiß, ganz ſicher erkennbar iſt, ungleich gewiſſer, ungleich deutlicher als alles, was uns die Natur vorhält. Woran merken wir es alſo, daß der Geiſt ſein Werk in uns ſchafft und die Pfingſtverheißung auch uns gehört? In der erſten Antwort iſt uns auch die zweite gegeben, mit der erſten Erkenntnis auch die zweite gewonnen. Der Geiſt kommt dadurch, daß Chriſtus da iſt; ſein Werk in uns beſteht darin, daß wir bei Chriſtus ſind. Das, was chriſtlich iſt, das iſt geiſt-

lich; das, was wir von Jeſus haben, das iſt Gottes Gabe, durch den Geiſt uns eingepflanzt.

Ihr ſeht es, ſagt Petrus, daß der Geiſt vorhanden iſt. Woran ſahen ſie es denn damals? Petrus bekennt ſich zu Jeſus, Petrus glaubt an Jeſus, Petrus ſpricht im Dienſt der Liebe Jeſu, die vergeben hat. Er ruft die, die Jeſus getötet haben, zu ſich, zu Jeſus, zu Gott, damit ſie Gottes ganze Gabe empfangen. Petrus iſt Chriſt, denkt und ſpricht nach Jeſu Regel; das macht den Geiſt offenbar.

Woher kommt es denn, daß uns die Erinnerung an Jeſus nicht nur ebenſoviel bedeutet wie jede andere Erinnerung? Tauſende von Menſchen aus alter Zeit ſind uns ihrem Namen und ihrer Geſchichte nach bekannt und eine Fülle von Erinnerungen lenkt unſeren Blick rückwärts in die Vergangenheit. Aber über allen dieſen Erinnerungen ſteht uns die eine, die im Namen Jeſu uns berührt: ſie faßt uns, zieht uns zu ihm, wir glauben an ihn. Woher kommt das? Das iſt das Werk des Geiſtes; er ſchafft Glauben.

Woher rührt es denn, daß die Erinnerung an Jeſus uns immer und deutlich das Andenken an Gott verſchafft? Wir können ihn nicht anſehen, ohne daß wir wiſſen: ſo macht es Gott, das iſt Gottes Wille, ſo ſtellt er ſich zu uns, ſo iſt unſer Verhältnis zu ihm nun geordnet. Immer wird uns Jeſu Bild zur Offenbarung Gottes, immer gibt uns die Erinnerung an ihn die Gewißheit Gottes. Woher rührt das? Warum wird uns in dieſem Menſchen Gott deutlich? Wie können wir in dieſer Geſchichte das Werk Gottes, in dieſem Wort den Willen Gottes ſpüren? Das macht der Geiſt; der Geiſt macht Gott offenbar.

Wie kommt es, daß uns das Wort Jeſu regiert? Sogar dann, wenn es uns nicht in einer ausdrücklichen Anführung in unſerem Sinn gegenwärtig iſt, dennoch iſt es bei uns, leitet uns, ſagt uns, was recht iſt und was wir nicht zu tun haben, zeigt uns den Weg, iſt unſere Leuchte, gibt uns den

Troſt, wird uns zur Quelle der Kraft. Wie kommt denn das Wort Jeſu hinein in unſere Seele, daß es uns bewegt? Das ſchafft der Geiſt; er unterwirft uns unſerem Herrn, er pflanzt das Wort hinein in unſere Seele, daß es uns bewegt.

Wie kommt es denn, daß wir uns in der Gemeinſchaft Jeſu von uns ſelber ſcheiden, unſeren eigenen Willen brechen, unſere ſündliche Luſt von uns tun, nicht für uns leben, ſondern für ihn? Das ſchafft der Geiſt; wo Liebe iſt, Liebe Gottes, da tut der Geiſt ſein Werk.

Seht, das iſt das Maß, an dem wir zu unterſcheiden haben, was geiſtlich iſt und was menſchlich iſt. Wir ſollen und dürfen das Maß nie aus unſerer Art ſchöpfen. Wenn wir unſere eigene Art zum Maßſtab machen, nach dem wir das Werk des Geiſtes von dem trennen, was menſchlich iſt, dann entſteht eine ſchlimme Gefahr; denn dann ſetzen wir Gottes Namen zu unſerem eigenen Willen und heißen unſere blinden, kurzen Gedanken die göttliche Wahrheit. Das Maß, nach dem wir ſcheiden, was von oben kommt und was von unten ſtammt, was Geiſteswerk und was Menſchenwerk iſt, iſt uns damit gegeben: was Jeſus dir ſchenkt, das iſt vom Geiſt erzeugt; das Werk Jeſu iſt das Geiſteswerk. Was wir als Chriſten ſind, dazu hat uns der Geiſt gemacht.

Sie kamen, als Petrus ſeine Pfingſtpredigt hielt, einer, dann noch einer, dann eine lange Reihe und es waren zuletzt dreitauſend. Wollen wir das eine große Zahl heißen? Wenn wir an die zwölf Jünger denken, ja. Und doch iſt es eine kleine Zahl, wenn wir an das große Jeruſalem denken, an die große Menge, der die Botſchaft geſagt wird: Geiſt, Gottes herrlichſtes Geſchenk, erſchien; greift zu, kommt! Das gehört aber mit zur Freude des Pfingſttages und zum Segen, den uns der Geiſt Gottes ſchenkt, daß wir nicht mehr auf die Zahlen angewieſen ſind. Dreitauſend, ob das nach unſerer Meinung eine kleine Zahl oder eine große ſei: nur bei der Natur gilt die Zahl; da entſteht aus der kleinen Maſſe nur

die kleine Wirkung, aus der großen Maſſe dagegen der große Erfolg. Der Geiſt dagegen hat ſein Merkmal nicht an der Zahl, ſondern ſchafft auch im Kleinſten das Größte. Sind wir wenig, nicht das iſt unſere Schwäche; ſind wir viel, nicht das iſt unſere Stärke. Der Geiſt wirkt es: das macht uns frei von der Zahl; denn das bedeutet: nicht wir, ſondern er, unſer Heiland und Herr, nicht der Menſch, ſondern Gott ſchafft unſer Heil. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Dritter Sonntag nach Trinitatis.

(23. Juni 1912.)

Apostelgesch. 5, 34—42.

Der Herr regiert! er heißt nicht nur Herr, sondern er ist es. Das sagen wir froh, wenn wir jetzt miteinander unsern Text betrachten. Wenn wir in eine menschliche Ratsversammlung hineinsehen, einerlei wie sie heiße: Landtag, Reichstag, Synode, Konsistorium, Ministerium, dann erfaßt uns schwarz und schwer die Sorge: so viel Macht und so viel Torheit sind in solchen Versammlungen beisammen, so wie es uns der Hohe Rat von Jerusalem zeigt, wo sich die Führer des Volks, die durch Amt, Gelehrsamkeit und Reichtum ausgezeichnet waren, berieten, ob sie nicht den Aposteln die Köpfe abschlagen wollten. Dennoch lesen wir unsren Text froh und machen ihn zum Grund unsres Gottesdienstes in herzlicher Anbetung Gottes und unsres Heilands Jesu; denn er regiert. Wir sagen mit den Worten des Kirchenlieds: Dein Werk kann niemand hindern; denn Weg hast du allerwegen.

1.

Niemand kann sein Werk hindern, obwohl uns große Macht gegeben ist. Wenn wir unsern Text erwägen, so kommt uns das mächtig zum Bewußtsein. Hätte das Urteil des Rats gelautet: Tod, dann gingen Petrus, Johannes, Matthäus und die andern alle den Todesweg und die Gemeinde hatte keine Führer mehr und das Wort Jesu war zertreten. Wir können uns nicht ausdenken, was in die Hände jener Ver-

ſammlung gelegt war. Jene Abſtimmung trug eine Macht in ſich, die — das iſt keine Uebertreibung — den geſamten Weltlauf bewegt hat. Bei uns würde heute alles ganz anders ausſehen, wenn ſich bei jener Abſtimmung die Stimmenzahl verändert hätte und für das Todesurteil über die Apoſtel eine Mehrheit entſtanden wäre. Denſelben Eindruck haben wir mit vollem Recht immer, nicht nur wenn wir auf das Verhalten derer achten, die das Regiment verwalten, ſondern auch wenn wir unſre eigenen Entſcheidungen und Beſchlüſſe erwägen. Wie viel Macht iſt uns gegeben, ſo daß von unſrer Entſcheidung der ganze weitere Gang unſres Lebens abhängig iſt! Und wenn es nur das wäre, wenn wir nur über uns ſelbſt verfügten und mit unſern Beſchlüſſen nur unſer eigenes Schickſal ſchüfen. Aber auch das Leben der andern iſt von unſrer Entſcheidung abhängig bis hinaus in unberechenbare Weiten, ohne daß wir überſehen und ermeſſen könnten, was unſer Entſchluß ihnen bereiten wird. Das iſt ja gerade das Beängſtigende, was uns mit gutem Grund oft ſchwer erſchüttert: ſo viel Macht und ſo viel Blindheit ſind unſer Eigentum; ſo kurzſichtig und doch ſo gewaltig entſcheiden und beſchließen wir.

Aber ſo groß die Macht iſt, die in unſre Hände gelegt iſt, „ſein Werk kann niemand hindern.“ Nicht ſo regiert Gott, daß er alles neben ihm feſſelte, nichtig und leer machte, ſondern ſo, daß er uns Macht verleiht, uns die Entſcheidung übergibt und uns an der Herrſchaft Anteil gibt. So ſuchen wir Menſchen oft genug uns die Macht zu ſichern; aber Gottes Art iſt das nicht. Wenn der Mann im Haus regieren will, ſo meint er leicht, es gelinge ihm dann am beſten, wenn er allein alles entſcheide und mache. Wenn ein Parteihaupt die Macht für ſich in Anſpruch nimmt, dann drängt es alle andern auf die Seite und handelt allein, oder wenn ein Führer in einer religiöſen Gemeinſchaft die Leitung in ſeiner Hand behalten will, dann heißt er alle ſchweigen und redet einzig ſelbſt.

Gott regiert nicht so, daß er uns entrechtete und in Ohnmacht bände und allein alles machte, sondern erweist seine Herrlichkeit dadurch, daß er uns diese große Macht der Entscheidung und Wirkung verleiht. So regiert er die Natur, daß er ihr die Kraft und das Gesetz einpflanzte, und so regiert er über die Menschen, daß er uns den Willen gibt, der sich entscheiden kann, uns die Augen gibt, die selber sehen sollen, wohin uns unser Weg führt, uns die Kraft gibt, das Werk zu vollenden, durch das wir uns und andere bewegen und unser Schicksal formen. In jener Art zu herrschen, mit der wir uns die Gewalt erhalten und vermehren wollen, findet sich immer die Furcht. Wenn andre auch Anteil an der Macht haben, so fürchten wir, das verringere und schwäche unser eigenes Recht. Im Regiment Gottes ist keine Furcht. Darum darf der Hohe Rat zusammentreten und die Priester dürfen heiße Köpfe bekommen und dürfen sagen: Schuldig sind sie, sterben müssen sie! und Gamaliel darf schwanken, so konfus und schwächlich, wie er ist. Keine Furcht naht sich dem Throne Gottes und Jesus erschrickt vor niemand. Und deshalb, weil er ohne Furcht regiert, gewinnen auch wir die Freiheit von der Angst und erheben uns über die Sorge, die uns unsere Macht sonst bereitete. Darum wird es für uns zum frohlockenden Jubelruf der Anbetung: Du regierst.

2.

„Denn Weg hast du allerwegen.“ Wer hätte je gedacht, daß ein Pharisäer die Jünger Jesu retten müßte? Gamaliel war ein Haupt der Pharisäer und hat den ganzen heißen Kampf, den Jesus gegen sie geführt hat, miterlebt. Er ist wahrscheinlich im Tempel dabei gewesen, als der Herr sein Wehe rief, mit dem er die Herrlichkeit der Pharisäer beendet hat. Daraus war ihre Feindschaft entstanden, Entzweiung und Haß. Dennoch wird der Pharisäer das Mittel, durch das Gott die Apostel schützt. Er mußte dafür sorgen, daß

das Evangelium Jeruſalem und uns erhalten blieb. Später haben auch die Phariſäer den Kampf gegen die Chriſtenheit aufgenommen und haben es dann freilich bewirkt, daß die Gemeinde von Jeruſalem zerſtreut und verwüſtet wurde. Aber im Anfang, ehe das Wort Jeſu dort zu feſtem Beſtand gepflanzt war, dürfen ſie die Hände nicht gegen ihn erheben, ſondern ſie ſind es, durch die Gott die Seinen in einer ſchwierigen Stunde rettete, nach ſeinem wunderbarem Rat; denn „Weg haſt du allerwegen".

Es iſt auch heute ſo. Gott regiert auch über Deutſchland nach derſelben Ordnung. Er benützt uns heute ebenfalls alle: Freunde und Feinde, Theologen und Philoſophen, Chriſten und Sozialdemokraten. Jeder hat innerhalb der göttlichen Regierung ſein Aemtchen und Geſchäftlein und das Werk, das er tut, wird von Gott zu ſeinem Ziel benützt. Dabei entſteht nun freilich ein tiefer Unterſchied. Der eine dient ihm mit Willen und der andere gegen ſeinen Willen. Der eine dient ihm dadurch, daß er im Kampf gegen Gott offenbar macht, daß Gott im Streit mit dem Böſen den Sieg behält; der andere dient ihm dadurch, daß er ihm Leib und Leben zur Verfügung ſtellt, damit ſeine Gnade geprieſen ſei. Der eine macht ihm zwar die Bahn bereit und räumt Hinderniſſe weg, kann aber nicht ſelber in Gottes Lob einſtimmen; der andere darf ſein Wort ſagen und bekommt den Dienſt, den die Zeugen Jeſu verwalten. Das ſtellt zwiſchen uns einen großen Unterſchied her und doch ſind wir alle unter Gottes Führung geſtellt und werden durch ſein Regiment gebraucht. Wo wollen wir uns hinſtellen? Der Dienſt, den wir in Gottes Ordnung zu vollbringen haben, kann uns zur Beſchämung oder zur Freude werden, zur Beſchämung, wenn wir ihn gegen unſern Willen tun, zur Freude, wenn wir ihn nach Gottes Willen mit Gehorſam und Liebe vollbringen. Dies iſt der fröhliche Dienſt, den die Apoſtel ausrichteten, die aus der Ratsverſammlung froh nach Hauſe giengen, weil

sie würdig waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden. Trotz dieser Schmach, vielmehr durch diese Schmach wurde es für sie ein frohlockendes Loblied: Du regierst.

3.

Was war es denn bei Gamaliel, was Gott zur Fortführung seines Werks benutzt hat? Er zweifelte, nicht ob Jesus recht habe, mit Jesus ist er fertig, da er ihn ja neben die andern Schwärmer stellt, deren Untergang bewiesen hat, daß Gott menschlichen Hochmut zu Fall bringen kann; aber er zweifelte, ob es richtig sei, das Bluturteil zu unterschreiben. Unter dieses Urteil seinen Namen zu setzen, davor hatte er Angst. Vielleicht, sagte er, ist es doch nicht nach Gottes Sinn; es könnte so doch ein Streit gegen Gott entstehen. So schwankt er unentschlossen und stellt sich in die Mitte zwischen die beiden miteinander ringenden Gruppen, von denen jede weiß, was sie will, dort die Priester, die die Apostel töten wollen, hier die Apostel, die sich zu Jesus bekennen. Beide wissen, was sie sollen, haben einen fertigen Willen und zwischen ihnen steht der Pharisäer, unentschlossen, schwankend, schwach. Und gerade die Schwachheit des Gamaliel hat Gott gebraucht. Ohne diese Erkenntnis könnten wir uns nicht fröhlich und völlig zum Lob Gottes erheben. Wenn es nur so wäre, daß Gott nur durch unsre Kraft regierte, unsre Schwachheit dagegen ihn hinderte, so kämen wir nicht aus der Sorge heraus. Denn wir spüren unsre Schwachheit deutlich. Aber Gottes Mittel besteht nicht nur in dem, was wir für unsre Ehre und Größe halten, sondern er braucht auch unsre Schwachheit zu seinem Ziel und Werk nach der Regel: „Wenn ich schwach bin, dann bin ich stark". Denn er fügt zu unserer Schwachheit seine Stärke und durch diesen Bund wird auch unsre Schwachheit zum Mittel, wodurch der Wille Gottes geschieht. Denn so wird es deutlich, wessen die Ehre ist und wem die Herrschaft zusteht, wessen Wille regiert, nicht der des Schwachen, der nichts

vermag, ſondern der des Starken, der unſre Schwachheit in ſeiner Gnade nach ſeinem Willen braucht. Jetzt, weil wir ſagen dürfen: auch unſre Schwachheit hindert dich nicht! tun wir unſern Dienſt mit Freuden und ſagen ihm von ganzer Seele Dank: Du regierſt!

4.

Die Prieſter und Lehrer des Hohen Rats wollten doch wenigſtens zeigen, daß ſie die Herren ſeien. Darum wurden die Apoſtel geſchlagen. Die Diener banden ſie an die Säulen an; die Kleider wurden ihnen weggeriſſen; die Schläge fielen und höhnend ſtanden die Herrn dabei und zählten. Dann lief die Nachricht durch die ganze Stadt und jedes chriſtliche Weib, jedes chriſtliche Kind wurde darauf hin angeſprochen: „Habt ihr es gehört? Eure Apoſtel ſind geſchlagen worden, dieſe Ketzer!“ Gehört das auch zu Gottes Regiment? Regiert er ſo? Ja! Unſer Text zeigt uns das in voller Deutlichkeit. „Sie hörten nicht auf, zu lehren und zu predigen das Evangelium von Jeſu Chriſto“. So endet er und zu dieſem Ende kommt er deshalb, weil die Apoſtel froh vom Angeſicht des Rats weggegangen ſind als die, „die gewürdigt worden ſind, Schmach um Jeſu willen zu leiden“. So wurde aus ihrer Beſtrafung ihr Sieg, aus ihrer Schändung ihre Ehre. War es bloß bei Petrus ſo und bei denen, die damals mit ihm die Gemeinde leiteten? Freunde, in jener Stunde iſt eine Quelle der Kraft entſprungen, die ſich durch alle Zeiten ergießt. Man kann dieſen Text nie vorleſen, ohne daß das Herz an ihm warm wird. Habt ihr es nicht geſpürt? Er erweckt auch in uns die Bitte: Herr, mach mich würdig, um deines Namens willen Schmach zu leiden.

Wir ſehen: Weg hat er allerwegen; denn er hat es fertig gebracht, auch jene bittere Stunde mit Heil und Gerechtigkeit zu füllen. Denn er regiert durch den Geiſt und darum hat er Weg allerwegen. Geiſt iſt hier am Werk. Denn es iſt der Geiſt, der uns den Namen Jeſu teuer macht und ſeine

Jünger dazu bereitet, daß ſie ihn als ihr Heil bekennen und ſeinetwegen mit Freude leiden. Und es iſt die Kraft des Geiſtes, die ſie dazu bringt, ſich von ſich ſelber zu löſen, nicht auf ihre Wünſche zu lauſchen, ſondern auf ihren Beruf zu ſehen, auch wenn er ihnen Schmach und Schläge bringt.

Wenn es in unſrem Text hieße: Zornig gingen ſie vom Rat weg und ſagten das Wort Jeſu keinem mehr, dann wäre damals Schaden entſtanden, nicht Gewinn. Aber der Herr hat ihre Herzen regiert, er, der den Zugang zu ihrem Willen hat, und ihre Liebe ſtark gemacht, daß ſie froh vom Rat weggehen und das Evangelium behalten als die Anbietung der Verſöhnung auch für die, die ſie ſchlugen. Wenn Lukas berichten müßte, daß die Apoſtel, aus dem Rat bekümmert fortgingen mit Groll gegen Gott: „Warum regſt du dich nicht, ſchützeſt uns nicht, läſſeſt uns geſchlagen werden und führſt uns in einen Kampf hinein, deſſen Ausgang wir nicht ermeſſen können? Wir zweifeln deshalb, ſchelten dich und lehnen uns auf,“ dann hätte ihnen jene Stunde nicht Sieg und Gewinn, ſondern Verluſt und Ohnmacht gebracht. Nun aber regiert Jeſus durch den Geiſt und der Geiſt ſchafft Glauben, nicht Verzagtheit, Gewißheit, nicht Unſchlüſſigkeit, Bereitſchaft, ſich führen zu laſſen, nicht Ungehorſam, der den Wegen Gottes widerſtrebt, und weil Jeſus durch den Geiſt regiert, hat er Weg allerwegen und behält das Feld.

Auch für uns in unſrer heutigen Lage iſt dies der große Troſt, der es uns verſchafft, Gottes Reich und Jeſu Herrſchaft fröhlich zu preiſen. Wir liegen in ſeinen Händen. Ob unſer Blick dunkel iſt, er iſt das Licht. Ob unſer Leib müde zuſammenbricht, er iſt der Geiſt, der Leben ſchafft. Ob ſich unſer Glaube leicht bewegen und erſchüttern läßt, er ſetzt uns in ſeine Zuverſicht hinein. Alles macht er ſich dienſtbar, braucht alles, um uns in ſeiner Gemeinſchaft zu befeſtigen, und verwandelt alles für uns in einen Segen, ſo daß es uns in ſeiner Wahrheit und in ſeinem Recht erhält. Darum preiſen

wir ihn als unſern Feldherrn. Weil er ſeine Herrſchaft unſichtbar vollführt, gerade darum iſt ſie ſiegreich; denn er vollbringt ſein Werk im Geiſt. Sehen wir auf das, was um uns her geſchieht, ſo mag es uns ſcheinen, wir unterliegen. Aber er iſt da und das heißt: wir ſiegen. Du regierſt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen.

Siebenter Sonntag nach Trinitatis.

(21. Juli 1912.)

Hebräerbr. 12, 5—11.

Sind wir wohl so stark und so tapfer, daß wir unseren Text hören mögen? Gott züchtigt uns, sagt er; er verkündet den strafenden Gott. Wollen wir das hören oder sagen wir, das sei eine harte Rede, veraltet, ganz ungeeignet für unser gegenwärtiges Geschlecht in seiner Kultur und Bildung? Woher rührt denn der Aufruhr, der unserem Text den Eingang in unsere Seele verwehrt? Unser Geschmack ist verletzt; der Vater, der den Knaben schlägt, dient hier dem Apostel als Bild und Gleichnis für Gott. Welch ein unschönes Gleichnis, das gegen den guten Geschmack verstößt! An die Züchtigungen heften sich immer peinliche Erinnerungen. Aber der Grund, der unseren Widerspruch erregt, entsteht nicht nur am Geschmack, nicht nur an der künstlerischen Form unseres Worts. Ist denn nicht die Strafe immer eine häßliche Sache, an die wir nie ohne Ekel denken? Können wir denn das wirklich aufnehmen in unser Andenken an Gott und uns sagen lassen: Gott züchtigt uns? Wir stehen vor einem wichtigen Punkt und wir wollen ihn uns merken: Was ist Strafe, Züchtigung?

Aber die Einrede unseres Herzens geht weiter. Warum sagt unser Text das der Gemeinde? Weil sie leidet; sie steht unter einem Druck und muß die schweren Opfer bringen, die weh tun. Warum tröstet er sie denn nicht? Das tut er doch eben durch diese Worte. Gerade dazu schreibt er so, damit sie den Trost bekommen. Aber nun sagen wir: was ist

denn das für eine Art zu trösten, wenn er ihnen schreibt: Gott züchtigt euch? Ist denn damit das Leid verscheucht? ist es nicht vielmehr vertieft? Wieder ein wichtiger Punkt: was ist Trost?

Aber noch einmal lehnt sich unser Herz gegen unseren Text auf: Gott züchtigt uns — das ist doch nicht erbaulich, nicht der Ausdruck einer reinen Frömmigkeit. Erbaulich ist es, wenn du uns die Liebe Gottes verkündigst, nicht den strafenden Gott; das gehört in die alttestamentliche Zeit, gehört auf eine katholische Kanzel, gibt aber nicht den Inhalt einer evangelischen Predigt. Du hast uns Gottes Liebe zu zeigen; das gibt Trost, das gibt die sonntägliche Feier, das erbaut. Wir stehen noch einmal vor einer großen herrlichen Frage: was ist Liebe?

Aber nun, l. Fr., wollen wir nicht weiter Fragen sammeln. Was ist Strafe? Was ist Trost? Was ist Liebe? Wenn unser Text uns darauf die Antwort gibt, gehen wir reichbeschenkt heim.

1.

Strafe, Züchtigung gewährt euch Gott; das ruft uns unser Text zu. Peinliche Erinnerungen heften sich für uns an dieses Wort, und wenn wir an die Weise denken, wie wir in der Verwaltung unseres Volks Züchtigung und Strafe üben, dann wird uns das Herz wund. Wir denken nur mit tiefster Scham und heißem Schmerz an all die Hunderte, die wir jedes Jahr ins Zuchthaus schicken müssen, und sie kommen uns zurück so arm, wie sie gingen, so gefesselt, ja noch mehr als damals, da wir sie straften. Scham und Schmerz, das sind die Mittel, mit denen wir die Strafe und Züchtigung vollziehen; wie sich das im Einzelnen macht, das kann verschieden sein. Immer ist bei der Strafe die Hauptsache: nicht geehrt, sondern geschändet wird der, der Böses tut; es wird ihm nicht Vergnügen und Lust gewährt, sondern Schmerz

angetan. Liegt darin das Peinliche? Natürlich, Scham und Schmerz ſind nicht ſüß; ſie ſollen brennen; aber ſie werden dazu benützt, um den Willen vom Böſen wegzuwenden. An die Uebeltat werden ſie geheftet, weil Scham und Schmerz unſer Begehren von dem wegwenden, was verwerflich iſt. Wie wäre es denn, wenn das Böſe uns Ehre einträge und Vergnügen verſchaffte? Das iſt die ſchlimmſte Mißhandlung, die man einem Menſchen antun kann. Man kann ein Kind nicht härter behandeln, als wenn man über ſeine Lüge und ſeine Bosheit lacht und daraus ihm eine Ehre und ein Vergnügen bereitet. Es kann auch uns Erwachſenen kein härteres Mißgeſchick zu teil werden, als wenn uns unſere Verſündigung Freude, Gewinn, Ehre einträgt. Denn das macht das Böſe in uns ſtark; ſo kommen wir von ihm nicht los, ſondern werden von ihm gefeſſelt. Darum iſt die Strafe eine Wohltat; denn ſie wendet uns weg von dem, was ſündlich und verwerflich iſt.

Und dennoch wird uns in der Erinnerung an die Züchtigung und Strafe das Herz immer wund und der Gedanke an ſie bereitet uns Pein. Woher kommt das? die Strafe, gehört in den Kampf gegen das Böſe; ſie iſt die Waffe im Streit mit der Sünde. Der Kampf mit dem Böſen iſt aber die ſchwerſte Aufgabe, an die wir die Hand zu legen haben. Nie kommen wir hier ganz unverletzt davon. Im Kampf mit der Sünde erliegen wir gleich der Anſteckung; ſie ſchlägt gleich auch hinüber in unſer eigenes Herz; dort entzündet ſich der Zorn, der Haß. Wir wollen nicht das Böſe treffen, ſondern den, der es tat. So nehmen wir ihm die Ehre, damit er geſchändet ſei und bleibe. So feſſeln wir ihn, nicht damit er die echten Gaben und Güter Gottes gewinne, ſondern damit er vernichtet ſei, weggetan, hinabgeſtoßen in die Finſternis. Darum überwinden wir auch in dieſem Streit unſeren Widerſacher nicht. Wir ſtrafen ſo, daß wir verhärten, und das Ende der Züchtigung iſt die erneute und verſtärkte Verſündigung.

Nun wollen wir in unseren Text hineinsehen. Wie darf er Gottes Werk beschreiben? was kann er uns zeigen als Gottes Art? Der Vater züchtigt euch. Da richtet sich die Strafe nicht gegen uns, sondern nur und völlig gegen unsere Sünde. Er straft, damit die friedsame Frucht der Gerechtigkeit entstehe. Er erliegt in diesem Kampf nicht, schafft nicht mit seiner Züchtigung die Vermehrung des Falls, sondern er überwindet, kann uns lösen von aller verwerflichen Begier, schenkt uns Freiheit, eben durch die Zucht. Darum richtet sich auch Gottes Strafe nicht gegen die oder jene einzelne Unart. In der jüdischen Zeit haben sie es sich so gedacht und alle jene Nebel schleichen ja immer wieder durch die Kirche hindurch, decken auch unseren Blick und versperen uns den Aufblick zum hellen Himmel. Da haben sie gesagt: diese Unart, jener Fehltritt, das bringt dir die Strafe; wurden sie krank, so suchten sie eine besondere Sünde, die daran schuld sei; mußten sie sterben, so dachten sie: wo hast du dich verfehlt, daß dir das Todeslos auferlegt wird? So freilich gibt es dunkle Gedanken, die die Tiefe der Sünde nicht kennen und darum auch die Herrlichkeit der göttlichen Züchtigung nicht verstehen. Gott reinigt uns nicht nur von einzelnen Unarten, kämpft nicht nur gegen diesen oder jenen Fehler; ihm liegt es an allem, was seinem heiligen Willen widerspricht, an unserem ganzen Streit und Aufruhr wider ihn; der muß weg und wird ganz gebrochen, all unsere Hoffart, mit der wir uns gegen ihn auflehnen, all unsere Selbstgenugsamkeit, die sich gottlos an uns selber klammert. Darum folgen einander im Menschenlos Schlag auf Schlag, ein Eingriff in unser Glück nach dem andern. Darum führt er uns zuletzt den Todesweg. Sein Recht wird offenbar, unser Unrecht klar, damit wir frei werden und zu seiner Heiligung gelangen und die friedsame Frucht der Gerechtigkeit empfangen. Gott wird Meister; so straft er, nur so, so aber jeden von uns.

2.

Damit ist uns der Trost gegeben und wir haben ihn nötig. Denn wir stehen im Lauf des Lebens fortwährend in Berührung mit tiefer Not und schwerem Geschick. Dazu brauchen wir die starke Waffenrüstung, die den Stich aushält und das Herz deckt. Freilich, unser Text tröstet anders, als wir Menschen es tun. Wir scheuchen die drückenden, peinigenden Schmerzen möglichst von uns weg; der Apostel hält dagegen den Blick der Gemeinde fest bei ihrem Kampf. Er verscheucht das, was sie quält, nicht. Wenn wir das nicht wegwischen können, was als Druck und Schmerz uns anficht, dann fangen wir an zu studieren, woher das wohl komme, studieren die natürlichen Ursachen, die uns diese Not bereiteten, studieren das Verhalten der Menschen, die uns zu nahe traten und unser Glück verkürzten. Das ist nicht nutzlos; denn wir sollen uns gegen Not und Druck wehren und sind zum Streit gegen das berufen, was als Schmerz und Qual an uns herantritt. Zum Streit ist es nützlich, wenn wir wissen, wo der Gegner steht, wenn wir begreifen, woher das kommt, was uns weh tut und schwach macht. Aber den Trost haben wir damit noch nicht, noch nicht das helle Herz; auch bei tapferem Widerstand gegen das Unglück kann uns inwendig tiefe Nacht bedecken. Wenn wir recht gut wissen: welches natürliche Gesetz macht dich jetzt sterben? welche Bakterien zehren an deinem Leben?, wenn wir sie im Mikroskop ganz deutlich sehen und vollständig klar wissen, wie es zugeht, wenn wir uns ganz genau verdeutlichen, welche Menschen unser Leben antasten und wie es kam, daß sich unser Schicksal so wendete, das ist noch längst nicht Trost. Aufwärts müssen wir sehen, dahin, wohin unser Text den Blick richtet, empor zur göttlichen Hand, zu der Hand, die uns schlägt, damit wir gezüchtigt werden zur Gerechtigkeit. So gibt es Trost, der nicht flieht, sondern standhält, der uns vom Leid, das uns faßt nicht wegreißt, sondern uns für dasselbe offen macht, aber

ſo, daß wir es zu tragen vermögen, aufrecht, mit Entſchloſſenheit. Nehmen wir es aus Gottes Hand, dann iſt ein Segen darin. Tut es bloß die Natur, da kann man ſich nur fügen und ſchicken; tun es bloß die Menſchen, da kann man ſich ärgern und ergrimmen; bereiten es uns Gottes gnädige Ordnungen, dann kann man danken, kann auch das Leid begehren und ſagen: du gehörſt hinein in mein Herz und in mein Leben und kommſt als Bote des Lichts zu mir. Denn er züchtigt uns, damit wir ſeine Kinder ſeien, als der Vater, der uns nicht wegſtößt und verwirft, ſondern zu ſich zieht, als der, der uns vom ſündlichen Verlangen trennt und unſere unreine Art von uns nimmt, damit wir an ſeiner Heiligkeit teil haben, als der, der uns hinaufführen will zur Gerechtigkeit, daß wir in ſeinem Wohlgefallen ewiglich leben als die Glieder ſeines Hauſes und die Kinder ſeines Reiches. Das iſt der Segen in jeder Not, die aus Gottes Hand genommen wird, die Frucht jeder Züchtigung, in der ſich Gott als Vater zu uns hält.

3.

Nun kommen wir zur dritten Frage: wie ſteht es denn mit der Liebe? Iſt das Wort, das uns der Apoſtel ſagt, erbaulich oder verdüſtert es uns das Antlitz Gottes? Die Liebe verzeiht. Aber das ſteht nicht bloß in anderen Worten der Bibel, ſondern ſteht auch in unſerem Text gewaltig, ſo gewaltig, daß es jeder hören kann. Der Vater, der ſeinem Kinde hilft, Herr zu werden über ſeine kranke Laune, verzeiht; er hebt die Gemeinſchaft nicht auf, umgekehrt, er macht ſie gerade dadurch feſt, dadurch völlig, daß er ſeinem Kinde die Zucht gewährt. Sollen wir nun ſagen: das ſtimmt doch nicht? wenn er verzeiht, wozu ſtraft er dann? Gerade weil er verzeiht, darum ſtraft er. Weil er wirklich verzeiht, wirklich das Böſe wegnimmt, das uns aus ſeiner Gemeinſchaft wegtreibt, darum ſtehen wir unter Gottes treuer, beſtändiger Zucht. Wir wollen bloß von der Strafe weg, bloß von den Folgen

unſerer verkehrten Schritte entbunden ſein; Gott ſoll zufrieden ſein. O er iſt zufrieden mit uns, aber nicht mit unſerer Sünde, nicht mit unſerer Torheit, nie mit unſerer Bosheit, nie mit unſerer Gottloſigkeit. Soll er auch damit zufrieden ſein? Damit iſt der Teufel zufrieden, nicht Gott. Nie könnt ihr den euren Gott heißen, dem ihr zumutet, zufrieden zu ſein mit dem, was ſchlecht und verwerflich iſt an euch. Er iſt nie mit der Lüge zufrieden, ſondern immer nur mit der Wahrheit, nie mit Unrecht zufrieden, ſondern immer mit dem Recht, wird nie eins mit der harten Liebloſigkeit, ſondern iſt immer nur mit der Liebe eins, mit ihr einverſtanden und einträchtig. So verzeiht er, daß er uns heiligt; ſo gibt er uns ſeine Vergebung, daß er uns frei macht von allem, was gegen ſeinen Willen iſt; ſo ſtiftet er die Gemeinſchaft zwiſchen ihm und uns, daß er unſeren Willen in ſeine Ordnungen einführt und mit ſeiner heiligen Regel einträchtig macht. Eben darum ſtimmt es völlig: Gott verzeiht ganz, jedem, trägt dir nichts nach, hält dir nichts vor, rechnet nicht mit dir nach deinen Werken, und: die Zucht wird ſichtbar und die Laſt wird aufgelegt und der Zügel macht ſich ſpürbar, der mit kräftigem Ruck unſren Eigenſinn hinüberlenkt zu Gottes Weg und unſre kranke Begier dem göttlichen Recht unterwirft. Nicht deshalb, weil wir an Gottes Vergeben zweifeln, reden wir von Gottes Züchtigung; ſondern darum, weil wir Gottes Vergebung begehren und mit Jeſus beten: vergib uns unſere Schulden, nehmen wir unſere Schmerzen aus Gottes Hand und ſprechen: einen jeglichen Sohn, den du lieb haſt, züchtigeſt du.

Darum bleiben wir auch im Kampf, in den uns unſre ſchweren Erfahrungen ſtellen, im Frieden Gottes. Friedſam iſt die Frucht der Gerechtigkeit. Der Friede, von dem hier die Rede iſt, iſt Gottes Friede mit uns, das Kleinod, auf das wir nicht verzichten können, der Schatz, den Jeſus den großen Schatz nannte, herrlicher als jedes andere Gut. Wie könnten wir noch beten, noch ſingen, noch glauben, noch

handeln, wenn wir nicht wüßten: Gott iſt für uns, nicht wider uns; er führt nicht mit uns Krieg; er ſteht im Frieden mit uns? Das iſt der Grund jedes Anteils an Gott. Daher kommt auch unſer Text und der Troſt, den er uns gibt, und die Kraft, die er uns ſchenkt. Wir freilich, wir denken in unſeren Nöten leicht: nun haſt du Gott gegen dich; er vertritt dir den Weg; denn er hat dein Gebet nicht erhört und dich hineingeſetzt in die ſchwere Not. Nicht du haſt Gott gegen dich; nur deine Sünde ſteht unter Gottes Urteil und Gericht. Du haſt Gott für dich und ſein Friede lenkt und begleitet dich; jedoch wir ohne unſer Unrecht, wir ohne unſere Schuld ſtehen im Frieden Gottes. Dazu hilft und führt uns Gottes uns züchtigende Hand.

Es iſt nicht ſo, daß mit jedem Jahr die Erlebniſſe, die uns bewegen, ſüßer, goldener, glückſtrahlender würden. Im Gegenteil, wir haben viel Schweres vor Augen. Schon die Oeffentlichkeit, die unſer Leben gegenwärtig hat, legt auf uns alle einen beſtändigen Druck. Wir können ja keine Zeitung leſen, ohne daß darin ein langer Katalog ſchwerſten Unglücks ſteht, das Tag für Tag an unſeren Augen vorübergeht. Und wenn wir uns auf das beſchränken, was uns ſelbſt unmittelbar angeht, und die Zeitung beiſeite legen, ſo geſchieht auch in dieſem kleinen Kreis viel Schweres. Wir müſſen uns rüſten, wollen uns wappnen mit jenem Troſt und jener Kraft, die unſer Text uns gibt. Wir ſind gerüſtet, wenn wir bei jedem Schlage, der uns trifft, ſagen können: näher, mein Gott, zu Dir! Laſſet uns an das Gleichnis Jeſu denken: Ich bin der Weinſtock und mein Vater der Weingärtner; einen jeglichen Reben an mir, der Frucht bringt, reinigt er, damit er mehr Frucht bringe. Das gebe uns Gottes herrliche Gnade. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

23. Sonntag nach Trinitatis.

(10. Nov. 1912.)

Offenbarung 21, 1—8.

23. Sonntag nach Trinitatis.

(10. Nov. 1912.)

Offenbarung 21, 1—8.

Wir ſind auf der Wanderung und ſie führt uns raſch vorwärts. Darum iſt unſer aller Blick beſtändig nach vorn gerichtet und wir ſehen mit Spannung nach dem Ziel, das uns bereitet ſein mag. Was haben wir vor uns? „Siehe, ich mache alles neu.“ Das iſt die göttliche Verheißung, die uns gegeben iſt, eine Perle, die jeden anderen Wert überſteigt, ein Erbe, das uns Gottes gnädige Hand bereitet hat. Wir wollen es bewahren. „Siehe, ich mache alles neu“; das gibt uns die *große* Hoffnung und die *gewiſſe* Hoffnung.

1.

„Und ich ſah.“ Was ſehen wir vor uns? „Ich ſah einen himmliſchen Ort, bereitet für mich, daß er mich ewig beherberge, eine herrliche Villa für mich gebaut, die ich beziehen und bewohnen darf, einen Tiſch prächtig gerüſtet und reich gedeckt für mich.“ Ich habe euch etwas anderes vorgeleſen, nicht das, was ich euch jetzt als das Ziel der menſchlichen Hoffnung darſtelle. Ihr wißt, ſo denkt unſer Herz; es fragt nach dem, was wir bedürfen, was uns beglückt, was unſer Leben vollendet macht. Und auch dieſe Frage iſt uns von Gott ins Herz gelegt; denn er gibt uns das Bedürfnis darum, weil er es erfüllt, und pflanzt den Hunger in unſere Seele, weil er für ihn die Speiſe bereitet hat. Wir wiſſen, ſagt Paulus, daß, wenn unſer Zelt abgebrochen wird, wir einen himmliſchen Bau haben, der nicht mit den Händen bereitet iſt, und wie unſer Zelt für uns bereitet war als unſere Herberge, ſo wird auch der himmliſche Bau für uns hergeſtellt

sein als uns zum Eigentum gegeben. Wir sind aber damit noch nicht bei der Verheißung, die uns heute beschäftigt. Machet eure Gedanken reiner und größer; lasset eure Hoffnung wachsen nach dem Maß Gottes. Ist sie klein und eng, so gewährt sie uns nur ein kleines, mattes Licht und legt nur eine kleine Kraft und Hilfe in unser Leben hinein. Eng wird sie, wenn wir dabei nur an uns denken und unserer Hoffnung das Maß an unserem Bedürfnis geben. Weit wird sie, wenn wir an Gott denken, an sein Werk, an seine Herrlichkeit, an seine Offenbarung. „Ich will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein"; das ist mehr als der Schrei des Herzens nach dem, was uns fehlt, mehr als das Verlangen der Begierde, die gerne das hätte, was uns erquickt. „Ich bin der Erste und ich bin der Letzte." „Siehe ich mache alles neu." Wir sehen, wenn wir die Hoffnung der Schrift in uns tragen, auf zu Gottes Werk, zum Ziel seiner Regierung, zum Ende seiner Wege, zur Stadt, die er baut, zur Gemeinde, die er sich bereitet. Nun wird unsere Hoffnung so ewig wie Gottes Leben, so groß wie Gottes Kraft, so reich wie Gottes Gnade.

„Und ich sah." Wie sehen wir hinaus zu unsrem Ziel? Mit tränendem Blick, mit beschattetem Auge? Ich sehe nach dem Leben, denn ich spüre des Todes eisige Hand. Ich sehe nach dem Ewigen, denn ich erfahre an mir die Vergänglichkeit. Ich sehe nach dem Ziel, denn das Wandern auf dem Wege macht müde, sehr müde. Unser Text gibt uns aber wieder eine ganz andere Hoffnung. Wir haben unseren Ausblick nach dem Ziel noch nicht in das Maß der Schrift gebracht, wenn sie das Kind unseres Schmerzes bleibt und keinen anderen Grund hat als den uns peinigenden Druck des Mangels. „Siehe, ich mache alles neu." Was er tut, das wird uns verkündet als der große Reichtum unserer Hoffnung. „Ich bin der Letzte"; denn „ich bin der Erste." Wenn unsere Hoffnung das Kind unseres Schmerzes bleibt, dann ist sie mit Unruhe belastet. So schwankt sie und macht uns schwanken.

Und wenn man ſchwankt, kann man ſchlecht wandern. Eine unruhige, heiße, leidenſchaftliche Hoffnung gibt uns keine Kraft, ſondern ſaugt an uns, zehrt an uns und lähmt uns. Sie macht uns träumen, ſtatt daß ſie uns aufweckt und uns die Kraft verleiht, unſeren Weg rüſtig zu gehen. So müßte es bleiben, wenn wir ſelber die Hoffnung zu dem, was uns fehlt, hinzuzudichten hätten und neben die ſchwarzen Seiten in unſerem Leben ein leuchtendes Bild hinmalten, damit über dem düſteren Teil unſeres Lebens ein heller Schimmer glänze. Nun gibt uns aber Gott die Hoffnung. Dadurch bekommt ſie den Grund nicht in dem, was uns fehlt, ſondern in dem, was er uns gibt, nicht in dem, was wir bei uns nicht finden, ſondern in dem, was wir bei ihm finden. Deshalb macht uns die Verheißung der Schrift das Wort „Jeruſalem“ zum Kern und Stern unſerer Hoffnung, ſo daß wir alles, was wir als unſer herrliches Ziel und koſtbares Erbe begehren, in den einen Satz zuſammenfaſſen: „Jeruſalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir.“ Damit iſt unſer Blick auf das gerichtet, was Gott tut, auf das, was er ſelbſt uns bereitet und ſeine Gnade für uns wirkt. Jeruſalem, das iſt die Stadt, wo Gottes Wort hörbar ward, nicht nur menſchliche Rede. Jeruſalem, das iſt die Stadt, wo es eine Gemeinde Gottes gab, nicht nur allerlei Vereine und Genoſſenſchaften menſchlicher Art. Jeruſalem, das iſt die Stadt, wo der Sohn Gottes das Kreuz getragen hat und für uns alle die ewige Verſöhnung bereitete, die uns armen Sündern den Zugang gibt zu Gottes Thron. Darum ſprechen wir: „Jeruſalem, wollt Gott, ich wär in dir.“ Damit iſt unſere Hoffnung nicht nur auf den Anblick unſerer Schwäche gegründet, ſondern auf den Aufblick zu Gottes Kraft, nicht nur auf die Empfindung unſerer Not, ſondern auf die Wahrnehmung der göttlichen Gabe. Nicht auf unſer Unvermögen, ſondern auf Gottes Vermögen iſt unſere Hoffnung geſtellt. Jetzt wird ſie froh und weit und groß.

2.

Und nun wird sie auch gewiß. „Ich sah“ — und ich zweifelte! Ein neuer Himmel, eine neue Erde, mag das wohl sein? Eine Gottesstadt, geschmückt für ihren Herrn wie eine Braut für ihren Mann, sollen wir vor uns sehen, während wir die Gemeinde in ihrem armseligen Zustand vor Augen haben, beladen mit allem Schmutz der Erde. Kein Auge soll es mehr geben, das Tränen vergießt! Ach, reden nicht bloß die Dichter davon? Ist das ein mit Ernst von uns zu ergreifendes Ziel? Wir kennen den Schmerz und wissen auch, wie unentbehrlich er uns ist, daß wir ihn gar nicht ausrotten, gar nicht aus dem Lauf unseres Lebens entfernen können. Darum fragen wir: mag wohl solches je geschehen? Wenn wir zweifeln, dann wird uns aber die Hoffnung zur Last und fügt zu unseren andern Bürden nur noch eine neue Not hinzu. „Siehe, ich mache alles neu und bin das A und darum das O, bin der Erste und darum der Letzte.“ Damit ist uns gezeigt, wie in unsere Gedanken, die in die Zukunft hinausgreifen, doch die Gewißheit hineintritt. Sie entsteht an dem, was wir als das Werk Gottes vor uns haben. Weil wir ihn als den Ersten kennen, darum wissen wir auch, daß er der Letzte sein wird, der das letzte Wort zu unserem Leben spricht, das, das Geltung haben wird in Ewigkeit, und uns die letzte Gabe und Hilfe reichen wird, die, die die Vollendung in sich hat. Wenn uns im Anblick unseres menschlichen Wesens und Zustands die Hoffnung von Zweifeln und Sorgen erschüttert wird, dann treten wir zum gegenwärtigen Gott heran, zu dem, der uns jetzt ruft mit seinem lieben Wort, zu dem, der sich uns jetzt zeigt im Angesicht unseres lieben Herrn, zu dem, der uns jetzt an sich bindet, weil er mit seiner unausdenklichen Gnade uns die große Wohltat tut, daß wir ihm glauben dürfen. Das sind die Wurzeln der echten Hoffnung, die Gewißheit ist.

Damit sind wir auch davor bewahrt, daß uns der Vor-

blick auf das Ziel für den heutigen Tag untüchtig mache, unluſtig und ungeſchickt für den Anſpruch an unſere Liebe und an unſere Arbeit, der ſich heute vor uns ſtellt. „Siehe, ich mache einen neuen Himmel“; aber einen Himmel, der das vollendet und verklärt, was jetzt ſchon im Himmel iſt. „Siehe, ich mache eine neue Erde“ und ſie ſoll erblühen mit einem Leben, das ſie jetzt noch nicht kennt; aber vollendet und verklärt wird das Leben, das jetzt durch Gottes Schöpferwerk auf ihr beſteht. Siehe, ein Jeruſalem, ein neues, das nicht auf der Erde gebaut wird, ſondern von oben gegründet und vollendet wird; aber es iſt ein Jeruſalem, das die Gemeinde verklärt, die Gott jetzt ſchafft. Dich mache ich neu, dich, den Durſtigen, tränke ich aus dem Brunnen lebendigen Waſſers, dich, den ich geliebt habe, ehe du geboren warſt, dich, den ich gerufen habe mitten in deinem irdiſchen Daſein, dich, den ich mit meinem Wort jetzt im Glauben zu mir wende und mit meinen Augen leite auch auf dunklen Wegen, auch in des Todes Tal, auch in deiner Narrheit und deiner Schuld; dich kenne ich, und weil ich dich kenne, bin ich dein Gott in Ewigkeit und du haſt Erbe und Bürgerrecht in Gottes ewiger Stadt. Freunde, jetzt ſind wir über den Zweifel hinaus. Ihr könnt die Zukunft nicht ergründen, wenn ihr ſie von dem ablöſt, was uns unſere Gegenwart gewährt. Ihr könnt nicht Gottes künftiges Werk ſehen, wenn ihr ſeine uns gegenwärtige Gnade bedeckt. Ihr müßt das Auge auf das richten, was Gott heute iſt; dann werdet ihr erfaſſen, was er morgen iſt. Ihr müßt den Himmel und die Erde, die euch gegeben ſind, als Gottes Werk erkennen, dann hofft ihr auf den neuen Himmel und die neue Erde mit fröhlicher Dankbarkeit, und müßt heimiſch und Bürger werden in dem Jeruſalem, das jetzt durch Gottes Regierung und Gnade gebaut wird; dann gehen wir ein in die Tore der ewigen Stadt.

Aber noch ein Gedanke faßt uns und muß zur Klarheit kommen, wenn wir mit freudiger Gewißheit die Hoffnung in

uns tragen ſollen. „Und ich ſah“ — und zitterte! Denn ich ſah neben dem Leben den anderen Tod und neben denen, die durch die Tore der ewigen Stadt hineingingen, die, die draußen bleiben, die Lügner und Greulichen, vor denen Gottes Auge ſich verhüllt und die von ſeiner Gemeinſchaft geſchieden bleiben. Wollen wir es mit den Vielen halten, die uns deshalb ſagen: Ihr täuſcht euch, wenn ihr meint, eure Verheißung ſei ein Gewinn, ein Segen, ein Glück, ſie iſt ein Unglück und ein Gift für die Menſchen? Warum? Sie ſchafft die Furcht. Ihr könnt nicht vom ewigen Leben reden, ohne auch daran zu denken, daß das menſchliche Leben in die Finſternis hinabſinken kann, und könnt nicht von der Gemeinde reden, die Gott als ſeine Braut ſchmückt und mit ſeinem Sohn vereint, ohne daß ihr vom Gericht redet, das ſcheidend durch die Menſchheit geht, die einen beruft und die anderen verſtößt. Alſo entſpringt mit der Hoffnung zugleich die Angſt und der Blick, der ſich nach vorn wendet, macht uns erbeben. Furcht iſt aber eine Qual, ein Uebel, eine Krankheit, ein Wurm, der an uns zehrt. Die Furcht macht morſch, die Furcht macht ſchwach. Laſſet uns furchtlos leben auch um den Preis, daß die Hoffnung uns zerbricht.

Freunde, ſo möchten wir wohl reden, wenn uns die Furcht erſt dann erfaßte, wenn wir an das denken, was einſt kommen mag. Gibt es aber in dem, was wir jetzt an uns ſelbſt und an den anderen ſehen, nichts, was uns erſchreckt, nichts, wovon wir uns mit entſchloſſenem Ernſt abwenden müſſen? Hat es denn keinen Sinn, wenn der Prophet zu uns ſpricht: „Wer überwindet“? Wenn von Ueberwindung die Rede iſt, dann ſind wir vor einen Gegner geſtellt, gegen den wir uns verteidigen müſſen, und ſehen eine Gefahr, die unſer Leben bedroht. Kommt ſie erſt drüben zum Vorſchein? Entſteht die Furcht erſt dann, wenn des Todes Pforte von uns durchſchritten iſt? Was wir dann zu fürchten haben, das iſt der andere Tod, der Tod, der uns das ewige Leben nimmt.

Er hat aber genau dieselbe feste und sichere Begründung in unserem gegenwärtigen Zustand wie das ewige Leben. Das ewige Leben ist freilich ein Wunder, das Gottes Schöpfermacht uns bereitet, aber es vollendet das, was seine Hand uns jetzt verleiht. So ist auch der ewige Tod ein Neues, nicht dasselbe mit dem, was wir jetzt den Verlust des Lebens heißen; denn vor der Neuheit des Lebens wird auch des Todes Antlitz neu. Aber auch er vollendet, was in uns schon jetzt vorhanden ist, und bringt zum Ziel, was uns jetzt schon die Gefahr bereitet und die Furcht in unsre Seele legt. Nicht vor Träumen unserer Phantasie, nicht vor künftigen Dingen haben wir uns zu fürchten. Dem gilt unsre Furcht, was jetzt schwarz, finster, von Gott geschieden in uns wächst und uns verdirbt. Hier entspringt die Furcht, die aus der Wahrheit ist, und sie überwinden wir gerade dann, wenn wir die Verheißung fest ins Herz schließen. Wer stellt sich getrost und freudig in den Kampf, wenn er nicht des Sieges sicher ist? Stark treten wir in den Kampf hinein durch die Zusage unseres Gottes: ihr könnt überwinden. Einst hört diese Gefahr für euch völlig auf. Einst ist jede Lüge abgetan und jede Bosheit aus eurer Gemeinschaft weggeschafft und es gibt kein Unrecht mehr und keinen, der es tut, und keinen, der es leiden muß, in eurem Kreis. Einst regiert einzig Gottes guter Wille und geschieht seine Gerechtigkeit vollkommen. Wir brauchen diese Verheißung, damit wir stark und froh den Kampf führen, der uns allen aufgegeben ist, und das von Herzen fürchten, was jetzt gefürchtet werden muß mit Entschlossenheit. So werden wir nicht schwach, so werden wir stark. Solche Hoffnung zerdrückt nicht, sondern richtet auf.

„Wen da dürstet, den will ich tränken vom Brunnen des lebendigen Wassers umsonst.“ Solange wir uns vorstellen, daß Gott uns nichts gebe, wenn wir es ihm nicht abzwingen, daß er keine Gnade und Güte für uns habe, wenn wir sie nicht zuerst verdienen und erringen, dann freilich kann die Hoffnung nicht wachsen. Dann bleibt sie ein armseliges,

unſicher ſchwankendes Ding. Umſonſt will ich euch das lebendige Waſſer geben, nicht deshalb, weil ihr mir einen herrlichen Preis gezahlt habt, nicht darum, weil ihr ſo große Menſchen geworden ſeid, die man ewig konſervieren muß, weil es ſchade wäre, wenn ein ſolcher verſchwände. Das ſind Kindereien. Keiner von uns hat ein Recht auf Ewigkeit und keiner ſoll den Mund auftun, wenn ihm Gott das Lebenslicht ausbläſt und er verſchwindet wie ein Tropfen im Meer. Aber „ich gebe euch das lebendige Waſſer umſonſt“, damit ihr ſeht, was Liebe iſt, und begreift, worin Gott ſeine Herrlichkeit hat, und ſelber Zeugen werdet, lebendige Zeugen ſeiner Herrlichkeit. Das iſt der letzte, tiefſte Grund unſrer Hoffnung und das macht ſie gewiß. Wir rechnen nicht auf die Erfolge unſeres Lebens und wollen nicht für das ein ewiges Lob ernten, was wir gearbeitet haben; aber wir rechnen auf den unerſchöpflichen Schatz der göttlichen Gnade und zählen darauf, daß aus ihrem Grund das Lebenswaſſer unerſchöpflich quillt, das uns von jedem Durſt befreit. Gnade um Gnade reicht er uns dar ohne Ziel und Ende. „Ich gebe euch das lebendige Waſſer umſonſt.“ Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen, Tübingen

Inhalt des zehnten Jahrgangs.

(1911—1912.)

Nr. 1 2. Advent (10. Dezember 1911) Röm. 14, 7—12.
„ 2 Sylveſter (31. Dezember 1911) Pſ. 92, 2. 3.
„ 3 1. Sonntag nach Epiphanias (7. Januar 1912) Eph. 6, 1—4.
„ 4 Sonntag Septuageſimä (4. Februar 1912) Apoſtelgeſch. 9, 36—42.
„ 5 Landesbußtag (3. März 1912) Luk. 19, 41. 42.
„ 6 Palmſonntag (31. März 1912) Matth. 26, 26—30.
„ 7 Sonntag Kantate (5. Mai 1912).
„ 8 Pfingſttag (26. Mai 1912) Apoſtelgeſch. 2, 32—41.
„ 9 Dritter Sonntag nach Trinitatis (23. Juni 1912) Apoſtelgeſchichte 5, 34—42.
„ 10 Siebenter Sonntag nach Trinitatis (21. Juli 1912) Hebräerbrief 12, 5—11.
„ 11 Dreiundzwanzigſter Sonntag nach Trinitatis (10. Nov. 1912) Offenbarung 21, 1—8.

Predigten

in der

Stiftskirche zu Tübingen

Elfter Jahrgang

(1912—1913).

Von

D. A. Schlatter

Professor und Frühprediger.

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

Tübingen 1912

Druck und Verlag von Gg. Schnürlen.

Abonnements nimmt jede Buchhandlung entgegen.
Der Preis des Jahrgangs (10—12 Predigten) ist 2 Mark,
der einzelnen Predigt 20 Pfennig.

Gi 38 11

2. Advent

(8. Dez. 1912).

Matth. 24, 1—14.

Mit kräftiger Hand hat Jesus seine Jünger vom jüdischen Tempel losgemacht. Wenn wir einen Auszug bewerkstelligen müssen, dann nehmen wir gewöhnlich noch eine Menge von altem Gerümpel mit, weil sich unser Herz davon nicht lösen kann und uns der alte Hausrat lieb geworden ist. So haben auch die Jünger noch rückwärts geschaut, als Jesus sie aus dem Tempel hinausführte, und das Herz blutete ihnen im Gedanken: Jetzt ziehen wir aus für immer. Jesus hat sie aber ganz frei gemacht. Kein Stein, sagt er, bleibt hier auf dem anderen; ihr habt hier nicht zurückzuschauen mit heißem Verlangen und glühendem Schmerz; hier hat Gott gesprochen; das Alte ist vergangen und ganz vorbei. Aber er bricht nicht nur ab, sondern er baut den neuen Tempel Gottes und wendet den Blick der Jünger auf das Werk, das er ihnen zuteilt, und für dieses hat er sie mit seiner Weissagung gestärkt. Und wir, liebe Freunde, haben heute dieselbe Stärkung nötig gegen dieselben Feinde, die uns angreifen und erschüttern. „Viele werden kommen in meinem Namen." Jesus macht uns stark gegen die religiöse Aufregung. „Kriege und Kriegsgeschrei werdet ihr hören." Er macht uns stark gegen die politische Aufregung. „Das Evangelium muß verkündet werden unter allen Völkern und doch wird die Liebe in vielen erkalten." Er macht uns stark gegen die Ermattung, die bei der Größe unsrer Arbeit uns lähmen will. Solcher Stärkung bedürfen auch wir, damit wir Weihnacht feiern können, fröhlich, mit ganzem Herzen,

ſodaß wir Gott für den Reichtum ſeiner Gabe preiſen, die uns in Jeſus verliehen iſt.

1.

Wir brauchen Stärkung gegen die religiöſe Aufregung. „Viele werden kommen in meinem Namen“. Jeſus erwartet nicht, daß einzig ſeine Stimme in der Menſchheit hörbar werde und ſich keine andere Stimme neben ihm vordränge, noch lauter als ſein ſtiller Ruf, weit prunkvoller und dringender werbend um die Zuſtimmung und den Glauben aller. Es wäre ja freilich hübſch, wunderhübſch, viel bequemer, viel leichter, wenn es nicht immer wieder Propheten gäbe, die dasſelbe tun wollen, was Jeſus tat, ja noch mehr, die ihn überbieten wollen und an ſeine Stelle ſich ſetzen, wenn es keinen Muhammed gegeben hätte und keinen Papſt und keinen Philoſophen, der uns eine neue Religion zurecht machte, und keine Volksbeglücker, die uns einen Zukunftsſtaat vormalen, in dem alles anders iſt, als es ſein kann. Das gibt immer wieder Aufregung und Erſchütterung. Kopf und Herz werden dabei müde, wenn wir immer wieder miteinander beſprechen müſſen, wie es ſich denn mit Gott und Gottes Reich verhalte und wen wir uns zum Führer wählen ſollen, weil er uns zum Herrn und Haupt geſetzt iſt, damit wir ihm gehorchen. Immer wieder entſteht die Unruhe, immer wieder die Verwirrung; immer wieder müſſen wir uns hineinbegeben in den Kampf. Man kann müde werden ob all dem Geſchrei. Darum ſtärkt uns Jeſus. Verzagt nicht, ſagt er, ſie werden kommen in meinem Namen; aber ihr wißt, wem dieſer Name gehört, wem Gott ihn gegeben hat. Ihr habt es erlebt und erfahren, wer die Worte des ewigen Lebens ſpricht, die Licht und Kraft ſind, weil ſie uns mit Gott verbinden.

Woher kommt denn jene Aufregung? Jeſus iſt ſo weit von uns entfernt. Nach Bethlehem wenden wir wieder unſere Blicke; das iſt eine weite Pilgerfahrt in entlegene Ferne.

Zum Kind in der Krippe wandern wir wieder im Geiſt, zum armen Kind und armen Mann. Und er iſt ſo ganz anders, als wir es wünſchten, macht einen Strich durch unſre Begehrungen und beginnt den Kampf mit dem, was wir Menſchen ſind und wollen. Sollten wir nicht doch einen modernen Propheten nötig haben, der näher bei uns daheim iſt als der Mann von Bethlehem, der uns gleichartiger iſt und uns das als tiefe Weisheit ſagt, was wir gern hören? Wir glauben ja denen leicht, die uns ſelber gleichen und uns das anpredigen, was wir ſelber meinen. Jeſus ſteht dagegen rein vor der Menſchen Not und Sünde, im Dienſt der Liebe, darum geſchieden von allen denen, die für ſich ſelbſt ſtreiten, Gott gehorſam, mit Gott geeint, während wir von Gott nichts wiſſen und nichts ſpüren. Welch ein Unterſchied! Welch ein Gegenſatz! Wird es uns nicht ſchwer, Weihnacht zu feiern? „Euer Herz erſchrecke nicht.“

Wie ſtärkt er uns? Er zeigt uns ſeine Gewißheit und an ſeiner Gewißheit wird die unſre ſtark und findet ihren ſichern Grund. Er gibt ſeinen Namen keinem andern; denn er ſpricht das aus, was der Vater ihm gegeben hat. So ſtellt er ſich vor uns als der, der ſein Ziel und Gottes Ziel kennt, als unſer Licht und unſer Leben. Er verheißt uns: das werdet ihr erfahren; und weil wir es erfahren, immer wieder neu erleben, Freunde, darum rüſten wir uns zu einer fröhlichen Weihnachtszeit.

2.

Jeſus hat noch etwas anderes im Auge, wogegen er ſeine Jünger ſchützt und ſie ſtärkt. „Ihr werdet hören Kriege und Kriegsgeſchrei und ein Volk erhebt ſich gegen das andere.“ Wir preiſen ihn als den Herrn, den König aller Könige, den Herrſcher aller Herrſcher. Wo ein Herr iſt, da iſt Ordnung. Wir rühmen ihn als den gnädigen Herrn, der ſeine Macht dazu braucht, damit Friede auf Erden entſtehe und uns die

göttliche Gabe verliehen sei mit ihrer Leben schaffenden Fülle. Und nun sieht es so aus, Jahr um Jahr, Geschlecht um Geschlecht auf unserer mit Blut getränkten Erde. Immer wieder wogen die Leidenschaften in den Völkern empor. Wir können sie nicht dämpfen, sind nicht im Stande, sie zu regieren. Kein Verstand weiß hier den Weg; keine Macht baut hier den Damm. Jeder Damm bricht; jede Ueberlegung geht in die Brüche. Die Leidenschaft bricht durch, spült alle Dämme weg, greift zu den Waffen und der Kampf beginnt. Und noch ein anderer Kampf, weniger lärmend, aber noch schwerer liegt auf uns allen. Zum Krieg und Kriegsgeschrei fügt Jesus hinzu: Pestilenz und teure Zeit. Wir führen den Krieg mit der harten Natur, die uns die Lebensmittel versagt, und die uns die Krankheitsstoffe in den Körper legt. Das gibt den beständigen Kriegszug gegen die Seuche und den Hunger, einen schweren Kampf, der viele Tränen kostet, in dem wir immer wieder ohnmächtig unterliegen. Das sind Lasten, unter denen manches Menschenleben zerbricht. Wie wir die Waffen tragen müssen, alle, in beständiger Rüstung und Wachsamkeit, so müssen wir auch Spital um Spital erbauen als das Schlachtfeld, auf dem wir den Kampf mit der Seuche führen und unterliegen. Das macht müde. Darum warnt der Herr die Jünger: „Euer Herz erschrecke nicht."

Wieder stärkt er uns dadurch, daß er uns seine Gewißheit gibt. Und dennoch, ob die Kanonen donnern und die Maschinen rasseln und unsere Spitäler zu eng sind für all die armen Kranken, dennoch ist Friede auf der Erde; denn Christus ist geboren. Den Frieden haben wir auf unsrer dunklen Erde; denn wir haben ihn. Wir leben nicht nur unter streitenden Völkern, sondern haben über uns einen Himmel, nicht nur eine Erde, und in dem Himmel Gott, der unser Vater ist, den wir kennen, weil er uns unsern Herrn und Heiland geschickt hat. Wer einen Himmel hat, der kann es auf der Erde aushalten, auch wenn ihn der Kampf um das tägliche

Brot und um allerlei politiſche Not ſchwer anſpannt und müde macht. Aber damit unſer Herz nicht erſchrecke, müſſen wir unſern Blick feſt auf ihn hinwenden. In ſeinem Frieden gewinnen wir den Frieden, in ſeiner Kraft die Kraft. Wir überwinden die Welt, weil er uns ſagen kann: Seid getroſt, ich habe ſie überwunden; in mir habt ihr den Gott, der nicht ſtirbt, der in allen Kriegsgewittern unerſchüttert ſeinen Weg geht, der auch durch Not und Tod hindurch euch ins Leben führt, den Gott, mit dem wir nicht verarmen und nicht verderben, den Gott, mit dem wir ewig vereinigt ſein dürfen in Friede und Anbetung. Das iſt unſere Weihnachtsfreude auch in ſchwerer Zeit.

3.

Noch etwas Drittes hat Jeſus mit ſeinen Jüngern beſprochen und das greift uns vollends ans Herz. Die Erſchütterung kommt nicht nur daher, daß andere andere Wege gehen und andern Propheten folgen als wir, auch nicht nur daher, daß in der Bewegung der Völker Stoß auf Stoß und Not auf Not entſteht. Der Herr hat uns eine Arbeit gegeben und dieſe Arbeit iſt ſchwer, mißlingt und macht uns deshalb Sorgen und Nöte. Das Evangelium, ſagt er, muß verkündet werden unter allen Völkern. Davon geht er nicht ab und kein Chriſtenherz kann von dieſem Amt und Werk abſtehen. Und wenn wir nur noch zu zweien in ſeinem Namen in unſerer Stadt vereint wären, wir dächten an die ganze Stadt, mehr noch an das ganze Volk, mehr noch an die ganze Welt. Darauf kann keiner verzichten, der den Namen Jeſu nennt, auf ſein Wort ſieht und weiß, was die Weihnachtszeit uns beſchert hat. Das kann keiner bloß für ſich in ſeine eigene Taſche ſtecken. Gottes Geſchenk iſt viel zu groß, als daß ich es für mich allein haben könnte. Haben wir es, dann haben wir es für alle; gibt es ein Himmelreich, dann rufen wir alle dorthin; haben wir einen Herrn

und Erlöſer, der über Sünde und Tod Meiſter wird, ſo iſt das die ſeligmachende Botſchaft für jedermann. Die Chriſtenliebe geht immer auf das Ganze und kann nicht beim eigenen Schickſal und eigenen Bedürfnis ſtillſtehen. Sie ſchaut immer hinaus auf das große Ziel, zu dem Jeſu Wort uns ruft.

Aber nun iſt die Aufgabe groß und wir ſind klein. Das Werk iſt gewaltig und unſre Kraft iſt armſelig. Bleiben wir nur in unſerer Stadt; bis wir es fertig bringen, daß jeder in unſerer Stadt das Evangelium hört, wie viel fehlt da! Wo ſind die Zeugen? Ihr ſagt, ſie hören es ja alle. Ja, Freunde, hören und hören macht einen großen Unterſchied; ſo hören, daß er es wirklich faßt, es wirklich merkt: Sieh, da kommt dir Gott entgegen, da begegnet dir dein Herr und du darfſt kommen: das iſt eine große Sache. Viele werden alt unter uns und hören das Evangelium nie und doch ſind wir nur eine kleine Stadt, ein kleines Teilchen unſeres Volks, und unſer Volk iſt wieder nur ein kleiner Teil der Menſchheit. Wir müſſen aber dafür ſorgen und dafür arbeiten, daß das Wort des Herrn durch die ganze Welt laufe und ſein Evangelium unter allen Völkern verkündet werde. Wie ſollten wir noch das Vaterunſer beten, wenn wir darauf verzichteten? „Dein Reich komme; dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel;“ bei dieſem Gebet denken wir nicht nur an unſer eigenes Herz oder an unſer eigenes Häuschen oder an unſere eigene Stadt, ſondern bedenken, wie groß die Gnade Gottes iſt und wie weit ſein Wort reichen muß.

Wäre es nur das, ſo würden wir für die Arbeit, die der Herr uns gibt, von Herzen danken. Denn Jeſu Wort durch die Menſchheit zu tragen, das iſt ein fröhliches Geſchäft. Aber ihr habt gehört: Jeſus hat ſeinen Jüngern noch etwas anderes geſagt. „Ihr kommt mit der Botſchaft von Gottes Gnade zu allen; ſie aber haſſen euch.“ Da entſteht wieder ein Kampf, der ſchwer iſt. Jeder Kampf braucht Kraft und der, der am Evangelium entſteht, kann uns ſchwer bedrücken,

tief beugen, müde und matt machen bis zum Verzagen, daß wir gerne ſtille ſind. Denn wenn das Unrecht überhand nimmt, wird die Liebe kalt. Und ohne die Liebe tun wir die Arbeit nicht, die Gott uns zuteilt, und eine kalte Liebe tut die Arbeit ſchlecht. Nur die gelingt, die mit der ganzen Liebe ringt und wirbt; nur ſie gewinnt.

Liebe Freunde, wir ſtehen vor einer Not, die die Chriſtenheit ſchwer bedrückt; das iſt die kalte Liebe. Wäre ſie ganz weg, ſo daß wir nur an uns ſelbſt dächten, dann wäre das Evangelium von uns fortgegangen und der chriſtliche Name würde uns nicht mehr gehören. Man kann nicht in der Nähe Jeſu ſtehen und nur an ſich ſelbſt denken. Wer ihn kennt, der wird frei, zur Liebe frei. Aber ſie iſt zwar da, gleicht jedoch einem Würmchen von ärmlicher Lebendigkeit, einem ſchwächlichen Pflänzchen, auf das der Froſt fiel, nun kann es nicht mehr recht gedeihen. Es iſt kalt bei uns geworden und die Liebe iſt am Kränkeln. Jeſus warnt: Hütet den Schatz, den ich euch gebe; habt Acht zum Feuer, das ich anzünde. Vieles in der Welt kann es erkälten. Unrecht geſchieht in Menge und am Unrecht wird die Liebe immer kalt.

Er heißt uns auf ihn ſehen. Seine Liebe wurde nicht kalt, als ihn ſein Volk verwarf und der Kampf gegen ihn heiß wurde. Nur um ſo größer wurde ſeine Liebe bis zum Kreuz. Er hatte die heiße Liebe, die jede Kälte überwand, ſich nicht vom Böſen überwinden ließ, ſondern mit Gutem, mit Gottes Güte, das Böſe überwand. Dazu gibt er uns die Hand, damit wir uns an ihm wärmen und den Feind bezwingen, der uns innerlich kalt berührt. So feiern wir die Weihnacht recht. Nicht dazu rüſten wir uns zum Feſt, damit wir wenigſtens für einige Stunden die Arbeit vergeſſen und unſeren Beruf dahinten laſſen. Unſere Feſte ſind dazu da, damit ſie unſer Werk wachſen machen und unſere Arbeit mehren. Sie leiſten uns das; denn ſie richten unſeren Blick auf ihn. Er hat uns das Wort gegeben, das in alle Welt laufen ſoll; er

hat uns auch die Kraft gegeben, den Kampf zu führen in Geduld, und er ſorgt für unſere Liebe. Wird ſie matt, dann kommt zum Kindlein, das die Liebe geſendet hat, damit es uns die Liebe bringe. Gottes Liebe hat ihn uns geſchickt. Denkt einmal, liebe Freunde, was iſt das für ein wunderbares Wort: Gottes Liebe hat ihn uns geſchickt! Wollen wir nur eine kalte Liebe haben? Laſſet uns von Herzen bitten: Zünde deine Liebe in uns an. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Am letzten Sonntag des Jahres.

(29. Dez. 1912.)

Lukas 2, 22—40.

Am letzten Sonntag des Jahres.

(29. Dez. 1912).

Lukas 2, 22—40.

Wir loben die Krippe Jesu; denn sie ist das Zeichen seiner Armut; und diese gehört zu seiner Herrlichkeit, die uns die selige Weihnachtsfreude in die Seele legt. Arm mußte er kommen und arm mußte er bleiben, weil er nichts haben soll, nichts haben darf als Gott allein. Dafür ist es das Zeichen, daß Gott ihn an seinem ersten Tage in das Kripplein bettete, und darüber sind wir froh, weil es eine wunderherrliche Sache ist, daß es einmal unter uns einen Menschen gegeben hat, dessen Besitz nichts als Gott allein gewesen ist. Deshalb, weil er nichts als den Vater hat, ist er reich über alle Maßen, reich an den Gaben, die Gott allein geben kann. So haben wir ihn auch in unserer Geschichte vor uns, wie er mit dem beschenkt wird, was Gott ihm gibt, und diejenige Gabe empfängt, nach der seine Seele mit sehnlichem Verlangen begehrt.

Womit beschenkt ihn Gott? Menschen führt er ihm zu, solche, denen seine Gnade widerfährt. Die Herzen bereitet er für ihn, in denen seine Erkenntnis erwacht. Darauf blieb das Verlangen Jesu gerichtet, solange er auf der Erde stand, und das ist heute ebenso sein Begehren, ist heute das Verlangen, mit dem er zu uns herniederschaut. Er begehrt nicht allerlei Dinge und Güter, damit sie seinen Reichtum bilden; aber er begehrt uns, daß wir seine Gnade fassen und in seinem Namen Gott loben.

Wir sehen, wie reich ein Mensch wird, wenn ihm die Erkenntnis Jesu geschenkt wird und ihn Gottes gnädige

Hand mit offenen Augen herzuführt, daß er es zu schauen vermag, was in Jesus geschehen ist. Ein wunderbarer Vorgang, ein herrliches Glied der an Lieblichkeiten reichen Weihnachtsgeschichte wird uns durch unseren Text sichtbar, der, daß die Verheißung in die Erfüllung übergeht, die Hoffnung sich zum Schauen erhebt und aus der Bitte der Dank entsteht. Freunde, das schenkt uns Gott als seine Weihnachtsgabe, daß die Hoffnung zum Glauben wird und die Sehnsucht zum Empfangen führt. Das geschieht aber so, daß aus der erlebten göttlichen Gnade die Hoffnung gleich wieder neu entsteht. „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen". Jetzt dankt Simeon; jetzt glaubt er. „Dieser ist bereitet vor allen Völkern ein Licht, zu erleuchten die Heiden." Jetzt entsteht aus der wahrgenommenen Gabe Gottes die neue Verheißung und aus dem Glauben, der Gottes Geschenk erfaßt, wächst wieder die Hoffnung hervor. Das ist unsere Weihnachtsfreude, die wir vom alten Jahr ins neue mit uns nehmen wollen. Treten wir zu Jesus herzu, dann kommt zur Verheißung die Erfüllung und diese Erfüllung ist so reich, daß sie uns die neue Hoffnung gibt.

1.

Zwei warten im Tempel auf Jesus und werden ihm als die Zeugen seiner Sendung von Gott zugeführt. Es ist eine feine Sache und gehört mit zur zarten Lieblichkeit der Weihnachtsgeschichte, daß es zwei sind, ein Mann und eine Frau. Sie bedürfen beide dieselbe Gabe, denselben Heiland. Wir alle haben es in diesen Tagen wieder innig gespürt, was uns damit geschenkt wird, daß Mann und Frau beide im selben Weihnachtslicht, im selben Gottessegen einander die Hand geben dürfen. Gottes Weihnachtsgabe verbindet uns auch in unserer natürlichen Gemeinschaft mit einem neuen, festen Band. Da geht mancher Riß weg, der uns sonst schei-

den könnte, und manche Liebe wird wieder jung, die welk zu werden drohte. Das gehört mit zum Segen Gottes, den er an die Sendung Jesu geheftet hat, daß er unsere natürliche Verbundenheit tief, fest, vollständig und ewig macht in Gott. Wir kommen nur mit unseren natürlichen Anliegen nicht wirklich zusammen. Damit sich das Herz zum Herzen finde, braucht es mehr als jugendliche Schönheit und mehr als irdischen Gewinn. Dann wachsen wir zusammen zu fester Gemeinschaft, wenn sie droben ihren Grund hat, darin, daß wir gemeinsam in der Gnade Gottes stehen, darin, daß ein Wort uns regiert, ein Meister uns führt, eine Liebe uns treibt, die, mit der wir Gott ehren. Deshalb finden wir, wenn wir zum Kripplein pilgern, einander aufs neue und legen die Hände ineinander, wir, die Gott zusammengestellt hat, damit wir zusammen durchs Leben gehen. Das bringt unser Herr Christus dadurch fertig, daß er dem Mann wie der Frau denselben Gottesschatz bringt, denselben Reichtum göttlicher Gabe, dieselbe Berufung, dieselbe Vergebung, dasselbe Ziel. Eine Hoffnung glüht im Herzen Simeons und in der Seele Hannas und eine Erfüllung wird beiden gewährt und beide stimmen deshalb einträchtig ein in Gottes Lob.

Sie warteten seit langer Zeit. Das steinalte Mütterchen, mehr als 100 Jahre alt, hat alle sterben sehen, die, als sie jung war, im Tempel amteten. Welch eine Änderung ging in diesen hundert Jahren über Jerusalem dahin! Könige verschwanden; die Freiheit des Volks zerbrach; blutige Tage in Menge standen in ihrem Gedächtnis. Von den Priestern, die in ihrer Jugend den Altar verwaltet hatten, war keiner mehr da. Sie war die letzte eines dahingegangenen Geschlechts und doch nicht verdorrt, doch nicht nur ein Gerippe, nicht nur nach dem Sterben begehrend. Denn sie wartet, wartet auf den, den Gott verheißen hat. Eine Verheißung Gottes ist ein Licht, das nicht verlöscht, eine Quelle der Munterkeit und Kraft, die auch das alte Mütterchen noch lebendig macht.

Neben ihr steht Simeon, der die Gewißheit in sich trug: du wirst dein Auge nicht schließen und von diesem Leben nicht abberufen, bis du die unausdenkliche Freude empfangen hast, bis der Christus geboren ist. Darum wartete er, nicht verdrossen und ungeduldig, sondern selig als Gottes Knecht, der Gott gehört, in dessen Dienst er steht. Er hat nicht eine leere Zeit, während deren er bloß mit Sehnsucht warten müßte. Gottes Knechte brauchen nie zu fragen: Wozu dienen uns die Tage? gibt es für uns Arbeit? was haben wir zu tun? Gottes Knechte haben Arbeit in Fülle, wissen, wozu sie ihre Tage brauchen, und nehmen jeden neuen Tag als gute Gabe Gottes gerne an. Dennoch spannt das Warten die Seele; denn die Hoffnung allein macht sie nicht voll. Es ist deshalb ein großes Geschenk für ihn gewesen, als nun zur Hoffnung die Erfüllung kam und er zu sagen vermochte: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden gehen; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen".

Geht das nur die Alten unter uns an? Reden wir darum von jenem steinalten Mütterchen, weil wir heute nur zu den alten Leuten reden wollten, und darum von Simeon, weil wir nur denen, die unter uns grau geworden sind, das Evangelium zu geben hätten? O nein; an dem, was unser Text uns zeigt, sind wir alle gleichmäßig beteiligt, unsere jungen Mädchen so gut wie unsere alten Frauen, unsere jungen Männer, die erst in das Leben eintreten, so gut wie wir, die wir nun bald entlassen werden. Es ist für den Eintritt ins Leben keine geringe Sache, wie wir aus ihm austreten können. Ich wollte nicht ein Amt übernehmen, wenn ich es nicht auch wieder mit Freuden abgeben dürfte, wollte nicht einen Weg antreten, wenn ich ihn nicht in Frieden beendigen könnte. „In Frieden entlässest du deinen Knecht"; was sagt das den Jungen? Tritt getrost ein in seinen Dienst; du kannst ihn mit Frieden schließen. Das alte Mütterchen in unserem Text sieht durch 91 Jahre zurück auf

ihren Hochzeitstag und durch 84 Jahre zurück auf jene schwere Stunde, wo sie hinter dem Sarg ihres Mannes herwankte; und doch preist es Gott und hat ein Herz, das singen kann, so froh, daß es uns heute noch die Seele erwärmt und sein Lob durch die ganze Menschheit klingt. Seht, wenn man so schließen kann, ist es eine fröhliche Sache anzufangen. So kann unser Leben enden; deshalb beginnen wir es mit Danksagung und führen es mit Freude. So können wir es beschließen, daß wir sagen: „Im Frieden darf ich gehen, werde in Frieden von dir entlassen; jetzt ist mein Dienst aus, jetzt mein Arbeitstag zu Ende und mein Amt und Werk vorbei; mit Frieden lege ich es ab; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen".

Warum, liebe Freunde, können wir vergnügt gehen? Warum ist es eine ebenso nette Sache, sich pensionieren zu lassen als sich anstellen zu lassen, abberufen zu werden als eingesetzt zu werden, alt zu werden als jung zu sein? Er regiert. Er sorgt. Er hat alles, was wir brauchen. Wenn wir bei uns selbst mit unseren Gedanken bleiben, dann ficht uns freilich die törichte Angst an: Was wird daraus werden, wenn du nicht mehr da bist? Wer wird dann für die Deinen sorgen und ihren Weg ordnen? Wer wird dann all das betreiben und erledigen, was du in deine Hände nahmst? Wenn wir nur an uns denken und mit unserem Blick bei uns bleiben, dann werden solche Fragen für uns schwer. Dann ist es auch kein fröhliches, sondern ein peinliches Ding, wieder ein Jahr gehen zu lassen, das nicht mehr kommt. Statt dessen sprich: „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen". Du bist nicht allein in der Welt und hast die Sorge für die Deinen nicht allein in deinen Händen. Du bist nicht ihr Meister und Herr, ihr Schöpfer und Regierer; dein Amt besteht nur darin, ihnen Gottes Gabe zu reichen und ihnen den Weg zu dem zu zeigen, den Gott zu uns gesendet hat. Er ist ihr Versorger, er der Herr. Und er ist

wirklich da, ist gekommen, nicht um wieder zu verschwinden, ist gegenwärtig, um für uns zu sorgen. Er hat alles, was du brauchst, Gottes ganze Gnade, die alles, Sünde, Not und Tod, von uns nimmt, Gottes ganze Herrlichkeit, die alles wohl macht und unsern Weg in Ordnung bringt nach Gottes Willen. Weil er da ist, gehen wir vergnügt und treten im Frieden ab. Ist er da, dann ist uns Gottes Gnade erschienen, dann Gottes Reich bei uns gegenwärtig, dann Gottes Liebe offenbar.

Sie haben, als sie das Kindlein vor sich sahen, nicht mehr gefragt: Warum mußten wir so lange warten? Hanna hat nun nicht mehr geklagt: Warum wollen sich meine Jahre nicht enden, so daß ich länger warten, länger ausharren muß als die andern alle? „Meine Augen haben deinen Heiland gesehen"; jetzt ist alles hell. Denn die Verheißung geht über in die Erfüllung und die Bitte verwandelt sich in den Dank.

Liebe Freunde, vielleicht ist in unsrem Blick auf Jesus noch mehr Hoffnung als Glaube, mehr Sehnsucht als Erfahrung. Es mag ja leicht sein, daß der Weihnachtstag uns diesen Eindruck mit Stärke in unser Herz gelegt hat. Andere preisen dich und mir will es nicht recht gelingen; öffne meinen Mund zu deinem Lob. Andere haben es erfahren, daß du der Heiland bist; mir will es nicht deutlich werden; ich warte auf dein Heil. Laßt es euch nicht verdrießen, zu warten, zu hoffen. Die Hoffnung hat einen festen Grund; denn sie ruht auf der Verheißung Gottes. Und ob es lange währt, wenn Gottes Verheißung sich erfüllt, dann dünkt es uns nicht mehr lang. Wenn unsere Augen den Heiland sehen, dann sind wir froh; dann wird unser Mund des Rühmens voll und wir werden sein wie die Träumenden.

2.

Aus der erfüllten Erwartung entsteht aber gleich wieder eine neue Hoffnung und aus der empfangenen Gabe erwächst

die neue Weisſagung. Was ihre Augen ſahen, das war ja erſt das Kindlein und nur ſie ſahen es, die anderen nicht, nur ſie in des Geiſtes beſonderer Beleuchtung. Daran zeigt ſich des Geiſtes Art und Werk, daß ſie nun nicht fertig ſind, nicht aufgehen in ihrem eigenen Glück, froh, daß Gottes Gnade ſie heimgeſucht hat. Er kommt nicht für Simeon allein, nicht für Hanna allein; er kommt auch nicht für dich und mich allein. Wir haben ihn nicht, wenn wir bei unſerem Dank bloß an uns ſelber denken. Denn er kommt in der Sendung Gottes, des Schöpfers aller, des Herrn über alle, der die Völker zu ſeinem Reiche führt und die Menſchheit für ſein Vaterhaus ſchafft. In der vollkommenen Gnade kommt er, die jeder Schuld und Not gewachſen iſt und den Frieden in allen Weiten und allen Tiefen ſchaffen kann. Er iſt gekommen, der das erlöſende Wort zu ſprechen vermag, an dem wir alle zur Freiheit gelangen. Das gibt eine Hoffnung von neuer Kraft, eine Verheißung von unausſprechlicher Fülle. Er iſt für alle Völker bereitet, ſagt Simeon, als das Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preis deines Volks Israel.

Im Vorblick auf das, was die Herrlichkeit der göttlichen Gnade umfaßt, ſchärft ſich auch das Auge für den Kampf, in den das Chriſtuskindlein treten wird. Droben iſt es hell; unten iſt es dunkel; droben loben ſie und unten murren und zweifeln ſie. Gottes Gedanken werden offenbar; das ſind helle Gedanken, ſtrahlende Gedanken, Gedanken des Friedens. Aber im Menſchenherzen ſitzen auch Gedanken und dieſe müſſen auch offenbar werden, damit ſie ſterben. All die Gedanken des Unglaubens, der Anklage gegen Gott und der verkehrten Begehrung müſſen ans Licht hervor und weg. Das gibt für Jeſus die Arbeit und den Kampf. Darum wird Maria nicht nur das Mutterglück, ſondern auch die blutende Seele beſchert. Darum wird ſich dieſes Kindlein wie ein Fels erheben zum Anſtoß für alle, die mit Gott ſtreiten.

Aber darüber bleibt das selige Gotteswort in seiner herrlichen Größe, „ein Licht zu erleuchten die Heiden“; denn er kommt als des Vaters Kind.

Freunde, geht es uns nicht ebenso? Wenn wir wieder den Saum seines Gewandes berührt und etwas vom seligen Evangelium geschmeckt haben, was haben wir davon empfangen? Neue Hoffnung, neue Gewißheit, die auf das herrliche Ende der Wege Gottes hinaussieht; neue Rüstung auch für den Streit; neue Fähigkeit, das Schwert uns in die Seele dringen zu lassen, wenn es sein muß. Immer ist in Gottes Gnade beides vereint: sie führt uns in den Glauben und sie zündet uns die Hoffnung an. Mehrung des Glaubens gibt Mehrung der Hoffnung und die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden, sondern führt zur neuen Erprobung der göttlichen Treue, zu neuer Erfahrung, zu neuer Gewißheit im Blick auf Gottes gnädiges Werk. In unserem zeitlichen Leben kann es nicht anders sein. Die Festtage liegen rasch hinter uns und die neue Arbeit tritt an uns heran. Das alte Jahr vergeht und das neue kommt, dessen Inhalt wir nicht übersehen. Hoffend treten wir in dasselbe ein. Wir danken, daß wir eine Hoffnung haben, die auf einem gewissen Grunde steht, eine Hoffnung, die nicht auf uns und Menschenart gestellt ist, sondern auf ihn, eine Hoffnung, die darin ihren Anker hat, daß unsere Augen den Heiland Gottes sehen.

Was wollen wir uns für das neue Jahr ganz besonders wünschen? Was soll das Geschenk sein, an dem wir unsere besondere Freude haben, wenn es uns Gott in Freundlichkeit beschert? Ich möchte uns allen das von Herzen wünschen, daß uns Gott ein Wort gebe, das unseren Herrn Jesus so fröhlich preist, wie Simeon und Hanna es taten. Das ist eine herrliche Sache, auch nur einem Menschen es sagen zu können: Sieh, der Heiland ist da, es ihm so sagen zu können, daß er es hört, hört und glaubt, hört und dankt.

Was möchten wir denn unſeren Kindern zu allererſt ſagen? Doch das eine: Wir gehen in Frieden; denn unſere Augen ſehen deinen Heiland. Was möchten wir denen ſagen, mit denen Gott uns täglich in Verkehr bringt? Was anders als das eine ſelige Weihnachtswort: Ihr habt einen Herrn; kommt zu ihm, alle ihr Beladenen; ſein Joch iſt gut; ſeine Hand iſt ſtark, ſtark zu tragen, ſtark zu regieren, ſtark zu überwinden. Zur alten Hanna, zum alten Simeon dürfen wir hinzutreten, damit nicht nur Engel unſeren Herrn preiſen, ſondern auch auf der Erde ſein Lob gemehrt ſei, auch durch uns, und ſein koſtbares Wort bezeugt ſei, auch durch uns. Chriſtus braucht heute in Deutſchland ſolche, die für ihn reden, nicht nur ſchweigen, ſondern reden. Es gibt viele, die ihn nicht mehr ſehen, viele, die im Dunkel und Zweifel dahingehen, viele, die nicht wiſſen, was Glaube iſt, was Dank iſt, was Hoffnung iſt. Laßt uns die Weihnachtsgabe Gottes dazu verwenden, daß ſie unſeren Mund für Gottes Zeugnis öffne und unſere Lippen weihe, daß ſie ſeinen Namen bekennen dürfen, ſo bekennen, daß auch die andern Gottes Heil und Gabe ſehen, damit auch wir in Frieden gehen können, wenn Gott uns ruft. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Erſcheinungsfeſt

(6. Jan. 1913.)

Matth. 2, 1—12.

In den Sternen forſchten die Weiſen im Morgenland; — in den prophetiſchen Büchern forſchten die Schriftgelehrten in Jeruſalem, und beide, die, die in den Sternen forſchten und die, die in den Büchern forſchten, rief Gottes Gnade zum Kind in Bethlehem. Mit wunderbarer Klarheit ſtellt uns dieſe Geſchichte den Gang des menſchlichen Lebens dar. Sie iſt ein echtes Kunſtwerk von herrlicher Tiefe und hat die Art eines Kunſtwerks, daß es mit hellem Licht ins ganze Menſchenleben hinein leuchtet. Sterne, Propheten, Jeſus; Natur, Schrift, der lebendige Chriſtus, der Sohn: das ſind die Stufen auf dem Weg zu Gott. So führt uns Gott zu ſich. Noch ſtehen wir nicht auf der letzten Stufe. Was kommt noch? Das rechte Erſcheinungsfeſt, das, wo wir ihn und ſeine Herrlichkeit ſehen. Aber bis dahin ſind das die Zeugen Gottes, die zu uns allen reden und uns leiten. Die Sterne, die Schrift, das Chriſtuskind, was ſagen ſie uns?

1.

Was haben uns die Geſtirne, die über uns wandern und leuchten, zu ſagen? Viel, liebe Freunde. Einem Menſchen wie Herodes haben die Sterne ſehr viel zu ſagen. Groß, majeſtätiſch groß ſteht er da, ſo groß, daß er ohne Bedenken das Leben der andern opfert. Er ſpart nicht mit dem Blut, wenn es gilt, ſeine Größe zu verteidigen. O du großer König, ſiehe nach oben, hinauf zur Sonne, hinauf zu den Sternen. Sie zeigen dir viel. Sie ſagen dir, daß du klein

biſt, ein Stäubchen, und ein Stäubchen iſt noch viel zu groß, viel zu erhaben und gewaltig für dich, du Menſchenkind, in der Unendlichkeit der unbegrenzten Natur. Sie richten noch eine andere Botſchaft an uns aus. Im Herzen des Herodes wogt ein Meer von Leidenſchaften. Unruhig treiben ihn ſeine Begierden umher. Immer iſt er auf der Jagd und kann doch nicht erjagen, was er begehrt. Sieh auf, lieber Menſch, zu dem, was droben iſt, wo die Sterne wandeln; dann wirſt du ſtille. Auch ſie ſind bewegt in unermüdlichem Lauf; aber ſie fahren nicht aus ihrer Bahn heraus wie du. Sie zeigen dir das Wunder, daß die gewaltige Bewegung zugleich die Ruhe ſchafft. Denn unverändert von Jahr zu Jahr in der mächtigſten Bewegung und durch die Bewegung befeſtigt zur unerſchüttlichen Ruhe ſteht die heilige Natur vor dir und tut ſich dir dadurch kund als Gottes Werk. Du aber fährſt herum wild und ohne Bahn, für dich zum Schaden und für die anderen auch.

Auch das, was uns die Sterne ſagen, iſt für uns eine heilſame Botſchaft, da ſie uns den verkünden, der die Quelle der Kraft ſo öffnet, daß ſie ſich in die Unendlichkeit ergießt, und da ſie uns den zeigen, der allem die Bahn ſo vorzeichnet, daß ſeine Zeichnung unverrückbar bleibt. Es iſt uns heilſam, daß wir klein und ſtill werden durch das, was uns die Sterne ſagen. Darum iſt aber ihre Botſchaft noch nicht das Ganze, was wir brauchen, und wir können uns nicht allein zu jenen Weiſen geſellen, die nach den Sternen ſchauen. Still werden wir; aber wir haben auch einen Mund, der reden ſoll. Klein werden wir; ſollen wir verſinken im Ozean der Unendlichkeit? Wer ſagt uns das, was uns erhebt, uns groß macht in unſerer Kleinheit? Wer gibt uns ein ſolches Wort, das uns den Mund zu Lob und Dank aufſchließt und uns nicht nur verſtummen macht?

Sie kamen aus dem Morgenland, um anzubeten. Das können wir vor den Sternen nicht, auch nicht vor der Sonne,

der herrlichen Fürſtin, die uns weckt, wenn ſie kommt, und zur Ruhe bringt, wenn ſie geht, an deren Wärme wir warm werden und in deren Licht wir ſehen. Anbeten können wir ſie dennoch nicht, denn wir haben etwas, was die Sterne nicht haben. Sie gehen zwar ohne Fehl und Schwankung ihre Bahn; aber ſie kennen ſie nicht. Wir dagegen wiſſen, wozu wir das Leben haben, ſollten es wiſſen und können es wiſſen. Wer ſagt uns das, was wir als die gewiſſe Wahrheit in uns tragen dürfen, und zeigt uns den, den zu kennen unſer Beruf und unſere Freude iſt? Die Sterne wandern in ihren Bahnen; aber ſie wählen ſie ſich nicht; denn ſie ziehen dahin gebunden durch ein Geſetz, ohne daß ſie ihm gehorchen, weil das Geſetz ſie führt. Wir dagegen können gehorchen, können dienen. Wer zeigt uns den, dem wir gehorchen und unſere Liebe geben dürfen? Die Natur weisſagt, mehr nicht. Sie weisſagt dir: du kannſt ihn kennen, den, den du anbeten darfſt. Wo iſt er? Chriſt iſt geboren. Wir beten an.

2.

Wir treten von den Weiſen, die nach den Sternen ſahen, hinüber zu den Schriftgelehrten, die im Buch Gottes forſchten. Das führt uns in eine ganz andere, in eine neue Welt. Dort wird uns der Aufblick in die Weite ohne Grenze und ohne Ende gewährt; hier treten wir in das enge Gemach, wo die Meiſter ſitzen, gebückt aufs Buch; ſie leſen, ſie forſchen, ſie legen aus. Dort ſprechen die Zeugen Gottes, die ſich nicht ändern, die älter ſind als die Tage der Menſchheit; hier redet zu uns das Buch, ein junges Wort verglichen mit dem, was droben am Himmel iſt, datierbar, erſt an einem beſtimmten Tag entſtanden aus der Zeit für die Zeit. Bringt uns das nicht einen Verluſt, wenn wir uns nun ins Gemach der Schriftgelehrten begeben, um zu hören, was das Buch ſagt? Hier kommt aber etwas Neues zu uns heran, was uns die Sterne niemals geben, was auch nicht aus dem Boden

der Erde erwächſt und nicht im Strahl der Sonne gedeiht. Geiſt, Geiſt Gottes wird uns hier offenbar. Hier wird der Menſch durch Gott bewegt, nicht nur ein Körper in ſauſender Fahrt durch Himmelsweiten. Hier greift Gottes Hand nach dem Menſchenherzen, lehrt es ſprechen, nämlich göttliche Worte, lehrt es lieben, wen denn? ihn von ganzem Herzen, lehrt es handeln, wie? ſodaß es gehorcht. Das iſt Geiſt, heiliger Geiſt. Er ſpricht zu uns im Buch. O wie viel hat uns das Buch zu ſagen. Wir können es ebenſo wenig entbehren, als wir die Natur preisgeben können. Herodes, komm doch und höre, was das Buch dir ſagt, ſtatt daß du dich ſchmutzig machſt mit deinen wilden Trieben und unſelig machſt im Griff nach böſen Dingen. Höre auf das Buch; ſo gehorchſt du Gott. Kämpfe nicht gegen den, den dir der Geiſt durch den Propheten bezeugt. Hier iſt Geiſt, der dir das Geſetz gibt. Du biſt König durch Gottes Gnade; das ſagt dir das Buch und damit gibt es dir die Verheißung, die dein Leben mit hellem Licht verklärt. Verheißung iſt das Geſchenk des Geiſtes.

Wir alle wiſſen, was wir an jenem Buch haben, das damals in den Händen der Schriftgelehrten lag. Durch dieſes Buch wird uns nicht nur die ſtumme Beugung bereitet, daß wir als das kleine Stäubchen unſer Haupt vor dem großen Gott neigen. Hier wird unſere Seele erweckt, geſtärkt, gefüllt mit Gottes Gabe. Seine Verheißung kehrt bei uns ein und ſein Geſetz nimmt uns in ſeinen Dienſt. Brauchen wir dennoch noch mehr? Wir ſehen das deutlich an der Schar jener Schriftgelehrten, die das Buch öffneten, laſen, verſtändig laſen, richtig deuteten und doch den Weg nach Bethlehem nicht fanden. Denn ſie machten die Schrift wieder zu und gingen heim. Wir ſehen es ebenſo deutlich an Herodes, der ehrfurchtsvoll ſeinen Vertreter in den Kreis der Schriftgelehrten ſendet: Gebt mir Auskunft; was ſagt die Schrift? Er zweifelt nicht an ihrer Göttlichkeit und

fährt doch dahin auf wilder Bahn zu schlimmem Ziel. Wie kommt denn das? Das Gesetz wird uns hier kund; ist es aber auch mein Gesetz, das mich erfaßt, regiert und sich untertan macht? Verheißung wird uns hier gegeben. Was ist noch größer als die Verheißung? Die Erfüllung. Wo kommt sie? Wer schafft sie? Wer hat jene Gabe des Geistes, die zur Verheißung die Erfüllung fügt? Wir wollen anbeten, sagen die Weisen. Kann man den Propheten anbeten? Nein, nicht einmal den Propheten, noch weniger den Schriftgelehrten. Warum denn nicht, wenn sich doch Gottes Wort durch sie offenbart und Gottes Gesetz durch sie verkündet wird und Gottes Verheißung durch sie in die Welt hineinstrahlt? Wort, was gehört noch dazu? Das Werk. Der Prophet hat das Wort, aber nur das Wort; es kehrt bei ihm ein, aber es schafft noch nicht, was es sagt. Es zeugt von einem anderen, der kommen soll, weist hin zu dem, der mehr ist als Prophet, zu dem, der das Wort nicht nur sagt, sondern ist. Das Wort ward Fleisch. Nun sind wir bei der dritten Stufe, wo wir nicht nur nach den Sternen schauen, wie sie uns die Kraft Gottes zeigen, und nicht nur ins Buch hinein das Auge senken, um zu vernehmen, was einst in anderen der Geist Gottes schuf.

3.

Wir möchten, sagen die Weisen, den König sehen, den König anbeten. Christ ist geboren. Der König erschien. Er besitzt das vereint, was uns die anderen Zeugen Gottes getrennt vorhalten. Auch hier ist Kraft, Schöpferkraft in ihrer ganzen Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit. Gott ist nicht weniger groß, wenn er in der Weihnachtsnacht den Christus schafft, wie wenn er Sterne aufeinander türmt in endloser Schar. Hier wirkt dieselbe unerforschliche und unermeßliche Schöpferkraft, die spricht: es werde, und es wird, was niemals war, der aus Gott geborene, dem der Geist das Leben

gab, in dem ſich Gott ſo mit dem Menſchen vereint, daß das menſchliche Leben als ſein Werk und Eigentum ihm geheiligt iſt. Das iſt die Erweiſung der göttlichen Schöpferkraft. Sie macht, daß der, den er uns geſendet hat, regiert. Wir heißen ihn heute noch mit ganz anderer Freude den König, als es damals die Weiſen taten. Ihnen ſchwebte noch ein düſteres Bild von dem vor, was Herrlichkeit, Macht und Ehre des Chriſtus ſei. Wir dagegen wiſſen, wie ihn Gott über alle Namen, die im Himmel und auf Erden ſind, erhoben hat und wie er ſeine Herrlichkeit offenbart von Geſchlecht zu Geſchlecht in einer Fülle von Gnade, die nicht verſiegt.

Kraft wird in ihm offenbar; aber Kraft, die Geiſt iſt. Hier wird der Menſch uns gegeben, der ſpricht und uns ſprechen lehrt, ſo ſpricht, daß dadurch ein heiliges und göttliches Wort entſteht, ſo ſprechen lehrt, daß wir nicht nur plaudern und nicht nur den Schmutz unſerer Seele auf die anderen ſchütten, der wie ein Giftſtrom aus den Menſchenherzen dringt, ſondern daß Wahrheit und Reinheit und Liebe im Wort iſt. Die Dinge, die Gott eigen ſind und Gott uns ſchenkt, die lehrt er uns ſagen, ſogar uns, daß wir ſie mit eigener Gewißheit glauben und anbetend mit eigener Freude ſie bekennen und ſie auch den andern ſagen dürfen. Und wie er ſpricht, ſo handelt und liebt und dient er in unerſchöpflicher Freudigkeit. Auch uns macht er lieben und gehorchen und dienen und gibt auch uns einen Willen, daß wir nicht mehr müßig herumſtehen und fragen: Was ſoll denn eine Kreatur wie ich? wozu bin ich eigentlich auf der Welt? Lieber Freund, dieſe Frage vergeht dir, ſobald du dich vor dem Chriſtuskind beugſt; dann hörſt du, was du wählen und lieben darfſt, wem du dienen und gehorchen kannſt. Seht, hier haben wir Kraft und Geiſt vereinigt vor uns.

Damit wird uns das gegeben, was uns die Sterne nicht verſchaffen und die Schrift allein nicht darreichen kann.

Denn hier iſt Gnade da, der Gott, der uns zu ſich beruft, uns die Gemeinſchaft mit ihm ſelbſt gewährt, uns zu ſich hinzuführt und uns ſagt: Wende dich zu mir; ſieh, die Blumen wenden ſich zur Sonne; wende dich zu mir; das iſt dein Ziel, das die Richtung, die deine Gedanken nehmen ſollen, die Wendung, die deine Liebe erhalten ſoll; mir gehört ſie. Das ſagt uns unſer Vater dadurch, daß er uns ſeinen Sohn geſandt hat und ſein Sohn uns ruft, unter ſein Wort ſtellt und in ſeine Gemeinſchaft zieht. Nun ſind wir Gottes Eigentum. Das iſt die Gnade, die die Sterne verheißen, aber nicht geben, die die Schrift verkündet als kommend. Nun iſt ſie Geſchichte geworden, nicht nur Wort, iſt Werk geworden, nicht nur Weisſagung. Wir beten an.

Wie gerne würden wir nun Herodes ſagen: Komm, komm auch du, ſtatt daß du erſchrickſt. Hier iſt der König geboren, der nicht das Blut der anderen vergießt, ſondern das ſeine, und er macht dich rein, auch dich, du blutiger Herodes, in ſeinem Blut. Wie gerne würden wir die Schriftgelehrten rufen: Ihr, die ihr ſtudiert und doziert, kommt doch, kommt zum König; betet an. Bisher hattet ihr nur Worte, die über eurem Leben ſchwebten, nur Gedanken, aus denen man Reden machen und Bücher herſtellen kann; kommt zu dem, in dem das Wort Fleiſch ward und die Liebe Gottes erſchienen iſt und jene Heiligkeit entſtand, die unſer Leben in Gottes Gemeinſchaft bringt. Das iſt die Weihnachtsgabe, die große, unerfindlich große. Wer könnte denken, daß uns noch mehr beſchert werden könnte, als was uns die Sterne ſagen, die wunderbaren Zeugen der göttlichen Macht, und daß uns noch mehr gewährt würde, als was Israel einſt empfing, zu dem Gott ſein Wort durch die Propheten ſandte, die er mit ſeiner Erleuchtung ausrüſtete? Gottes Gnade hat noch mehr für uns bereitet. Denn er gab uns den Herrn, den König, mit ſeiner uns berufenden Gnade und Barmherzigkeit.

Nun treten wir auch wieder vor die Sterne und bewundern sie; denn weil wir anbeten können, können wir nun auch bewundern. Nun öffnen wir auch wieder die Schrift und hören sie; denn weil wir Christus kennen, ist uns die Schrift zum Segen, nicht zur Last. Nun gilt uns in der Tat: Alles ist euer, die Natur und die Bibel. Warum? „Ihr seid des Christus". Und warum gibt er mit sich uns alles? „Der Christus ist Gottes". Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Sonntag Estomihi.

(2. Febr. 1913.)

Matth. 20, 20—28.

Wenn je jemand den Vers in seiner Seele getragen hat: „Als berufen zu den Stufen vor des Lammes Thron, will ich eilen, das Verweilen bringt oft um den Lohn", dann sind es die beiden Jünglinge und ihre Mutter gewesen, die uns unser Text heute beschreibt, jene beiden jungen Männer, die vor Jesus mit der Bitte knieten: Versprich uns die Throne bei dir. Das war eine glühende Hoffnung, die hinweg über alles schaute, was die nächste Gegenwart bringen kann, die nicht an den harten Kampf dachte, in den Jesus sich in Jerusalem hineinstellte, nicht an die Schwere des Kreuzes, nicht an die lange Arbeit, die im Dienste Jesu auszurichten war. Vorwärts richtet sich ihr Blick, nur von der Hoffnung bewegt, zur vollkommenen Gabe Gottes empor, zum ewigen Kleinod der himmlischen Berufung hin. Was hätten wir gemacht? Kaltes Wasser hätten wir geholt. Wir hätten der Mutter und ihren Söhnen gesagt: Ihr schwärmt. Wir hätten sie mit Gift bespritzt: Ihr Ehrgeizigen, für euch wollt ihr Throne erwischen? Was tut Jesus? Er hat die Bittenden nicht zurückgestoßen, nicht gelähmt, im Gegenteil, er hat sie bestärkt; sie sollen hoffen und eilen, ohne zu verweilen. Aber er macht ihre Gemeinschaft mit ihm vollständig dadurch, daß er zum Thron den Kelch fügt, zur Krone die Taufe. Und indem er ihre Gemeinschaft mit ihm fertig macht, wendet er sie aufwärts, weg von ihren eigenen Anliegen. Was sehen sie, wenn sie den Blick aufwärts richten? Dann sehen sie den Vater Jesu, der regiert; er hat geordnet, wem die Throne gehören. Das bringt die Ruhe in den Eifer des Laufs hinein und legt die Stille in die laute Arbeit, die sie zu Zeugen Jesu für

die Menschheit macht. So nötigt uns unser Text auch heute wieder, daß wir mit ganzer Anstrengung von ihm lernen. Es steht nicht so, daß er uns nur beschriebe, was uns die Erfahrung beständig zeigt; umgekehrt, er hält uns ein Ziel vor, nach dem wir uns erst zu strecken haben mit frischer, neuer Anstrengung.

Ihr habt am Unterschied unserer Generationen deutlich vor Augen, wie schwer es uns wird, das ins Herz zu fassen, was Jesus uns in unserem Text gibt. Unsere jungen Leutchen unterscheiden sich von uns Älteren in der Art ihrer Frömmigkeit. Wenn unsere Jugend erwacht, weil das göttliche Wort sie berührt und in der Begegnung mit Jesus ihr die göttliche Gnade sich zeigt, dann will sie arbeiten; sie wird dann sozial oder auch evangelistisch. Dann kommen die großen Worte: „Evangelisation der Erde in diesem Geschlecht“ oder „die Universität für unseren Herrn Christus“ oder: Weg mit der Zerklüftung, die unser Volk und auch unsere Kirche zerreißt, daß wir vornehme und gemeine Leute haben, Lösung des sozialen Problems, Ende der sozialen Not, oder: Hilfe für die fallenden Mädchen und Frauen und sofort. Ihr wißt, die Reihe der Worte, die uns die Ziele der christlichen Arbeit nennen, würde lang, wenn ich sie euch alle sagen wollte. Wenn ihr auf unser älteres Geschlecht seht, auf das, was bei unseren Eltern die Frömmigkeit und der Christenstand war, dann sieht es anders aus. Sie gingen stille ihren Weg, damit beschäftigt, Buße und Glauben Gott darzubringen Tag um Tag in stiller Sammlung der Seele vor Gott. Darum hatten sie nicht das nötig, was heute unser jetziges Geschlecht begehrt. Wer arbeiten will, der braucht die Organisation; allein kann er nichts machen. Nur wenn er organisiert ist, bekommt er Teil an einer fruchtbaren Arbeit. Das ist ein unentbehrliches Arbeitsmittel. Er braucht auch Geld; denn ohne Geld kann man nichts machen. All das haben unsere Alten nicht nötig gehabt. Sie vereinten sich still und andächtig um das göttliche Wort, mehr brauchten sie nicht: „Gott wird's machen, daß die Sachen gehen wie

es heilsam ist.“ Ihr habt denselben Gegensatz auch in der großen Wandlung vor Augen, die unsere Christenheit in der Reformationszeit erfahren hat. Vorher werden die prächtigen Gottesdienste gehalten, wo im goldgestickten Gewande der Priester vor der versammelten Volksgemeinde die königliche Hoheit Jesu und Gottes darstellt und preist. Damals wollte die Kirche regieren und für alles sorgen, was in allen Zweigen unseres Volkslebens geschieht. Dann wurden unsere Kirchen stille. In Stille kommen wir zusammen, um das Wort zu hören, damit es Glauben in uns wirke, mehr nicht, Glauben an den lebendigen und regierenden Gott. Wenn solche Unterschiede, ja Gegensätze hervortreten, dann hat nie einer allein alles Recht für sich. Wir Alten mit unserer stillen, nach innen gekehrten Art und ihr Jungen mit eurer Arbeitslust und eurem lauten Ruf, wir beide haben zu lernen und zu empfangen, was uns der Herr in unserem Text schenkt.

Wer gelangt zu den Thronen? Die, denen es der Vater bereitet hat. Gott regiert. Das schafft die Stille des Glaubens und ohne sie gibt es keinen Christenstand und keine christliche Arbeit. Wer gelangt zum Thron? Die, die sich taufen lassen mit der Taufe Jesu und den Kelch trinken, den er ihnen gibt, und den Dienst tun, den er unsere Ehre und Größe heißt, wie er selbst gekommen ist, nicht sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen bis zum Kreuz. Jesus bindet das zusammen, was wir in unserer Schwachheit und Torheit auseinandernehmen, und gibt uns dadurch den festen Stand und den geraden Weg. Gott regiert. Wie regiert er? Erstens königlich, zweitens gnädiglich. Deshalb, weil Gott königlich regiert, werden wir still; deshalb, weil Gott gnädiglich regiert, werden wir wach und munter zu seinem Dienst.

1.

Königlich regiert Gott. Er hat es geordnet, was in unser Leben tritt. Unsre Not und unsre Freude, unsre Schranke, unsere Kraft, beides ist bedacht, besorgt, geordnet vom Vater unseres Herrn Jesu Christi, der auch unser Vater ist. Das

iſt ein unausdenkbar großes Geſchenk der göttlichen Gnade und es iſt eine herrliche Gabe Jeſu, daß er uns das feſt in die Seele legt. Uns kommt es immer wieder vor, wir ſeien allein; unſer Geſchäft liege auf uns; auf unſere Entſchließung und auf unſere Wirkſamkeit komme es an. Gott regiert königlich. Ehe du denkſt, hat er gedacht; ehe du handelſt, hat er gehandelt. Damit wir denken, wollen, lieben, dienen, glauben können, gibt er uns das, was wir dazu bedürfen. Was geht nun weg, wenn dieſe Gewißheit in uns leuchtet und es uns nicht mehr vorkommt, die Weltgeſchichte hänge an unſeren Entſchließungen? Dann geht die Sorge weg. Es ſteckt doch auch in der Bitte jener Mutter und ihrer Söhne noch etwas von Sorge: „Verſprich es uns, wir haben Angſt, und dieſe Angſt ſoll dein Verſprechen ſtillen.“ Kinder, ſagt ihnen Jeſus, ſeid nicht bange. Warum? Der Vater hat es geordnet, und was der Vater ordnet, das geſchieht; das ſteht feſt; das reißt keine Macht um, kein Teufel, noch weniger ein Menſch, nicht einmal wir ſelbſt. Gott trägt euch durch; Gott hält euch feſt; er führt zum Ziel. Die Sorge geht damit von uns weg. Sorglos, eben deshalb gläubig, ſehen wir nun auf unſer Ziel und auf unſern Weg.

Dann geht aber noch etwas anderes weg und es iſt ſehr nötig, daß dieſes andere ganz verſchwinde und völlig aus unſrer Seele ausgerottet werde. Das iſt der Neid. Warum ſind die Zehn unwillig geworden, als ſich die beiden Brüder zu Jeſus drängten? Das verſtehen wir. Es ſieht niemand gern, wenn ein anderer über ihn hinauswächſt, weil keiner gern im Schatten ſteht. Es kam ihnen vor, ein Unrecht werde ihnen angetan, wenn die Brüder in die nächſte Nähe zu Jeſus gelangen wollten. Das iſt aber ein großes Elend, daß wir immer mit dem Neid geplagt ſind auch in unſerer Chriſtenheit und in unſerer chriſtlichen Arbeit. Darum danken wir unſerem Herrn von Herzen, daß er uns das wegnimmt; denn der Neid hört völlig auf und iſt ganz zu Ende, ſowie wir es erfaßt haben: Gott regiert, regiert königlich; meinen Platz und den des andern hat Gott geordnet. Wie ſollte ich nicht

gerne an meinem Platze stehen, wenn Gott mir ihn schenkt? Wie könnte ich mich ärgern, wenn der andere über mich hinaufwächst, wenn ihn Gott hinaufholt? Ich kann doch nicht mit Gott zanken. Sowie ich eingesehen habe, daß mein Neid im Grunde ein häßlicher, giftiger Zank mit Gott ist, so geht er weg. Durch Gottes helles Licht wird dieses im Dunkeln kriechende Gewürm verscheucht.

Es geht aber auch das weg, was dem Neid ein gewisses Recht verschafft. Von jeher haben viele, die unsern Text lasen, den Eindruck gehabt, die beiden Jünger und ihre Mutter hätten eine Lektion über die Verwerflichkeit des Ehrgeizes nötig gehabt; ihr Begehren sei doch offenbar Ehrgeiz. Jesus hat anders gedacht. Aber die Gefahr, die das Wort „Ehrgeiz“ ausspricht, liegt uns in der Tat nahe. Wir werden sie nicht überwinden, wenn wir es uns nicht kräftig vor die Seele stellen: Gott regiert. Wenn wir uns allein dünken und es uns scheint, wir Menschen seien die großen Potentaten, die Zeugen, so daß vom Glanz unserer Worte der Sieg der Wahrheit abhängig sei, die Helfer, die mit der Kraft ihres Arms den Erfolg schaffen, wenn wir uns als die Großen und Mächtigen erscheinen, die mit ihrer Liebe, ihrer Arbeit, ihrer Kraft die anderen oder auch unser eigenes Leben gestalten, dann ist uns in der Tat der Ehrgeiz nah. Dann kommt das falsche Vergnügen, mit dem wir unsere eigene Größe messen, und wir kaufen uns einen Spiegel, in dem unser herrliches Bild erstrahlen soll. Gott regiert. Da gibt es nichts zu geizen, nichts zu erhaschen, nichts zu erlisten. Sein Auge umfaßt alle unsre Verhältnisse und sein Wille lenkt jeden Schritt. Wird uns Gott sichtbar, dann wird die menschliche Größe klein und das Närrchen, das sich selbst beguckt, lernt sich schämen. Gottes große Majestät beugt uns und sie bewirkt dies dadurch, daß sie sich in Gnade mit uns vereint.

Viele Dinge sind wir losgeworden, die uns plagen, Sorge, Neid, Ehrgeiz. Alles das darfst du begraben und an ihrer Statt darfst du die Gewißheit haben: Gott regiert königlich.

Weil aber dieser Gedanke so mächtig, diese Wahrheit so herrlich ist, daß man sich daran berauschen kann, so entsteht in der Tat aus ihm eine Gefahr. Gott sorgt; dann brauche ich ja nicht zu sorgen. Gewiß nicht, du brauchst dich nicht zu sorgen mit Qualen, die dich verwunden und elend machen. Gott denkt; also brauche ich nicht zu denken. Gewiß, du kannst vor dem Geheimnis schweigen und anbeten. Gott regiert; dann brauche ich nicht zu dienen, nicht zu arbeiten. Ganz recht, wir dürfen warten und haben das Recht zu ruhen. Aber wir haben damit nicht die ganze Wahrheit ausgesprochen, nicht das, was unser Text uns als den Willen Jesu zeigt. Er hat seinen Jüngern nicht gesagt: Gott hat es geordnet; also legt euch schlafen; Gott hat den Thron denen bereitet, denen er ihn gibt; also macht, was ihr wollt; es ist ja alles gleich. Das ist nicht Jesu Wort; denn damit ist nicht verstanden, wie Gott regiert, wie sich die königliche Art Gottes offenbart. Er, der königlich regiert, regiert gnädiglich und das gibt uns den Dienst.

2.

Gnädig regiert er. Als die Brüder Jesus baten: Gib uns den Thron, fragte er: Könnt ihr den Kelch trinken? Ist das Gnade? Nach unserer Meinung vielleicht nicht; sondern wir würden vielleicht das gnädige Regiment Gottes so beschreiben, daß er nur Throne gebe, keinen Kelch. Aber ihr seht, wie freudig Jesus selbst seinen Kelch empfängt und wie freudig er darum den Kelch auch seinen Jüngern reicht. „Des Menschen Sohn ist gekommen, sein Leben zu geben.“ Dankend empfängt er das Kreuz aus Gottes Hand. Denn so schafft er den vielen die Freiheit. Das gibt das Lösegeld, das den Gebundenen die Freiheit schenkt. Wie er selbst den Kelch aus Gottes Gnade nahm, so heißt er auch uns den Kelch empfangen als ein Zeichen der gnädigen Regierung Gottes.

Er erklärt uns das; denn er fügt zum Kelch die Taufe, die uns reinigt und heiligt, damit wir Gottes Eigentum seien. Warum ist bei aller Arbeit die Mühsal, bei jeder Rose der

Dorn, auch bei den Rosen, die im Garten Jesu blühen und uns als Zeichen der göttlichen Gnade beseligen? Immer ist dabei die Entsagung, immer der Verzicht, immer ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß von Schmerz. Warum denn? Damit werden wir getauft, damit wir in Gottes Nähe unsern Platz erhalten. Wir müssen gereinigt werden, los werden von unsrer kranken Sucht, frei von uns selbst. Wir sollen zum Dienst Gottes tüchtig werden; das bedeutet, wir müssen ihm gehorchen lernen, müssen es lernen, nicht uns zu leben, sondern ihm. Dazu hilft uns der Kelch; ohne ihn bringen wir das nicht fertig und darum hat Jesus die Gemeinschaft zwischen sich und seinen Jüngern vollständig gemacht, sowohl zur Gemeinschaft in den Thronen als auch zur Gemeinschaft in seinem Kelch, und jetzt bietet er ihnen den Dienst an.

Geht mir nach, sagt er, der ich gekommen bin zu dienen, und er beschreibt uns in unserem Text den Dienst als unsere Größe, unsere Ehre. „Wer will gewaltig sein"; seht, das hat unsre Jugend begriffen, während wir Alten das in unserer schwächlichen Sorglosigkeit und Stille nicht genügend verstanden haben. Jeder, den das Wort Jesu faßt, wird ein starker Mensch. Aber von welcher Art ist seine Gewalt? Es ist nicht die Gewalt des Polizeisoldaten, der den geladenen Revolver bei sich hat, nicht die Gewalt des irdischen Magnaten, der im Goldgewande strahlt, nicht die Gewalt des Weltherrschers, der andere vor sich beugt und hoch über sie sich selbst erhebt. Wer da will gewaltig sein, der diene. Denn Gott regiert gnädiglich und die Gnade macht keine Eroberer aus uns, die die andern berauben, fesseln und zertreten. Wohl aber schafft die Gnade den, der Gottes gute Gabe für sich und die anderen hat, der Gottes selige Wahrheit in seinem eigenen Herzen trägt und sie den anderen sagt, der Gottes Liebe selbst empfängt, selber glaubt und sie nun mit Wort und Werk auch zu den anderen trägt. Weil Gott so regiert, und das heißt gnädiglich regieren, deshalb ist Jesu Geschenk an uns alle der Dienst.

Was für ein übergroßes, herrliches Wort ist damit aus-

gesprochen, wenn wir vom Dienst Gottes reden! Wenn wir bedenken, was uns damit verliehen ist, so wird unsre Seele warm in unendlichem Dank. Dienen dürfen, Freunde, wie gut meint es Gott mit euch, dienen dürfen der göttlichen Gnade, dienen dem Reichtum seiner Wahrheit und Liebe, dienen seinem heiligen Recht, dadurch, daß ihr statt der Sünde den Willen Gottes tut und andere ihn tun lehrt. Das ist Ehre, das ist Größe, das ist Gewalt, Gewalt im Himmel und auf Erden, ewiger Thron.

Es geht dabei verschieden zu nach dem Maß der einem jeden gegebenen Gabe. Die beiden Jünglinge, die vor Jesus knieten und nach dem Thron verlangten, erhielten ein sehr verschiedenes Los. Der eine, Jakobus, bekam nur einen kurzen, und wir in unsrer menschlichen Beschränktheit würden sagen, einen vergeblichen Dienst. Er stand in Jerusalem vor dem König Agrippa als der, der mit seinem Blut seine Treue besiegelt hat. Das ist sein Dienst gewesen, um Jesu willen sterben. Neben ihm kniete Johannes, der länger als alle anderen im Dienst geblieben ist, der mit seinem mächtigen Wort uns alle erquickt, uns alle zum Glauben beruft, uns alle in die Liebe führt und uns allen die gewaltige Hoffnung schenkt. Das war ein anderer Dienst als der des Jakobus, ein langer Dienst, der unvergänglich in die menschliche Geschichte eingeordnet ist. So war ihr Los verschieden und jedem ein besonderer Beruf erteilt. Aber über dieser Verschiedenheit steht das eine göttliche Werk und vereint beide. Wir dienen jeder an seinem Ort und mit seiner Kraft Gott, dem königlich regierenden, dem gnädiglich regierenden. Er ist bei uns; das macht uns stille. Bei uns ist er, erbarmt sich unser und führt uns ein in sein Wort und seinen Willen; das macht uns stark. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Karfreitag.

(21. März 1913.)

Matth. 27, 45—50. Joh. 19, 28—30.

Wir erneuern heute in festlicher Versammlung die Erinnerung an den Gekreuzigten, damit sie bei uns bleibe und beständig zu uns rede in ihrem Ernst, der uns den göttlichen Ernst enthüllt, und in ihrer Herrlichkeit, die uns die göttliche Gnade offenbart. Unter dem Kreuz, dort ist unser Platz; denn wir gleichen in unserer Lebensweise und Sinnesart nicht dem, der am Kreuz starb, sondern denen, die vor dem Kreuz standen mit Spott, mit Widerwillen, mit Gleichgültigkeit. Aber eben dann, wenn wir den uns gebührenden Platz unter dem Kreuz finden, kommt uns auch sein Segen zu. Dann erstrahlt jenes Kreuz, über dem es Nacht geworden ist, in himmlischem Licht und der Mund, der nur noch Worte hervorstoßen konnte und nicht mehr zu sprechen vermochte, wird beredt und seine Stimme tönt lauter als jede andere Stimme. Denn er hat uns etwas zu sagen, was uns kein anderer sagen kann und was wir selbst uns auch nicht sagen können. „Mich dürstet"; das ist eine Bitte. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Das ist eine Klage. „Es ist vollbracht"; das ist ein Dank. Jedes dieser Worte ist so groß, daß nur er es sprechen kann.

1.

Die Bitte Jesu: „Mich dürstet", mit der er sich an die Anwesenden wandte mit dem Begehren, daß sie ihm einen Tropfen Wasser spenden möchten, erweckt vielleicht in manchem die Erinnerung an eine ähnliche Stunde, wo er einem Sterbenden den letzten Dienst erwies und noch einen Tropfen

Waſſer auf ſeine vertrockneten Lippen legte. Dieſe Bitte iſt uns verſtändlich; ſie iſt menſchlich, rührend. Und doch verſtanden ſie ſie nicht. Und wir ſind auch über ſie verwundert. „Nur das begehrſt du? Nur noch einen Tropfen Waſſer zur Kühlung des brennenden Mundes? Bitte doch um anderes! Nicht Menſchen rufe an, ſondern Gott. Nicht darum bitte, daß dir eine Labung geſpendet werde, die das Todeslos nicht von dir nimmt, ſondern darum, daß Elias erſcheine, von dem der Prophet geredet hat, und die Befreiung vom Kreuz bringe, deinen Feinden Vernichtung, dir Herrlichkeit und Sieg!“ So dachten ſie damals, als ſie Jeſus beim Sterben zuſahen, und ſo denken auch wir. Wozu iſt denn der liebe Gott da als dazu, daß wir ihn anſchreien: „Komm, hilf! raſch! ich brauche dich?“ Wir kennen das alle, liebe Freunde. Jeſus hat nicht ſo gebetet. Seine Bitte lautete anders, als ſeine Feinde ſie bei ihm vermuteten. Denn er iſt einverſtanden mit dem Vater, einträchtig mit dem Willen Gottes. Er ſteht nicht im Kampf mit Gott, ſträubt ſich nicht und will ſein Kreuz nicht wegbeten. Vielmehr, das Herrliche, was uns dieſe Geſchichte zeigt und was den Karfreitag für uns zum Feſt macht, iſt das: hier haben wir den vor Augen, der ganz einträchtig war mit Gott und im Frieden Gottes ſtirbt am Kreuz. Es iſt leicht verſtändlich, wenn uns die, die die Sache nur von außen anſehen, ſagen: „Warum feiert ihr eigentlich den Karfreitag und erneuert dieſe ſchrecklichen Erinnerungen immer wieder? Vergeßt doch endlich einmal dieſe düſtere Kreuzesſtunde!“ Nur von außen faſſen ſie den Vorgang ins Auge und vermuten bei Jeſus, was ſie bei ſich ſelbſt finden. Denn wir ſtehen im Streit mit Gott und ſind nicht einverſtanden mit ſeiner Regierung. Wir kennen den Weg des Friedens nicht, ſondern den Weg des Grolls und Haders, des Zanks und der Auflehnung; denn wir gehorchen nicht. Hier aber ſtirbt der, der gehorcht hat, der darum einverſtanden war mit Gottes Ordnung und Geſetz, mit Gottes Führung und Weg, einverſtanden auch dann, als es zum Kreuz ging und er Menſchen bitten mußte: „Reicht mir einen Tropfen Waſſer dar.“

Seht, das gibt dem Karfreitag den nie erlöschenden Glanz eines Festtags, der ihn über alle anderen Tage erhebt: Einer hat Gott gehorcht; einer ist immer mit Gott verbunden geblieben und im Frieden mit Gott gestanden und hat so das Kreuz getragen und ließ sich dadurch nicht trennen von Gott. Das ist der Grund, der aus dem Kreuz Jesu unsere Versöhnung macht. Darum wird uns dort die Vergebung erworben. Der darf verzeihen, der gehorcht hat. Der kann vergeben, der im Frieden Gottes starb.

2.

Jesus hat aber nicht nur mit den Menschen geredet, sondern auch mit Gott. „Mein Gott, mein Gott", das ist seine Klage. Und es ist wieder etwas ganz anderes, als wir erwarten und bei uns selbst finden. „Warum haben mich die Menschen verlassen?" Das wäre unsere Melodie und entspräche der Bewegung unserer Herzen. „Warum hat mich das Glück verlassen, der Erfolg verlassen? Warum muß ich das Leben lassen?" Das sind die Klagen, die immer auf Erden hörbar werden, mit denen wir Menschen uns beladen und quälen. Darum seht hin zum Kreuz; dort wird eine andere Klage laut: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" Damit kommt das Tiefste ans Licht, was Jesus in seinem Herzen trug, das, was am Kreuz das Schwerste für ihn gewesen ist, seine innerste Not. Aber verwundert, vielleicht sogar mit Vorwürfen und Anklagen wenden wir ein: „Das kann doch nicht sein. Gott kann uns doch nicht verlassen und am allerwenigsten den, den er gesendet hat, selbst schickte und in seine Gemeinschaft einschloß, wie der Sohn in der Gemeinschaft des Vaters lebt." Wie kann die Wurzel das Gewächs verlassen, das aus ihr hervorgegangen ist? Wie kann die Allmacht sich scheiden von dem, was sie selbst wirkt? Wie kann der Allgütige eine Trennung stiften zwischen sich und denen, die seine Kreatur sind? Gott ist gegenwärtig, Gott ist gütig; gibt es denn Gottverlassenheit? Seht, so redet der eitle Mensch, anspruchsvoll, begehrlich; mit einem großen,

langen Wunschzettel tritt er auf, den er jederzeit Gott präsentiert. Aber so redet nicht Jesus. Nicht trotzdem er der Sohn Gottes ist, hat er so geklagt, sondern weil er es ist. Denn als der Sohn ist er dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, damit er der Wahrheit Zeugnis gebe. Und er gibt der Wahrheit Zeugnis auch in seiner Klage und läßt keinen Schein zu, keine phantasievollen Verhüllungen, die die Schwere des Erlebnisses verdecken. Leicht werden wir in bedrängten Stunden zu Phantasten, zu Träumern und Lügnern, gerade dann, wenn der Schmerz uns faßt. Wir fliehen vor ihm und dichten und legen unsere Einbildungen als Schleier über die Wirklichkeit. Jesus aber hängt als Zeuge der Wahrheit, der sich nicht mit Schein betäubt, am Kreuz und stirbt darum nicht mit Illusionen und redet nicht von der Gemeinschaft mit Gott, wenn ihn alles verläßt, was Gottes ist.

Göttlich ist die Kraft; aber sie geht; denn er stirbt. Göttlich ist die Freude; aber sie ist geflohen und der Schmerz bohrte sich in ihn hinein. Göttlich ist die Erkenntnis; aber sie geht und sein Bewußtsein löscht aus. Göttlich ist die Liebe, aber sie ist gefesselt; denn die Hände, die die Gaben spendeten, sind angenagelt an das Holz. „Verlassen von Gott"; das ist das wahre Wort für seine Lage, und er spricht es aus ohne Verhüllung, dichtet nicht, fabelt nicht, sondern bleibt wahr und aufrichtig bis zum letzten Atemzug. Darum ist sein Vergeben eine ewige, Freude und Sieg gewährende Macht. Hier wird nicht mit uns unter falschem Namen gehandelt. Die Schuld wird hier offenbar. Was der Mensch ist, liegt klar am Licht. Und zur enthüllten Schuld und offenbaren Gottverlassenheit kommt die Vergebung, kommt die Gnade. Nun ist uns die Versöhnung mit Gott geschenkt.

3.

Jesus bat nicht nur die Menschen; er klagte nicht nur im Aufblick zu Gott; er hat auch gedankt. Wenn er nicht danken könnte, wäre der Glaube an sein Kreuz für uns nicht möglich. Wenn er es in der Gemeinschaft Gottes trägt,

dann ist der Dank dabei. Und er kommt, kommt als letztes Wort, in kürzester Fassung, wie der Sterbende es noch sagen kann, eilig, weil der letzte Augenblick entflieht, und dennoch unerschöpflich reich. „Es ist vollbracht; durch! ich bin am Ziel.“ Da liegt der Heilandsdank drin, das Lob des Vaters, der ihn als den Aufgang aus der Höhe gesandt hat, damit uns das himmlische Licht leuchte, das Licht der göttlichen Liebe, uns, die wir sitzen im Schatten und in der Finsternis des Todes.

„Es ist vollbracht.“ Er sah ein Ziel vor sich und dieses Ziel ist nun erreicht. Mit Willen ergriff er dieses Ziel und wandert ihm zu mit stetigem Gang durch das Kreuz hindurch. So bewährt er sich als den Freien, frei auch im Sterben, frei, als er angenagelt war. Weil er frei ist und mit eigenem Willen seinen Weg geht, darum macht er auch frei. Wer die Freiheit begehrt, hier ist sie, am Kreuz erworben für uns alle.

Was hat er denn vollbracht? Vollbracht ist seine Gemeinschaft mit dem Vater. Nun hat er ihm alles gegeben, Leib und Leben, Seele und Blut, nichts ihm vorenthalten. Rein ist sein Opfer, fertig, ohne Makel und Flecken, ganz Gott hingegeben. Das ist die Sohnesfreude, die den völligen Gehorsam Gott darbringt und ihn dafür lobt und ehrt, daß er ihm gehorchen darf, nicht mit Vorbehalt, nicht mit Unwillen und Zwang, nicht nach des Gesetzes Weise unter Druck, sondern mit dem freien Herzen in Geist und Wahrheit. Nun hat er diesen Gehorsam fertig gemacht, daß nichts mehr übrig ist, was er zu erfüllen hätte; nun ruft er: „Vollbracht.“

In der Gemeinschaft mit Gott vollbringt er auch seine Gemeinschaft mit den Menschen und macht sie fertig und ganz, so daß sie nicht ein Anfang bleibt, sondern zur Vollendung kommt. Seine Gemeinschaft mit denen, die ihn verlachten und töteten, hielt er fest bis zum letzten Augenblick. Seine Gemeinschaft mit den Jüngern, die er zum Glauben und zur Liebe geführt hat, hielt er fest und läßt sie nicht.

Nun iſt er ganz mit uns verbunden mit einem ſtarken Band, mit einer vollendeten Liebe, mit einer ganzen Gemeinſchaft, die Leben und Sterben, darum Zeit und Ewigkeit umfaßt. Seht, darum wird uns am Kreuz Jeſu die Vergebung bereitet. Vollendete Gemeinſchaft iſt vollendetes Vergeben. Nur über den Zwieſpalt hinweg kann er uns die Hand reichen; aber er reicht ſie uns. Wir ſind ja im Streit mit Gott und dennoch kommt er und ſetzt ſich mit uns in Gemeinſchaft und macht ſie vollendet zur Vollkommenheit. Das iſt Beſeitigung aller unſerer Schuld, Bedeckung alles unſeres Unrechts. Das iſt unſere Einſetzung in die göttliche Verzeihung, unſere Verſöhnung mit Gott, eine vollbrachte Verſöhnung, die fertig iſt und vorhanden iſt für dich und mich, und darum zum Grund des Glaubens wird für dich und mich.

Darum kommt am Kreuz Jeſu, wo ſich die Menſchenart in ihrer letzten, unheilvollen Tiefe offenbart, gleichzeitig das Größte, und Herrlichſte ans Licht, was es auf Erden gibt; denn der Tag, an dem Jeſus ſtarb, wird die Stunde, wo die Gerechtigkeit auf Erden erſchien. Jetzt gibt es etwas, was gut, rein, ganz recht vor Gott iſt, etwas, wovon man ſagen kann: Das iſt gültig in Gottes Augen, beſteht in Gottes Urteil, wiegt in Gottes Wage. Sein Urteil iſt das reine, von keinem Schein beſtochen und ſeine Wage wiegt gerecht. Dennoch gibt es etwas, was vor ihm bleibt und beſteht und Gerechtigkeit iſt und uns die Freude gibt, als die durchs Leben zu gehen, die gerechtfertigt ſind. Das iſt unſer Glaube an den, der für uns geſtorben iſt. Damit erſcheint für uns die Gerechtigkeit und zeigt ſich in der wilden, wirren Konfuſion des irdiſchen Lebens das, was Wert hat vor Gott, was gültig iſt vor Gott, was den Grund unſerer Vollendung in ſich trägt. An den, der für uns geſtorben iſt, dürfen wir glauben, und indem wir ihm glauben, ſind wir der Gerechtigkeit teilhaft, die vor Gott gilt, dürfen wir von unſerer Sünde ſagen, ſie ſei bedeckt, dürfen wir von Gottes Liebe bekennen, ſie ſei unſer, dürfen wir von Gottes Gerechtigkeit bezeugen, ſie trete für uns ein, dürfen wir von

Gottes Willen ſagen, wir ſeien mit ihm eins, mit ihm einverſtanden und ſtehen im Frieden mit Gott. Das iſt die Kreuzesgabe, der Segen, den uns Jeſu Sterben erworben hat, den er uns auch immer wieder dadurch ſpenden will, daß er uns ſeinen Leib und ſein Blut darreicht an ſeinem Tiſch. Dadurch ſollen wir in den Kreuzesfrieden treten und ſollen empfangen, was er für uns durch ſeinen Tod erworben hat. Ganze Verſöhnung, Berufung zum Glauben an ihn, daß wir uns auf ihn verlaſſen und darin unſere Gerechtigkeit haben, die vor Gott beſteht, das reicht er uns vom Kreuz aus dar. Darum ſtehen wir um ſein Kreuz als die feiernde Gemeinde und danken ihm dadurch, daß wir ſprechen: „Chriſti Blut und Gerechtigkeit, das iſt mein Schmuck und Ehrenkleid.“ Lobet Gott. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Himmelfahrt.

(1. Mai 1913.)

Matth. 11, 27—30.

Als Jesus auf Erden das Wort sprach: Alles ist mir übergeben von meinem Vater, da klang es sehr wunderlich, unbegreiflich und unglaublich. Wie kann denn jemand seine Hand auf alles legen als auf sein Eigentum, wie ein Mensch die Welt beherschen und den Weg zu allen Menschen finden, um sie zu leiten und als sein Eigentum mit sich zu vereinigen? Seine Feinde sagten: Er ist nicht bei Verstand, und seine Freunde bekamen wahrscheinlich Neigung zu allerlei apologetischen Kunststücken und machten den Versuch, sich sein Wort zurechtzulegen und es zu entschuldigen. Das ist alles mit dem Ausgang Jesu ganz anders geworden. Wenn wir auf das Ende des Herrn sehen, das darin besteht, daß er von den Jüngern weg empor zum Vater in den Himmel geht, verstehen wir seine Zuversicht, mit der er alles als sein Eigentum betrachtet und an sich zieht. Denn für den, der von oben von Gottes Thron aus zu uns herabsieht, gibt es keine dunklen Partien in der Welt; er sieht alles und alles ist ihm enthüllt und alles licht. Für den, der im Himmel steht, gibt es auch keine Schranke seiner Kraft, nichts, was seiner Hand entzogen wäre. Die vom Himmel her uns fassende Hand reicht zu uns allen. Für sie gibt es keine Entfernung, keine Trennung durch Raum und Zeit, die seine Gemeinschaft mit uns beendigte oder doch erschwerte. Weil er im Himmel ist, kann er bei uns allen sein, ist er gegenwärtig bei jedem zu jeder Zeit. Durch seine Himmelfahrt sehen wir, wie er seine

Verheißung wahr gemacht und ihr die deutliche Begründung bereitet hat. Darum treten wir mit derselben Zuversicht auch an die anderen Verheißungen heran, die unser Text uns schenkt. Wie das erste Wort unseres Textes heute als erfüllt und vollendet vor uns steht, so erwarten wir auch mit fröhlicher Zuversicht, daß sich die andere Verheißung an uns erfülle: „Ich will euch Ruhe geben für eure Seelen", und ebenso das noch gewaltigere Wort: „Ich will euch den Vater offenbaren". Hier gibt es kein Stückwerk, sodaß das eine Wort zur Erfüllung gelangte, das andere dagegen zur Erde fiele. Hier ist in der Bestätigung des einen Wortes das Ganze gesichert und mit dem Empfang der einen Gabe alles gewonnen.

„Ich will euch Ruhe geben für eure Seelen, denn ich will euch den Vater offenbaren." Das hören wir heute als bestätigt durch Jesu Himmelfahrt.

1.

Wir wissen alle, daß die Arbeit und die Anstrengung unausweislich an jeden von uns herankommt. Doch nicht das ist das Schwere am Leben und nicht das wird uns durch die Verheißung Jesu abgenommen. Im Gegenteil, wir sehen am Lebensgang Jesu selbst und an der Weise, wie er seine Gemeinde regiert, daß er die heilige, göttliche Ordnung, die uns in die Arbeit stellt, vollendet, nicht mindert, nicht schwächt, vielmehr vollführt. Er gibt uns ja erst recht Arbeit in unvergleichlicher Fülle, weit über das hinaus, was sich uns zum Anliegen und Geschäft macht, wenn wir uns bloß im natürlichen Lebenskreis bewegen. Für alle seine Kinder hat Gott Arbeit in Fülle. Zweifle nicht daran, lieber Freund; die Sorge darfst du beiseite legen, daß Gott nichts zu tun habe für dich; und sobald er uns die Arbeit gibt, ist auch die Anstrengung dabei, die Spannung der Kräfte. Es geht nicht ohne den Einsatz des ganzen Herzens, und wer diesen Einsatz

nicht leiſten will, der wird entlaſſen und bleibt müßig ſitzen in ſeiner Einſiedelei.

Aber nun heftet ſich an das, was heilige Ordnung Gottes und darum eine Wohltat iſt, für die wir danken, ein dunkler, quälender Schatten, den wir alle kennen. In unſerem Textwort nennt Jeſus dieſen ſchweren Zuſatz zur Ordnung Gottes die Unruhe der Seele. Sie iſt das, was wir nicht haben müſſen nach Gottes Ordnung. Dienſt und Arbeit müſſen wir haben. Aber unſre unruhige Seele will uns unſer lieber Herr und Heiland ſtill machen und in die Ruhe führen. Kommt zu mir, ſagt er; ich mache euch ruhig, inwendig ruhig, nicht müßig, im Gegenteil fleißig, doch ſo, daß ihr dabei das bekommt, wonach ſich eure Seele immer ſehnt: die Ruhe. Wir wiſſen alle, wie qual- und peinvoll es iſt, wenn das Herz ſich ſpaltet und die Gedanken zerflattern und die Leidenſchaft uns umtreibt und der Menſch mit allem, was er inwendig iſt, wankt und zittert. „Kommt zu mir", ſagt Jeſus. Bei dem, der gen Himmel gefahren iſt und in der Gemeinſchaft mit dem Vater lebt und regiert, wird die Seele ſtille.

Woran entſteht unſere Unruhe? Ach, wir ſind eben kurzſichtig, unheilbar kurzſichtig. Wir können bei keinem Schritt vorausbeſtimmen, wohin er uns führt, bei keinem Entſchluß eine deutliche Linie in die Zukunft hinaus entwerfen. Unaufhebbar liegt der Schleier auf dem, was vor uns iſt, und wir ſehen darum bei keinem Entſchluß, bei keiner Unternehmung ihre Folgen, ſondern werden blindlings fortgeführt auf dem Weg, der uns von außen und von oben geordnet wird. Wenn ſich nun der Menſch allein fühlt und einſam erſcheint und die Hand nicht ſpürt, die ihn regiert, ſondern meint, er regiere ſich ſelbſt, dann wird er natürlich unruhig. Denn dann kommt die Sorge zu ihm mit immer neuen Erwägungen: „Was wird nun wohl daraus entſtehen? Zu welchem Ziel wird das kommen? Was kann mir noch be-

gegnen?“ Darum ruft uns der Herr zu ihm, zu dem, der im Himmel regiert. Uns Kurzsichtige stellt er in seine Leitung, in die Leitung dessen, der im Himmel wohnt und uns mit allen unsren Wegen im Lichte Gottes schaut. Du siehst nicht, was entstehen wird aus deinem Entschluß; Gott sieht es. Der, der dich regiert, weiß es. Unser Auge und sein Auge sind beisammen. Das macht uns ruhig auch in der unaufhebbaren Ungewißheit unseres irdischen Standes.

Es ist aber nicht allein unsere Kurzsichtigkeit, die uns beständig ins Schwanken bringt und schüttelt, sondern wir sehen weiter fortwährend, wie ohnmächtig wir sind. Alles, woran wir beteiligt werden mit unserem Interesse, unserem Fleiß und unserer Pflicht, wird sofort riesengroß, viel größer als unser Vermögen. Man muß sich nicht erst mit Phantastereien das Leben groß machen; im Gegenteil, so wird es kindisch und leer. Es wird nicht erst für den, der nach China reist, interessant; umgekehrt, gerade das, was als stetiges Anliegen in unser Leben hineingelegt ist, was ganz fraglos unsere Pflicht ausmacht, stellt die mächtigen Ansprüche an uns und zieht uns in die schweren Aufgaben hinein. Wie überragen sie sofort alles, was wir als Arbeitsmittel für unseren Beruf verwenden können! Wir empfinden es darum immer wieder in der hellsten Deutlichkeit, wie weit das Wollen und das Vollbringen auseinandertreten, wie wir beständig vor Aufgaben stehen, an die wir nur Wünsche, aber nicht Kraft heranzubringen vermögen. Wenn wir wiederum ohne den Herrn unseren Weg gehen und uns auf unseren eigenen Horizont beschränken, so kommt die Unruhe in die Seele. Wer will solche Lasten bewegen? Wer solchen Pflichten genügen? Ist es nicht ein peinliches Ding, wenn unsere Kraft sich immer wieder als ohnmächtig erweist und unsere Wünsche als leere Ideale zergehen? „Kommt zu mir, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen,“ Ruhe auch im Blick auf das, was uns die Schranken unserer Kraft vor die Augen hält. Der im Himmel

Wohnende hat die Kraft, die ich nicht habe; er regiert uns, die wir uns nicht selbst regieren, und legt seine Gotteshand auf meine schwache Menschenhand und fügt seine göttliche Kraft zu meiner menschlichen Ohnmacht hinzu. Nun wird die Seele stille und die Ruhe ist uns geschenkt.

Aber noch ein Drittes gibt es, was peinvolle Unruhe und stürmische Erregung in der Seele erzeugt. Wir stoßen nicht nur auf unsere Ohnmacht, die für das nicht ausreicht, was uns als Ziel und Anliegen bewegt; denn keiner von uns kommt um die Erfahrung herum, daß sich die Reue durch das Menschenleben durchzieht als unser beständiger Begleiter bei jedem Schritt. Wir müssen nicht nur liegen lassen, was zu groß ist für uns, sondern abbrechen, was verkehrt war, Herz und Willen wenden aus der Bahn heraus, in die sie sich verirrten. Das gibt ernste Schmerzen, Schmerzen der Seele; deshalb bedarf sie den, der diese Schmerzen heilt. „Kommt zu mir; ich gebe euch die Ruhe," die Ruhe auch im Blick auf das, was unsere Arbeit befleckt und an unsrem Lebensweg Verirrung und Verkehrtheit war. Eben deshalb gibt er uns die Ruhe, weil er im Himmel thront. Er ist der Überwinder, der mit der Sünde und der Schuld, mit dem Gericht und der Strafe fertig geworden ist. Indem der Gekreuzigte hinauf zu Gott an seinen Thron geht, wissen wir, was aus unserer Schuld und Sünde wird. Der Versöhner ist da, der sie deckt; der Erlöser ist gekommen, der uns aufrichtet; der Überwinder steht vor unserem Blick, der uns durchhalten und durchtragen wird bis zum Ziel. Wir werden still.

2.

Jesus könnte sein Wort: Ich will euch Ruhe geben für eure Seelen, nicht einlösen und wahr machen, wenn er uns nicht die andere Verheißung geben könnte: „Ich will euch den Vater offenbaren." Wenn wir nach dem tiefsten Grund fragen, warum uns denn der Lauf des Lebens die peinvolle

Angſt und die ſchmerzliche Sorge und die quälende Ungewißheit bringt, ſo findet ſich der letzte Grund für alle ſolche Not darin, daß wir den Vater nicht kennen, Gottes Weg nicht ſehen, uns in Gottes Gedanken nicht finden und nicht merken, wie er uns führt. Haben wir bloß einen uns unbekannten Gott, ſo gibt das natürlich die Unruhe in die Seele. Das können wir nicht anders machen; denn das iſt die heilige und gute Ordnung Gottes, daß dem Menſchen die Welt leer ſcheint und finſter bleibt, bis er das Auge zu Gott erhebt, und keine Kultur und keine Wiſſenſchaft wird dies je ändern. Ihr bleibt die armſeligen Narren und die eitlen, tändelnden Kinder, mögt ihr ſein, was ihr ſeid, bis ihr eure Kniee vor eurem Gott beugt, nicht vor einem unbekannten, ſondern vor dem, der ſich euch bezeugt. Das muß ſo ſein. Sonſt wäre ja die Rede von Gott als ein leeres Wort zerfallen und es wäre uns nicht mehr deutlich, daß wir Geſchöpf ſind und er der Schöpfer, er der Herr und wir die, die regiert ſind. Der Sohn kann nur beim Vater ſeine Heimat haben. Nun kommt aber der Sohn zu uns, der vom Vater kommt, und ſagt uns: „Euch, die ihr Gott nicht kennt, will ich ihn zeigen und ihn euch offenbaren.“ Im Munde des irdiſchen Jeſus iſt auch dieſes Wort wieder übergroß und fährt über alle Grenzen hinaus. Kann er das? Heute dagegen, wo wir an ſeinen Ausgang denken und ihn bei ſeiner Auffahrt in die Höhe mit unſern Gedanken begleiten, verſtehen wir ſeine Verheißung.

Himmelfahrt, das iſt Gegenwart Gottes; Sichtbarkeit der göttlichen Kraft, Wirkung der ſchöpferiſchen Herrlichkeit Gottes, die die Erde und den Himmel zuſammenhält und den Weg von der Erde empor zum Throne Gottes ſchafft. Gott hat hier gehandelt, Gott ſich bezeugt.

Wir müſſen aber noch etwas anderes haben, um den Vater kennen zu lernen. Mit der Macht Gottes, mit dem

Wunder, mit der Offenbarung der ſchöpferiſchen Herrlichkeit allein iſt uns der Vater noch nicht nahe. Wer fährt empor? Der, der zu uns gekommen iſt, und mehr noch der, der die Laſt des Menſchenlebens trug, der Vergebende und Verſöhnende, der das Kreuz erlitten hat und ins Grab gelegt worden iſt und das Todeslos an ſich erfuhr. Nun fährt er auf zum Vater über die Erde, über den Tod, über die menſchliche Schwachheit, Not und Schuld hinauf zu Gott. Was hat ſich hier offenbar gemacht? Jene Kraft, die Gnade iſt, jene Herrlichkeit, die uns zu ſich beruft, jener Wille Gottes, der den Menſchen bei ſich haben will. Die Gnade Gottes iſt uns hier ſichtbar geworden als vollbrachtes Werk, als uns erwieſenes Zeugnis in deutlicher Unvergänglichkeit. Nun kennen wir den Vater. Denn er hat ſich uns gezeigt in dem, der zum Himmel fuhr.

Dieſe Erkenntnis Gottes, die uns der Ausgang Jeſu gewährt, hält auch dann ſtand, wenn es uns ſcheinen will, Gottes Wege ſeien dunkel und ſein Ziel uns verhüllt. Wenn wir unter dem Eindruck ſtehen, daß Gottes Regierung ſo rätſelhaft alle unſere Gedanken durchkreuzt und uns ſchwere Wege führe, die wir mit unſerer Gewißheit Gottes kaum vereinigen können, dann erprobt es ſich: Suche die Erkenntnis Gottes bei Jeſus; ſuche ſie bei dem Auferſtandenen, der in den Himmel fuhr. Dann werden uns dieſe Wege hell, weil ſie uns dazu dienen, uns von dem zu löſen, was uns hier feſſelt, und unſer Auge in die Richtung bringen, daß es dem Auferſtandenen folgt, ſo daß ſich unſer Herz dorthin wendet, wo unſer Herr iſt, der im Himmel iſt. Und wenn es uns ſcheinen will, am Stückwerk unſeres Lebens ſcheitere alle Erkenntnis Gottes, weil ſich zu dieſem rätſelhaften Bruchſtück keine Erklärung finden laſſe: „Kommt zu mir“, ſagt unſer Herr; „ich offenbare euch den Vater.“ Zu ihm wollen wir kommen, wie er gen Himmel fährt, und von ihm lernen, was Gottes Macht und Gnade iſt. Dort erſcheint das Ziel, in das

ſich das Stückwerk unſres kleines Lebens einfügt, und dort wird der Schluß uns ſichtbar, der alles vollenden wird und kann.

„Ich will euch den Vater offenbaren“, das iſt ein königliches Wort, das uns beugt und unter Jeſu Willen ſtellt. Anders geht es nicht. Der Weg zur Erkenntnis Gottes, die uns Jeſus ſchenkt, bleibt der Gehorſam, bleibt die Anerkennung ſeines: Ich will. Und wenn du dich vor ihm nicht beugen und ihm nicht gehorchen willſt, ſo erlangſt du die Gewißheit nicht. Dazu iſt er uns gezeigt im Augenblick, wo er zum Vater geht, damit wir ihn von Herzen unſeren Herren heißen, wodurch wir uns rüſten zum Gehorſam gegen ſein Wort. Der, der den Willen Gottes tun will, wird erkennen, was er an Jeſus hat, daß uns in ihm die Gewißheit Gottes verliehen wird, weil uns in ihm die Gnade Gottes beſucht. Der Herr bleibt er im Verkehr mit einem jedem von uns und führt uns darum alle in den Segen ſeiner Verheißung auf dem Gehorſamswege hinein. Davor erſchrecken wir aber nicht, bitten vielmehr heute am Feſttag freudig mit ganzer Seele darum: Sei unſer Herr und mache uns dir gehorſam und gib uns den gewiſſen, hellen Anblick deiner Gnade, wodurch du unſerer Seele die Ruhe gibſt.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Vierter Sonntag nach Trinitatis.

(15. Juni 1913.)[1])

Luk. 9, 57—62.

Vierter Sonntag nach Trinitatis.

(15. Juni 1913.)[1])

Luk. 9, 57—62.

Von allem frei macht Jesus seine Jünger, ganz frei, inwendig frei. Alles, was uns binden kann, nimmt er uns weg. Der eine Jünger kommt im Gedanken zu ihm, er werde es bei Jesus recht gut haben. Jesus nimmt ihm diesen Gedanken und macht ihn frei. Der Andere steht unter der Herrschaft der Sitte, die ihn knechtet. Jesus sagt ihm: brich durch. Ein Dritter kommt, den die teuersten und festesten Bande fesseln, die je ein Menschenherz umschlingen können: er hat eine Familie, hat Weib und Kind; von ihnen will er noch Abschied nehmen. Sogar diese Fessel bricht Jesus; auch ihn macht er frei.

Die Majestät dieser Worte empfinden wir heute besonders kräftig und sind heute besonders für ihr Verständnis vorbereitet, da wir heute in herzlicher Dankbarkeit mit unserem ganzen Volk auf die 25 Jahre zurücksehen, die die Regierung unseres Kaisers ausfüllen. Da empfinden wir, wie tief und fest alles in unserem Leben ineinandergefügt ist und eine starke Einheit bildet, wie hier Natürliches und Geistiges, Irdisches und Himmlisches, Volkstum und Christentum, Staat und Kirche, die Regierung des Kaisers und der Lebenslauf des letzten Mannes in unserem Volk bis hinein in seine inwendigen Tiefen fest aneinanderhängt und sich untrennbar zu einem Ganzen zusammenfügt. Alle die Güter, die Jesus hier bei Seite stellt, über die er seine Jünger hinausträgt, stehen

[1]) Gedenktag an die 25 Regierungsjahre des Kaisers.

heute am Gedenktag unſeres Volks in ihrem ganzen Wert vor unſerem Blick. Wir danken dafür, daß die Regierung des Kaiſers uns lange Jahre des Friedens bereitet hat mit der ungehemmten Möglichkeit zum Erwerb, und wir ſind reich geworden, unheimlich reich. Wir danken es dem Kaiſer, daß er über alle Riſſe und Entzweiungen hinweg, die unſer Volk gefährden, mit feſter Hand für Recht und Ordnung ſorgte und auch nach innen den Frieden uns geſichert hat, von dem gehegt und geſchützt unſer Hausſtand ſeine Feſtigkeit gewinnt und uns all das Glück zuträgt, das jeder in ſeinem eigenen Heim empfängt. Herrliche Gaben, mächtige Güter ſind das. Wir danken, daß Gott ſie unſerem Volk beſchert hat, danken dem Kaiſer, deſſen Amt und Arbeit in allem, was unſer Volk erlebt, mitwirkſam iſt.

Und doch macht uns Jeſus frei, ganz frei, und wir wiſſen es: das bedürfen wir; eben das iſt die Gabe, die der Menſch braucht, die Gottes Gnade für uns bereit hält. Die Worte unſeres Textes ſind keine harte Rede; das ſind die Worte der Gnade in ihrer ganzen Herrlichkeit mit ihrem unermeßlichen Geſchenk. Wenn wir heute an die Beziehungen denken, die beſtändig vom natürlichen Leben in unſer inwendiges Erlebnis hinübergehen und unſer Volkstum mit unſerem Chriſtenſtand verbinden, ſo brauchen wir für unſere Gedanken Ordnung und Einheit. Wir wollen deshalb dieſe Stunde dazu benützen, uns klar zu machen: Wie ſteht es denn eigentlich? Wir ſind Glieder unſres Volks und Glieder der Chriſtenheit, haben teil am Volkstum, teil am Chriſtentum. Was eint beides? Was unterſcheidet beides?

1.

Es ſind nicht ſündliche Begehrungen, die die Jünger an Jeſus heranbringen und die er nun mit ſeiner ſtarken Hand aus ihrem Herzen nimmt. Wir ſehen das ſchon daran, daß ſie ihm ohne Scheu ihre Gedanken vortragen und für ihre

Bitte auf seine Erfüllung rechnen. Jesus hat eine mächtige Zucht über seine Jünger geübt; ein Wunsch, der innerlich krank und verwerflich war, kam da nicht in hellen Worten ans Licht. Sie fühlten: Nichts, was verwerflich und sündlich ist, dürfen wir ihm sagen; dafür dürfen wir nicht seine Zustimmung begehren. Hier ist er unerbittlich und verscheucht alles Böse mit dem hellen Licht des vollendeten Gehorsams. Aber die Männer, unsres Texts kommen, einer nach dem anderen, ohne zu erröten, ohne Zagen, vielmehr mit guter Zuversicht zu ihm und legen ihm ihre Wünsche vor, und wenn wir hören, was sie ihm zu sagen haben, so verstehen wir leicht, daß ihnen ihr Herz nicht klopfte, daß sie vielmehr überrascht waren, als die Antwort Jesu wie ein Blitzstrahl hervorleuchtete und ihre Gedanken zerschlug.

„Ich will dir nachfolgen", sagt der Erste; „denn bei dir bekomme ich es sicher gut; du bist der reiche Herr. Der Reichtum Gottes steht dir zur Verfügung und ich sehe es ja, wie du mit der Hand des Sohnes, die der Vater nie leer läßt, in Gottes reichen Schatz hineinzugreifen vermagst. In deiner Nähe blüht mir das Glück. Auf deinen Wegen finde ich den Segen. Reich, froh, glücklich wird man, Herr, bei dir."

Er spricht natürlich. Damit haben wir seinem Begehren den größten Ehrennamen erteilt, der uns zur Verfügung steht. Was natürlich ist, das streifst du nicht ab und scheuchst du nicht weg. Das macht uns. Es kann und darf von uns nicht weggeworfen oder auch nur angetastet werden.

Aber auch der Zweite und der Dritte sind uns in ihrem Begehren ganz verständlich. Was sollte denn aus uns werden, wenn uns die Familie zerbricht, wenn Vater und Sohn einander nicht mehr finden, der Vater nicht mehr auf den Sohn zählen, der Sohn sich nicht mehr auf den Vater verlassen kann? Blüht uns denn nicht gerade in unserem eigenen Haus das allerschönste, unentbehrliche Glück? Wieder gibt es die große Überraschung. Jesus macht die Seinen frei.

Weil es natürlich war, was im Herzen der Jünger lebte, darum ist ihr Begehren zu jeder Zeit wieder neu vorhanden, so unvergänglich wie alles, was nach der Ordnung und Kraft der Natur geschieht.

Alle diese Wünsche liegen auch in unserer Seele für uns selbst und für unser Volk und wir empfinden es heute ganz besonders stark, wie kräftig uns diese Wünsche im Blick auf unser Volk bewegen, wie sehr es uns daran liegt, daß es zu Reichtum und Macht, zu Ehre und Stärke gelange, wie sehr wir es unserem Kaiser danken, daß er uns diese Bahn erschlossen hat.

Wir verhalten uns dabei auch nicht so, daß wir nur abwarten und untätig, was uns andre verschaffen, empfangen wollten, daß wir etwa sagten: Wir können unseres Christenstandes wegen an diese Aufgaben keine Aufmerksamkeit wenden; aber der liebe Gott wird, ohne daß wir uns darum bekümmern, seinen Segen auf uns legen. Oder vielleicht so: der Kaiser soll es machen, der Staat, wie wir heute sagen, soll dafür sorgen, daß wir geordnete Verhältnisse haben, in denen unser Leben gedeihen kann, so daß wir diese Vorteile nur als die reife Frucht pflücken möchten, die andere für uns erwerben. Niemals entsteht eine solche Meinung am Unterricht Jesu; nie ist das der Weg, den wir mit Jesus gehen. Wir treten vielmehr munter und frisch mit dem Einsatz unserer vollen Kraft hinein in die Arbeit, die uns diese Güter und Werte erwirbt. Wir regen uns auch, damit der Volkswohlstand wachse, sind auch dabei, wenn es gilt, die Ehre und die Macht unseres Volkes zu schützen, wir, die wir Jesu Namen tragen, wir, die wir nicht nur der deutschen Fahne folgen, vor denen die Kreuzesfahne weht. Gerade deshalb, weil sie uns führt, sind wir auch jederzeit bereit, Hand anzulegen, wo es gilt, das natürliche Bedürfnis zu decken und die Bedingungen unseres natürlichen Lebens herzustellen. Fest sind hier die Beziehungen, nicht nur so, daß wir in der Christen-

heit alles, was Geldeswert hat, bedürfen, alles, was die Arbeit uns einträgt, verwenden, alles, was uns froh und munter macht, genießen, umgekehrt auch so, daß wir mit dem hellen Schein des göttlichen Wortes in alle dieſe Verhältniſſe Verſtand und Ordnung, Fleiß und Treue hineinbringen und in der Kraft der göttlichen Gnade unſre Arbeit tun, fruchtbar tun, bleibend tun, ohne daß wir müde werden. So ſtehen wir gebend und empfangend mitten drin im großen Austauſch unſeres öffentlichen Lebens.

Wir danken heute dem Kaiſer gerade auch dafür, daß er die Beziehungen, die vom Betrieb des Staates aus hinein in die Tiefe der Volksſeele reichen, mit beſonderem Ernſt gepflegt hat. Er hat es uns immer wieder geſagt und vorgemacht, daß uns die Erinnerung an Gott bei jedem Schritt, den wir im öffentlichen Leben tun, nötig iſt. Sein Chriſtenrecht, Gott die Ehre zu geben und den Namen Jeſu zu preiſen, hat er zur Zeit und zur Unzeit mit Tapferkeit geübt und hat auch die Schmach Jeſu nicht geſcheut. Denn es iſt ſelbſtverſtändlich, daß jedes Gott preiſende Wort und jedes Jeſus ehrende Bekenntnis mit Hohn und Spott belohnt wird. Darin war er während dieſer 25 Jahre in manchen Stunden für unſere Fürſten ein Vorbild, auch für unſeren König, aber nicht nur für ſie, ſondern für jeden Mann in unſerem Volk, weil er feſt zuſammenfaßte, was nicht auseinanderbrechen kann, und in einander band, was ſich leicht entzweit, indem er im Blick auf Gott auch ſeine irdiſche Arbeit vollbrachte und im Blick auf ſeine irdiſche Arbeit ſein Herz auch zu Gott erhob.

Weil uns ſomit tauſend Fäden mit unſerem Volk vereinen und unſere Arbeit mit dem nationalen Ziel verweben, weil ſich keiner von uns im Namen Jeſu abſcheiden, keiner einſame Wege gehen kann, ſtehen wir mit beſonderer Dringlichkeit vor der Frage: Warum macht uns denn Jeſus frei? Sind denn die Worte unſres Textes nötig, die den großen

Riß herstellen und die mächtige Scheidung aufrichten, sodaß unser Herz allein ihm gehören soll?

2.

Warum Jesus so gehandelt hat und warum das seine königliche Majestät ist, daß er das tat, und warum darin die göttliche Gnade in ihrer ganzen Herrlichkeit erscheint, das kann jeder von uns begreifen. Denn eine tausendfache Erfahrung macht das uns allen klar. Was es sei, jedes Ziel, das uns lockt, jedes Gut, das uns erfreut, faßt und erfüllt gleich unser ganzes Herz. Sogleich stehen wir in der Gefahr, daß wir uns an das verlieren. Was uns bewegt, ist ein natürlicher Wunsch, also in seinen Anfängen rein und recht, aber gleich füllt er unsere ganze Seele, nimmt uns ganz in Beschlag, fesselt und knechtet uns und macht, daß alles andere für uns untergeht. Der Mann, der zu Jesus mit dem Gedanken kam: „Bei dir hat man es doch sicher gut, weil du der Reichste aller Reichen bist", trug nicht einen törichten, sondern einen richtigen Gedanken in sich. Denn Jesus hat seine Jünger in seine Pflege und Fürsorge genommen und war nach Leib und Seele für sie der gute Hirt. Aber solange, als er diesen Gedanken hat, wird er eben einzig diesen Gedanken haben. Dann macht er aus diesem Wunsch das Maß, an dem er Jesus immer mißt, aus dieser Hoffnung die Regel, nach der er jeden Schritt ordnen will. Dann fährt es ihm immer wieder durch den Sinn: „Geht es mir auch gut dabei? Was gewinne ich? Was bekomme ich? Wieviel Glück, wieviel Vorteil ist dabei für mich zu haben?" Gefangen bleibt er so und wird damit untüchtig zum Dienst des Herrn, unfähig, ihn zu begleiten auf dem Kreuzesweg. So kann er weder glauben noch gehorchen. Kommt der andere und sagt: „Die Meinen liegen mir am Herzen, gönne mir noch eine Stunde des fröhlichen Beisammenseins mit ihnen": wird er wieder kommen, wenn ihn Jesus gehen läßt? Dann

umfassen ihn die alten Verhältnisse sofort wieder mit zwingender Gewalt; sofort ist er gefesselt und hat seine Freiheit verscherzt.

Liebe Freunde, diese Erfahrung machen wir beständig und wir wissen, daß das nicht unser Weg sein kann, daß wir so das noch nicht gefunden haben, was wir brauchen. Wenn jetzt mein Herz von diesem Wunsch voll ist und dann von jenem, jetzt ganz aufgeht in dieser Begier und dann wieder in jener, so gibt das keinen geraden Gang, keinen festen Stand. Das gibt ein unfruchtbares Leben, weil wir so mit dem Gewinn zugleich immer einen Verlust erleiden und der Verlust unendlich größer ist als unser Gewinn. Da muß etwas anderes her, was uns wirklich ganz ergreift, ein anderes Ziel, an das wir den ganzen Willen setzen, ein anderes Gut, das nun mit einer völligen Liebe unsere Seele an sich zieht. Damit wir aber eine bewegliche und kräftige Hand haben, die dieses neue Gut und hohe Ziel erfassen kann, muß der Strick zuerst durchschnitten sein, der uns die Hände bindet. Es kann nichts in das Herz hinein, wenn es nicht zuerst leer wird. So lange es sich nach unten senkt, kann es nicht nach oben schweben.

Was ist das, was über alle unsere natürlichen Ziele und Güter hinausragt, größer ist als die nationale Ehre, größer als der nationale Wohlstand, größer als mein eigenes Glück, wertvoller als mein eigenes Geld? Denn das liegt manchem unter uns noch mehr am Herzen als der nationale Wohlstand und das nationale Gedeihen. Freunde, ich sage euch nur die alte, die eine Wahrheit. Das ist ja unser fröhliches Geschäft, daß wir euch an dieser Stelle nicht neue Entdeckungen zu verkündigen haben, sondern immer wieder das eine, ewig wahre, ewig bleibende Wort sagen: Lieber Mensch, du hast einen Gott und diesem Gott, deinem Gott darfst du und kannst du dein Herz geben und ihm gib es ganz. Das ist Jesu Meinung. Darum stand er als der Arme vor denen,

die bei ihm nach Glück und Geld verlangten, und darum sprach er scheinbar hart zu denen, die zurück nach ihrem Hause strebten. Gott ist dein Gott, ist da für dich, ganz da für dich. Da kommt dir eine Wahrheit entgegen, die du glauben darfst, fassen darfst als ganz gültig, ganz gewiß, mit der ganzen Sammlung deines Geistes, und ein Wille stellt sich vor dich, dem du dich unterwerfen darfst, ganz, rundweg, ohne Vorbehalt, und es leuchtet nun vor dir ein Ziel auf, eine Herrlichkeit, eine Größe und Ehre, an die du alles setzen kannst, was du bist und kannst: Gottes Name, der geheiligt werden soll, Gottes Herrlichkeit, von der die Erde voll werden soll. Das gibt die Füllung für den ganzen Geist.

Nichts an uns bleibt davon unbewegt und unfruchtbar. Wenn wir unser Herz an die anderen Dinge verschenken, dann muß an uns, während der eine Zweig wächst, der andere verdorren, weil ihm jener die Kraft entzieht, und mit der einen Freude, die uns beschert wird, entsteht daneben die Dunkelheit und der Gram; denn wir haben nicht auch für die anderen Dinge Raum beim Sturm unserer kranken Sucht und Leidenschaft. Gib dein Herz Gott; das gibt allem, was in uns ist, den freien Raum zum Wachsen, die Ruhe und Ordnung, die allem seine Stelle verschafft, den nie sich erschöpfenden Antrieb, der uns vorwärts führt der Vollendung zu bis hinaus ins ewige Leben. Leib und Seele, Denken und Wollen, das inwendige Leben und der Verkehr mit den anderen, die eigene Person und die großen Anliegen des nationalen Berufs, alles kommt zur Ordnung, findet sein Gesetz, seinen Weg, seinen Grund, sein Ziel an Gottes Hand, in Gottes Leitung, dann, wenn du frei geworden bist, frei zum Gehorsam gegen Gott.

Will denn Gott mein Herz? Ich kann es ihm doch nicht schenken, wenn er es nicht begehrt, kann es ihm nicht geben, wenn er es nicht von mir verlangt. Darum steht Jesus vor uns und darum ruft er uns. Darin besteht seine

Sendung, ſein Amt und Werk, das er in der Menſchheit auszurichten hat, daß er es uns erkennbar macht: „Sieh, du kannſt einen Gott haben, einen dir bekannten Gott, der zu dir redet, der dir ſeine Gnade ſchenkt, dich leitet und regiert und dein Leben für ſeinen Willen braucht. So denkt Gott von dir, ſo ordnet er ſeine Gemeinſchaft mit dir.“ Das uns zu zeigen, das uns zur Wahrheit, zum Erlebnis, zur Geſchichte zu machen, das iſt Jeſu Werk und Amt. Darum lud er ſeine Jünger zu ſich und ſagte ihnen: Folget mir:

Wenn wir uns das immer wieder verdeutlichen, dieſes einfache, letzte Kernwort des Evangeliums, dann ſind wir auch am Feſttag des Kaiſers die rechten Feſtgenoſſen. Die, die noch einen anderen Herrn haben als die kaiſerliche Majeſtät, die ehren den Kaiſer recht und ſind fähig, ihm zu danken, die, die noch ein anderes Lied ſingen als bloß das: „Deutſchland, Deutſchland über alles.“ Wir können danken im Blick auf den Segen, der unſerem Volk zu Teil geworden iſt, können auch bitten im Blick auf den neuen Weg, der vor uns liegt. Wie die Schlacht, die heiße, zu Ende geht, die Schlacht gegen das, was unſer Volk ſiech und gottlos macht, wir wiſſen es nicht. Auch der Arm des Kaiſers und ſein guter Wille kann den Ausgang nicht verbürgen. Aber in der Freiheit, die uns Jeſus ſchenkt, iſt auch das enthalten, daß wir auch mitten im Kampf zu danken vermögen im Blick auf das, was uns gegeben iſt, im Blick auf die Fülle der göttlichen Gnade, die auf unſerem Volk liegt, im Blick auf den Reichtum der Kräfte und Gaben, die uns verliehen ſind. Wir haben Grund zum Dank, Grund zur Freude, Grund zum Gehorſam, der uns treu und tapfer zur Arbeit für unſer Volk bewegt. Indem wir für das danken, was wir empfangen haben, rüſten wir uns auch für die Zukunft und erheben all unſer Verlangen, das uns für unſer Volk bewegt, empor zum göttlichen Thron. Gott ſegne unſeren Kaiſer! Gott ſegne unſer Volk!

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Achter Sonntag nach Trinitatis.

(13. Juli 1913.)

Joh. 6, 30—44.

Achter Sonntag nach Trinitatis.

(13. Juli 1913.)

Joh. 6, 30—44.

In der Synagoge von Kapernaum, in die wir heute eintreten dürfen, geht es diesmal laut zu. Da ist Streit mit aller Konfusion und Unklarheit, die den Streit kennzeichnet. Sie streiten mit Jesus, aber nicht allein mit ihm, sondern zuerst mit sich selbst. Sie sind in sich selbst zerrissen, sagen ja und nein gleichzeitig und geben eine wirre Unordnung ans Licht, über die man sich verwundern kann. Vielleicht sagt ihr: Dem Streit zuzuhören ist wenig erbaulich. Wir würden in der Tat in die Synagoge von Kapernaum nicht eintreten, wenn der dort begonnene Streit mit dem Ende jener Versammlung aufgehört hätte. Aber er geht weiter und wir leben mitten drin im Lärm dieses Zanks. Fortwährend dringen dieselben Stimmen an unser Ohr und sie berühren uns nicht nur von außen; dann könnten wir uns vor ihnen verschließen und gegen den Streit um uns her unseren eigenen Frieden schirmen. Aber diese Stimmen mit ihrem Wirrwarr und Zank werden in unserem eigenen Herzen laut. In uns selbst geht immer wieder derselbe Streit an und darum ist es fruchtbar und nützlich, daß wir hören, wie der Kampf zwischen Jesus und den Männern von Kapernaum vor sich ging und wie Jesus ihn zum Frieden gebracht hat.

Zuerst lehnen sie sich gegen seine Verheißung auf. Der Streit richtet sich gegen die Gabe, die er ihnen anbietet. Dann gehen ihre Gedanken von seiner Gabe zu ihm, zum Geber, hinüber; und daran entsteht der Streit noch einmal.

1.

Ich bin das Brot des Lebens. Ihr seht, wie einfach, wie faßlich Jesus sein ganzes, unendlich reiches Evangelium

zu ſagen vermocht hat. Ihr hungert. Ihr habt Brot nötig. Ich habe es für euch. Ich gebe es euch. Ihr braucht Brot des Lebens, ein Lebensmittel, das wirklich Leben ſchafft und das vertreibt, woran ihr ſterbt und zu Grunde geht. Ich habe es für euch, bin ſelbſt für euch all das, was euch ins Leben führt. Der Moment, wo ihr die Gemeinſchaft mit mir bekommt, die Stunde, wo ihr meine Hand faßt, iſt die, wo das Leben für euch erſcheint, ſo erſcheint, daß es nicht mehr verſchwinden wird.

„Herr, gib uns allewege dieſes Brot“. Das iſt die Antwort, die aus der Gemeinde ihm entgegenſchallt. „Du haſt recht; wir hungern, ſpeiſe uns. Du haſt recht; wir ſtehen in der Gewalt des Todes, gib uns Leben“. Damit beginnen ſie gegen ihn den Streit; denn ſie glauben trotzdem nicht. Sie ſagen: Gib! und begehren doch nicht, was er gibt, haben keine Zuverſicht zu ſeiner Sendung und kein Vertrauen zu ſeiner Verheißung. Sie tun einen Schritt zu ihm hin, ſcheinbar eifrig, aber zwei von ihm weg, und ſo kommen ſie nicht zuſammen.

Darum iſt der Ausgang unſerer Geſchichte ſo ſeltſam von dem verſchieden, was uns als ihr Anfang erzählt wird. Die Männer, mit denen Jeſus hier ſpricht, haben ihn eifrig geſucht und es ſehr beklagt, daß er von ihnen weggegangen war. Sie haben deshalb die Schiffe, die ſie finden konnten, ſofort benützt, um ihm voll Verlangen nachzueilen, und wie ſie ihn zu ihrer Überraſchung in der Synagoge fanden, waren ſie hocherfreut. Man könnte denken, jetzt beginnt das Feſt der Vereinigung; jetzt kommen ſie endlich zuſammen, die lange Getrennten, Jeſus und die Gemeinde von Kapernaum; nun ſind die Hinderniſſe weg; das Eis iſt geſchmolzen; die Tür geht auf und es beginnt die frohe Stiftung der Gemeinſchaft. Was wir aber heute hören, das iſt Jeſu Abſchiedswort an Kapernaum. Er geht und ſie gehen auch. Er geht, weil ſie gehen; ſie gehen murrend und feindſelig und Jeſus geht ans Kreuz. Wie kommt dieſer wunderbare Umſchlag zu Stande?

„Gib uns allewege ſolches Brot", ſagen ſie. Denn die Verheißung Jeſu lockt ſie; darum eilen ſie ihm nach. Allein der Schritt, der ſie zu ihm führte und die Gemeinſchaft mit ihm herſtellte, ſcheint ihnen unmöglich. Sie mögen nicht glauben; ſomit gehen ſie weg.

Kennen wir dieſe Art von Gebet, die bittet, aber nicht glaubt, nicht? Iſt uns dieſe Art von Zuſtimmung zur Verheißung Jeſu, die ſie gerne gerne haben möchte, aber doch nicht mag, unbekannt? Wenn wir zum Beginn unſeres Gottesdienſtes unſere herrlichen Gebetslieder ſingen, in denen der Glaube der Chriſtenheit ſich beredt ausdrückt, ſo iſt es damit eine eigene Sache. Es iſt nicht Heuchelei dabei; denn wir ſingen ſie mit herzlicher Andacht und innerlicher Empfindung und machen im Klang unſerer Stimmen offenbar, was unſer Herz bewegt: „Allgenugſam Weſen, das ich hab erleſen mir zum höchſten Gut"; wir empfinden: ſo iſt es. Wir begehren dieſes höchſte Gut und ſtrecken uns nach ihm aus. Aber es iſt Unordnung in unſrem Singen drin, auch wenn es ganz melodiſch klingt, eine Unordnung, die keine Kunſt des Organiſten beſeitigen kann. Glauben wir das denn? Das könnte doch für uns eine fatale Sache werden. Da gibt es denn doch noch recht viele Bedenken: „Allgenugſam Weſen, das ich hab erleſen mir zum höchſten Gut!" Nun kommt das Fragezeichen.

Oder denkt an das, was regelmäßig zu Weihnachten geſchieht. Da tritt das, was wir in der Synagoge von Kapernaum vor Augen haben, ganz öffentlich ans Licht. Die Verheißung Jeſu kommt in jenen Tagen ſo laut zu uns, daß wir ſie alle hören: „Friede auf Erden und an den Menſchen ein Wohlgefallen". In der Weihnachtszeit bewegt das uns alle und wir ſagen: „Gib uns allewege ſolches Brot". Süßer Friede, komm, o komm in meine Bruſt. Jedes Weihnachtsfeſt bringt uns überzeugte, ernſtgemeinte Hymnen auf die Schönheit des Friedens. Glauben wir es aber, daß er da iſt, der Friede Gottes, der für uns bereitet und vorhanden iſt, ſtark

unſer Herz zu faſſen und zu regieren? Das iſt eine andere Sache.

Man kann die Verheißung Jeſu nie ſagen, ohne daß es ſo geht wie in Kapernaum, ohne daß die Hände ſich uns entgegenſtrecken. Wer von der Erlöſung ſpricht, der erweckt ohne weiteres unmittelbar in den Herzen die Sehnſucht nach der Befreiung. Wir ſpüren ja die Ketten; wir möchten hinaus. Und es klingt herrlich in unſer Ohr, wenn uns die Botſchaft von der uns befreienden Verſöhnung gebracht wird. Aber eben wir möchten ſie haben, nicht mehr. Das iſt aber noch nicht die Befreiung. Da ſteht immer wieder neben dem Ja das Nein und neben der Bewegung unſerer Seele zu Jeſus hin die Gegenſtrebung, die uns von ihm trennt. Man kann ebenſowenig vom Leben reden, ohne daß die Menſchen jauchzen. Keiner von uns freut ſich am Tod. Es klingt uns allen wie ein Evangelium, daß unſer Leben aufwärts führt, nicht abwärts, nicht ins Nichts, ſondern zu Gott, das heißt ins Leben. Das aber zu glauben, wenn man doch ſieht, wie der Menſch zuſammenbricht, und nichts vom Leben ſieht, ſondern es vor Augen hat, daß die Natur in ihrer heiligen Majeſtät uns alle entzweibricht, das iſt eine andere Sache. Da wird das Herz zaghaft und der Mund ſtumm.

Woher, liebe Freunde, kommt das, daß wir dieſe zwei Stimmen in uns haben, die beſtändig miteinander ringen, daß unſer Herz immer zwei Töne von ſich gibt, einen, der auf das Wort Jeſu antwortet, und einen, der mit ihm als ſchriller Mißklang nie ſich eint?

Wir ſind von Gott für Gott geſchaffen und ſind durch die Gnade Gottes ins Leben geſtellt. Darum ſind wir ihrer Gabe bedürftig und für ſie empfänglich und ſpüren es ſofort, daß ſie das iſt, was wir brauchen und worauf wir warten. Darum kann uns das Geſchenk Gottes nicht gezeigt werden, ohne daß unſre Freude daran erwacht, und ſowie die göttliche Verheißung uns berührt, lockt ſie uns und macht uns

bitten: „Herr, gib uns allwege ſolches Brod“. Aber wir haben nicht nur das in uns, was uns Gottes Gnade als das Zeichen mitgegeben hat, daß wir ſein Werk und zu ihm berufen ſind, ſondern wir haben auch unſeren Eigenwillen, der uns bei uns ſelbſt feſthält, und ſitzen in unſeren eigenen Gedanken und Wünſchen feſt. Nun ſollten wir uns wegwenden von uns, etwas anderes ſehen als uns, nämlich ihn, auf etwas anderes uns ſtützen als auf uns, nämlich auf ihn, ſollten glauben. Der Glaube iſt der Gegenſatz zum Eigenwillen, die Aufhebung deſſen, was unſere Eigenliebe uns vorſagt. Um glauben zu können, ſollten wir wegkommen von uns ſelbſt. Jetzt entſteht die Not, jetzt der Streit; jetzt ſagen wir ja und nein, begehren beides, begehren alſo nichts.

Wie ſchafft Jeſus die Ordnung? „Keiner“, ſagt er, „kann zu mir kommen, es ſei denn, daß ihn der Vater zieht“. Damit vollendet er ſeine Verheißung, fügt zu ſeinem Evangelium den herrlichen Schlußpunkt und bringt alles, was er ſagt, zur vollſtändigen Einheit. „Ich bin vom Vater geſandt, bin vom Himmel gekommen und deshalb für euch das Lebensbrot. Euch führt der Vater zu mir; Gott zieht euch.“ Das entſpricht ſich und damit tritt die Ordnung an die Stelle unſrer Unordnung. Denn wenn Gott zieht, dann entſteht Bewegung, eine ſolche Bewegung, die das Ziel faßt. Nun geſchieht das Wunder, das uns über uns ſelbſt erhebt. Freunde, es geht nicht ohne ein Wunder. In unſere Unordnung hinein bringt nur Gottes Schöpferhand den Frieden; er kommt zu uns durch das Wunder der Neugeburt, das Wunder der göttlichen Berufung, das Wunder jener Stunde, wo Gottes Gnade uns faßt. Aber nun geht es auch und an Stelle des Streits entſteht die Gewißheit: Gott, der allgenugſame, iſt wirklich und wahrhaft mein höchſtes Gut, und an der Stelle des gefeſſelten Eigenwillens, der ſich von unſrer Luſt nicht löſen kann, entſteht die Liebe, die zu ihm gewandte Liebe, und an Stelle deſſen, was uns die Welt zuträgt und die Natur

zeigt, strahlt in uns ein anderes Bild auf, Gottes Bild, im Angesicht Jesu uns gezeigt und durch Gottes Gnade in uns selbst erweckt.

Weil uns Gott zu Jesus zieht, darum kommen wir und darum entsteht daraus die ewige Gemeinschaft. Dies Wort ist so groß, daß es uns immer wieder schütteln kann, wenn man es ausspricht: Ewige Gemeinschaft! Weißt du das? Ist das nicht bloß Pfaffentrug, Kanzelphrase, Opium, mit dem wir uns einen Rausch anschaffen, falls uns die Welt trübsinnig macht? Ewige Gemeinschaft! Woher weiß ich das? Warum darf ich das sagen als schlichte Wahrheit, ohne daß auch nur ein Buchstabe daran zu viel ist, in der Gewißheit: so ist es? Ich tue, sagt Jesus, nicht meinen Willen, sondern den Willen des Vaters und darum werfe ich den nicht weg, den der Vater mir gibt und der deshalb zu mir kommt, weil Gott ihn zieht. Er tut den Willen des Vaters; das ist gewiß. Und jetzt wissen wir auch: Ewige Gemeinschaft ist da und das Brot des Lebens ward von uns empfangen, ewige Gemeinschaft, die am jüngsten Tag halten wird, weil er sich auch dann zu uns bekennen, auch dann als das Brot des Lebens an uns handeln wird, er, der den Willen des Vaters tut. Der Wille des Vaters schwankt nicht und ist am jüngsten Tage so wach und so stark wie heute und der Wille des Vaters ist, daß wir leben.

2.

Von der Gabe wendet sich der Blick der Gemeinde, mit der Jesus spricht, hinüber zu ihm. So muß sie es machen; denn er macht ja seine Person und seine Gabe ganz eins. Sie sollen die Gabe dadurch finden, daß sie zu ihm kommen. Deshalb sehen sie ihn an. Was ist er denn? Und nun geht der Streit aufs neue los.

„Wir kennen seinen Vater, seine Mutter; sie sind uns gut bekannt. Wir kennen ihn auch selbst.“ Es war vielleicht mancher unter ihnen, der Jesus an der Arbeit mit seinem

Vater als Zimmermann gesehen hatte. „Er ist also nichts anderes als wir, nichts anderes, als was der Mensch ist. Also taugt er nichts. Ein Mensch, was soll uns der? Wenn er ist wie wir, dann ist er blind, leer und hohl; denn wir sind alle blind, leer und hohl".

Freut euch doch, möchten wir ihnen sagen, so nahe ist er euch. Ihr kennt ihn; dann ist der Weg nicht weit zu ihm. Er ist wie ihr; dann könnt ihr ihn fassen und die Gemeinschaft mit ihm ist euch geschenkt. Nein, er ist wie wir, sagen sie; dann hat er an derselben Not und Schwachheit teil, die uns alle bedrückt. Sie verachten ihn und die Trennung von ihm ist geschehen.

Jesus gibt ihnen Recht, soweit auch in ihrer Torheit eine Wahrheit hervorscheint. Es ist wahr, ein Mensch kann uns nicht helfen. Wer bloß hat, was wir sind, der ist nicht unser Heiland und unser Herr. Wir können nicht einen von uns auf den Thron emporheben, nicht einen von uns zum Haupt und Herrn der Welt küren. Dazu reicht Menschenkraft und Menschenwesen nicht aus. Aber Jesus fährt fort: Ich bin nicht wie ihr, sondern vom Himmel gekommen, und habe in Gott den Grund meines Lebens und deshalb, weil ich nicht bin wie ihr, sondern vom Vater bin, bin ich das Brot des Lebens. Man sollte denken, nun sei ihre Einrede geschlichtet; aber der Streit geht erst recht an. Vom Himmel gekommen? Noch gar! Wer soll das glauben? Du willst mehr sein als wir? Du? Das ist unmöglich. Du bist, was wir alle sind.

Freut euch doch, möchte man ihnen sagen, vom Himmel her kommt er; Gottes Gnade wird sichtbar; Gottes Herrlichkeit strahlt vor euch auf, so nah, im Menschenleben drin, auf Erden und doch bleibt es Gottes eigene Herrlichkeit. Aber es hilft nichts. Mit wirrem Streit zerreißen sie sich selbst und der eine Gedanke, den sie haben, tötet den anderen. Jetzt sehen sie auf Jesu Niedrigkeit; sie wird ihnen zum Anstoß;

so gefällst du uns nicht. Dann sehen sie auf Jesu Herrlichkeit; sie wird ihnen wieder zum Anstoß; so gefällst du uns nicht.

Ist dieser Streit zu Ende gewesen, als die Versammlung in Kapernaum auseinander ging? Freunde, er geht heute so munter, so konfus wie damals seinen Gang. Und wir stehen alle mitten drin in diesem Kampf. Das Evangelium Jesu besteht darin, daß wir euch seine Geschichte erzählen. Geschichte? Was in Kapernaum geschehen ist, in Paläſtina, in diesem Winkel, vor bald 2000 Jahren? Geh mir doch mit diesen alten Dingen! Geschichte, was ist das? Das ist ein Stück Menschenleben und wir wissen, das taugt nichts. Das ist eine kleine Episode in der großen Entwicklung des menschlichen Daseins, längst überschritten, längst vergangen. Die Geschichte zeigt uns Jesu Menschlichkeit; das heißt aber seine Beschränkheit und heißt Vergänglichkeit. Das kann uns nichts helfen; ein solches Evangelium gibt uns nichts.

Man möchte auch heute immer wieder sagen: Freut euch doch, wirkliche Geschichte können wir euch erzählen, in der Gott auf Erden sein Werk tut. Da habt ihr ihn bei euch, nicht bei den Engeln, nicht auf dem Mond oder noch auf einem weiter wegliegenden Stern, sondern mitten unter uns, ganz frei von Schein, ganz wirklich, so wirklich, wie ihr selber seid. So nah bringt er seine Gnade zu uns heran, bis in unseren Horizont hinein, bis in unser Herz hinein. Wir aber machen ihm daraus einen Vorwurf und sagen ihm: „Du bist menschlich; Menschliches verachten wir".

Nun kommt aber Jesus auch unserem Geschlecht entgegen wie dem in Kapernaum. Wenn ihr mehr braucht, und ihr braucht mehr und habt ein Recht, mehr zu wollen, als was das menschliche Wesen zeigt und die menschliche Geschichte schafft, wenn ihr mehr wollt: ich bin nicht wie ihr und habe, was ihr nicht habt, und habe nicht, was ihr habt.

Er stand vor der Gemeinde von Kapernaum ruhig in diesem Getümmel, nicht erschüttert von diesem Streit; denn

„ich tue den Willen des Vaters.“ Das ist sein Wort, einzig das seine. Kein andrer sagt es ihm nach. Er faßte das Kreuz an und trug es mit dem vollkommenen Vergeben, wodurch er unser Versöhner ward. Das ist sein Werk, einzig das seine. Es gibt nur ein Blut, das rein macht. Er geht in den Tod und gewinnt so das Leben und steigt vom Kreuz hinauf zur Herrlichkeit. Er, nur er tat das und hat dabei keinen Gefährten; sein Los war nicht das unsrige.

Nun geht der Streit aufs neue los. Was ist das? Es reicht ja über alle Erfahrung hinaus, ist gar nicht kontrollierbar durch die Wissenschaft und die aus unserem Erlebnis geschöpften Maßstäbe, ist also ein Mythus. Sollen wir uns von dir einen Mythus aufbinden lassen, etwas, was nie sich zuträgt als einzig bei ihm, zulassen, etwas, was er ist und ich nicht, anerkennen? Wer soll das glauben? Wiederum möchten wir denen, die so reden, sagen: Freunde, freut euch doch, daß es etwas Größeres gibt, als was ihr seid; freut euch doch, daß innerhalb der menschlichen Geschichte etwas erschien, wovon ihr sagen müßt: Ich kann es nicht und habe es nicht und keiner hat es, einzig er! Wie soll denn Gott nicht größer sein als wir? Wenn er zur Stelle ist, dann geht er über unsern Horizont hinaus und die engen Grenzen reichen nicht mehr aus, die unsern eignen Lebensstand umspannen. Dann geschieht etwas Neues, Sieg, den wir nicht erringen, Freiheit, die wir nicht besitzen, Leben, das nicht unser ist.

Aber wir zagen und kümmern uns und besinnen uns hin und her, ob wir es auch fassen können und es wagen dürfen, hinaufzusehen über unseren eigenen Kreis empor zu ihm. Laßt uns hören, wie Jesus selbst darauf die Antwort gibt. „Ich bin gekommen, den Willen des Vaters zu tun, nicht den meinen.“ Das stellt ihn hinein in unsere Gemeinschaft, macht ihn zum Menschen, zu dem, der uns gleich ist, der leidet, was wir leiden, tut, was wir zu tun haben, und

gehorcht und dient wie wir. Wenn er seinen eigenen Willen tun wollte, stände er als die große Majestät vor uns. Er tut aber den Willen des Vaters und dieser Wille ist Gnade. So wird er uns gleich, uns faßlich, ein Stück unserer Menschheit, ein Glied unserer Geschichte. Daß er aber nicht seinen Willen, sondern den Willen seines Vaters tut, das erhebt ihn gleichzeitig über uns und trennt ihn von uns. Nun wird er zum Sieger, der Sünde und Ungehorsam unter sich hat, und zum Überwinder, der das Leben besitzt, vor dem der Tode vergeht. Deshalb kann er sagen: Ich bin das Brot des Lebens. Nehmt und eßt.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Zwölfter Sonntag nach Trinitatis.

(10. August 1913.)

Luk. 17, 5—10.

Zwölfter Sonntag nach Trinitatis.

(10. August 1913.)

Luk. 17, 5—10.

Gott meint es gut, unaussprechlich gut mit uns. Das sehen wir wieder an dem Wort, das wir heute aus dem Munde Jesu in unser Herz hinein empfangen. Weil er es unaussprechlich gut mit jedem von uns meint, gibt er uns das Gleichnis in jenem Knecht, der mit seinem Dienst nie fertig wird. Wenn er draußen auf dem Acker oder auf der Weide den Tag über gearbeitet hat und am Abend heimkommt, dann sagt er nicht: es ist genug, ich bin den Dienst nun satt. Weder der Herr noch der Knecht denkt an dergleichen. Dann kommt selbstverständlich die Zeit für das Mahl und der Knecht rüstet es und wartet seinem Herrn auf. Er sagt nie: jetzt ist mein Dienst fertig, jetzt ist es aus. Das macht Jesus uns zum Gleichnis und wir wollen ihm herzlich dafür danken und Gott dafür innig loben, daß er für jeden von uns einen Dienst hat, mit dem er nicht fertig wird, nie fertig werden kann.

Schon in unsrer Kindheit kam Jesu Wort zu uns und faßte unser kindliches Herz, gab uns die Erinnerung an ihn und schenkte uns das, was man den kindlichen Glauben heißen kann. Dann geht die Kindheit weg; hört damit auch unser Dienst Gottes auf? etwa wenn die Schule vorbei ist und die zwangsweise Teilnahme an den Religionsstunden endlich endet oder wenn die Konfirmation überstanden ist? Haben wir dann unsere kirchlichen Pflichten endlich erfüllt und nun ist es genug? O liebe Freunde, Gott meint es viel besser mit uns. Die Kindheit geht weg; aus den

Kindern werden Männer, werden Frauen; jetzt kommt erst recht der große Beruf, die reiche Gelegenheit, Gott zu preisen, jetzt erst der volle Dienst. Und auch diese Zeit unseres Lebens geht weg. Aus der regsamen, arbeitsfrohen Frau wird ein gebrechliches Mütterchen und vom Manne, der einst starke Arme hatte, bleibt nur noch ein armseliger Rest übrig, der nicht mehr viel taugt. Ist jetzt unser Dienst Gottes aus? O nein, nun kommt er noch einmal, ganz besonders lieblich, ganz besonders tief. Jetzt dürfen wir in unserer Schwachheit Gott preisen, dürfen vor seinem Angesicht sterben und unsre Seele in Gottes Hände geben.

Was wir in der Reihenfolge unserer Lebensperioden vor Augen haben, daß Gott immer wieder etwas für uns bereit hat, was uns in Anspruch nimmt und unsere Tage füllt, das haben wir auch Tag für Tag in derselben Deutlichkeit vor uns. Wenn wir die eine Hand mit einer guten Gabe füllen, so ist gleich noch ein anderes Händchen ausgestreckt und hätte auch gern etwas. Wenn wir die eine Not tragen und Gott damit preisen, daß wir die Geduld bewahren, gleich kommt wieder ein Anliegen, gleich wieder eine Versuchung und ein Kampf und es muß wieder Tapferkeit bewährt werden. Wenn wir hier die Antwort auf eine Frage geben und Gottes Wort in eine Seele legen, daß es in ihr zu leuchten beginnt, gleich zeigt sich dort wieder eine Dunkelheit und dort wieder eine Frage, und wir kommen nie an ein Ende. Die Arbeit hört nie auf und der Dienst ist nie aus.

Dafür danken wir. Denn weil es Gott so einrichtet, wie es in unserem Gleichnis beschrieben ist, macht er 1. unsere Liebe rein und 2. uns zum Glauben tüchtig.

1.

Wir müssen darauf achten, daß unsere Liebe rein bleibt. Wenn der Knecht, nachdem er den ganzen Tag über gearbeitet hat, nun sagen wollte: jetzt ist es aus, jetzt fällt es mir doch

nicht ein, meinem Herrn noch weiter zu dienen, dann hätte er das Dienstverhältnis zerrissen. Warum? So dächte er bloß noch an sich. Ebenso wenn wir unserem Herrn sagen: jetzt ist es genug, ich verbitte mir weitere Zumutungen, an wen denken wir jetzt? Jetzt denken wir an uns, nur an uns. Das ist nicht die reine Liebe; nun ist sie verunreinigt durch die eigensüchtige Begehrung unseres Herzens. Darum zeigt uns Jesus, daß wir nie fertig werden, und bereitet uns dadurch den Schutz gegen unsere Eigensucht und Hoffart, mit der wir uns beflecken.

Wir brauchen den Schutz gegen die Hoffart, gerade wir, die wir von Herzen Gott unser Leben darbringen. Für niemand ist die Versuchung zur Hoffart so stark wie für den, der in Gottes Wegen geht. Wenn wir uns in den Dienst Gottes stellen, dann fällt uns der Erfolg zu. Es kann nicht anders sein, weil keiner umsonst für den Herrn arbeitet. Es hat noch keiner sein Leben für ihn hergegeben, ohne daß ihm reichlich und überreichlich Dank zuteil geworden ist. Wenn wir unseren Willen mit Gottes Willen einstimmig machen, dann ist Gottes Segen bei uns. Wenn aber der Erfolg kommt und wir sehen, daß es uns gelingt und wir nicht umsonst leben und uns nicht vergeblich bemühen, dann kommt auch die Versuchung zur Hoffart. Nun sind wir rasch bereit, die Größe des Ertrags zu messen, den wir gewonnen haben, und denken dabei an uns.

Die Gefahr, gegen die wir Schutz gebrauchen, damit unser Herz sich nicht zur hoffärtigen Betrachtung unserer Leistung verirre, ist noch tiefer. Denn die Freude, die uns der Dienst unseres Herrn schenkt, entspringt nicht erst am Erfolg; wir haben sie auch dann, wenn wir den Eindruck haben, der Erfolg fehle und wir strengten uns vergeblich an, wenn wir nur wissen, daß wir uns auf dem Weg des Herrn befinden. Ein gutes Gewissen ist eine herrliche Freude. Es ist eine große Sache, wenn wir uns sagen dürfen: du weißt,

Herr, dein Wille gilt mir als heilig und ich gehe deinen Weg, den Weg, den du mich führst, und habe ein gutes Gewissen vor dir. Daraus entsteht leicht die Hoffart. Denn es ist ein Gefühl der Gesundheit darin, ein Kraftgefühl, das wir mit Recht schätzen und bewahren sollen. Damit wir uns aber nicht verirren, kommt uns Jesus zu Hilfe und sagt uns: sieh doch, wie unendlich größer als dein Werk ist der Dienst, der geschehen soll; du bist ja doch nur ein unnützer Knecht; wie kannst du das groß heißen, was du fertig bringst, wenn du an das denkst, was nötig ist? erwäge das Bedürfnis, es ist unendlich größer als deine Gabe; sieh die Gelegenheiten, sie sind unendlich zahlreicher als deine Kraft; sieh an, was zu tun wäre, wenn du es nur könntest; du kannst dem Herrn nicht darbieten, was du für ihn wünschen mußt, bist also ein unnützer Knecht, der viel muß liegen lassen, weil es seine Kraft übersteigt. Nun sind wir gegen die Hoffart geschützt.

Jesus meint es besser mit uns als die übliche Unterweisung, die wir in der Kirche seit alter Zeit bekommen. Man hat in der Christenheit immer gefühlt, daß sie ganz besonders der Gefahr, eitel zu werden, ausgesetzt sei, und sich dagegen gewehrt. Dabei macht man es gewöhnlich so, daß man jedem rät: achte auf deine Sündhaftigkeit; sieh doch deinen Dienst genau an, dann entdeckst du Flecken, und diese Flecken besieh dir recht genau und vergieß sie nie; so bleibst du demütig. In unserem Text sagt Jesus seinen Jüngern nicht: ihr gleicht einem Knecht, der das Vieh nicht besorgt, sondern laufen läßt, einem Knecht, der den Pflug krumm führt, so daß er ihm mitten im Acker stecken bleibt, einem Knecht, der zu ungeschickt ist, um das Mahl zu rüsten, sondern er schickte sie in ihren Dienst mit der Zuversicht, daß sie ihn ausführen können und dürfen mit seiner Kraft und Gabe.

Es ist freilich wahr, daß wir nie nur reine Gedanken in irgend ein Werk hineinlegen. Wir haben immer ein wirres Gemenge in unserer Seele, Dunkles und Helles, göttliche Ge-

danken und vom Fleisch geschaffene Begehrungen; das geht immer wild in uns durcheinander und wir können bei uns die Ordnung nicht immer schaffen. Darum ist es freilich richtig, daß wir an jedem Werk, wenn wir es scharf ansehen, etwas finden, was uns beschämt, so daß wir nie sagen können, es sei ganz rein und völlig nach Gottes Sinn. Wir tragen unseren eigenen Zusatz hinein und es ist recht, wenn wir daran denken.

Und doch meint es Jesus besser mit uns als die, die uns immer nur an unsere Sünde erinnern, als die, die uns nötigen, zu studieren, wie schmutzig und gebrechlich alles sei, was wir zustande bringen. Denn wenn wir immer an unsere Sünde denken müßten, so würden wir verzagt und träge. Dann käme der Gedanke über uns: wozu sollen wir uns Mühe geben, da wir doch nichts fertig bringen, was recht und rein vor Gott sei? So entstand unter uns jene Christenheit, die gar nichts mehr tat, weil sie Angst vor dem Sündigen hatte, die nur noch hören wollte, was man ihr predigte, und nur noch zusehen wollte, wie andere arbeiteten, die aber nicht mehr selber Hand anlegen mochte mit eigenem Fleiß und eigener Liebe. Wir brauchen freilich für jeden Schritt in unserem Leben Gottes Vergebung; aber wir haben sie auch, wir stehen in der Versöhnergnade. Gott rechnet uns allen unseren Schmutz nicht an. Darum gehen wir fröhlich an die Arbeit. Laß es dir nicht einreden, du könnest nichts tun, weil du nichts Vollkommenes tun kannst; geh den Weg, den dich Gott führt, und gib ihm deine Kraft; gib sie ihm von Herzen; lebe für ihn, lebe für die, die Gott dir gibt, und bringe ihm dein Opfer dar, wenn es noch so ärmlich und noch so unrein ist. Du hast einen Herrn, der dir vergibt, auch das vergibt, was an deinem Gottesdienst nicht recht und rein vor seinen Augen ist.

Und doch werden wir nicht hoffärtig, sowie wir es uns sagen lassen: unnütze Knechte seid ihr, nicht nur deshalb, weil

wir nicht getan haben, was uns befohlen war, sondern auch dann, wenn wir getan haben, was uns befohlen ist, weil man uns nichts Rechtes auftragen kann, weil das, was uns befohlen ist, eine Kleinigkeit neben dem bleibt, was wir gern täten und was geschehen sollte, und das, was wir vermögen, für Gottes großes Ziel und Jesu weites Reich nichts austragen kann. O Freunde, wenn wir nicht nur auf uns selber sehen, sondern auf die andern, auf das, was sie bedürfen, auf das, was wir ihnen zu geben hätten, wenn wir erwägen, was aus Jesu Königtum und Herrlichkeit für seine Gemeinde als ihr Dienst und ihre Pflicht entsteht, dann sagen wir alle, nicht bloß die Treulosen, sondern auch die Treuen, nicht bloß die Trägen, sondern auch die Fleißigen: unnütze Knechte sind wir, und es wird uns etwas von dem Schmerz zuteil, den Jesus in die Seele seiner Jünger legte, daß wir nicht für Gottes Dienst taugen und nicht tun, was er von uns erwarten darf, weil wir nur tun, was wir zu tun schuldig sind. Dazu reicht unsere arme Liebe noch, daß wir wenigstens das Recht nicht brechen, das Gott uns aufgelegt hat, wenigstens die Pflicht nicht wegstoßen, die mit aller Deutlichkeit uns ergreift. Was uns unmittelbar vor die Augen gelegt ist und mit zwingender Macht uns faßt und uns keine Ruhe läßt, dazu sind wir bereit, dazu reicht es noch; aber weiter reicht unsere Liebe nicht. Wer das begreift, von dem geht die Hoffart weg.

2.

So kommen wir zum Glauben. Der Herr rüstet seine Jünger mit einem tiefen Leid aus, wenn er ihnen das Bewußtsein gibt: ein Tropfen auf den heißen Stein, der gleich verdunstet, ist alles, was wir tun; wir stehen vor einer Not, die wir nicht heben können, vor einem Hunger, den wir nicht zu sättigen vermögen, vor einer großen Aufgabe, die wir nicht erfüllen können. Reife Ernte ohne Schnitter, das ist das Leid der Christenheit, an dem wir alle teil haben, sowie wir

uns ernſtlich mit dem Wort des Herrn verbinden. Aber er ſtellt neben das von ihm uns bereitete Leid den Troſt, den echten Troſt, den er allein uns geben kann. Denn er hilft uns zum Glauben. Wir haben in unſerem Text gleichzeitig die Berufung der Jünger zum Dienſt ohne Ende und ihre Ausrüſtung zum Glauben ohne Maß vor uns. Beides wird uns miteinander vom Herrn gegeben. Damit wir das eine empfangen, müſſen wir auch zum andern bereitet werden. Wir ſehen weg von uns zum großen Werk und Weg Gottes, weg von unſerem Willen zu dem, was er in ſeinem herrlichen Reich mit dem Regiment ſeiner Gerechtigkeit und Gnade vollbringt. Das iſt Liebe. Kann die Liebe ohne den Glauben in uns ſein? Sehen wir weg von uns, dann ſehen wir auf zu ihm; wir glauben ihm. Nun iſt uns der Troſt gegeben, wenn uns das Bewußtſein unſerer Kleinheit beugt. Der Troſt lautet: die Sach iſt dein, Herr Jeſu Chriſt.

Aber nun bedürfen wir genau ſo notwendig einen Schutz, wie wenn uns Jeſus die fleißige Hand ſchenkt, die ſeinen Dienſt gern empfängt. Wie wir uns des Werkes wegen bewundern und des Dienſtes wegen loben, ſo rühmen wir uns auch des Glaubens und dünken uns ſeinetwegen groß. Dann iſt der Glaube verloren, wie die Liebe dann unrein wird, wenn wir ſagen: ſo Großes habe ich erreicht!

„Herr, ſtärke uns den Glauben," ſagen die Jünger und ſie meinten, ſie bäten ganz nach Jeſu Sinn. War es nicht ein reines Gebet, wenn ſie ihm ſagen: Herr, ſtärke uns den Glauben; denn wir wünſchen für uns einen großen Glauben? Sie fühlen, und darin haben ſie recht, ihr Glaube ſei klein und höre bald auf, ſowie etwas kommt, was ſie bedroht und erſchüttern kann. Darum ſagen ſie zu Jeſus: wir glauben noch nicht genug, möchten aber gern genug glauben; darum mache doch, daß unſer Glaube groß wird; dann freuen wir uns an der Größe unſeres Glaubens und ſagen: jetzt ſind wir wohl verſorgt; ſieh doch unſern Glauben an, wie groß er iſt! Hättet

ihr doch nur Glauben wie ein Senfkorn, rief ihnen Jesus zu.

Warum haben sie denn jetzt keinen Glauben, wenn sie doch so fromm bitten? Ihr seht, wohin ihr Auge gerichtet ist: sie beschauen sich selber; die Größe oder Kleinheit ihres Glaubens messen sie; ihr kleiner Glaube erschreckt sie; hätten sie einen großen Glauben, das wäre fein, dann wären sie die Helden, die in Gottes Wegen Großes schüfen. Auf sich selber sehen sie, legen an sich den Maßstab an, was sie wohl Gott darbringen als das ihm wohlgefällige Kleinod, mit dem sie vor ihm herrlich prangen. Darum lenkt Jesus ihren Blick von sich selber weg und zieht ihn auch von der Größe oder Kleinheit ihres Glaubens fort und wendet ihn hinauf, hinauf allein zu ihm.

„Wenn ihr Glauben hättet wie ein Senfkorn, dann würdet ihr dem Maulbeerbaum sagen: wachse im Meer, und er würde euch gehorchen." Absichtlich hat Jesus diesen Spruch so gefaßt, daß er hart mit allen unseren Gedanken zusammenstößt. Was soll denn das? ein Baum, der im Meer wächst? In die Erde hat Gottes Ordnung die Bäume gepflanzt; soll ich sie ins Meer hinauspflanzen wollen? Es ist aber ganz deutlich, was uns Jesus damit sagt, und wir wollen von Herzen auf sein Wort aufmerken, weil es ein gnädiges Wort ist wie alles, was er sagt. Das sagt uns dieses Wort: umgib Gottes Größe und Herrlichkeit nicht mit Schranken. Wir sagen leicht: Gott kann das nicht; es ist unmöglich und nicht zu erreichen; das bleibt uns versagt. So spricht der, der sich selber anschaut und das, was möglich und unmöglich ist, nach dem bemißt, was er selber vermag. Da sind die Grenzen des Möglichen uns enge gezogen und das Unmögliche kommt uns gleich nahe. Aber so denkt der Glaube nicht, nie, nicht erst der große Glaube; so denkt auch das Senfkörnlein Glaube nicht; denn es sieht hinauf zur Herrlichkeit Gottes, hört die Stimme der göttlichen Gnade, nimmt wahr,

daß Gott sich unsrer annimmt und zu unserer Schwachheit seine Kraft fügt. Nun hört die Frage auf: was kann ich? wie weit bringe ich es? was ist mir wohl möglich? Mir ist gar nichts möglich, aber Gott ist zur Stelle; nun wachsen die Maulbeerbäume auf dem Meer.

Dadurch, daß uns Jesus den Stolz auf unseren Glauben aus der Seele nimmt, so daß wir nicht mehr darnach trachten, wie wir mit der Pracht unseres Glaubens stolzieren und Gott uns untertänig machen, und indem er uns auch den Stolz auf unseren Dienst aus der Seele nimmt, daß wir nicht mehr rechnen, wieviel wir wohl erreicht und geleistet haben, mehr als andre, macht er uns eins. Das gibt die Gemeinschaft, die in Wahrheit verbunden ist. Wie hat es Jesus fertig gebracht, daß seine zwölf Jünger nicht ihr Leben lang zankten? Denkt doch einmal: zwölf Männer arbeiten miteinander und zanken nicht; wer sollte das glauben? Wenn wir zwei beisammen haben am selben Dienst, dann zanken sie ganz gewiß, und nun hat Jesus zwölf und hat sie einträchtig in seinen Dienst gestellt und sie sind bis zum Schluß verbunden geblieben, eine einige Schar mit demselben Zeugnis im selben Dienst. In unserem Text hören wir, wie ihnen der Herr die Gemeinschaft gab. Er nimmt ihnen den Gedanken aus der Seele: wie viel muß ich wohl tun? wann ist es genug? und er nimmt ihnen auch den Gedanken weg: wie viel muß ich wohl glauben? ist mein Glaube groß genug? Alle diese Gedanken sind ausgerottet aus der Seele eines treuen Jüngers. Er fragt nicht: hat der andere mehr getan? und er fragt auch nicht: bin ich etwa gläubiger als er? Eine Liebe bewegt sie, dem Herrn zu tun, was sie schuldig sind im deutlichen Bewußtsein, wie klein ihr Werklein bleibt, und eine Freude haben sie, dem Herrn ihren Glauben darzubringen, in der dankbaren Gewißheit, daß seine Gnade über alle Schranken weg geht und seiner Herrlichkeit kein Ende und kein Ziel gesetzt ist, so daß er sich auch zu unserem Senf-

kornglauben bekennt und unſre Kinderkraft in ſeinen Dienſt nimmt. Jetzt, Freunde, gibt es Gemeinſchaft. Jetzt erfüllt ſich Jeſu Bitte, mit der er ſeine Arbeit ſchloß, da er bat, daß ſie eins ſeien, gleichwie er mit dem Vater geeint iſt. Das iſt Jeſu Geſchenk; wir bringen es nicht fertig, wenn wir auf uns ſelber ſehen; es entrinnt uns immer wieder, wenn wir mit unſerem Dienen und unſerem Glauben prunken. Laßt uns dem Herrn gehorchen; dann entſteht die Gemeinde, die in ihm vereinigt iſt. Amen.

Buchdruckerei G. Schnürlen in Tübingen

Reformationsfest.

(2. November 1913.)

1 Thess. 5, 19—21.

Wir erneuern in dankbarem Gedächtnis die Gemeinschaft mit unsren Reformatoren und der von ihnen geführten Christenheit. Wir tun es im Gehorsam gegen die Regel des Apostels, die mit unvergleichlicher Weisheit unserer christlichen Gemeinschaft die Richtigkeit und Fruchtbarkeit gibt: Den Geist dämpfet nicht, das Gute behaltet! Nach dieser Regel ordnete Paulus den Verkehr der Gemeinde mit ihren Propheten, mit ihren starken Männern, die in der Glut des Geistes im Namen Gottes zu ihr sprachen, und dann wird die Gemeinschaft besonders fruchtbar, wenn sie uns mit Starken verbindet, die uns viel zu sagen haben, deren Gabe unser ganzes Leben mächtig bewegt. Darum sind wir auch mit den Reformatoren durch ein besonders festes Band vereint und halten ihr Gedächtnis in hohen Ehren; sie haben uns ein starkes Wort zu sagen und eine Tat vollbracht, die unser ganzes Leben erfaßt. Darum gilt hier die Regel des Paulus, die uns sagt, wie unsere Gemeinschaft mit ihnen fruchtbar wird, wie wir wirklich evangelisch sind, so evangelisch, daß wir auch verständig und ehrlich sind, so lutherisch, daß wir auch christlich sind. Dämpfet den Geist nicht; prüfet alles und bewahret das Gute!

1.

Dämpfet den Geist nicht! Wo er wirkt, da strahlt das Licht und da flammt die Glut. Das haben wir an Luther deutlich vor Augen: strahlend bricht bei ihm das Licht hervor und flammend breitet sich die Glut von ihm aus, ein richtendes Licht und eben deshalb ein heilsames Licht, eine verzehrende Glut und eben deshalb eine belebende Glut. Viel mußte sich verkriechen vor diesem Licht, weil die Torheit offenbar und die Sünde erkennbar wurde. Der ganze Bau der

alten Kirche ward von diesem Feuer verzehrt. Da kamen natürlich die Ängstlichen und baten: mäßige dich, lösche das Feuer, es brennt zu stark; bedecke das Licht, es scheint zu hell. Dämpfet den Geist nicht! Laßt ihn strahlen, daß er euch anleuchte und eure Augen hell mache, daß die Glut euch fasse und eure Kälte schmelze.

Haben nicht auch wir Angst vor der reformatorischen Verkündigung? Ist es uns wohl in der Nähe Luthers? Luther hat Gott geglaubt. Das ist das Werk des Geistes. Denn nur der Geist macht uns los von uns selber und wendet uns zu Gott. Als Luther endlich merkte: deine ganze Bemühung, deine Sünde wegzuschaffen und abzubüßen, ist vergeblich; das kannst du nicht; das kann niemand; du bist schuldig; aber wende dich von dir weg zu Gott; Gott verzeiht, — seht, diese Wendung, daß der Mensch nicht mehr seine Sünde ansieht, sondern empor zu Gottes Gnade sieht, die macht der Geist. Als es Luther merkte: was sie auf allen Kanzeln und Kathedern sagen, das ist Geschwätz, damit machen sie sich selber groß, und die Ohren zumachte, nicht mehr weiter plauderte wie die andern, sondern hörte, das hörte, was der Herr ihm sagte in der Schrift, — das ist das Werk des Geistes; der wendet unser Ohr weg vom Lärm der Menschen und macht es offen für Gottes Stimme. Als er sich frei machte vom ganzen christlichen Betrieb, die ganze Organisation, so mächtig sie war, zerbrach, fertig war mit all diesen Werken, mit all diesen Opfern, in denen die Liebe zu Gott sich kund tun wollte und den Himmel sich aufzumachen versuchte, und los von sich dastand, auf Gott geworfen, frei von der Selbstbetrachtung, in den Anblick der Gnade versenkt, — das ist das Werk des Geistes; er sagt dir: was du machst, dein Werk und Verdienst, wirf es hinter dich, komm, komm zu Gott! Nur dadurch werden wir los von uns selber, daß wir uns zu Gott wenden. Und wie groß, wie gegenwärtig, wie gnädig ist für Luther Gott geworden! Nun steht er da als der Gerechte, der ein Recht hat, das ihm keiner nimmt. Er

hat es nicht durch sich, nicht selbst erworben; er bettelt es sich auch nicht zusammen aus den Voten der Majoritäten; er hat es vor Gott, dadurch, daß er ihm glaubt, einzig dadurch; nichts kann vor Gott als seine Gerechtigkeit in Betracht kommen, nichts ihm einen Stützpunkt vor Gott verschaffen als das Eine, daß er ihm glaubt; aber das gibt ihm auch sein Recht und macht es unantastbar, unerschütterlich wie Gottes Recht.

Sollen wir löschen, dämpfen, Wasser in den Wein schütten und über die Lampe den Lichtschirm hängen, weil sie uns zu hell scheint? Wenn Luther so den Menschen entläßt und wegtreibt, was gibt das für ein mächtiges Grab! Unsere riesengroßen Tugenden und Leistungen versinken darin und die ganze Majestät unserer Christlichkeit ist zu Ende; die lange Liste unsrer Verdienste, denkt doch, nun ist alles weg! Wird es euch bang? Und kann man wirklich so Gott glauben? Ist Gott so gnädig, so real, so ernsthaft für uns besorgt? Ist das nicht Übermut: ich soll gerecht sein, mit einem Recht, das Gott mir gibt, daß ich vor ihm fröhlich stehen darf und darum noch viel mehr fröhlich stehen darf vor jedem Menschen, heiße er, wie er will? Und dies mein Recht soll mir zuwachsen deshalb, weil ich mich im Glauben an ihn halte? Müssen wir nicht dämpfen, mäßigen? Freilich, der liebe Gott ist gut, aber ich bin doch auch gut und dann machen wir ein Kompagniegeschäft und finden die Firma wunderschön eingerichtet: ich in Kompagnie mit Gott. Gefällt uns das nicht besser als das reformatorische Wort? Scheint uns das nicht sicherer als Luthers: Glaube allein?

Dämpfet den Geist nicht! Laßt euch sagen, was euch Luther zu sagen hat, daß es eine reinliche und richtige Teilung ist, wenn ihr Gott die Ehre gebet und nicht euch, bei Gott die Güte sucht und nicht bei euch, von Gott die Gnade erwartet, nicht nur erwartet, nein, mehr noch, empfangt, erfaßt, besitzt, so gewiß Gott Gott ist und Jesus für uns gekommen ist.

Wie wurde denn Luther gläubig? Dadurch, daß Jesus in seinen Lebensweg hineintrat. Er hat Jesus gefunden, da,

wo er zu finden ist, in seinem Wort, in der Schrift. Luther hat eine offene Bibel gehabt, nicht eine verschlossene, eine verstandene, nicht eine unverstandene, eine geglaubte, nicht eine, die wir bestreiten und wegwerfen. Das ist seine ganze Wissenschaft gewesen, seine ganze Theologie. Er hörte das Wort Jesu und es beschäftigt ihn vollauf; er wird nicht satt, es zu hören; denn er denkt es nie aus und wird mit ihm nicht fertig. Er steht immer wieder vor diesem Wort und hört und hört und das Wort macht ihn reich und jedes andre Wort verhallt vor ihm. Er wird ein Mann der Schrift allein. Das ist des Geistes Werk. Denn der Geist ist dazu gesendet, daß er uns zu Jesus leite, den Sohn uns verkläre in seiner Gemeinschaft mit dem Vater und uns so zu Jesus bringe, daß wir in ihm den Vater finden.

Aber nun kommen wieder die Löschenden, die Angst haben und Bedenken in der Seele tragen: wird man denn nicht doch unverständig, wenn man sich so vollständig und entschlossen der Schrift unterwirft? werde ich dadurch nicht unfähig, das heutige Leben zu verstehen und den Menschen zu würdigen, wie er jetzt ist? ich höre Jesus allein zu; aber es hat noch so viele andre Meister und jeder sagt mir etwas Schönes, und wenn ich Jesus das Ohr gebe, wie soll ich noch das Ohr haben für alle die anderen herrlichen Gedanken? Nein, Luther, du übertreibst; mäßige dich! Wir haben Angst.

Dämpfet den Geist nicht! Laßt ihn rauschen, laßt ihn reden, so reden, daß er euch zur Schrift führt, daß er sie euch aufmacht, nicht zu, daß er sie euch in die Seele trägt, damit ihr sie behaltet und bewahret; sie ist euer Besitz, eure Ehre und euer Kleinod in Ewigkeit.

2.

Dann, wenn wir diesem Wort des Apostels gehorchen, verstehen wir auch das zweite: Dämpfet den Geist nicht; prüfet alles und das Gute behaltet. So nur wird unsere Gemeinschaft richtig und christlich; denn so wird sie frei. Die freie

Gemeinschaft ist Gottes Gabe, das, was der Geist uns schenkt. Paulus hat bei diesem Wort nicht die Störenfriede im Sinn, die die Gemeinde mit allerlei Geplauder belästigen; er sagt nicht: obwohl sie euch mit Spreu überschütten, lest doch wenigstens die guten Körner heraus. Von den Propheten spricht er, von denen, die im Namen des Geistes sprechen, die die Gemeinde führen, nicht mit leerer Autorität, sondern auf Grund ihrer echten Gewißheit, in Kraft der ihnen geschenkten Gnade. Und gerade von ihnen und von ihnen ganz besonders gilt es: Prüfet alles und das Gute behaltet.

Warum können wir es auch bei der Reformation nicht so halten, daß wir einfach wiederholen, was uns Luther sagte, und die Kirche so lassen, wie sie 1530 geworden ist, etwa wie es in der Kirchenordnung von Herzog Christoph steht? Das hängt nicht nur an der Sünde des Menschen, nicht nur an dem, was bei uns dunkel und verwerflich ist, sondern das kommt zu allererst her vom Reichtum der göttlichen Gabe. Gottes Wahrheit ist immer größer als unser Auge, Gottes Werk immer größer als unsere Arbeit, Christus immer größer als die Kirche. Darum können wir nie still stehen, nie bloß wiederholen, was uns gesagt ist; darum gibt es in Gottes Reich da, wo der Geist wirkt, keine Kopien. Menschen kopieren, Gott kopiert nicht.

Eben dann dämpfen wir den Geist nicht, wenn wir nach dieser Regel fahren. Das Fleisch spricht so, daß es allein reden will und den andern Schweigen kommandiert; der Geist spricht so, daß du selber sprechen lernst, selber den Mund auftun darfst zum Lob Gottes und zum Bekenntnis seines Worts. Solange wir nur mit uns selber beschäftigt sind, ertragen wir freilich den prüfenden Blick der andern nicht; wir ertragen ihn und begehren ihn, wenn Gottes Wort bei uns ist. Der Büßer, der mit seiner Sünde selber fertig werden will, muß sich verstecken, von der Scham ins Schweigen versenkt; aber der im Glauben Gerechte darf reden. Wie könnte er glauben, wenn er nicht sprechen lernte, sprechen dürfte von

dem, was Gott ihm getan und ihm gegeben hat? Wie sollte der Gerechte nicht reden? Er hat ja, was ihm den festen Stand verleiht; er hat die Gerechtigkeit Gottes für sich.

Was muß weg an dem, was uns der Geist in der Reformationszeit gab? Es waren Kampfesjahre, ein heldenhafter Kampf, ein treuer Heerdienst Jesu ohne Zagen, ohne Schwanken; aber es waren Kampfesjahre und der Kampf ist schwer und macht eng. Das geht nicht anders; man kann, wenn man auf dem Schlachtfeld steht, nicht nach allen Seiten schauen. Dann sieht man auf das eine Ziel, wie der Feind überwunden wird, ringt mit der ganzen Kraft nach diesem Ziel und hat für nichts sonst den freien Blick. Aus der Enge müssen wir heraus in die Weite, aus dem Zaun, der Luthers Kampfplatz umschloß, in das weite, freie Ackerfeld, das Gottes Gnade uns bereitet hat.

Nur ein einziges Wörtchen der Schrift hat Luther verstanden, wirklich verstanden, ganz verstanden, das Wörtlein Glaube. Das hat er gefaßt; das erlebt er; das wird in ihm Wahrheit, eben darum fruchtbar mit unvergänglicher Macht. Und wer dies eine Wörtlein faßt, der hat die ganze Schrift; man kann sie nur ganz fassen und du hast sie ganz, wenn du das eine Wörtlein hast. Aber er, Luther, hat sie so ganz gehabt, so, wie er sie brauchte, so, daß er zum Kampf gerüstet war und den Sieg zu gewinnen vermochte. Du hast die Schrift noch nicht ganz, wenn dir nur das eine Wörtlein Glaube in der Seele tönt, und die Kirche hat sie noch nicht ganz, wenn sie nur das eine Wörtlein Glaube hören will. Gewiß! du brauchst nicht mehr als die Berufung zum Glauben. Ergreife sie ganz, so, daß die ganze Gnade Gottes dich berührt und du mit ganzem Griff Gottes ganze Gnade fassest. Aber dann sind wir für die andern Worte der Schrift nicht mehr verschlossen. Dann merken wir, daß wir unsre Sünde tapfer wegtun dürfen, daß wir uns reinigen dürfen in fröhlicher Buße. Dann merken wir, daß wir lieben dürfen, dienen dürfen, arbeiten dürfen, daß eine Christenheit eine Arbeitsgemeinschaft

ist, in der jeder sein Geschäft hat, und daß diese Arbeit der Weg zur Seligkeit für uns ist und daß wir uns vor Gott nicht zeigen dürfen, wenn wir faulenzen. Das begreifen wir, sowie wir glauben; aber heute muß es gesagt werden, anders gesagt werden, deutlicher gesagt, herrlicher verkündigt werden, als es Luther gekonnt hat.

Eine Gabe sah Luther im Reichtum der Liebe Gottes, daß Gott ihm die Sünde vergibt. Das hat er gehabt, wirklich erfaßt; davon hat er gelebt, darnach gehandelt; darum stand er vor der ganzen Not der Kirche in der Freudigkeit dessen, der helfen kann: Gott vergibt, auch einem Mönch seine ganze Eselei, auch einem Bischof alle seine Schuld. Dämpfet den Geist nicht; aber das Gute behaltet! Von dieser Fassung des Evangeliums muß die Enge weg, die sie zu klein macht für Gottes ganzen Rat und ganzes Geschenk. Du hast, wenn du nach der Vergebung der Sünde greifst, alles, was du brauchst; denn indem dir Gott verzeiht, reicht er dir die Hand. Gott verzeiht dir so, daß er dir seine Liebe gibt und die Gemeinschaft mit ihm erneuert. Jetzt hast du alles, was du brauchst; jetzt hast du die Buße; jetzt hast du die Liebe; jetzt hast du den Gehorsam; jetzt hast du das Werk; jetzt hast du den Dienst; jetzt bist du nicht mehr in dir selber gefangen; jetzt stehst du in der Gemeinschaft; jetzt hast du die Kirche; jetzt hast du Gottes Reich, — wenn du die Vergebung Gottes ganz fassest, aber eben ganz. Und damit wir sie ganz fassen, brauchen wir heute andre Worte, ein reicheres Evangelium, als in unserem Katechismus steht, ein volleres Zeugnis Gottes, als in unserer kirchlichen Überlieferung zu uns kommt. Heute mußt du es hören: Gott gibt dir alles; er verzeiht dir deine Sünde und ruft dich zum Gehorsam; er deckt deine Schuld und gibt dir die Kraft zum Wandel im Geist.

Dann feiern wir ein anderes Abendmahl als bloß das, das wir durch die Reformation bekommen haben, wo wir beichten und absolviert werden, zum 100. Mal, und es glaubt es doch keiner und ihr habt es doch nicht. Nicht das allein

reicht uns der Tisch Jesu dar; er deckt ihn uns reicher und bietet uns seine vollkommene Gabe an. Ihn finden wir an seinem Tisch, den lebendigen Herrn, den wir anbeten dürfen, dem wir danksagen dürfen, danksagen, weil er für uns gestorben ist und lebt, weil er regiert, uns führt, uns heiligt und vollendet. Dann finden wir am Tisch Jesu einander und es entsteht die Gemeinde, nicht ein Häuflein von Eremiten, wo jeder vielleicht in seinem Herzen seinen Choral singt, aber meint, die übrige Welt gehe ihn nichts an; auch wenn sie untergehe, werde er doch selig werden. Das hört nun auf; du lernst den Herrn so kennen, daß er dich zu den andern führt. Das haben wir nötig, damit unsere Kirche aus ihrer Schläfrigkeit und Schwächlichkeit erwache, damit wir kräftige Schritte tun voran auf Gottes Weg.

L. Fr., wir müssen weit, weit über die Reformation hinaus; viel hat Gott für uns bereit und es wird uns zugänglich. Die Türen gehen auf; denn die göttliche Regierung bahnt uns den Weg, weit über das hinaus, was uns in der Reformation schon gegeben war. Jedes Knäblein, sowie es ins Leben hinaustritt, braucht heute mehr, als Luther hatte; es kommt sofort zu Fall, wenn es nicht ein volleres Evangelium besitzt. Aber das Wachstum über das hinaus, was uns durch die Reformation gewährt worden ist, gewinnen wir dadurch, daß wir empfangen, was uns Luther gegeben hat. Nur so kommen wir voran, daß wir uns von Luther in Gottes Namen sagen lassen: Glaube, lieber Mensch, glaube deinem Herrn; dein Glaube ist deine Gerechtigkeit vor Gott; nun hast du Gottes Gnade, die dir vergibt. Nicht dadurch, daß wir das verlieren, dämpfen und löschen, führt die Leitung des Geistes uns vorwärts. Dämpfet den Geist nicht, dann behaltet ihr das Gute, das, was euch zu neuer Kraft dient, zu neuer Wahrheit führt, daß sich unsere Kirche frei von ihrer Schwäche und Armut zum kräftigen Dienst Gottes erhebe. Dann geschieht das, wenn wir hören, was uns Luther sagt: komm zu Jesus; er versöhnt dich mit deinem Gott, dem ewig reichen. Amen.

13. 13465

Inhaltsübersicht über Jahrgang I–X

(1902—12)

der Predigten in der Stiftskirche zu Tübingen

von **Prof. D. A. Schlatter.**

(Preis der einzelnen Predigt 20 Pfg., des Jahrgangs M. 2.—.)

I. Jahrgang 1902—03.

Nr. 1 II. Advent (7. Dez. 1902) Matth. 25, 31—46 (vergriffen)
„ 2 Epiphanias (6. Jan. 1903) Matth. 2.
„ 3 Vierter Sonntag nach Epiphaniä (1. Febr.) Matth. 8, 23—27.
„ 4 Landesbußtag (1. März) Jesaj. 26, 8. 10 (vergriffen).
„ 5 Charfreitag (10. April), Leidensgeschichte (Abschn. 6) (vergriffen).
„ 6 Sonntag Cantate (10. Mai) Joh. 16, 16—23 (vergriffen).
„ 7 Pfingsttag (31. Mai) Ev. Joh. 14, 23—31 (vergriffen).
„ 8 Dritter Sonntag nach Trinitatis (28. Juni) Matth. 5, 1—16 (vergriffen).
„ 9 Achter Sonntag nach Trinitatis (2. Aug.) Matth. 7, 13—29. (vergriffen).
„ 10 Sechzehnter Sonntag nach Trinitatis (27. Sept.) Luk. 7, 11—17.
„ 11 Reformationsfest (1. Nov.) Joh. 4, 46—51.

II. Jahrgang 1903—04.

Nr. 1 II. Advent (6. Dez. 1903) Röm. 15, 1—13.
„ 2 Sylvester (1903) Matth. 13, 44—46.
„ 3 Dritter Sonntag nach dem Erscheinungsfest (24. Jan. 1904) Röm. 12, 17—21.
„ 4 Sonntag Reminiscere (28. Febr.) Joh. 12, 1—8.
„ 5 Ostern (3. April) Mark. 16, 1—8.
„ 6 Sonntag Jubilate (24. April) 1. Petri 2, 11—17.
„ 7 Sonntag Exaudi (15. Mai) 1. Petri 4, 8—11.
„ 8 Zweiter Sonntag nach Trinitatis (12. Juni) 1. Joh. 3, 13—24.
„ 9 Sechster „ „ „ (11. Juli) Röm. 6, 1—11.
„ 10 Zehnter Sonntag nach Trinitatis (7. Aug.) 1. Kor. 12, 1—11. Abschiedspredigt für die Studierenden.
„ 11 Zweiundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (30. Okt.) Philipper 1, 3—11.

III. Jahrgang 1904—05.

Nr. 1 II. Advent (4. Dez. 1904) Luk. 12. 35—48.
„ 2 Weihnacht (1904) Joh. 1, 14—18.
„ 3 Dritter Sonntag nach dem Erscheinungsfest (22. Jan. 1905) Joh. 4, 5—15.
„ 4 Septuagesima (19. Febr.) Matth. 11, 16—24.
„ 5 Sonntag Oculi (26. März) Joh. 6, 47—46.
„ 6 Ostern (23. April) Matth. 28, 1—10.
„ 7 Sonntag Rogate (28. Mai) Luk. 11, 9—13.
„ 8 Sonntag Trinitatis (18. Juni) Matth. 28, 18—20.
„ 9 Vierter Sonntag nach Trinitatis (16. Juli) Matth. 8, 5—13.
„ 10 Achter „ „ „ (13. Aug.) Matth. 19, 16—26.
„ 11 Sechzehnter „ „ „ (8. Okt.) Joh. 15, 1—11.
„ 12 Achtzehnter „ „ „ (22. Okt.) Joh. 9, 24—39.

IV. Jahrgang 1905—06.

Nr. 1 Zweiter Adventssonntag (10. Dez. 1905) Röm. 14, 7—12.
„ 2 Am letzten Sonntag des Jahrs (31. Dez.) 1. Tim. 3, 16.
„ 3 Vierter Sonntag nach dem Erscheinungsfest (28. Jan. 1906) Röm. 2, 4—11.
„ 4 Sonntag Reminiscere (11. März) Jak. 1, 2—12.
„ 5 Palmsonntag. Abendmahl der Konfirmierten (8. April), Leidensgeschichte Matth. 26, 26—28; Luk. 22, 36—38.
„ 6 Sonntag Cantate (13. Mai) 1. Thessalonicher 2, 9—13.
„ 7 Pfingsten (3. Juni) Apostelgeschichte 2, 32—41.
„ 8 Dritter Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest (1. Juli) Apostelgeschichte 5, 34—42.
„ 9 Abschiedspredigt an die Kandidaten (29. Juli) Matth. 5, 1—10.
„ 10 Neunzehnter Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest (21. Okt.) Jakob. 3, 13—18.
„ 11 Vierundzwanzigster Sonntag nach dem Dreieinigkeitsfest (25. Nov.) Hebräer 11, 1—10.

V. Jahrgang 1906—07.

Nr. 1 Weihnachten (1906) Lukas 2, 1—14.
„ 2 Erster Sonntag nach dem Erscheinungsfest (13. Januar 1907) Matth. 4, 12—17; 23—25.
„ 3 Sonntag Estomihi (10. Febr.) Matth. 20, 20—28.
„ 4 Sonntag Judica (17. März) Matth. 26, 57—66.
„ 5 Karfreitag (29. März) Lukas 23, 33—46.
„ 6 Sonntag Rogate (5. Mai) Joh. 14, 1—6.
„ 7 Zweiter Sonntag nach Trinitatis (9. Juni) Matth. 9, 9—13.
„ 8 Vierter Sonntag nach Trinitatis (23. Juni) Luk. 9, 57—62.
„ 9 Achter Sonntag nach Trinitatis (21. Juli) Joh. 6, 30—44.

Nr. 10 Einundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (20. Oktober) Matth. 18, 15—20.
„ 11 Vierundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (10. November) Joh. 11, 1—27.

VI. Jahrgang 1907—08.

Nr. 1 Dritter Adventssonntag (15. Dezember 1907) Römer 3, 10—21.
„ 2 Sylvester (1907) Joh. 14, 27.
„ 3 Sonntag nach Epiphanias (2. Februar 1908) Hebr. 3, 1—6.
„ 4 Sonntag Estomihi (1. März) Hebr. 2, 10—18.
„ 5 Sonntag Quasimodogeniti (26. April) Offenbarung 1, 17. 18.
„ 6 Sonntag Jubilate (10. Mai) Offenbarung 2, 8—11.
„ 7 Sonntag Exaudi (31. Mai) Hebr. 6, 17—20.
„ 8 Zweiter Sonntag nach Trinitatis (28. Juni) 2 Timoth. 1, 3—6.
„ 9 Sechster Sonntag nach Trinitatis (26. Juli) Apostelgeschichte 8, 26—39.
„ 10 Achtzehnter Sonntag nach Trinitatis (18. Oktober) Jakobus 2, 1—10.
„ 11 Dreiundzwanzigster Sonntag nach Trinitatis (22. November) Apostelgeschichte 20, 17—38.

VII. Jahrgang 1908—09.

Nr. 1 Vierter Adventssonntag (20. Dezember 1908) Joh. 1, 19—34.
„ 2 Erster Sonntag nach Epiphanias (10. Januar 1909) Lukas 2, 41—52.
„ 3 Sonntag Septuagesimä (7. Febr. 1909) Matth. 19, 27—20, 16.
„ 4 Sonntag Oculi (14. März 1909) Luk. 11, 14—28.
„ 5 Sonntag Misericordias Domini (25. April 1909) Joh. 10, 11—18.
„ 6 Sonntag Cantate (9. Mai 1909) Joh. 16, 16—23.
„ 7 Erster Sonntag nach Trinitatis (13. Juni 1909) Luk. 16, 19—31.
„ 8 Dritter Sonntag nach Trinitatis (27. Juni 1909) Matth. 5, 1—16.
„ 9 Siebenter Sonntag nach Trinitatis (25. Juli 1909) Matth. 7, 1—12.
„ 10 Reformationsfest (31. Oktober 1909) Joh. 4, 47—54.

VIII. Jahrgang 1909—10.

Nr. 1 1. Advent (28. Nov. 1909) Röm. 13, 11—14.
„ 2 Weihnacht (25. Dez. 1909) Tit. 2, 11—14.
„ 3 Sonntag nach Neujahr (2. Jan. 1910) 1. Petri 4, 12—19.

Nr. 4 Septuageſimä (23. Jan. 1910) 1. Kor. 9, 24—27.
„ 5 Sonntag Reminiscere (20. Febr. 1910) Matth. 26, 1—16.
„ 6 Sonntag Judica (13. März 1910) Matth. 26, 69—75.
„ 7 Sonntag Quaſimodogeniti (3. April 1910) 1. Joh. 5, 4—13.
„ 8 Sonntag Exaudi (8. Mai 1910) 1. Petri 4, 8—11.
„ 9 2. Sonntag nach Trinitatis (5. Juni 1910) 1. Joh. 3, 13—24.
„ 10 6. Sonntag nach Trinitatis (3. Juli 1910) Röm. 6, 1—11.
„ 11 23. Sonntag nach Trinitatis (30. Okt. 1910) Philipp. 3, 17—21.

IX. Jahrgang 1910—11.

Nr. 1 1. Advent (29. Nov. 1910) Luk. 17, 20—25.
„ 2 Weihnacht (1910) Joh. 1, 14—18.
„ 3 Zweiter Sonntag nach dem Erſcheinungsfeſt (15. Jan. 1911) Luk. 4, 14—30.
„ 4 Fünfter Sonntag nach dem Erſcheinungsfeſt (5. Febr. 1911) Matth. 9, 35—38.
„ 5 Sonntag Eſtomihi (26. Febr. 1911) Matth. 16, 21—23.
„ 6 Sonntag Miſericordias Domini (30. April 1911) Joh. 10, 22—30.
„ 7 Himmelfahrt (25. Mai 1911) Luk. 24, 49—53.
„ 8 Erſter Sonntag nach Trinitatis (18. Juni 1911) Mark. 4, 26—32.
„ 9 Fünfter Sonntag nach Trinitatis (16. Juli 1911) Luk. 10, 38—42.
„ 10 Siebzehnter Sonntag nach Trinitatis (8. Okt. 1911) Ev. Joh. 9, 1—6 und 1 Theſſ. 5, 18.
„ 11 Reformationsfeſt (5. Nov. 1911) Phil. 3, 13, 14.

X. Jahrgang 1911—12.

Nr. 1 2. Advent (10. Dezember 1911) Röm. 14, 7—12.
„ 2 Sylveſter (31. Dezember 1911) Pſ. 92, 2. 3.
„ 3 1. Sonntag nach Epiphanias (7. Januar 1912) Eph. 6, 1—4.
„ 4 Sonntag Septuageſimä (4. Februar 1912) Apoſtelgeſch. 9, 36—42.
„ 5 Landesbußtag (3. März 1912) Luk. 19, 41. 42.
„ 6 Palmſonntag (31. März 1912) Matth. 26, 26—30.
„ 7 Sonntag Kantate (5. Mai 1912). 1. Thess 2
„ 8 Pfingſttag (26. Mai 1912) Apoſtelgeſch. 2, 32—41.
„ 9 Dritter Sonntag nach Trinitatis (23. Juni 1912) Apoſtelgeſchichte 5, 34—42.
„ 10 Siebenter Sonntag nach Trinitatis (21. Juli 1912) Hebräerbrief 12, 5—11.
„ 11 Dreiundzwanzigſter Sonntag nach Trinitatis (10. Nov. 1912, Offenbarung 21, 1—8.

---

13. 13765